This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572418 1

Geſchichte

der

deutſchen Poeſie

nach ihren

antiken Elementen.

Von

Carl Leo Cholevius,

Oberlehrer am Kneiphöfiſchen Stadtgymnaſium und Mitglied der Königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg i. Pr.

Erſter Theil.

Von der chriſtlich-römiſchen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's franzöſiſcher Gräcität.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

NFI

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

Eine Geſchichte unſerer Poeſie nach dem beſondern Geſichtspunkte, welchen ich mir gewählt habe, ſoll eine alte, doch nicht verjährte Schuld abtragen. Schon im vorigen Jahrhunderte, als das Princip des Volksmäßigen und des Naturſchönen der herkömmlichen Dichtungsweiſe entgegentrat, und die Kritik mit Nachdruck darauf hinwies, daß neben dem antiken noch andere Elemente auf die Geſtaltung unſerer Poeſie Einfluß gehabt oder haben ſollten, vermißte Herder eine Geſchichte des Geiſtes der neuern Literatur nach ſeiner Wandelung und Ausbildung unter den Einwirkungen der Orientalen und auch der Griechen und Römer. In neuern Zeiten ſonderten ſich die verſchiedenſten Geſchmacksrichtungen nach zwei Hauptbegriffen: das Antike und das Romantiſche nahmen alle Gegenſätze in ſich auf und traten, obgleich ſie eine Zeitlang mit dem günſtigſten Erfolge zuſammengewirkt, einander als unverſöhnliche Feinde entgegen. Damals forderte Friedrich von Schlegel in den „Studien des claſſiſchen Alterthums“ (1795—96), ſpäter auch Tieck in der „Einleitung zu Lenzens Schriften“ (1828) eine geſchichtliche Darlegung der Folgen, welche das Studium der alten Claſſiker für Poeſie und Cultur gehabt, damit ſich Vortheile oder Nachtheile klar herausſtellten. Mehr noch mahnen uns die Verhältniſſe der Gegenwart an eine ſolche Aufgabe. Der Sieg der Romantik über das

Antike, ihre charakterlose Vielseitigkeit und ihr unermüdliches Bestreben, sich Alles anzueignen, was mit ihrem weiten Grundbegriffe verwandt ist, führte endlich zu dem schimmernden Resultate, daß wir in den Besitz einer Weltliteratur kamen. Allen Zeiten, allen Ländern haben wir ihre Dichtungen abgefordert. Es wurde jedoch nicht blos das Werthvolle gewählt; auch auf die flüchtigste Tagespoesie unserer Nachbarn lauert der gierige Uebersetzer. Die Wirkungen dieser sinn- und maßlosen Reproduction sind ebenso bedeutend, wie leicht zu erkennen. Die Erzeugnisse der selbständigen Dichtungskraft, die noch unserm nationalen Boden entsprossen, ringen sich mühsam unter der Aussaat fremder Elemente hervor, die Alles zu überwuchern und zu ersticken drohen. Dies gilt sogar von dem Romane und der Novelle, die doch in Zeiten, wenn für eine bestimmte und scharf ausgeprägte Gestalt, für eine anspruchlose, auf das Mitreden und Doziren verzichtende Objectivität der Darstellung und für das unvermischte Schöne der Sinn geschwunden ist, zur Blüthe zu gelangen pflegen.

Noch gilt in Betreff unserer Poesie das Wort Goethe's, daß auch der neuern Zeit die Natur nicht das Talent versagte, daß aber die Zeit für das Talent keine Schule und auch beinahe keinen Gegenstand hat. Manche neuere Dichter, namentlich die schwäbischen und österreichischen, welche dieselbe Gemüthswelt und Denkart darstellten, die als der unzerstörbare Kern des deutschen Wesens sich gleichmäßig in der Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit ausgesprochen, fanden für die Behandlung noch einen festen Anhalt. Sie gingen zwar nicht mehr auf das Antike zurück, bildeten sich aber doch unter den Nachwirkungen desselben, indem sie sich von dem hohen dichterischen Geiste und dem reinen Formensinne leiten ließen, welche in den Werken unserer an der Kunst der Griechen gereiften Classiker, hauptsächlich

Schiller's und Goethe's, zur Erſcheinung gekommen. Dieſe Werke liegen aber bereits hinter der neuen Zeit; ihr Einfluß verliert immer mehr an Kraft und Beſtimmtheit. Man zählt jene Claſſiker ſelbſt nicht mehr zu den modernen Dichtern und Diejenigen, welche in ihrer Weiſe dachten und dichteten, waren nicht die Lieblinge der neuern Kritik. Es ſind auch wirklich Intereſſen in den Vordergrund getreten und Ideen herrſchend geworden, die noch nicht in dem Geſichtskreiſe jener Meiſter lagen, und Vieles, was ſie bewegte, gehört wol zu den ausgeſungenen Dingen. Man hielt ſich berechtigt, den Idealismus der claſſiſchen Periode zu verwerfen, da er ſich nur auf das Wohl und Wehe im Einzelleben des Individuums bezogen, höchſtens auf ein abſtractes Humanum gerichtet, und von den allgemeinen Angelegenheiten der Geſellſchaft, hauptſächlich von den politiſchen und ſocialen Bewegungen im Leben des eigenen Volkes abgewendet habe. Nicht allein die Kritik, ſondern die Poeſie ſelbſt bekämpfte jene Idealität. In den Dichtungen Heinrich Heine's durchkreuzte ſich jenes tiefe Gemüthsleben der claſſiſchen und der romantiſchen Kunſtperioden mit einer humoriſtiſchen Negation. Die Frommen ſowol wie die Kinder der Welt fühlten ſich zugleich angezogen und doch nicht befriedigt. Das pikante Schauſpiel der Selbſtvernichtung konnte auch nur eine Zeitlang unterhalten, und da die bloße Verneinung nicht ſchöpferiſch iſt, gab ſich die Kritik Mühe, der Poeſie wieder zu einem poſitiven Inhalte zu verhelfen. Sie forderte, daß die Kunſt entweder in die innigſte Beziehung zu den geſchichtlichen Erſcheinungen und allgemeinen Intereſſen der Gegenwart treten, daß ſie in der Geſellſchaft mithandeln oder ihre Werkſtätte ſchließen ſollte. Die jungen Dichter zogen das Erſte vor. Die politiſche Lyrik, die ſocialen Dramen und Novellen führten den Realismus in die Dichtung ein. Zu-

gleich ward von Vielen ein Modernes in der Darstellung erstrebt. Sie verschmähten die alten, durch die Kunst geregelten Formen, und bekannten sich wieder zu dem Principe der Naturdichtung, in welcher Wahrheit und Energie die höchsten Forderungen sind.

Ehe wir die Frage aufnehmen, ob dieser modernen Poesie das Alterthum nichts mehr sein könne, verweilen wir einen Augenblick bei jenen Angriffen auf den Idealismus der classischen Periode, weil sie mit der gegenwärtig herrschenden Gleichgültigkeit gegen das Alterthum in Verbindung stehen. Es ist nicht richtig, daß die Poesie des 18. Jahrhunderts ohne ein modernes Zeitbewußtsein geblieben. Wenn man politische und sociale Interessen zu wenig vertreten findet, so lag es daran, daß das Volksleben solche Elemente noch nicht in sich ausgebildet. Es kam den Dichtern bei der Versteinerung aller herkömmlichen Zustände keine Wirklichkeit entgegen, an der sie selbst sich hätten entwickeln, auf die sie hätten Einfluß üben können. Solche Dinge blieben daher in der Sphäre der Idee. Die Ansichten konnten sich nicht in Zeiterscheinungen abspiegeln, sondern nur in erfundenen symbolischen Phantasiebildern oder in analogen Ueberlieferungen der Geschichte. Man macht also Forderungen, die damals gar nicht zu erfüllen waren, und es muß genug sein, daß sich in den Dichtungen der Geist der Reform auch nur in ahnungsvollen Symbolen äußerte. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß es an einer Schlachtenlyrik zu keiner Zeit gefehlt hat. Auch Lessing's schöner Eifer, die religiöse Intoleranz auszurotten und der Aristokratie gegenüber den Bürgerstand zum Selbstgefühle zu erheben, sind allgemein anerkannt. Mußte nicht aber auch die Würdigung und Begünstigung der Volkspoesie nothwendigerweise an den Gedanken gewöhnen, daß die bis dahin verachteten Classen

der Geſellſchaft ihren Werth und ihre Rechte haben? Der Kosmopolitismus iſt die politiſche, Philanthropie und Humanität ſind die ſocialen Ideen des 18. Jahrhunderts und welche tiefe Spuren haben ſie in den Dichtungen der Göttinger, in den Schriften Wieland's, Herder's, Jean Paul's und Anderer hinterlaſſen? Klopſtock iſt der Urheber des nationalen Bewußtſeins, und er beſang auch die Reformen der franzöſiſchen Demokratie mit einem Enthuſiasmus, den er ſpäter zu bereuen alle Urſache hatte. Schiller's Dramen zeigen in einem planmäßigen Stufengange die politiſche Entwickelung ſeiner Gegenwart, und ſelbſt in Goethe's Dichtungen hat die neuere Kritik ein ganzes Syſtem des Socialismus entdeckt. Das bürgerliche Drama war ein Proteſt des dritten Standes gegen das Anſehen der Ariſtokratie. Es fehlte auch damals nicht an der Lächerlichkeit, daß die Hochgeborenen und die Hochgeſtellten ſchon nach Stand und Amt für die Unterdrücker der Menſchenrechte galten. Aus ihrem Kreiſe verſorgte ſich die Bühne mit Böſewichtern und nur die jungen Herren von Stande wurden geſchont, weil die Schönheit der Bürgermädchen ihnen gewöhnlich volksfreundliche Anſichten einflößte. Schiller's Präſident von Walter, der ohne ein Gefühl für den ſittlichen Adel und Reichthum der Töchter aus dem Volke, mit herzloſen Vorurtheilen das Glück der Unſchuld zertrümmert, ward eine ſtehende Rolle. Mit jener Behauptung, daß die claſſiſchen Dichter des 18. Jahrhunderts in ihrem imaginären Idealismus nur ſich ſelbſt gelebt, nur ſich ſelbſt einen künſtleriſchen Genuß bereiten wollen, werden nicht allein unzweifelhafte Thatſachen geleugnet, ſondern ſie gründet ſich auch auf die höchſt verderbliche Meinung, daß das Nationalleben ſich ausſchließlich oder doch hauptſächlich in politiſchen Reformen äußere. Zu dieſer Armuth iſt doch unſere Nation noch nicht herabgeſunken. Die

Philoſophie, die Wiſſenſchaften, die Religion und die Kunſt ſelbſt haben einen gleichen Rang mit der Politik, und das Culturleben, welches in ihnen waltet, iſt ein integranter Theil des Nationallebens. Wenn nun die innere, gewiß bedeutungsvolle Geſchichte des deutſchen Geiſtes einen Klopſtock und Leſſing, Schiller und Goethe zu den Schöpfern unſerer hervorragendſten Culturperiode zählt, ſo ſollen dieſe Männer doch außerhalb des Nationallebens geſtanden, nur zur Ergötzlichkeit für ſich, für eben ſolche kunſtliebende Stubenhocker und für die Weiber gedichtet haben? Goethe äußerte gegen Eckermann (II, 356): „Was heißt denn ſein Vaterland lieben und was heißt denn patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnung und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſch wirken? Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten. Um gewiſſen Leuten recht zu ſein, hätte ich müſſen Mitglied eines Jacobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen.“ Dieſe Worte werden heute mehr Gewicht haben als vor wenigen Jahren. Die großen Dramatiker der Griechen lebten in einer demokratiſchen Republik und zur Zeit eines nationalen Krieges gegen die Perſer; dennoch behandelten ſie nur ſelten einen Gegenſtand aus der Zeitgeſchichte, meiſtens dagegen die ſagenhaften Schickſale der alten Königsgeſchlechter, und doch hat es kein Landsmann ihnen vorgeworfen, daß ihre Dichtung nicht den politiſchen Intereſſen des Zeitalters gedient. Denn die Griechen ſuchten die Einheit der Poeſie und des Lebens nicht in der Anwendung der erſtern auf die Ereigniſſe des Tages, ſondern in der Auffaſſung und Behand-

lung der Stoffe. War dieſe dem Charakter der Nation gemäß, zeigten ſich die Dichter in ihren Schöpfungen von griechiſcher Denkungsart erfüllt, waren ſie die Repräſentanten oder gar die Schöpfer der Geiſtesbildung, zu welcher das Zeitalter hinanſtrebte, ſo ließ man ihnen in der Wahl der Gegenſtände freie Hand und machte es nicht um jener äußern Einheit der Poeſie und des Lebens willen zu einer unerlaßlichen Forderung, daß der moderne Nationaldichter den Miltiades oder Leonidas in einem Epos verherrlichte, daß er mit einem „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ zur Befreiung der aſiatiſchen Griechen aufrief, daß er ſtatt des verſchollenen Oedipus den Sokrates zum Helden ſeiner Tragödie wählte und den Kampf der philoſophiſchen Aufklärung und des Obſcurantismus auf der Bühne auszufechten ſuchte.

Wenden wir uns nun zu der modernen Poeſie, oder wie man lieber ſagt, zur Poeſie der Zukunft, um ihr Verhältniß zum Alterthum zu ermitteln. Da wir oben Werth darauf gelegt, daß der ſogenannte Idealismus der claſſiſchen Periode mit den öffentlichen Intereſſen ſeiner Zeit in der innigſten Verbindung geſtanden, ſo folgt daraus von ſelbſt, daß wir dem Realismus der modernen Poeſie nicht ſeine Berechtigung abſprechen werden, auch wenn derſelbe ſich nicht auf das ſubſtantielle Culturleben der Nation, ſondern nur auf die äußern Formen und Bedingungen unſerer Exiſtenz und Geiſtesfreiheit, auf die politiſchen und ſocialen Zuſtände richtet. Was iſt nun aber die Urſache davon, daß dieſe moderne Poeſie, namentlich die Dramen und Novellen, ſelbſt vor der modernen Kritik zum großen Theile ſo ſchlecht beſteht; daß zwar die ganze Gattung nach ihrer Tendenz geprieſen wird, aber wenn es dann zur Beurtheilung der einzelnen Werke kommt, ſelbſt der partheiiſche Verehrer der modernen Poeſie ſo wenig findet, was er,

ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, rühmen könnte. So macht die „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert von Julian Schmidt (1853) einen eigenen Eindruck. Hier wird es ebenfalls als ein erheblicher Fortſchritt über die claſſiſche und die romantiſche Periode unſerer Poeſie betrachtet, daß die modernen Dichter der Idealität und einem in ſich ruhenden Kunſtintereſſe entſagt; dann folgt eine mit inſtructiven Beiſpielen ausgeſtattete Beweisführung, daß ihre Werke oft hinter den mäßigſten Anſprüchen der Vernunft und des Geſchmackes zurückgeblieben; dann zieht die lange Reihe der Dichter nur an dem Tribunale vorüber, um mit ſehr wenigen Ausnahmen das unermüdliche Schuldig zu hören. In der Neuheit der Form erſcheint meiſtens nur die ſehr alte Kunſt, einem Gebilde der Phantaſie weder Einheit und organiſche Gliederung, noch einen abrundenden Schluß zu geben. So modern die Worte und Bilder ſein mögen, die ganze Ausdrucksweiſe der neuen Dichter, mit welcher ſie der Correctheit des claſſiſchen Styles Trotz bieten, verräth doch nur die Neigung, in den verzerrten Titanismus und in die rohe Natürlichkeit der alten Geniedichtung eines Lenz und Klinger zurückzufallen. Das Drama der Zukunft, welches ſich unter den Auſpicien der Grabbe, Büchner, Hebbel conſtituirt hat, überflügelt die Schöpfungen der ältern Sturm- und Drangperiode an Ideenfülle und poetiſcher Kraft, aber die unreinen Ideale, die Auflehnung gegen die geſunde Vernunft, die verkehrte Gefühlsweiſe, die Abſchweifung zu undichteriſchen Nebenzwecken und zu ganz unpoetiſchen Gegenſtänden iſt hier dieſelbe wie dort. Auch in den Tendenzromanen ſpielen das Laſter, die Verrücktheit und das Elend ihre ſchauerliche Rolle. Die naturwahre Darſtellung der moraliſchen und phyſiſchen Schäden der Gegenwart kann unmöglich das Endziel des poetiſchen Realismus ſein. Die-

ſer modernen Poeſie fehlt zu ihrer Vollendung die Kunſt der Geſtaltung und die Kunſt, das Reale in die Sphäre des Schönen zu erheben. Dies iſt der Idealismus, ohne welchen weder die neuern Zeiten noch das Alterthum eine claſſiſche Poeſie beſitzen möchten. Iſt ein ſolcher, bis in das innerſte Weſen der Dichtkunſt eindringender Gegenſatz zwiſchen dem Modernen und dem Claſſiſchen und Antiken vorhanden, darf man ſich dann noch immer mit der Annahme beruhigen, daß bereits im vorigen Jahrhunderte der ganze Bildungsſtoff des Alterthums in unſere Poeſie übergegangen, daß man das Antike als ein Uraltes und Aufgebrauchtes völlig entbehren könne? Schon einmal hat das Alterthum der Barbarei einer kraftvollen, aber verworrenen Sturm- und Drangperiode Dichtungen entlockt, die an das Höchſte reichen, was der menſchliche Geiſt zu ſchaffen vermag; es würde ihm vielleicht auch zum zweiten Male gelingen. Die Ideen, die Gegenſtände, die Formen der Poeſie mögen ſein, welche ſie wollen: unter allen Umſtänden muß ihr Inhalt davon Zeugniß geben, daß der Dichter über der Materie ſteht, daß er aus dem idealen Bewußtſein der Humanität und einer höhern Lebensordnung in das trübe Chaos der Erſcheinungen Licht und Frieden zu bringen vermag; unter allen Umſtänden muß ſich die Darſtellung an die ewigen Geſetze des Schönen binden. Iſt aber dies der Fall, ſo kann das Alterthum, hauptſächlich das griechiſche, nie veralten, weil die Werke ſeiner Dichter in beiden Beziehungen das vollendeteſte Urbild der Poeſie ſind. Es iſt kein weſentlicher Fortſchritt in der Entwickelung unſerer Dichtkunſt möglich, wenn nicht dieſe Wahrheit wieder anerkannt und benutzt wird, wie denn überhaupt eine Verſöhnung mit dem Alterthume ſchon aus dem Grunde für die Cultur der Zukunft die höchſte Bedeutung hat, weil nächſt dem Chriſtenthume der ideale Sinn ſeiner Weiſen

und Dichter, und ein ſo gehobenes, vielſeitiges Volksleben uns am erſten in Stand ſetzen könnte, die freie Würde der Humanität vor den Alles verſchlingenden Intereſſen des Materialismus zu ſchützen. Neulich hat Wilhelm Herbſt ſeiner Schrift „Das claſſiſche Alterthum in der Gegenwart“ (1852) wieder daran erinnert, wie wichtig es für die Erhaltung und Fortbildung unſerer auf antiken Grundlagen ruhenden Cultur iſt, daß man endlich den materialiſtiſchen Wanderzügen nach Amerika mit geiſtigen Pilgerfahrten nach Hellas, dem Lande des Ideales, der Schönheit, der höhern Humanität, entgegentritt. Der Zuſtand unſerer Dichtkunſt weiſt uns auf denſelben Weg hin. Davon die Zeitgenoſſen zu überzeugen iſt wol kein Mittel ſo geeignet als eine auf Geſchichte und Kritik gegründete Darlegung Deſſen, was uns die Poeſie der Alten geweſen und was mit Hülfe der claſſiſchen Studien erreicht worden iſt. Da die Kluft zwiſchen dem Antiken und dem Modernen ſich täglich mehr erweitert, wird man nichts dagegen haben, wenn ich ein Werk dieſer Art zu den Büchern zähle, welche ſich als ein dringendes Bedürfniß bei dem Publicum einführen.

So wie Tieck es wünſchte, habe ich indeſſen die Aufgabe nicht behandeln können. Ihm lag hauptſächlich daran, daß durch eine Zuſammenſtellung aller Verirrungen, zu denen das Studium und die Nachahmung der alten Dichter verleitet, dargethan würde, wie das Antike die deutſche Poeſie um ihre nationale Grundlage und ſelbſtändige, naturgemäße Entwickelung gebracht. Dieſer Geſichtspunkt würde auch heute bei Vielen Beifall finden, da die modernen Dichter, Kritiker und Kunſtfreunde, vielleicht aus andern Gründen, aber mit derſelben Geringſchätzung wie die Romantiker die pedantiſche Philologie und Alterthümelei ignoriren. Laſſen wir es nämlich dahingeſtellt, ob ein

drittes goldenes Zeitalter der Poeſie, wenn ein ſolches überhaupt unſerm Volke einſt zu Theil werden ſoll, ohne die Mitwirkung des Antiken eintreten könne, ſo bleibt es doch eine unzweifelhafte Thatſache, daß an den reifſten und in ſich vollendeteſten Dichtungen, welche dem deutſchen Volke, was Vilmar mit Recht hervorhebt, vor allen andern den Vorzug gaben, daß es ein zweites goldenes Zeitalter ſeiner Poeſie aufzuweiſen hat, der Geiſt des Alterthums mitgeſchaffen. Das Ziel meiner Unterſuchung konnte daher unmöglich der Beweis ſein, daß wir berechtigt ſind, über den unſeligen Anſchluß an das Alterthum Klage zu führen. Ebenſo wenig iſt es mir möglich geweſen, wie Tieck es verlangte, den antiken Theil unſerer Poeſie von allem Andern abzuſondern und mit rückſichtsloſer Einſeitigkeit zu behandeln. Eine Begrenzung des Gegenſtandes war allerdings nothwendig. Aber es gibt nur wenige Perioden in der Geſchichte unſerer Poeſie, ja es gibt nur wenige Dichter, die ſich ganz ausſchließlich an dem Alterthume gebildet. Mußte das Antike in den Vordergrund geſtellt werden, ſo waren doch immer auch die mitwirkenden Elemente zu berückſichtigen, ſollten nicht viele Erſcheinungen unerklärlich bleiben und die ganze Darſtellung unwahr und lückenhaft werden. Von einigen Abſchnitten geſtehe ich gern ein, daß ſie zur Entwickelung des eigentlichen Gegenſtandes nicht nothwendig ſind, doch habe ich mir ſolche Excurſe nur geſtattet, wenn mich eine Abweichung von den herrſchenden Anſichten, der Wunſch, ein Urtheil mehr zu begründen, oder Dunkeles aufzuklären und Lückenhaftes zu vervollſtändigen, dazu reizte, die Grenzen ein wenig zu überſchreiten, und ich hoffe, man wird es nicht zu ſtreng rügen, daß ich die mir vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit benutzte, mich über Dinge auszuſprechen, die mir am Herzen lagen.

Bei meinem Unternehmen bin ich durch mancherlei Vorarbeiten gefördert worden. Seitdem man auf den Gegenstand aufmerksam wurde, hat man auch über ihn geschrieben. Lessing und Herder machten im Anschlusse an Winckelmann die ersten Versuche, den Geist des Alterthums zu ergründen und in Kunst und Poesie das Verhältniß des Antiken zum Modernen zu bestimmen. Dann folgten die Untersuchungen von Wilhelm von Humboldt, Schiller, Friedrich von Schlegel, welche beide Elemente so scharf begrenzten, daß neuere Forscher, was die Feststellung der Grundbegriffe angeht, zu keiner wesentlichen Aenderung Anlaß gehabt. Weit seltener ist man dagegen bemüht gewesen, die Werke der deutschen Dichter selbst mit ihren antiken Vorbildern zu vergleichen. Von ältern Arbeiten der Art haben sich eigentlich nur Lessing's und Herder's Abhandlungen behauptet, die ganz vortrefflich sind, sich aber auf ein sehr kleines Gebiet beschränken.

Dazu kamen dann noch in neuerer Zeit die zahlreichen Erläuterungsschriften zu Schiller's und Goethe's hellenistischen Dichtungen. Das Mittelalter wurde natürlich am meisten vernachlässigt. Jetzt hat sich indessen auch für die Geschichte dieser Zeiten bereits ein literarischer Apparat gebildet. Die „Deutsche Mythologie" von Jakob Grimm ist überaus reich an Beziehungen auf das classische Alterthum. Ferner haben der Schotte John Dunlop („The History of Fiction," 1814) und sein deutscher Uebersetzer F. Liebrecht (1851), Valentin Schmidt, v. d. Hagen, Gräße u. A. gelegentlich Manches aus den Sagen des Mittelalters auf griechische Fictionen zurückgeführt und Notizen dieser Art sind mir sehr willkommen gewesen. Besonders lehrreich in Betreff des ganzen Gegenstandes ist die „Geschichte der Deutschen Dichtung" von Gervinus, der bei seiner auf alles Bedeutungsvolle gerichteten Aufmerksamkeit auch dieses wichtige

Moment stets im Auge gehabt und wenn er einen Punkt zur ausführlichen Behandlung heraushob, dem Nachfolger wenig zu thun übrig ließ. Es ist mir bei meiner Arbeit immer ein erfrischender Genuß gewesen, Gervinus nachzustudiren, d. h. zu beobachten, wie sein Werk aus den Forschungen in der Literatur und der Geschichte derselben emporwuchs, und unzählige Male habe ich Anlaß gehabt, seinen Scharfsinn, seine weite Umsicht, seinen Fleiß und seine Genauigkeit zu bewundern. Hätte Gervinus nicht so die Citate gespart, man würde über die Menge der Bücher erstaunen, die oft zur Erörterung eines einzigen Gegenstandes benutzt sind, und Mancher würde sich vielleicht auch geschämt haben, Das, was der ausdauerndste Fleiß gesammelt, durch eine vornehme, mit breiten Auslassungen über einzelne Mängel gewürzte Relation oder durch die Uebertragung in eine philosophisch und rhetorisch aufgeschmückte Sprache in sein Eigenthum zu verwandeln. Den thörichten Versuch zu einem Wettstreite mit Gervinus verschmähend, habe ich gern auf ihn verwiesen und Wiederholungen vermieden. Immer war das Letzte natürlich nicht möglich, da ich in meiner Darstellung keine Lücken lassen konnte. Sonst habe ich um die Unabhängigkeit und Selbständigkeit meiner Arbeit nicht ängstlich besorgt sein dürfen. So liegt es nicht in meiner Natur, das wahrhaft Dichterische ausschließlich oder vorzugsweise in derjenigen Gattung des Schönen zu suchen, welche Schiller die energische nennt, und schon dieser Umstand brachte oft eine Verschiedenheit der Auffassung und der Urtheile mit sich. Ferner hatte die beständige Rücksicht auf das Antike zur Folge, daß die Erscheinungen alle nach diesem bestimmten Gesichtspunkte betrachtet wurden, und daß Vieles, was allgemeine Geschichten der Poesie nur kurz berühren oder auch ganz übergehen, zu einer ausführlichen Darstellung gelangte. Endlich än-

derte ſich die Art der Behandlung nach einem beſondern Nebenzwecke. Obgleich ich nämlich bemüht geweſen bin, jedem Capitel in meinem Werke einen wiſſenſchaftlichen Werth zu geben, konnte ich doch von vorn herein nicht in den Ehrgeiz verfallen, nur für die erſten Kenner unſerer Literatur ſchreiben und ihnen lauter neue Dinge ſagen zu wollen. Viele Freunde der Poeſie, die ſich gern ſolchen Studien hingeben, denen aber doch Zeit und Bücher fehlen, ſich Das anzueignen, was eine Literaturgeſchichte vorausſetzt, die ſich ſelten von den Höhen der Gelehrſamkeit herabläßt, beklagen ſich darüber, daß ſie Gervinus nicht folgen können, und man darf überhaupt annehmen, daß von den Leſern ſeiner Geſchichte ſich mehr als die Hälfte nur einbildet, die Literatur aus ihr kennen gelernt zu haben. Ich machte es mir daher zur Aufgabe, zu der allgemeinen Charakteriſtik jeder Periode und ihrer Vertreter in der Poeſie und Kritik eine genauere Analyſe der bedeutendſten Dichtungen und theoretiſchen Syſteme hinzuzufügen, damit die Bekanntſchaft mit dem ideellen und ſtofflichen Inhalte der Dichtungen eine Auffaſſung ihrer künſtleriſchen Geſtaltung erleichterte und ebenſo die Kenntniß der Hauptſätze eines Syſtems dem Urtheil über ſeine Berechtigung Klarheit und Sicherheit verſchaffte.

Endlich habe ich noch zu erwähnen, daß ich ohne den Beiſtand wohlwollender Gönner und Freunde mit meinem Werke nie fertig geworden wäre. Vornehmlich verpflichten mich Herr Geheimrath Dr. Roſenkranz und Herr Provinzial-Schulrath Dr. Lucas (bis zum Sommer 1848 in Königsberg) zu dieſem Bekenntniſſe. Ihre Belehrungen haben mir über manche Schwierigkeit weggeholfen, ihre freundliche Theilnahme an meinen Studien hat mich immer von Neuem angeregt, wenn mir mühſame und wenig ergiebige Unterſuchungen, der Mangel an Zeit und die Noth

um ſeltene, doch unentbehrliche Bücher den Muth raubten. Es macht mir viele Freude, daß ich jetzt Gelegenheit habe, ihnen öffentlich meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen, daß ſie mir viele Jahre hindurch ſo treue Führer geweſen.

Die Geſichtspunkte, nach welchen ſich die Darſtellung gliederte, ergaben ſich leicht aus der Sache. Der Bildungsgang der deutſchen Poeſie zeigt uns das merkwürdige Schauſpiel, daß ihre beiden hauptſächlichſten Elemente, das Antike und das Romantiſche, welcher Name dann das dem Altgermaniſchen entſprungene und verwandte Volksmäßige, das Chriſtliche, das Romaniſche und das Orientaliſche umfaßt, einander wechſelsweiſe ablöſen und verdrängen, bis dann die wahre Bedeutung und die Berechtigung beider erkannt nnd an eine Verſchmelzung gedacht wird. Lange Zeiten vergingen, bis die claſſiſchen Studien auch wirklich claſſiſche Früchte brachten, bis man das eigentliche Weſen der alten Kunſt und ihr wahres Verhältniß zu einer Nationaldichtung erkannte. Friedrich von Schlegel ſagt: „Es könnte in der That den Stoff zu einem eigenen Werke geben, wenn man die Verwechſelung des objectiven Schönen und des blos eigenthümlich Localen in der griechiſchen Poeſie durch alle Nachbildungsverſuche der modernen Dichter und Kunſtforſcher im Einzelnen durchführen und mit allen ſich darbietenden Beiſpielen geſchichtlich belegen wollte.“ Die Geſchichte des 17. und 18. Jahrhunderts unſerer Poeſie iſt faſt durchweg eine Geſchichte jener Verwechſelung und des Beſtrebens, endlich auf ſichern Grund zu gelangen, und ich kann mich nicht des Gedankens erwehren, daß für ein Bildungsmittel, deſſen Erwerb unſere Nation ſo lange und ernſtliche Anſtrengungen gekoſtet, noch einmal die Stunde zu höchſt bedeutenden Wirkungen kommen muß. Eine weitere Auseinanderſetzung des Planes nach den Haupttheilen würde überflüſſig ſein, da die jedem

Bande vorausgeschickte Uebersicht des Inhalts ihn deutlich darlegt. Die Ausführung zwingt auch mich zu den stereotypen Erklärungen, daß sie weit hinter meinen Wünschen zurückgeblieben, daß ich ihre Mängel kenne, aber ihnen nicht abhelfen konnte, daß Alles besser ausgefallen wäre, wenn mich nicht meine Hülfsmittel so oft im Stiche gelassen. Der Gegenstand hat auch keinen unbedeutenden Umfang und dies, hoffe ich, wird man mir in Rechnung bringen. Außerdem ist man, je weiter die Untersuchungen ins Einzelne gehen, desto mehr auf sich allein angewiesen und desto leichter stellen sich Mängel und Irrthümer ein. Das Interesse für die Sache nöthigt mich noch, den Wunsch hinzuzufügen, daß reichliche Nachträge und Berichtigungen, welche besonders den Gelehrten, die sich zu ihren Studien kleinere Pensa ausgewählt, keine Mühe machen werden, recht bald auch diesem Theile unserer Literaturgeschichte, da er zugleich eine der wichtigsten Grundlagen unserer gesammten Nationalbildung betrifft, eine seiner Bedeutung angemessene Vollkommenheit geben mögen.

Königsberg, im Mai 1854.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erſte Periode.

(Bis 1180.)

Anſchluß an die römiſche Literatur und Dichtungen in lateiniſcher Sprache.

Erſtes Capitel.

Seite

Das Verhältniß der Deutſchen zum Alterthume in Bezug auf den Bildungsgang der Menſchheit. Frühe Bekanntſchaft mit den Römern und ihrer Literatur. Ueberſicht der claſſiſchen Studien bis zur Zeit der fränkiſchen Kaiſer. Ihr Verhältniß zur Nationalität. Ihr Einfluß auf die Bildung der deutſchen Sprache und die Entſtehung einer Literatur..... 1

Zweites Capitel.

Die lateiniſche Sprache als Organ des hiſtoriſchen Gedichtes und des mythiſchen Epos. Bemühungen der Geiſtlichen um Erhaltung und Ausbildung nationaler Sagen und Gedichte. Die treue Schilderung des germaniſchen Heldenthums im Waltharius. Lateiniſche Quellen und Concepte als Grundlage ſpäterer Dichtungen in den Landesſprachen. Darſtellung eines modernen epiſchen Momentes im Ruodlieb. Die deutſche Thierſage in lateiniſchen Gedichten; ihr Verhältniß zur Aeſopiſchen Fabel 19

Zweite Periode.

(Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts.)

Behandlung antiker Dichtungsſtoffe im Geiſte der Romantik.

Drittes Capitel.

Plötzliche Aenderung in dem Gange der Bildung. Die Romantik als eine Blüthe des altgermaniſchen Sinnes. Aehnlichkeit des heimiſchen und des griechiſchen Heroenthums auf den beiden erſten Stufen. Die Verſchiedenheit des Ritterthums und des homeriſchen Heldenthums nach dem Momente der Ehre, die ihren Inhalt von Religion und Minne empfängt. Die ideale Sittlichkeit der Romantik. Die überwiegende Subjectivität, wie ſie ſich in der Lyrik und in den ſentimentalen Momenten des Epos kundgibt 41

Viertes Capitel.

Seite

Die Gedichte von Alexander, der als Held und Träger der Naturmythen Intereſſe erweckt. Die Quellen ſeiner ſagenhaften Geſchichte. Der Alexander Lamprecht's. Des Königs Perſönlichkeit verglichen mit den Idealanſchauungen des Mittelalters. Die Alexandreis des Gualter. Die ausſchweifenden Fictionen Anderer. Die Naturmythen der Alten im Herzog Ernſt, in Reiſebeſchreibungen, Chroniken, Naturlehren und myſtiſchen Symbolen 59

Fünftes Capitel.

Veldek's Eneide. Die Umſchmelzung des heroiſchen Epos in eine ritterliche Minnedichtung. Die troiſchen Sagen in Griechenland und Rom. Dares und Dictys als Quellen für das Abendland. Benoit und Guido. Herbort's und Konrad's Lieder von Troja. Die Verflachung der Homeriſchen Sagen. Die Ausfälle auf Homer. Die romantiſche Färbung der Sitten. Die Schilderung, als das ſubjective Element der Plaſtik, in Naturgemälden, Gleichniſſen, Charakteriſtiken, in der Motivirung der Handlungen und in der dialektiſchen Zergliederung der Affecte..... 101

Sechstes Capitel.

Beſondere Eigenthümlichkeiten der Darſtellung bei Guido, Herbort und Konrad. Das Verhältniß des Letztern zu Benoit und deſſen Nachfolgern. Aus welchen Dichtern des Alterthums Konrad's Troerlied gefloſſen iſt, und auf welche Weiſe ſie benutzt ſind. Ob Konrad ſelbſt das Gedicht Benoit's ergänzt oder ob ihm eine wälſche Umarbeitung deſſelben vorlag.. 126

Siebentes Capitel.

Weitere Ausbreitung der Troerſagen. Ihre Benutzung zu genealogiſchen Herleitungen, Vergleichungen, zu mimiſchen Darſtellungen und Bildwerken. Ovid's Metamorphoſen. Novellenſtoffe. Pyramus und Thisbe. Die Matrone zu Epheſus. Amor und Pſyche. Der griechiſche Roman; ſein Verhältniß zur Romantik des Mittelalters. Apollonius von Tyrus. Die Aufnahme und Nachbildung einzelner griechiſcher Fictionen..... 145

Achtes Capitel.

Die Legende. Ihr verſchiedener Charakter im Orient und im Abendlande. Die Uebertragung der griechiſchen Legende. Barlaam und Joſaphat. Der allgemeine orientaliſch-byzantiniſche Charakter des Gedichtes. Der Antheil des claſſiſchen Alterthums. Der Inceſt und der Vatermord des Oedipus. Antikes in den Legenden von Brandan und von dem heiligen Georg. Der Marienbienſt. Die Wanderungen Chriſti und Petri. Legendariſche Traditionen von Plato, Ariſtoteles, Virgil. Sagen von Ovid und Horaz 163

Neuntes Capitel.

Göttermythen und Aberglaube. Die drei Perioden der Mythologie. Vergleichung der griechiſchen und der deutſchen Hauptgötter. Die claſſiſche Mythologie in den Gedichten des antiken Sagenkreiſes. Apollo als

Seite

Träger der abgöttiſchen Weiſſagung, Hermes-Terbigant als Dämon der Magie. Diana und die wilde Jagd. Venus als nationale Gottheit. Ihre allegoriſche Darſtellung im Gott Amur. Ihre Erhöhung und Erniedrigung. Die Mächte des Glückes und des Schickſals. Weiſſagungen und Zaubermittel..... 175

Dritte Periode.

(Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.)

Einfluß des Alterthums auf die geiſtige und ſittliche Bildung im Zeitalter der Humaniſten.

Zehntes Capitel.

Ueberſicht der poetiſchen Cultur bis zur Erneuerung der claſſiſchen Studien. Weshalb ſich das Ritterthum und die Minnedichtung nicht behaupten konnten. Beim Hervortreten des Bürgerſtandes macht ſich ein neues Bildungsprincip geltend, und auch der Wechſel der äußeren Verhältniſſe verdrängt das Ritterthum. Antheil der alten Literatur an der Umgeſtaltung des Lebens. Auf die Poeſie ſind durchgreifende Wirkungen unmöglich, weil es der jungen Philologie an Reife fehlt und in der nationalen Literatur die Proſa vorherrſcht..... 196

Elftes Capitel.

Die niedrige Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung und die Entartung des Gelehrtenſtandes in den letzten Jahrhunderten. Die Herſtellung der claſſiſchen Studien in Italien und in Deutſchland. Verſchiedenheit der äußern Umſtände, der Auffaſſung des Alterthumes und des Bildungszieles. Die untergeordnete Stellung der poetiſchen Cultur in Deutſchland, weshalb weder die antike Dichtkunſt noch die neulateiniſche einen neuen Aufſchwung der nationalen Poeſie bewirken können..... 210

Zwölftes Capitel.

Dagegen trägt die alte Literatur zu der geiſtigen und ſittlichen Erhebung der Gegenwart bei. Reuchlin, Luther und Hutten vertreten die Bewegung der Nation in den wichtigſten Verhältniſſen. Man ringt nach einer freien Wiſſenſchaft, mit der ſich die Energie und Reinheit des Charakters verbindet, nach einer freien Kirche und einem freien Vaterlande. Der lebendige Anſchluß an das Alterthum zeigt ſich in den zahlreichen Ueberſetzungen moraliſcher, rhetoriſcher und hiſtoriſcher Schriften..... 225

Dreizehntes Capitel.

Die antike Fabel. Eine reine Auffaſſung derſelben war hauptſächlich wegen ihrer Verbindung mit Calila we Dimna nicht möglich. Aus welchen Quellen ſie bis zum 15. Jahrhundert bekannt wurde. Die Fabel des Bonerius. Der Aeſop des Planudes und das große Ulmer Fabelwerk. Bei Burkard Waldis ſind die Umriſſe der Aeſopiſchen Fabel verwiſcht und auch die deutſche Thierdichtung erlitt eine Veränderung.

Seite

Der deutſche Froſchmeuſeler iſt weniger idylliſch als ſelbſt die Batrachomyomachie, indem das Didaktiſche vorherrſcht..... 238

Vierzehntes Capitel.

Die Beiſpieldichtung. Die vier großen Zweige der lateiniſchen Sammelwerke. Das antike Beiſpiel umgeben von der geiſtlichen Anekdote und der morgenländiſchen Parabel. Vincenz von Beauvais ſucht der Mishandlung des antiken Beiſpieles zu ſteuern. Die Gesta Romanorum. Ihr Verhältniß zu den Quellen, namentlich zu Valerius Maximus. Ausartung der Beiſpieldichtung in den Facetien. Der Vorgang der Humaniſten begründet eine würdige Benutzung der alten Literatur. Die Verſchmelzung ihres ſittlichen Lebensgehaltes mit dem deutſchen Charakter bei Sebaſtian Brant..... 253

Funfzehntes Capitel.

Neben dem Schauſpiele des Volkes entwickelt ſich ein anderes nach Terenz, den man hauptſächlich als Sittenlehrer feiert und ſtudirt. Die Dramen der Humaniſten ſind eigentliche Schulſtücke oder kirchliche Kampfdramen oder ſie behandeln bibliſche und auch weltliche Geſchichten; eine kleine Anzahl ſchließt ſich an die Volksnovelle. Das Weſen der Gattung wurde nicht erkannt, wie ſelbſt Naogeorg und Friſchlin beweiſen. Mehr als das humaniſtiſche Drama hätten daher der Volksbühne die Ueberſetzungen der Alten nützen können. Die deutſchen Terenze bis 1627; einzelne Stücke anderer Dramatiker..... 264

Sechszehntes Capitel.

Hans Sachs. Auch der Bürgerſtand bildet ſich an der alten Literatur. Der ſittliche Gehalt in den Dichtungen des Hans Sachs. Der Umfang ſeiner Lectüre. Seine Poeſie iſt in allen Gattungen didaktiſch. Die epiſche Richtung: Fabel und Beiſpiel. Die allegoriſche: Perſonification. Die dramatiſche: das Kampfgeſpräch (nach Xenophon und Lucian) und das eigentliche Drama. Stoffe aus der alten Literatur. Art der Behandlung. Nachbildung antiker Dramen. Jacob Ayrer und der Verfall der Volksbühne. Ob die Humaniſten ein nationales Drama im Keime erſtickt oder doch ſeine Ausbildung vernachläſſigt..... 288

Vierte Periode.

(Das 17. und die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts.)

Die antike Poeſie als Muſter für die Form mit der Beſchränkung auf das Techniſche. Die ſtoiſch-chriſtliche Moral als Kern der Humanitätsbildung. Der frivole Anakreontismus.

Siebenzehntes Capitel.

Man beginnt die antike Poeſie nicht mehr ausſchließlich nach dem Inhalte, ſondern auch nach den Eigenheiten der Darſtellung zu betrachten, doch

Seite

bleibt man lange bei den technischen Formen stehen, ohne nach dem Wesen des Schönen zu fragen. Die Poetik des Scaliger. Opitz sucht die lateinische Poesie der Humanisten durch eine gleichartige deutsche zu ersetzen. Er findet in der Volksdichtung keinen Anhalt, doch ermuntern ihn verwandte Bestrebungen in Deutschland und in der Fremde. Die Idee des Schönen liegt fern und er sucht der Poesie ihren Werth durch die Würde des Inhaltes zu sichern 307

Achtzehntes Capitel.

Die neue humanistische Kunstpoesie verbreitet sich vorzüglich in Norddeutschland. Viele erniedrigen sie zu einer mechanischen Fertigkeit; begabteren Dichtern gewährt sie durch ihre ausgebildeten Darstellungsmittel große Vortheile. Flemming, Dach und Gryph, die von einander und von Opitz sehr verschieden sind, beweisen, daß die Kunstregel dem Talente und der Individualität keinen Abbruch that. Die Dichter an der Pegnitz durften sogar ein ganz abweichendes Princip aufstellen. Eine Gruppe von Anakreontikern steht zwischen ihnen und den Schlesiern in der Mitte 322

Neunzehntes Capitel.

Man versuchte im Anschluß an das Antike die Gattungen der Poesie und die Versarten abzusondern und genauer zu bestimmen. Das eigentliche Epos wird nur vorbereitet. Alle Nationen huldigen der Schäferdichtung. Die Poeten an der Pegnitz geben ihr durch Verschmelzung griechischer und biblischer Vorstellungen einen mystischen Charakter. Das Epos wird auch durch Hymnen angekündigt. Der Gebrauch der griechischen Mythologie muß durch moralische, pragmatische und mystische Deutungen gerechtfertigt werden. Personificationen und deutsche Götternamen 336

Zwanzigstes Capitel.

Die Lyrik der Alten hat noch wenig Einfluß, doch wird der Anakreontismus aufgenommen. Einzelne Entlehnungen und Uebersetzungen. Prosodie und feste Metra. Nachbildung des Hexameters, der jedoch neben dem Alexandriner nicht aufkommt, und einiger Horazischen Strophen. Das Lehrgedicht, welches sich auf die humanistische Bildung stützt, erhält durch Opitz einen hohen Werth. Inhalt seiner Trostgedichte. Das Epigramm und die Satire 354

Einundzwanzigstes Capitel.

A. Gryph, dem die Volksbühne nicht fremd war, dichtet Tragödien nach antiken Vorbildern. Ihre Mängel sind weniger der Kunstregel als persönlichen Eigenthümlichkeiten zuzuschreiben. Verwechselung der tragischen Erhabenheit mit der epischen. Die Einseitigkeit der Charaktere. Die Armuth der Handlung. Der undramatische Dialog. Aehnlichkeit mit dem antiken Drama in einzelnen Dingen. Hoffmannswaldau entfernt sich

Seite

mit der zweiten schlesischen Schule von Opitz und den Alten. Der frivole Anakreontismus. Die Heroiden. Lohenstein. Sein Hymnus auf Venus. Seine Tragödien. Der historische Roman. Antikes in der Prosa 379

Fünfte Periode.

(Seit 1740.)

Vollendetere Dichtungen im antiken Styl. Theoretische Forschungen bis zur Entdeckung des Kunstschönen. Der Paganismus und die Sokratische Moral.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Hofdichter brachten nach dem Beispiele der Franzosen wieder das antike Formprincip zur Geltung. Horaz und Boileau. Opitzens Ansichten wurden durch Bodmer und Breitinger fortgebildet, welche das Lehrhafte überschätzten, aber doch der Phantasie Rechte zugestanden. Sie vertheidigten daher Milton gegen Gottsched, der nur für die mechanische Regelmäßigkeit der Form Sinn hatte. Das Alterthum konnte nur wenig wirken, weil man mehr die Theoretiker als die Dichter studirte; mit den letzteren wurde man erst durch französische und englische Nachahmer bekannt 402

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Regeneration der Poesie beginnt merkwürdiger Weise mit dem Epos. Homer tritt zum ersten Male in den Vordergrund. Breitinger weist auf Lessing hin. Ut pictura poesis. Wie man bis dahin die alten Epiker benutzt. Brockes und Haller. Verwandtschaft des Letzteren mit Opitz. Uebergang von dem Malerischen zur Darstellung des Factischen. Die Fabel gilt für die höchste Dichtungsgattung. Verhältniß der neueren Fabeldichter zu Aesop 416

Vierundzwanzigstes Capitel.

Durch Klopstock gelangt die Poesie wieder zu einem wahrhaft dichterischen Gehalte. Erster Versuch, das Romantische, oder das Germanische und Christliche, mit dem Antiken zu verbinden. Ob man berechtigt ist, Klopstock's Patriotismus und sein Christenthum herabzusetzen. Weshalb er sich an ein religiöses Epos wagen mußte. Weshalb die Messiade mehr gewirkt als die an sich vollendeteren Oden. Ursachen der sentimentalen Darstellungsweise. Vergleichung des Homerischen und des biblischen Epos überhaupt. Inhalt der Noachide von Bodmer; die Homerismen in derselben 431

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Gottschedianer spotten über die Hexametristen und bemühen sich, das religiöse Epos durch weltliche Heldengedichte und durch Uebersetzungen

Seite

aus der antiken Poeſie zu verdrängen. Bodmer behandelt Stoffe jeder Art. Zachariä führt das komiſche Epos ein. Neuere Vorbilder. Parodie einiger alten Mythen und der epiſchen Maſchinerie. Die Schäferdichtung entſpringt der allgemeinen ſentimentaliſchen Stimmung des Zeitalters. Worin ſich Geßner von Theokrit unterſcheidet und was er von ihm entlehnt hat. Andere Nachahmungen und Ueberſetzungen 453

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Auch in der Lyrik gelangte das Antike zur Herrſchaft. Die Dichter wurden noch nicht durch die Philologie unterſtützt; erſt ihre Nachbildungen führten zum Verſtändniß der Alten. Umwandelung der Lebensanſichten und der Moral durch die Sokratiſche Weisheit. Aeltere Ueberſetzungen des Horaz. Hagedorn nimmt den Letzteren zu ſeinem Vorbilde, trennt jedoch das heitere und das ernſte Element. Der eigentliche Anakreontismus. Ueberſetzungen. Vergleich der neueren Dichter mit Anakreon nach Sprache, Einkleidung und Empfindungsweiſe. Hetärien und Symposien. Die Steigerung der ſinnlichen zur ſittlichen Grazie durch Jacobi. Verhältniß der Anakreontika zu anderen Arten der Lyrik..... 466

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Die Anhänger des Horaz. Nachbildung ſeiner Oden in Betreff der Form. Klopſtock und Ramler gelingt es, den muſikaliſchen Rhythmus der Ode, die Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Darſtellung überhaupt aufzufaſſen. Auf welche verſchiedene Weiſe Horaz benutzt wurde. Wie ſich Ramler und Uz zu ihm verhalten. Klopſtock als Lyriker. Die Lebensmoral der Alten genügt ihm nicht. Sein Chriſtenthum war nicht immer mit Schwermuth verbunden. Seine Oden bilden fünf Gruppen; ſie ſind der Freundſchaft und Liebe, dem Lebensgenuſſe, der Religion, der vaterländiſchen Kunſt und der Freiheit gewidmet 488

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Klopſtock's Anſichten von dem Weſen der Poeſie. Er verkennt nicht die Wichtigkeit der Form. Der antike Charakter ſeiner erſten Oden. Später dichtet er im Tone der Pſalmen, und das Symboliſche tritt an die Stelle des Plaſtiſchen. Uebergang von der orientaliſchen zur nordiſchen Romantik. Angriffe auf die griechiſche Kunſtpoeſie und Verſuch, eine nationale Naturdichtung zu erſchaffen. Rückkehr zum claſſiſchen Alterthum. Gedichte nach Pindar, Catull und Tyrtäus. Nachbildung des Hexameters. Einfluß des Rhythmus auf die Sprache. Mängel der antiken Proſodie. Horaziſche und neue Metra..... 506

Neunundzwanzigſtes Capitel.

Die Dramen, welche Gottſched vorfand. Urſprung und Blüthe der Oper. Ihr Zuſammenhang mit dem griechiſchen Drama. Das Intereſſe für die Mythologie. Gottſched verdrängt die Oper durch das gräciſirende Drama der Franzoſen. Ob damals ein Anſchluß an Shakſpeare mög-

Seite

lich war. Weshalb nützte es mehr, daß man zuerst das französische Drama kennen lernte. Das Wesen desselben und sein Verhältniß zur griechischen Tragödie. Die deutschen Dichter, selbst Schlegel, blieben sogar hinter den französischen weit zurück, besonders im Lustspiele 527

Dreißigstes Capitel.

Lessing. Die Verwandtschaft seiner Denkungsart mit dem Realismus der Alten und der antike Standpunkt seiner Kritik. Eintritt des Paganismus in das religiöse Bewußtsein der Zeit. Der Kampf gegen das Herkommen in Kunst und Wissenschaft. Lessing's Kritik geht stets auf die Grundbegriffe zurück. Die Literaturbriefe weisen nach, daß man die alten Dichter, mit denen man wetteiferte, gar nicht verstanden. Der Laokoon bestreitet den Lehrzweck der Poesie und trennt sie von der Malerei. Was Lessing in der Dramaturgie nach Aristoteles und den alten Dichtern über das Wesen der Tragödie und der Komödie lehrte 550

Einunddreißigstes Capitel.

Lessing's Urtheile über Cronegk, Weiße und Romanus. Ueber die Nachbildung des antiken Lustspieles. Lessing's erste Dramen; Vorzüge des Misogyn und des Schatzes. Die Minna als rührendes Lustspiel; Mängel des Planes. Der antike Heldensinn im Philotas und in der Emilia. Weshalb die Geschichte der Virginia nicht glücklich verändert ist. Nathan als dramatischer Dialog; die Unklarheit der Tendenz. Weshalb Lessing kein wahrer Dichter sein soll. Seine Vorzüge. Die Charaktere. Die dramatische Oekonomie 571

Zweiunddreißigstes Capitel.

Wieland. Wie er das Alterthum auffaßte. Platonismus der ersten Periode; die Vorliebe für die alte Literatur trotz des christlichen Standpunktes. Der Pythagorismus des Agathon und die Philosophie der Grazien als die richtige Mitte zwischen Plato und den Materialisten. Darlegung der neuen Moral in romantischen und griechischen Dichtungen. Der positive Gehalt und die ächte Sokratische Ironie in den Werken der dritten Periode. Uebersetzungen und Lucianische Dialoge. Religionsphilosophie in griechischen Romanen. Neue Angriffe auf Plato und Abfall zu den Cyrenaikern. Wieland als Vermittler zwischen Schule und Leben. Die Grazie als Kunstprincip. Antikes in Wieland's persönlichem Charakter. Nachahmung seiner griechischen Romane. Das Sinnliche als das Schöne bei Heinse 590

Erste Periode.

(Bis 1180.)

Anschluß an die römische Literatur und Dichtungen in lateinischer Sprache.

Erstes Capitel.

Das Verhältniß der Deutschen zum Alterthume in Bezug auf den Bildungsgang der Menschheit. Frühe Bekanntschaft mit den Römern und ihrer Literatur. Uebersicht der classischen Studien bis zur Zeit der fränkischen Kaiser. Ihr Verhältniß zur Nationalität. Ihr Einfluß auf die Bildung der deutschen Sprache und die Entstehung einer Literatur.

Es ist eine Aufgabe der allgemeinen Geschichte des Mittelalters zu zeigen, daß Griechen und Römer ihre Arbeit an dem Weltzwecke beschlossen hatten, und daß die germanischen Völker eintreten mußten, wenn der menschliche Geist sich zu einer höhern Bildung erheben sollte. Mit Recht hat man wol bemerkt, daß die Römer um die Zeit der Völkerwanderung nicht gänzlich in eine träge Abspannung und gefühllose Ruhe versinken durften, da es ihnen noch oblag, das Heidenthum durch das Christenthum zu überwältigen. Wie aber das politische Leben mit der universalen Weltherrschaft auf die Spitze gebracht worden, das sittliche Gefühl in allen Lüsten einer überreizten Phantasie zu Grunde gegangen, Wissenschaft und Kunst nur verspätete, unkräftige Blüthen brachten: so liegt auch in jenem Zwiste des Heidnischen und Christlichen weniger ein bewußter energischer Kampf der geistigen Kräfte. Schon zu Cäsar's Zeit und früher hatte man die Religion für eine politische Maßregel, für eine Erfindung eigensüchtiger Staatspriester erklärt; die fabulae aniles hatten keinen Glauben mehr, sondern nur politisches Ansehen, daher man im Bedürfnisse nach etwas Anderm

durch Einführung der asiatischen Mysterien die ausschweifendsten Begierden dem Cultus unterbreitete. Die christlichen Lehrer des Abendlandes fanden demnach hier eine andere Aufgabe als die im Osten. Hier war das alte Heidenthum von den Mythen der Dichter abgelöst und die symbolische Auffassung gewährte die Möglichkeit, ein Netz subtiler Ansichten zu weben, in welchem sich die Dogmatik des ungeübten Christenthums oft verfing. Im Abendlande fesselte Niemand ein dialektisches Gedankenspiel an die alten Götter, sondern die Ohnmacht suchte nur eine Abwehr gegen die Schrecken der anstürmenden und Alles zertrümmernden Barbaren und verfiel, da nichts verschlug, auch auf den trostlosen Gedanken, daß der Abfall von der Religion der Väter und, wie man meinte, die heimliche Sittenlosigkeit des neuen Cultus durch die Rache des Schicksals gestraft würden. Dadurch bestimmte sich die Thätigkeit der Streiter für die neue Kirche. Sie kräftigten vor Allem den Glauben an eine wohlwollende Vorsehung, die alle Leiden zu einem endlichen Weltbesten verwende; sie zeigten, daß die heidnischen Götter weder ihr Troja, noch auch andere mächtige Reiche und Rom selbst immer vor dem Verderben geschützt. Sie behandelten die religiösen Mythen nicht nach einer vieldeutigen Symbolik, sondern sie faßten die Götter, ihre Handlungen und Schicksale nach den concreten Ueberlieferungen auf und unterwarfen Alles dem strengen Gerichte der Sittlichkeit und des kritischen Verstandes. Sie wiesen endlich auf das reine Leben der Bekenner hin, vermahnten diese selbst zu einer morosen Ehrbarkeit, indem namentlich die Frauen den Kränzen und bunten Gewändern, den Schauspielen und Festen entsagen mußten, und suchten bei Christen und Heiden jenen Funken der Tapferkeit des Geistes, der höchsten unter den altrömischen Tugenden, anzufachen. Von diesem praktischen Gesichtspunkte aus verfochten Tertullian, Minucius Felix, Cyprian, Lactantius, Augustin die Unverbrüchlichkeit ihrer Lehre und fanden seit Orosius an der teleologisch geordneten Geschichtschreibung eine mächtige Unterstützung, so daß die Polemik auf diesem Wege in jeder Weise kräftiger zum Ziele vordrang, als mit jener endlosen und wirren Dialektik. Nur diese letzten Reste des römischen Heidenthums waren zu beseitigen, nachdem seine eigentliche innere Mächtigkeit, die immer nur im Glauben und in der Philosophie thatkräftige Wurzeln schlägt, längst gebrochen war.

Seitdem hatte auch die Literatur kein eigenes Leben. Sie lehnte sich entweder durch Reproductionen an die classischen Zeiten, wodurch für die einstige Uebersiedelung der griechischen Cultur nach dem Abend-

lande die Brücke gebaut wurde, oder sie begab sich in den Dienst des Christenthums, wodurch sie allerdings noch einmal verjüngt wurde, jedoch ihren volksthümlichen Charakter verlor.

Anders stand es mit den Germanen. Es ist bekannt, was man von ihren Anlagen und Sitten Gutes und Schlimmes zu sagen pflegt: auf der einen Seite werden Sinn für Freiheit, Vaterlandsliebe, Kampflust, Achtung des Weibes, Gastfreundschaft, Liebe zum Gesange gerühmt, ferner die Innigkeit des Naturgefühles, der Glaube an eine Fortdauer im Jenseits, der Gehorsam gegen das religiöse Gesetz, wenn theokratische Priester Ordnung und Frieden geboten, oder den Krieger nur in Fesseln zum Haine der Götter ließen; dagegen muß man auch die Treulosigkeit gegen Feinde erwähnen, die ungleiche Bestimmung des Wergeldes für Hohe und Niedere, die ungemessene Spielsucht und Trinklust ꝛc. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß bei den Kriegszügen während der Völkerwanderung eine soldatische Verwilderung einriß, welche die Laster der Römer übertraf. Doch verkennt Niemand den Unterschied zwischen den Ausschweifungen einer entarteten Cultur und den Ausbrüchen einer natürlichen Rohheit; denn nur die letztere verstattet in ihrer Kraftfülle eine Umbildung. Ueberhaupt sollte man jedoch aufhören, bei der Beurtheilung der Germanen ihre Fehler und Tugenden ängstlich abzuwägen, um zu erweisen, daß sich aus dem Ueberschusse des Guten eine würdige Zukunft gestalten konnte. Nicht auf den damaligen Culturzustand kommt es an, sondern darauf, daß sich in der Anlage des Volkes eine Universalität kundgab, welche kaum die Griechen besaßen, daß ferner die örtlichen und historischen Verhältnisse die Ausbildung einer solchen Universalität möglich machten, ja hervorriefen, daß ferner die kräftige Strebsamkeit des Volkes vor einer solchen Aufgabe nicht zurückscheute.

Es kam zunächst darauf an, in den Culturgehalt der classischen Völker das Moment des Christlichen aufzunehmen. Die Cultur der Griechen, zumal wie sie sich in ihrer Literatur ausgeprägt, war, so lange sie in der Blüthe stand, durchweg eine heidnische. Jene reifen Anschauungen der Tragiker und des Sokrates, des Plato kann man einerseits als den Gipfel der griechischen Bildung betrachten, andererseits bezeichnen sie aber auch bereits den Verfall des eigenthümlichen hellenischen Lebens, da sich in ihnen das Bedürfniß und die Vorahnung einer Bildung ausspricht, die nur in dem Christenthum ihre Befriedigung und Erfüllung finden konnte und somit die Grundlagen der auf dem Heidenthume ruhenden Nationalität untergrub. Die späteren Griechen waren aber nicht mehr

fähig, das Christenthum aufzunehmen, theils deshalb, weil ihre spitzfindige Dialektik aus der Religion eine Palästra der Disputirkunst machte, theils weil die angeborene Neigung, phantastische Idealanschauungen mit einer schönen Sinnlichkeit zu verschmelzen, durch das orientalische Aeußere der neuen Religion begünstigt, zu vielartigen Schwärmereien verführte. Auch später wurden die Ergebnisse der Concilien viel zu theuer erkauft. Die griechische Literatur bietet daher das wunderbare Schauspiel dar, daß ein geschichtlicher Zustand noch über tausend Jahre ausdauert und gleichwol sich völlig überlebt hat, bis endlich das Saatkorn, welches in dieser ägyptischen Ruine lag, unter einem andern Himmelsstrich und von fremden Völkern ausgestreut wurde. Die römische Literatur hatte von Anfang an nur die Bestimmung, das Abendland mit der griechischen und mit der orientalischen Cultur bekannt zu machen; die Schöpfung eines Weltreiches und einer Weltsprache waren die nothwendigen Bedingungen, unter welchen eine solche Zusammenfassung der verschiedensten Bildungsstoffe möglich war. Der Sinn des Volkes war streng auf das Reale gerichtet; dies übertrug auf die Literatur den Mangel an eigenen idealen Anschauungen und so ward es leicht, einen neuen Inhalt in die Sprache zu gießen, welche von vornherein nur Gefäß und Medium war. Das Verhältniß der neurömischen zur alten griechischen und das Verhältniß beider zu einer neuen christlichen Cultur spiegelt sich in symbolischer Bezeichnung darin ab, daß der abendländische Kirchenvater es unternimmt, die Platonische Republik in eine civitas Dei umzuschreiben. Weit davon entfernt, eine ästhetische und eine politische Religion auszubilden, hing der Germane, als der unbefangene Sohn und Zögling der Natur, mit aller Innigkeit des Gemüthes an den Göttern der Schöpfung und der Sittlichkeit, und selbst die phantastischen Constructionen einer übersinnlichen Welt, wie sie der höhere Norden versuchte, gelangten weniger zu einer mythischen Objectivität, sondern wandten sich wieder zu der Innerlichkeit des Gedankens und des Gemüthes zurück. Man betete nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht, sondern in der Romantik einsamer, dunkeler Wälder; das Herz bewegte sich nicht zu Bildern, sondern zu einem geheimnißvollen unsichtbaren Etwas, das durch eine spätere Erleuchtung Namen und Wesen empfing. Doch nicht die bloße Aufnahme eines religiösen Lebensprincipes sollte hinreichen, sondern die allseitige Ausbildung desselben zu Kirche und Staat, zu Kunst und Wissenschaft, die allmähliche Realisirung der durch das Christenthum aufgeschlossenen und erhöhten Idee der Menschheit war die Aufgabe

der germanischen Völker und dazu sollte ihnen die alte Welt, besonders wie sie in den hinterbliebenen Denkmalen der Literatur und Kunst vorlag, gesicherte Resultate und Analogien darbieten. Indessen vergingen Jahrhunderte, ehe man sich nur des Zweckes bewußt wurde, andere Jahrhunderte, in denen man sich nur des Mittels bemächtigte, noch andere, in denen man die Mittel und die Zwecke unterscheiden lernte. Wir versuchen es nun zu zeigen, welchen Gang diese Entwickelung auf dem Gebiete der poetischen Literatur genommen. Nirgends ist die Kritik so streng gewesen als hier, zumal in neuerer Zeit; ganze Literaturgeschichten setzen sich aus einer endlosen Reihe von Klagen über verfehlte Bestrebungen zusammen, und nicht mit Unrecht scheint den Deutschen der Vorwurf der Undankbarkeit zu treffen, der Ungenügsamkeit, des krankhaften Gelüstens, sich jeden Genuß zu verkümmern, der Unklugheit gegenüber dem prahlerischen Auslande ꝛc. Uns soll diese Strenge der Kritik nicht stören, wenn sie auf der höhern Einsicht in das Ziel des deutschen Lebens beruht. Ungerecht sind indessen die hieraus abgeleiteten herben Angriffe auf die Träger der einzelnen Epochen, wie die Ungeduld der Reformatoren selbst oft unbillig war; denn man kann einmal, wenn es sich um die Fortbildung ganzer Völker in ihren tausendfach verkreuzten Interessen handelt, wo jeder Pendelschlag eine Weltbreite durchmißt, das Gras nicht wachsen sehen.

Seit den Zügen der Gallier, der Cimbrer und Teutonen nach Italien blieben die Völker in ununterbrochenem Verkehr. Die Römer dehnten die Nordgrenzen ihres Reiches immer weiter aus und suchten auch im Westen und Osten Deutschland einzuschließen. Römisches Kriegswesen, römische Verwaltung wurden hier bekannt, endlich auch römische Sitte und Cultur, seitdem sich mitten unter den deutschen Wohnplätzen römische Städte erhoben. Ferner zogen bald Einzelne, bald ganze Scharen von Deutschen den römischen Heeren zu; sie vermischten sich mit den Römern in politischer Hinsicht, so daß der Anführer der Deutschen ein römischer Reichsbeamter wurde. In der Völkerwanderung mußten sich die gegenseitigen Einwirkungen noch bedeutender durchkreuzen. So eignete man sich allmählich fremde Sitten, Erfahrungen und Kenntnisse an, von denen auch unsere Sprache durch Aufnahme lateinischer Wörter Spuren zeigt, und so wurde auch wol damals schon Manches aus der antiken Götter- und Heldensage und manche geschichtliche Erinnerung unsern einheimischen Sagen hinzugefügt.

Wichtiger ist indessen, daß auch die römische Literatur sich nach Deutschland ausbreitete. Zunächst ist die lateinische Sprache das

allgemeinste und unzerreißbare Band, welches die neuern Zeiten an das Alterthum fesselt. Die Gräcismen in Ulfila's Uebersetzung der Bibel, welche ebensowol auf einer ursprünglichen Verwandtschaft des Gothischen und des Hellenischen wie auf Nachbildungen beruhten, verloren sich seit der Wanderung der Gothen in die weströmischen Länder und blieben ohne nachhaltige Einflüsse, wenngleich der Dialekt bis in das 9. Jahrhundert hin verstanden wurde. Die lateinische Sprache dagegen gewann einen neuen Aufschwung als das Organ der abendländischen Kirche. Da ferner die fränkische Staatsform sich an die römische anschloß, so blieb das Latein auch zum politischen Verkehre unumgänglich nothwendig. Sehen wir, um genauer die Berührung des deutschen und des classischen Elementes erwägen zu können, erst, welche Umbildung mit der lateinischen Literatur in diesen Zeiten vorging. Bereits am Schlusse des goldenen Zeitalters werden Autoren bedeutend, die nicht geborene Römer sind. Schon Seneca, Lucan u. A. veränderten mit der Sprache auch den Inhalt der lateinischen Literatur; noch mehr fand dies statt durch die Kirchenväter und christlichen Dichter, welche von Geburt meistens Afrikaner oder Gallier waren. Als nun die Ostgothen ihr Reich in Italien begründeten, war die Kluft zwischen dem ältern und dem neuen Idiom bereits so bedeutend, daß das Alterthum als ein Vergangenes Gegenstand der Studien und der Staatspflege wurde. Theodorich und seine Gelehrten, jene Boethius und Cassiodor, erwarben sich daher das Verdienst, die erste Regeneration versucht zu haben, und mit ihnen beginnt die Ausbildung einer neuern philologischen Wissenschaft. Boethius ist unbedingt als der höhere anzusehen, insofern als seine Schrift De consolatione philosophiae aus dem subjectiven Bedürfnisse hervorgeht, sich durch stoisch-christliche Betrachtungen und durch die Erinnerung an Gesinnung und Benehmen alter Dichter und Weisen über die Wechselfälle des Schicksals zu erheben. Mochte daher seine Schrift die nächsten Jahrhunderte hindurch fleißig gelesen und als ein vorzügliches Bildungsmittel benutzt werden, so war sie doch nicht zu diesem Schulzwecke verfaßt, und eher möchten seine Uebersetzungen und Erklärungen Aristotelischer Schriften dahin gehören. Cassiodor dagegen erscheint durchaus als ein Gelehrter, der seines Wissens froh ist und sich berufen fühlt, Schulen zu stiften. Er faßt ein Mandat ab, in welchem er von einem Comes ein Purpurkleid fordert, und spricht nebenbei von der Bereitung des Purpurs, von der Schönheit der Farbe ꝛc.; er prahlt in den alltäglichsten Verordnungen mit seinen gelehrten Kenntnis-

ſen, und ſo ſtand es ihm wol an, ein Kloſter zu gründen und in Vivareſe ſeine Mönche zu unterrichten. Die Vorſchriften, welche Benedict auf Monte Caſſino (geſtiftet 529) dem Kloſterleben zum Grunde legte, begünſtigten nicht die ſäculariſchen Studien, unterhielten aber doch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, und die Benedictiner wurden auch in Bezug auf die profane Literatur die Lehrer des ganzen Abendlandes, welchen Ruhm ſie 500 Jahre behaupteten, bis die Abzweigung der Ciſtercienſer den Orden ſchwächte. In England wurden durch die Kriege mit den Picten und Scoten und dann auch durch die Barbarei der Sachſen die Reſte der römiſchen Cultur vernichtet. Irland dagegen blieb ungeſtört im Zuſammenhange mit Italien und ſeine Schulen blühten namentlich um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Seine Miſſionäre durchzogen Deutſchland und England, bis dann ſich auch hier die Benedictiner am Ende des Jahrhunderts anſiedelten. Namentlich wirkte der Cilicier Theodor, von Vitalian 668 als Erzbiſchof nach Canterbury geſandt, durch Anlegung von Schulen und Bibliotheken für die claſſiſche Literatur. Während in Afrika, wo die junge Cultur mächtig emporſtrebte, die Vandalen ihre Barbarei mit dem religiöſen Fanatismus verknüpften, um die Art an die Wurzel zu legen, und während Spanien durch politiſche Schwäche und Zerrüttung unter den Weſtgothen in ſeiner Bildung gänzlich zurückgehalten wurde, ſo daß ein Iſidor hier faſt vereinzelt daſteht[1]), bis dann die Araber der Cultur einen andern Weg vorzeichnen, ging das von römiſcher Bildung durchſtrömte Gallien einer neuen Epoche entgegen und wurde für das Abendland der eigentliche Herd der claſſiſchen Bildung, ſo daß ſelbſt Italiens alter Ruhm, zumal als die Langobarden wieder gegen das oft erſchütterte Gebäude ſtürmten, in tiefe Schatten trat. Auch in den fränkiſchen Reichen hatte ſich die Gründung von Klöſtern und Schulen an die Ausbreitung des Chriſtenthums geknüpft; doch blieb bis auf Karl den Großen hin Alles ohne Bedeutung. Die Geiſtlichen zerſtreuten ſich durch weltliche Geſchäfte und warben unter den ſchwachen Merowingern lieber um Reichthum, Auszeichnung und Einfluß als um die Gunſt der Muſen. Alle Beſtrebungen der Bildungskraft waren vereinzelt und verworren, bis Karl der Große auftrat, in ſeiner einfachen Weiſe mit feſtem Blicke das Ziel erfaßte und mit unerſchütterlicher Conſequenz verfolgte. Sogleich regte ſich überall ein neues Leben.

[1]) Clarus, „Darſtellung der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter“ (1846), I, 16, nennt noch einige Gelehrte.

Sein Einfluß war ſo bedeutend, daß Jahrhunderte lang die von ihm begünſtigten Theile Frankreichs und Deutſchlands der Centralpunkt der europäiſchen Bildung blieben, indem ſeine Schulen trotz der Gleichgültigkeit und Ungunſt der Fürſten fortblühten, und als die Kriege und politiſchen Wirren Alles auflöſten, noch die letzten Monumente ſeiner Größe blieben; ja es zeigte ſich, als die Ottonen dieſen Dingen wieder eine freie Bewegung verſchafften, daß inzwiſchen einzelne in ihrer Stille nicht aufgehört hatten, bedeutend zu ſein. Im Allgemeinen mußten gewiſſe Beſchränkungen in der Auffaſſung der alten Literatur ſich von ſelbſt ergeben. Es iſt begreiflich, daß eine freie Hingabe an das Alterthum unmöglich von einer Zeit gefordert werden kann, in welcher theils die Theologie noch ihre wiſſenſchaftliche Durchbildung verlangte, theils die Volksbildung vorzugsweiſe auf die Religion hingelenkt werden mußte. Andererſeits war es eine Unmöglichkeit, an umfangreiche Studien ſelbſt der lateiniſchen Autoren zu denken, weil die Bücher ſchwer zugänglich waren. Man hielt nur einige feſt, wie namentlich von den Dichtern außer Virgil wol Horaz, Ovid, Lucan und Terenz nirgends und niemals ganz aufgegeben wurden; in Betreff alles Andern ſuchte man Erſatz in Encyklopädien. Die Kloſterſchulen wurden nach dem Muſter der alten römiſchen Schulen eingerichtet. Die Republik hatte Redner gebraucht; darum wurde Rhetorik, Grammatik und Philoſophie gelehrt. In der Kaiſerzeit behielt man dieſe Studien bei, nicht zu politiſchen Zwecken, ſondern weil die declamatoriſche Routine für das Weſen der Bildung galt und allerdings wenigſtens das Gerichtsweſen immer noch Redner erforderte. Rhetorik war auch in den neuern Schulen die Grundlage; an ſie ſchloß ſich die Philoſophie, eine Art materieller Logik, und die Grammatik, welche letztere, wie im ganzen Alterthum, nicht blos Sprachkenntniß, ſondern überhaupt die Bekanntſchaft mit der proſaiſchen und poetiſchen Literatur umfaßt. Man ging aber, wie angegeben, nicht auf die Quellen zurück, ſondern man ſuchte ſich aus Encyklopädien über den Kern der alten Literatur zu belehren. Dergleichen gab es, da des Boethius Consolatio nicht hierher gehört, drei. Schon Marcianus Capella aus Medaura hatte in ſeiner Satira den geſammten Bildungsſtoff nach den ſieben bekannten Disciplinen abgetheilt und nach dieſem Schema ſeine aus den Alten ſporadiſch gewonnene Gelehrſamkeit verarbeitet. Hieran ſchloſſen ſich Caſſiodor's ähnliche Schrift De artibus ac disciplinis liberalium literarum und die Origenes oder das Opus etymologiarum von Iſidorus, Biſchof zu Sevilla. Die kirchliche

Aengstlichkeit beeilte sich außerdem, den Zugang zu den alten Autoren zu erschweren. In Italien hatten anfangs die Classiker durchaus das Uebergewicht; doch selbst Cassiodor, ihr großer Mäcen, ermunterte den Papst Agapitus, zu Rom ein Institut zu gründen, in welchem man mit den eleganten die christlichen Studien verbinde, unde et anima susciperet aeternam salutem et casto atque purissimo eloquio fidelium lingua comeretur. Benedict umging, wie erwähnt ist, die classischen Studien. So legte Gregor der Große es dem Bischof Desiderius von Vienne sehr ans Herz, den nugis und literis secularibus zu entsagen, nicht ferner mit den jungen Leuten heidnische Dichter zu lesen, weil das Lob Jupiter's nicht mit dem Lobe Christi aus einem Munde kommen solle. Auch Isidor verbot den Mönchen das Lesen der Gentilen und Häretiker. Trotz dieser Beschränkungen war aber immer genug Anregung vorhanden, die Wichtigkeit der alten Literatur im Auge zu behalten, und mochten sich die Studien auch auf die Lecture jener Compendien und das Abschreiben alter Manuscripte beschränken, so lag doch auch darin die erfolgreiche Ueberzeugung, daß sich in der alten Literatur der Weltzweck eines Jahrtausends kundgegeben.

Karl den Großen hatte der antike Geist wahrhaft durchdrungen, da nach Schlosser's Bemerkung dieser Franke, der Erste, welcher in die Reihe der alten römischen Kaiser eintreten will, groß genug ist, ihre Größe zu wünschen, und darum selbst mit Byzanz in vielfachen Verkehr tritt. Von den Männern, die er an seinen Hof zog, verdienen Paulus Diaconus und Peter von Pisa eine vorzügliche Beachtung, da Beide eine Literatur außerhalb der Kirche zu schätzen wußten. Nachdem der Letztere gestorben und Paulus den Besieger des Desiderius verlassen, ward die Pflege der Cultur an Alcuin übergeben, der ihr einen möglichst engen Horizont absteckte. Er selbst war zwar ein vielseitig gebildeter Mann, aber zumal mit zunehmendem Alter machte er seinen Schülern die alten Philosophen und Dichter verdächtig. Er warnte sie vor der üppigen Beredsamkeit Virgil's und meinte, sie würden mit den christlichen Dichtern auskommen. Allerdings konnten dieselben einigermaßen einen Mann befriedigen, durch dessen Kopf bereits die classische Literatur gegangen, und welcher diese Art von Schriften mit einer reichen Erfahrung betrachtete; was waren sie aber ohne die Einfassung der classischen Literatur anders als ein mattes Spiegelbild statt der lebendigen Gestalt. Noch mehr tritt unter Rhabanus Maurus die Philologie vor der Theologie und den mathematischen Disciplinen zurück, und wenn immer noch einzelne seiner Schüler,

wie Walafried Strabo zu Reichenau (geſt. 849) den Zugang zu den Alten fanden, Karl der Kahle wieder Gelehrte herbeirief, ja ſogar mit ſeinem großen Vorgänger wetteiferte, wenn auch der Wunſch Otfrid's, ſich mit einem deutſchen Werke den altrömiſchen Epikern, quorum iam voluminum dictis fluctuare cognoscimus mundum, und den neulateiniſchen geiſtlichen Dichtern an die Seite zu ſtellen, die fortdauernde Liebe zu den Claſſikern bezeigt, ſo verengte ſich doch mehr und mehr der Kreis der wiſſenſchaftlichen Studien und es verlor ſich bei der Verworrenheit der innern Verhältniſſe und den Einfällen der Normannen, Slaven und Ungarn überhaupt das Bedürfniß einer höhern geiſtigen Bildung, bis dann die Ottonen wieder an Karl's Bemühungen anknüpften und dieſelben überboten.

Vornehmlich rief auch jetzt das Streben, dem noch fortdauernden Oſtrom ein weſtrömiſches Reich zur Seite zu ſtellen, von welchem Deutſchland nur eine Provinz ſein ſollte, jenen Eifer für die römiſche Literatur hervor, neben welcher aus demſelben Grunde nun auch die griechiſche an Bedeutung gewann. Die alten Pflanzſtätten der Bildung zu Fulda, St.-Gallen, Reichenau, Tegernſee, Hirſchau, Hersfeld, Weiſſenburg, Neucorvey ꝛc., die ſchon unter den erſten Karolingern geblüht hatten, wurden aufs neue zu nachhaltiger Thätigkeit angeregt, und viele neue Schulen, zu Magdeburg, Paderborn, Bremen, Hildesheim, entſtanden unter dem Schutze der Geiſtlichen, der Fürſten und Edlen. Allen voran ging die kaiſerliche Familie, nachdem Otto I. und Mathildis das Beiſpiel gegeben. Die beiden jüngern Ottonen, Bruno, Erzbiſchof von Köln, der Bruder Otto's des Großen, beſaßen eine glänzende Gelehrſamkeit. Mit Theophanien kamen viele Griechen aus Byzanz an den Hof, und dies regte an, auch die griechiſche Sprache zu lernen. Selbſt die Frauen befreundeten ſich mit der claſſiſchen Literatur, wie Richardis und Gerberga, dem Hauſe der Ottonen angehörig, Hroswitha zu Gandersheim, ihre Schülerin, und Hedwig von Schwaben, die als Verlobte Conſtantin's Griechiſch gelernt. Man ging jetzt auch wieder auf die alten Autoren zurück, wenngleich in den Schulen die obengenannten Compendien immer noch vorherrſchten. Die erſte bedeutende Bibliothek mochte die ſein, welche Alcuin aus England gebracht. So pomphaft indeſſen die Hexameter ſeines Kataloges klingen, ſo nennt derſelbe von lateiniſchen Claſſikern doch faſt nur die gewöhnlichen, Cicero, Plinius, Virgil, Statius, Lucan und von griechiſchen allein Ariſtoteles. Solche Verzeichniſſe ſind außerdem noch mit Vorſicht zu gebrau-

chen. Wenn Cicero oder Plinius leichthin genannt werden, besaß man schwerlich ihre sämmtlichen Schriften; denn es begegnet zu oft, daß Klagen über den Mangel an bekannten Büchern mit prahlerischen Angaben Anderer zusammentreffen. Isidor rühmt die reichen Bibliotheken Spaniens, doch ist vermuthet worden, daß er aus den alten compilatorischen Schriften nicht nur das Material abgeschrieben, sondern auch die Citate. Abt Lupus von Ferrières, ein Schüler des Rhabanus, schätzte sich glücklich, als er aus Italien einen Sallust, Cicero de oratore und Quintilian's Institutionen erhielt, weil in ganz Frankreich von diesen Büchern nur Fragmente vorhanden waren. Die sehr reiche Sammlung der Abtei zu Glastonbury enthielt noch 1248 unter ihren 400 Bänden nur Virgil, Lucan, Claudian, Livius, Sallust und wenige andere. Auch in der Bibliothek Ludwig's IX. machten noch im Anfange des 14. Jahrhunderts nur Cicero, Ovid und Lucan die classische Abtheilung aus. Indessen ist erwiesen, daß auch in dieser Hinsicht das 10. und 11. Jahrhundert für die nachmals sammelnden Italiener ergiebiger war als frühere und spätere. Gerbert und Gunzo, die an dem Hofe der Ottonen eine günstige Aufnahme fanden, widmeten nicht minder den Studien wie den Bibliotheken ihre Fürsorge. Gerbert beschäftigte sich zwar vorzugsweise mit Mathematik und Philosophie, doch sorgte er auch für Abschriften lateinischer Autoren. Der Italiener Gunzo kannte außer den gebräuchlichen Schriftstellern auch Persius und Juvenal, und sogar Homer, Plato und Aristoteles. Von den gelehrten Bischöfen, deren sich eine lange Reihe aufzählen läßt, verdient außer Bruno von Köln noch Meinwerck zu Paderborn (1009—36) eine besondere Auszeichnung. Unter ihm viguit Horatius magnus, Virgilius, Crispus Sallustius et urbanus Statius; ludusque fuit omnibus insudare versibus et dictaminibus, iucundisque cantibus. Daß man bei aller dieser Freisinnigkeit immer die Kirche im Auge behielt, darf nicht befremden. Paschasius Ratberd, Bischof zu Utrecht (gest. 938), kannte die classischen Schriften und strebte, sie Andern zu verschließen. Hrosswitha dichtete ihre Dramen, um die Nonnen von Terenz und Plautus abzulenken. Selbst die begeistertsten Freunde der Alten mochten ihre Lecture nicht von kirchlichen Gesichtspunkten freihalten; so bezeichnet auch die Vita Bruno's, der, wenn er reiste, seine Bibliothek mitnahm, die heiligen Schriften als causam studii sui, die weltlichen nur als instrumentum. Manche Eiferer erklärten sich, namentlich gegen Ende des 11. Jahrhunderts, wieder auf das Bestimmteste gegen die Classiker, und so hatte die in andern Be-

ziehungen vielfach unglückliche Verbindung Deutschlands und Italiens auch für die Wissenschaft nur eine kurze Blüthezeit hervorgerufen. Die Kämpfe zwischen den weltlichen und kirchlichen Gewalten zerstörten mit der politischen Auflösung die gewonnenen Grundlagen der Cultur und hemmten ihre Fortbildung, und als die äußern Verhältnisse sich günstiger gestalteten, wurden die Reste eines kräftigern Bildungstriebes von der scholastischen Philosophie verschlungen.

Wir haben jene Bemühungen, die alte Literatur zu erhalten und mit zur Grundlage unserer Bildung zu machen, nur als rühmlich erwähnen können, doch entgeht es uns nicht, daß von Zeit zu Zeit, am lautesten wol seit Herder und Tieck darüber Klagen erhoben sind, daß die lateinischen Studien dem deutschen Volke seine nationale Eigenthümlichkeit geraubt und eine selbständige Entwickelung unmöglich gemacht. Tieck bezieht sich mehr auf die Regeneration im 15. Jahrhundert und hat daher ein größeres Recht zu seinen Vorwürfen; unbillig aber scheint es, wenn Herder, durch seine jugendliche feurige Begeisterung für Originalität und Deutschheit verleitet, in den Fragmenten zur deutschen Literatur auf die lateinische Sprache schilt, durch welche Rom die Kinder zu Geiseln und die Väter zu Sklaven gemacht; durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführt wurden, sei tapfern Nationen das Schwert aus der Hand gewunden, daß sie den Arm entnervt sinken ließen und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie hätten die Römer gesucht, die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken ꝛc. Es liegt auf der Hand, daß diese Anklagen auf der unreifen Sehnsucht nach einem Naturzustande beruhen, der nicht mehr möglich ist, auf jenem Irrthume des Nikodemus, der Mensch müßte, um zur Kindheit wiedergeboren zu werden, in den Leib der Mutter zurückkehren. Allerdings trat mit jenen Studien eine Modification in das deutsche Leben, welche auf das Innigste mit seinem ganzen Bildungswege verschmolzen ist; doch haben wir schon oben darauf hingewiesen, daß dieser Weg, wenn er das Antike durchkreuzt, uns nicht von unserm Ziele abführt. Uebrigens wird die Frage, ob wir ohne jenen engen Anschluß an die antike Welt eine kräftigere und bestimmtere Nationalität ausgebildet, niemals entschieden werden, da die Erfahrung keinen Beweis liefert und die Verhältnisse keinen sichern Schluß gestatten. So viel ist indessen gewiß, daß schon eine wissenschaftliche Durchbildung des Christenthums, auf die es doch zunächst ankam,

ohne die Aufnahme der alten Literatur nicht erfolgen konnte. Gar zu ungereimt iſt es aber, von einer Nation, die kaum eine eigene Schrift hat, zu verlangen, daß ſie eine fremde Literatur durcharbeiten und gleichwol beherrſchen, daß ſie folglich von Anfang an einen Standpunkt einnehmen ſoll, auf welchen erſt die kräftige Entwickelung ganzer Jahrhunderte vorbereiten kann. Bleibt aber jene Hingabe an das Fremde eine Schuld, ſo trägt ſie eigentlich weder die Kirche noch die Wiſſenſchaft, ſondern es war vielmehr die politiſche Stellung der Fürſten von der Art, daß dieſe einen Unterſchied zwiſchen modernem deutſchen und antikem römiſchen Weſen nicht anerkannten, ja mit vielen Opfern auszutilgen ſuchten. Wie die Fürſten ſich an die alten Imperatoren anreihten, ſo fügten die Gelehrten und die Schriftſteller zum goldenen und ſilbernen Zeitalter der römiſchen Literatur die nachfolgenden Perioden hinzu, ohne einen durch die Nationalität begründeten Einſchnitt zu machen, und die Stammſagen mit ihrem Trojaner Frankus ꝛc., die ſich ſchon im 4. Jahrhundert finden, mußten den Anſchein einer ſolchen nationalen Identität weit mehr begünſtigen, als man heute einräumen möchte, da ſie vollen Glauben fanden und ſich in Chroniken, hiſtoriſchen Gedichten und Volksſagen allgemein verbreiteten. Der Wunſch, daß Deutſchland in jenem Zeitpunkte eine abgeſchloſſene brittaniſche Inſel geweſen ſein möchte, führt nur zu müſſigen Hypotheſen, und da es eine ſolche nicht war, dürfte es hinreichen, daß es ſeine Originalität zwar nicht ſo rein behauptet, wie einige andere Völker, aber in bedeutend höherm Grade als viele Nachbarn. Denn während in Frankreich und ſogar in der entlegenen und ſcharf abgeſchnittenen pyrenäiſchen Halbinſel die römiſche Sprache herrſchend wurde und zugleich den nationalen Sagenſtoff vernichtete, behaupteten die Deutſchen, zwar durch äußere Verhältniſſe begünſtigt, aber auch durch das Uebergewicht an Kraft und Selbſtändigkeit, ihre Stammſprachen. Ja ſelbſt in Frankreich wurde die Herrſchaft des Romaniſchen gar nicht durch die Aufnahme der alten römiſchen Literatur, vielleicht nicht einmal durch das Latein der Kirche vermittelt, ſondern es ſcheint vielmehr erwieſen, daß gerade die Beſchäftigung mit der römiſchen Literatur lange Zeit die Ausbreitung des lateiniſchen Bauerndialekts einſchränkte, welcher in Italien von den früheſten Zeiten her neben der Schriftſprache fortbeſtanden hatte und durch die römiſchen Soldaten und Kaufleute in die Provinzen verpflanzt wurde. omaniſche Mundarten finden ſich daher in ſolchen Gegenden, wo die lateiniſche Literatur nie bekannt wurde, und ſo gewannen ſie auch in Frankreich erſt das

Uebergewicht, als nach Karl die Studien verfielen [1]). Wie dem nun ſein mag, mit der deutſchen Sprache wurde der materielle Kern einer unabhängigen Cultur gerettet, und ſelbſt bei der Entſtehung und Ausbildung unſerer Literatur deutet ſich das antike Element nur in beſcheidenen Modificationen an.

Die Schöpfung unſerer deutſchen Literatur verdanken wir, inſofern dieſelbe mit Schriftwerken ihren Anfang nimmt, den Geiſtlichen, die durch ihre Studien dem Volke um Jahrhunderte voreilten. Die nationalen Erinnerungen des letztern reichten bis in die Zeit der Wanderungen zurück, und dieſe Sagen pflanzten ſich ganz unabhängig von der Literatur der Geiſtlichen fort, ohne daß ſelbſt, als ſie aufgezeichnet wurden, irgend ein antikes Gepräge, wenn auch nur in Versmaß oder Ausdruck wahrzunehmen geweſen wäre. Ja ſelbſt das chriſtliche Element berührt ſie kaum und was aus der heidniſchen Zeit übertragen wurde, wie Walther von Aquitanien, die Nibelungen und Anderes verräth nur eine größere Mäßigung der Phantaſie, eine größere Milde des Gemüthes und der Sitte, worin Niemand einen Verluſt an nationaler Eigenthümlichkeit beklagen wird. Doch das Verhältniß zu den epiſchen Sagenſtoffen erwägen wir ſpäter, hier weilen wir nur bei der Sprachbildung. Wollten die Geiſtlichen nicht die ererbte wiſſenſchaftliche Cultur aufgeben und zur Unmündigkeit des Volkes herabſinken, ſo mußten ſie nothwendigerweiſe die lateiniſche Sprache beibehalten, und es konnte ihnen keine andere Aufgabe geſtellt werden als die, aus der Volksſprache allmählich eine Schriftſprache zu entwickeln, welche reich genug wäre, jene von außen übertragene Bildung aufzunehmen. Es mußte demnach für unzählige Begriffe, die noch nicht bekannt waren, der Ausdruck erfunden, es mußten die einfachen Wort- und Satzformen erweitert werden, damit die verſchlungenen Gedankenwege einer höhern Intelligenz allmählich ein Organ erhielten. Dieſe mühſelige Arbeit, zu welcher ſchon Karl der Große Vorbereitungen traf, unternahmen nun die Geiſtlichen, indem ſie Gloſſarien verfaßten, die Evangelien, die Pſalmen, das Hohelied und Anderes überſetzten, ja ſogar zu freien Umſchreibungen, Nachdichtungen und Erläuterungen vorſchritten.

Bei dieſen Bemühungen iſt nun allerdings nicht zu leugnen, daß man oft mit zu großer Nachläſſigkeit, oft auch mit übertriebener Peinlichkeit verfuhr. So muß es ſehr befremden, daß in jenen Ueberſetzungen häufig lateiniſche Ausdrücke unter den deutſchen ſtehen

[1]) Bähr, „Geſchichte der römiſchen Literatur" (1844), I, 13 fg.

blieben und bei erläuternden Einschaltungen beide abwechselten. Strenge Puristen machen daher diesen Zeiten die Begünstigung einer Mischsprache zum Vorwurf. Es mögen in der That lateinische Wörter schon Eingang gefunden haben, als die Römer sich zuerst unter den Deutschen niederließen und manche ihrer Erfahrungen im Haus- und Ackerwesen benutzt wurden. Mit der Anpflanzung der Obstbäume wurden z. B. die lateinischen Namen heimisch. Die Wörter Baum, Birne, Kirsche stimmen zu pomus, pirus, cerasus. An die Bekanntschaft mit der Sache knüpfte sich die Aufnahme vieler nomina lignorum, herbarum ꝛc., wie cedrus, cypressus (Cyperbaum), ficus, laurus, myrtus, palma, nucus, pinus, esculus, buxus, oliva, piper, porrum (Porree), apium (Eppich), lens (Linse). Andere sind weniger kenntlich geblieben, z. B. fagus Buche, radix Rettich, feniculum Fenchel, cucurbita Kürbiß, petroselinum Petersilie, persicus Pfirsichbaum, cotoneus Kutten- oder Quittenbaum, castanea Kestenbaum, Kastanie. Schwertel ist Uebersetzung von gladiolus, Quark, Zwerg für Käse zurückgebildet aus quarctum, quasi coarctum[1]). Ferner sind Acker, Joch, Egge, Pflanze, Samen, Saat, Eimer (amphora), Schoppen und Kufe (Kuffchen beim Volke für Obertasse von scyphus), Faß, Tafel, Spiegel, Käfig (cavea) ꝛc. vermuthlich fremden Ursprungs. An die befestigten Lager der Römer erinnern Mauer, Wall, Thurm, Dach, Pforte, Ziegel, Kalk und ähnliche. Ausdrücke, wie Natur, Person, Kirche, Altar, Kanzel, Kelch (calyx), opfern (offerre) begleiteten die Einführung des Christenthums. Anderes wurde bei der Zubereitung der Sprache für die Rhetorik entlehnt. Zuweilen scheint das ursprüngliche deutsche Wort allerdings verdrängt, wie wenn man was Warid (eigentlich Werder), Zein, Wiel geheißen, nach insula, corbis, rota benannte. Dagegen machte man auch den Versuch, der Einbürgerung eines fremden Namens durch Erfindung vorzubeugen. Das Wörterbuch des heiligen Gallus (7. Jahrh.) verdeutscht templum durch Haus zum Beten, fenestra durch Augenthor, postis durch Thürsäule. Das in der Note erwähnte Glossar sucht furcula (Forke) durch Gartengabel, ancora durch Senkelstein, butyrum durch Milchschmalz, perpendiculum durch Mauerwage, Wagestein, rubrica durch Zimmerschnur (cim-

[1]) Das in Graff's „Diutiska", III, 143, abgedruckte reiche Glossar aus dem 12. Jahrhundert enthält meistens Wörter dieser Gattung. Beiweitem die Mehrzahl ist indessen deutschen Ursprungs und nur wenige klingen an die daneben stehenden lateinischen.

hermor die Richtschnur des Zimmermanns?) zu ersetzen und von der Einwanderung zurückzuhalten. Manches Heimische erhielt eine neue Bedeutung. Die Sangaller Rhetorik gibt forma durch Bild, fabula durch Spiel. Diese Feststellung und Modification der Bedeutungen hat sicherlich eine große Umwandelung in der Sprache hervorgebracht. Wird z. B. Ehe (Bund, Gesetz) für Testament gebräuchlich, oder lesen wir im Isidorischen Tractate im Haupte des Libelles für in capite libri, scheint da nicht erst die Bedeutung zu dem deutschen Worte aus der Fremde hinzugebracht? Wie viel Entlehnungen und Nachbildungen der Art man zusammenstellen mag [1]), diese Abhängigkeit von dem Auslande ist verzeihlich, da sich die Sprachen noch weniger durch Schlagbäume absperren lassen als Waaren. Bedenklicher dagegen bleibt jene Vermischung lateinischer und deutscher Phrasen. Man hat den Misbrauch in Notker's Psalmen (10. Jahrh.) damit entschuldigt, daß das Latein als Supplement zu dem Deutschen hinzutreten mußte, damit die Begriffe an Verständlichkeit und Schärfe gewännen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß die Evangelienharmonien, die Uebersetzung des Isidorischen Tractates (8. Jahrh.) und Anderes, was noch vor Notker liegt, jenes Supplementes nicht bedurften. Stellen wie diese aus dem Vaterunser: O homo scheine an guten Werken, habe fraternam caritatem, daß wir den Namen Gottes colendo heiligen ꝛc. könnten der Beihülfe des Lateinischen offenbar entbehren. Ebendasselbe gilt, wenn Williram (11. Jahrh.) in der Paraphrase des Hohenliedes sagt: Verkünde mir, o sponse, den ich mit allen Kräften minne, wer die verae fidei doctores sind, die deine Schafe weiden ad pascua vitae, die du beschirmest ab omni fervore tentationis. Dieses und Aehnliches, was in wenigen Zeilen aufgehäuft ist, wie conventicula haereticorum, perversa doctrina, quia in multas sectas dividuntur ꝛc. geht nicht aus der Armuth der Sprache hervor, sondern aus der gleich nach den Ottonen einbrechenden Barbarei, zumal da die Mönche schon früher nicht nur in Trink- und Buhlliedern, sondern auch in Grabschriften die Sprachen vermischten und, wie in der lateinischen Literatur des 11. Jahrhunderts leoninische Verse und Germanismen aller Art um sich grifen, so auch das Deutsche sich nicht des Lateinischen erwehren

[1]) Eine Sammlung solcher Fremdwörter findet man auch bei Zinnow, „Die abgestorbenen Wortformen der deutschen Sprache" (1843). Das Verzeichniß lateinisch-deutscher Wörter von Püning in einer Abhandlung zum Schulprogramm (Recklinghausen 1844) weist nur 512 nach, gewiß eine kleine Zahl.

konnte. Am wenigsten zu vermeiden war die Mischsprache in den Sangallischen Uebersetzungen und Abhandlungen rhetorischen Inhaltes, die Wackernagel in das 10. Jahrhundert setzt. Man sieht jedoch auch, daß sie nicht für Leser gemacht sind, die kein Latein verstehen, da lange Stellen gar nicht übertragen sind und die deutschen Einschaltungen auch mit einander keinen Zusammenhang haben; vielmehr ist deutlich wahrzunehmen, wie der Verfasser mit der deutschen Sprache nur Versuche anstellt. Freier bewegen sich die Sangallischen Uebersetzungen aus Boethius und Marcianus Capella aus dem 11. Jahrhundert. Die letztere ist wegen des schwülstigen, gezierten Originals ein wirklich riesenhaftes Unternehmen, daher wir auch oft nur eine dürftige Umschreibung finden. Lesen wir: So ward, daß der Tag begann zu decken die Sterne, wer möchte darin die prunkende Phrase des Afrikaners erkennen, der seine aurora und roseus peplus nicht ungenutzt lassen kann. Die Uebersetzung ist von lateinischen Wörtern ziemlich rein, weniger die Auslegung. Wie dort bei geistlichen Schriften es schwer zu vermeiden war, daß die Erklärung sich der wörtlichen Citate aus der lateinischen Bibel und der überall aus der Kirchensprache anklingenden Phrasen bediente, so sind es auch hier theils unbekanntere dem Griechischen entlehnte Wörter des Textes, die durch bekanntere lateinische ersetzt werden, theils technische Ausdrücke, die man unbedenklich aufnahm, da weniger für Laien als für die philologischen Genossen übersetzt wurde. Die Verse

Languida mordaces cum pulsant pectora curae
Et fugit expulsus Lethaea ad litora somnus

umschreibt der Autor: So aber die Sorgen grüßen die Herzen und der Schlaf hinfliehet zu Lethaeo fluvio, wozu die Note: Da sein Wohnort ist secundum fabulas, weil er oblivionem machet ꝛc. Das mela des Textes wird schon in der Uebersetzung mit carmina, chelys mit cithara vertauscht, für cothurnati cantus steht deutlicher die Gesänge der mit cothurnis geschuhten tragicorum ꝛc. Ein Beispiel befangenster Peinlichkeit bei der Ausbildung unserer Sprache gibt uns Otfrid, der gewiß gerechte Ursache hatte, über die Sprödigkeit des Deutschen zu klagen, aber doch auch ein ungereimtes Ziel verfolgte, wenn er sich entschuldigt, daß er nicht den numerus und die genera des Lateinischen habe beibehalten können, ein Masculinum durch ein deutsches Femininum, einen Singular durch einen Plural ꝛc. habe übersetzen müssen [1]).

[1]) In der Zueignung an Liutbert.

Diese und ähnliche Engherzigkeiten verboten sich selbst durch ihre Unmöglichkeit. Wichtiger war es, daß die Gesetze der lateinischen Satzbildung einen durchgreifenden Einfluß gewannen, und doch wird man sich leicht überzeugen, daß diese Herrschaft keine tyrannische war, indem unsere Sprache späterhin nie mehr so viel innere Bewegung und Ungebundenheit genoß. Es würde noch heute ein Anschluß an das Lateinische ihr nur eine größere Freiheit gewähren, wie zu Vossens und Schiller's Zeiten der Hellenismus sie wieder in den Besitz verlorener Rechte setzte. Herder wollte diese Latinismen mit einer Sumpfader vergleichen, die in dem zarten weißen Leim der toscanischen Marmorbrüche ewige Figuren gebildet [1]). Dagegen haben Andere es für einen Vorzug unserer ältesten Sprache erklärt, daß sie die elastische Beweglichkeit der antiken Constructionen annahm, das Pronomen auch hinter das Hauptwort stellte, das Adjectiv durch Einschiebsel vom Substantiv trennen, den Artikel weglassen durfte, das Zeitwort meistentheils mit volltönendem und abrundendem Laut an das Ende des Satzes stellte und die nachschlepppenden Hülfszeitwörter nicht kannte [2]). Gründliche Kenner würden indessen hierbei noch immer einen Unterschied zwischen dem, was in jener freiern Bewegung natürlich und was nur künstlich und angenommen ist, zu machen wissen. In allen Schriften nämlich, die nicht übersetzt sind, scheinen die Wortstellung und alle syntaktischen Verbindungen, mit Ausnahme einiger Participialconstructionen, dem heutigen Gebrauche nicht so sehr unähnlich, während die Uebersetzungen durchaus eine lateinische Farbe haben. Man pflegte sich so genau an den Text anzuschließen, als wollte man nicht Satz mit Satz, sondern wo möglich Sylbe mit Sylbe wiedergeben. Im deutschen Tatian heißt es z. B.: Der Heiland, so er das erkannte, daß sie kommen würden, daß sie fingen ihn und machten ihn König, floh und verlassener Menge stieg in Berg allein beten. Dies entspricht wol schwerlich dem organischen Grundbau der Sprache; vielmehr zeigt die Fügsamkeit in das Halblatein des Textes [3]) wol nur, daß der Uebersetzer unsere Sprache in ihre Elemente auflöste, daß er sie als einen Haufen von einzelnen Wörtern betrachtete, die sich jede willkürliche Stellung und Verbindung gefallen lassen müßten. Was nun noch die allgemeine Frage be-

[1]) „Literatur und Kunst", 2, 141.

[2]) Th. Mundt, „Die Kunst der deutschen Prosa" (1843), 144.

[3]) Jesus autem cum cognovisset, quia venturi erant, ut raperent eum et facerent eum regem, fugit et dimissa turba ascendit in montem solus orare.

trifft, ob unſere Sprache nicht aus eigenem lebendigen Triebe ſich zu einer Schriftſprache veredelt hätte, ſo kann dieſelbe nur durch die andere beantwortet werden, ob jene Franken auch ohne die Erbſchaft des Alterthums ſo bald denjenigen Standpunkt bewußter Einſicht in das Weſen der Welt und des Geiſtes errungen hätten, welcher ſie, die eben Barbaren waren, zum erſten Culturvolk der neuen Zeit machte. Hier verliert ſich jede Berechnung in unſichere Vermuthungen, während nur dies gewiß iſt, daß ein fremder Culturgehalt nie ohne Nachgiebigkeit gegen ſeine Formen aufgenommen wird, weil wie der Gedanke am Ausdrucke, ſo auch der Ausdruck an dem Gedanken klebt, wobei indeſſen die Einſchränkung bleibt, daß je nach dem Bildungszuſtande eines Volkes eine Sache, die zu Zeiten entſchuldigt werden kann, ein andermal ſtreng zu rügen iſt. Wer wollte z. B. die Gallicismen des 18. Jahrhunderts mit den Latinismen des fränkiſchen Zeitalters vertheidigen!

Zweites Capitel.

Die lateiniſche Sprache als Organ des hiſtoriſchen Gedichtes und des mythiſchen Epos. Bemühungen der Geiſtlichen um Erhaltung und Ausbildung nationaler Sagen und Gedichte. Die treue Schilderung des germaniſchen Heldenthums im Waltharius. Lateiniſche Quellen und Concepte als Grundlage ſpäterer Dichtungen in den Landesſprachen. Darſtellung eines modernen epiſchen Momentes im Ruodlieb. Die deutſche Thierſage in lateiniſchen Gedichten; ihr Verhältniß zur Aeſopiſchen Fabel.

Nachdem wir das Verhältniß der gelehrten Bildung zur Entwickelung der Sprache beleuchtet, gehen wir einen Schritt weiter zu den materiellen Erzeugniſſen der Volkscultur und betrachten das Zuſammentreffen beider Elemente in Bezug auf die im Volke lebenden Heldenſagen. Oft iſt Klage darüber erhoben, daß die lateiniſche Bildung, wie die chriſtliche, ſo Vieles zerſtört; es wird ſich jedoch auch ergeben, daß ſie es gerade war, die Vieles erhielt und, ohne den Charakter des Volksthümlichen zu verwiſchen, den heimiſchen Dichtern eine kunſtmäßige Behandlung erleichterte. Wir ſtellen, um eine concrete Baſis zu gewinnen, das früheſte Denkmal der Art voran.

Die neulateiniſche Poeſie dieſer Zeitabſchnitte iſt im Allgemeinen nur eine verhallende Nachſchwingung der altrömiſchen. Nur von den Hymnen kann man ſagen, daß ſie bei der gänzlichen Verſchiedenheit des Inhaltes und des Tones einen neuen Zweig an-

setzten und mit dem Anschlusse an den fortdauernden Ritus der abendländischen Kirche eine innere Beseelung und Frische der Gegenwart erhielten; im schärfern Gegensatze zu dem Volksmäßigen können aber auch sie nur für das grüne Geranke an einer Ruine gelten. Den epischen Producten darf man nicht einmal so viel Berechtigung einräumen, und nur da, wo sich die lateinische Sprache auf Kosten der classischen Eleganz und Correctheit an volksmäßigen Stoffen verjüngt, gewinnen sie Naturfrische, so daß man mit Grimm nach ihrem Verhältnisse zur Entwickelung der nationalen Poesie gerade darin einen bedeutenden Werth anerkennen muß, was anders betrachtet für ein Zeichen größerer Barbarei gelten würde. Schon das altlateinische Epos hatte nur selten Sagenstoffe behandelt, und es entsprach dem realen Charakter der Römer, daß in Stelle des Epos historische Gedichte und Panegyriken eintraten. Mit solchen Gedichten beginnt nun auch wieder eine Literatur, welche ganz das Erzeugniß des Kunstfleißes ist. Seitdem mit Karl dem Großen das Bewußtsein des geschichtlichen Staatslebens erwachte, entstanden auch Annalen, Biographien, Weltgeschichten ꝛc., die in Auffassung und Sprache sich an Vorbilder aus dem Alterthume anlehnten. Mit den sächsischen Kaisern kam auch in diese Literatur ein neuer Schwung und dauerte unter den fränkischen Königen fort, obgleich Anderes damals in tiefe Schatten zurücktrat. Wie nun Einhard, Witekind, Adam aus Meißen, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen u. A. sich an die römischen Historiker anschlossen, so regten auch die alten Epiker und namentlich Virgil, dessen man sich ganz bemächtigt hatte, dazu an, bedeutende Ereignisse und Personen mit dem glänzenden Schmucke der römischen Diction zu verherrlichen. Die wichtigsten dieser historischen Gedichte sind: das Carmen de congressu Caroli M. et Leonis Papae, als dessen Verfasser Hilperich oder Angilbert, der Günstling des Kaisers, angegeben werden. Ermoldus Nigellus (835?) besang in einem carmen elegiacum die Thaten Ludwig's des Frommen von 781—826; der unbekannte Poeta Saxo (c. 899) beschrieb in fünf Büchern Annalen nach Einhard die Geschichte Karl's des Großen von 771—814; die Nonne Hroswitha zu Gandersheim (gest. vor 984) verfaßte einen Panegyricus „De Ottonum gestis" in Hexametern.

Wichtiger als alle diese Gedichte ist für uns der **Waltharius**, welcher zu Sangallen, wo im 9. und 10. Jahrhundert jene Hartmann, Tutilo, Notker Balbulus ꝛc. eine vielseitige geistige Thätigkeit bekundeten, von Eckehard I. (gest. 973) und einem gleich-

zeitigen Geraldus entworfen und dann von einem jüngern Eckehard [1]) ausgearbeitet wurde [2]). Es ist hier nicht allein der Fortschritt von der Geschichte zur Sage merkwürdig, sondern überhaupt der Versuch, einen Zweig der nationalen Volksdichtung in der Sprache des alten Epos und der Kirche zu behandeln, wodurch eine Versöhnung zwischen dem Heidnischen und Christlichen ausgesprochen wird, ferner das Gelehrte und Fremde mit dem Volksthümlichen und Heidnischen in eine Wechselbeziehung tritt. Schon der Sprache nach ist das Gedicht bemerkenswerth, weil aus jeder Zeile Virgil hervorleuchtet, ohne daß ein Cento geschnitzelt und geleimt würde; vielmehr verrathen die wenigen ganzen Verse, welche aus Virgil übergegangen sind, vielleicht nur, daß der Verfasser nicht Alles ausmerzen konnte, was ihm ungerufen in das Buch kam. Eine Menge einzelner Phrasen blieb allerdings aus der fleißigen Lecture des Vorbildes haften; sie sind von Grimm zusammengestellt. Trotz der hohen Bildung des Verfassers, die das Gedicht verräth, hat man aber auf eine Bekanntschaft mit Homer wol zu voreilig geschlossen, da einzelne Bilder und Wendungen aus ihm durch lateinische Dichter übergehen konnten.

Bewundernswerth ist es, daß die römische Lecture des Dichters den objectiven Inhalt der Sage und den Charakter der Personen und Sitten ganz unverändert gelassen, indem uns aus diesem lateinischen Gedicht der Gegensatz des altgermanischen Heroenthums zu dem romantischen Ritterwesen und doch auch wieder der unentwickelte Keim des letztern in seiner ganzen unschuldigen Wahrheit entgegentritt. Walther selbst, der von Etzel, wo er als Geisel der Gothen gewesen, nach seiner Heimat flieht, ferner Hagen und die andern Kämpfer, welche von Gunther, dem feigen Frankenkönige, bewogen, dem Flüchtigen die mitgenommenen Schätze entreißen wollen, offenbaren noch alle Kraft und Kampflust der heidnischen Zeitalter. Nicht die ritterliche Ehre mit ihren höhern Zwecken und Principien bildet den Maßstab des Heldenthums, sondern die Unerschrockenheit des Muthes, die Unermüdlichkeit des Armes, die Verspottung des Schmerzes ꝛc. Das Verhältniß Walther's zu Hiltgunde, die als Geisel der Burgunder bei Etzel gewesen und unter seinem Schutze entfloh, spricht sich ebenfalls in einer Weise aus, die der altrömischen ebenso fern liegt, wie der roman-

[1]) Ueber die Eckehard vgl. Leyser, „Hist. poet. m. a. 1721", S. 310.

[2]) Grimm und Schmeller, „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts" (1838).

tiſchen. Die Minne iſt noch nicht bis zu jener mit der Andacht verſchwiſterten Huldigung der Frauen ausgebildet und kennt auch im äußern Umgange noch keine höfiſchen Sitten; ja in den Begegniſſen zwiſchen Aeneas und Dido iſt die romantiſche Sentimentalität und Courtoiſie ſchon bei Virgil ſchärfer angedeutet. Hiltgunde iſt hier noch die willig dienende Genoſſin des Mannes. Die Neigung der Flüchtigen bedarf keines Sturmes der Leidenſchaft, keiner phantaſtiſchen Formen, ſondern ſtellt ſich von Anfang an dar als das Gefühl jener Einheit, in welcher ohne das Geräuſch vieler Worte Eins dem Andern zu Glück und Unglück zu folgen von ganzem Herzen bereit iſt [1]). Ebenſo beſchränkt ſich das religiöſe Moment auf die Verehrung des Allvaters, den man als den Herrn der Schöpfung und der Menſchheit kennt, dem man für den Sieg eine Dankbezeugung ſchuldig iſt und eine Abbitte für die zu kühne Zuverſicht zur eigenen Kraft [2]) und für das vergoſſene Blut. Ein religiöſer Zwieſpalt tritt nicht hervor, inſofern weder von einem höhern chriſtlichen Standpunkte Urtheile einfließen, noch auch Anſtand genommen wird, an Phöbus, Boreas ꝛc. zu erinnern, welche Namen durchaus nur als Beiwerk der Phraſe gelten. Endlich iſt auch die romantiſche Phantaſtik in der Erfindung und Darſtellung der Begebenheiten nur leiſe angedeutet, und es bewegt ſich Alles auf dem Gebiete des Möglichen. Der treue Abdruck der alten Heldenzeit iſt es beſonders, was Gervinus an dieſem Gedichte anzog, und er glaubt in der echten heroiſchen Haltung die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit Homer zu erkennen. Beachten wir nur den einen Zug, wie Hagen, auf dem Schilde ſitzend, ſo oft Einzelne oder Mehrere zum Angriffe losſtürmen, vor dem Löwen warnt, wie er aber auch ſo nicht die Gefährten rettet und dieſe durch ihren eigenen Frevelmuth und Unverſtand verderben, wie ſehr erinnert dies an Stellen Homer's, wo er der Verblendung gedenkt, welche den Sterblichen dahinreißt, das Verhängniß herauszufordern, ſo daß wir trotz des herben Unterganges der Helden die Gewalt der

---

[1]) Hiltgunde zu Walther V. 256, in völliger Uebereinſtimmung mit Tacitus, Germ., Cap. 18.:

Praecipiat dominus seu prospera sive sinistra,
Ejus amore pati toto cum pectore praesto.

[2]) Die Prahlerei V. 526

Hino nullus rediens uxori dicere Francus'
Praesumet se impune gazae quid tollere tantae

erinnert an die Proelia coniugibus loquenda bei Horaz.

Unsichtbaren nur fürchten, nicht anklagen. Diese Mäßigung, sei sie nun dem Christenthum oder den Alten zu danken, gibt der Schlußscene eine eigene Farbe. Walther verliert eine Hand, Hagen ein Auge und Gunther einen Fuß; die Helden scherzen darüber beim Weine. Die Erzählung ist zu grell, um ernst zu sein, und auch wieder zu ehrlich, um für Ironie zu gelten. Vermuthlich hatte die Sage eine Erinnerung aus den ältern wilden Göttermythen aufgenommen, wo im Gegensatze zu den reinen Proportionen des Menschlichen die Gestalten der Vorwelt oft mit einer Ueberzahl von Gliedmaßen und dann auch wieder verstümmelt erscheinen [1]). Dieser Auswuchs der Phantasie fügt sich nun nicht recht in die Bildung einer mildern Zeit. Der Ausdruck entspricht im Allgemeinen der übrigen edeln Einfalt; freilich ist auch die Trockenheit des Tones im Nibelungenliede vermieden, und die reichere Bildlichkeit mochte der Dichter seiner Bekanntschaft mit Virgil verdanken. Einige anziehende Vergleiche und Bezeichnungen für den Anbruch des Tages und der Nacht sind zu gelehrt und Simrock [2]) hat sie deshalb in seiner Nachdichtung vermieden. Im Allgemeinen unterscheiden sich die Gleichnisse von denen in spätern deutschen Gedichten dadurch, daß sie sich nicht auf eine nackte Zusammenstellung der Sache und des Bildes beschränken, doch begegnet auch nur selten die Homerische Ausführlichkeit. Die Gleichnisse selbst hat freilich meistens Virgil hergegeben, doch ist die Auswahl so getroffen, daß fast nichts in der neuen Umgebung befremdet. Wenn der Held sich dem Helden entgegenstellt, wie der knirschende Eber, wie ein Hund, der die Zähne fletscht, wie eine Esche, die mit der Krone die Sterne, mit der Wurzel die Tiefe (tartara) sucht, und unbeweglich das Tosen aller Stürme verachtet, wenn der Speer wie ein Wirbelwind daherbraust, wie eine zischende Schlange, die vom hohen Baume auf die Beute herabstürzt, wenn die Geschosse sich wie Hagelschauer durchkreuzen, die Schläge auf Schild und Helm erschallen, als ob die Art an der Eiche arbeitet ꝛc., so macht dies Alles mit der Farbe der Natur auch den Eindruck der Ursprünglichkeit. Sich selbst vergleicht der Dichter mit der zirpenden Cicade und bittet zu bescheiden, den unharmonischen Gesang zu entschuldigen, da der Vogel kaum dem Neste entflogen sei.

Es ist ersichtlich, daß Eckehard die deutsche Sage mit großer

---

[1]) Odinn ist einäugig, Hödr blind, Thr einhändig, Loki lahm. Vgl. Grimm, „Deutsche Mythologie", S. 299, 494.

[2]) „Das kleine Heldenbuch" (1844).

Treue behandelt hat, während später die antiken Originale von deutschen Dichtern so vielfach entstellt wurden. Unser Stoff ist noch mehrmals lateinisch bearbeitet, jedoch mit Beimischung unlauterer romantischer Elemente, worüber Grimm oder Gervinus zu vergleichen.

Die historischen Gedichte nahmen nun durch das 11. und 12. Jahrhundert weiter ihren Fortgang. Wippo schrieb einen Panegyricus auf Heinrich III., Guilielmus Apulus besang die Gesten der Normannen in Sicilien, Guido, Bischof von Amiens, in einem verlorenen Gedichte die Thaten Wilhelm's des Eroberers. Heinrich's IV. Krieg gegen die Sachsen wurde von Rupert, Bischof zu Bamberg (?), das Leben der Markgräfin Mathildis von ihrem Kaplane Domnizo oder Donnizo dargestellt. In Deutschland erreicht diese Gattung ihre Spitze in dem Ligurinus des Mönches Günther (1200), einem Gedichte von den Kämpfen Friedrich's I. gegen die Mailänder (Ligures), welches mit Virgil gleiches Ansehen genoß und im 16. Jahrhundert ein Schulbuch wurde.

Alle diese Erzeugnisse sind für uns nur Denkmale der classischen Studien. Wir wenden uns nochmals zum Waltharius zurück, insofern als er eine äußerst wichtige Zwischenperiode in der Entwickelung unserer Poesie theils charakterisirt, theils einleitet. Es ist nämlich jener merkwürdige Umstand zu erwähnen, daß das im 12. und 13. Jahrhundert plötzlich nach allen Seiten hervorquellende Epos so häufig seine Dichtungen auf lateinische Quellen zurückführt. Von vielen läßt sich ein solches Original noch nachweisen, in Betreff anderer fehlt es nicht an verbürgten Nachrichten, und so steht es fest, daß die Geistlichen seit dem 10. Jahrhundert, als die kirchliche und gelehrte Standescultur keiner fernern Absonderung bedurfte, die alten durch das Volk hin zerstreuten Sagen mit Eifer hervorgesucht und nacherzählt haben. Die literarische Bildung und der Besitz einer gefügigen Sprache verliehen ihnen Muth und Gewandtheit, in selbständigen prosaischen und rhythmischen Erzählungen, in Chroniken, in Bearbeitungen griechischer und lateinischer Werke die mannichfachsten Stoffe zu behandeln und ihnen das erste Gepräge zu geben; ja sie verstanden selbst für manche neue Culturwendung einen angemessenen Ausdruck zu finden, so daß die Dichter der heimischen Zungen an diesen Vorübungen die trefflichste Stütze hatten. So beruft sich das Nibelungenlied auf eine alte lateinische Redaction, die schon durch den Bischof Pilgerin von Passau (gest. 991) veranlaßt worden sei. Wie dürftig solche Concepte gewesen und wie wenig sie an Waltharius gereicht haben mögen, so bildeten sie doch immer den Kern, woran sich andere

Erinnerungen und freiere Ausführungen anſetzten. Kein anderes Gedicht gibt von dieſer allmäligen Geſtaltung und Ausdichtung der erſten Entwürfe ein ſo anſchauliches Beiſpiel als der niederländiſche Reinaert mit ſeinen in Flandern verfaßten lateiniſchen Quellen, dem Isengrimus und Reinardus Vulpes, die Grimm in die Mitte des 12. Jahrhunderts geſetzt hat, wozu dann noch die Ecbasis, der Luparius und Aehnliches zu zählen. Die Darſtellung des echten Tilpinus von Karl's und Roland's Leben und Thaten, wenn ſie exiſtirte, mochte der Zeitgenoſſe, wie Einhard, mit hiſtoriſcher Treue abgefaßt haben. Der uns bekannte Roman des Pſeudoturpin gehört einer viel jüngern Zeit an [1]), iſt aber gleichwol die Grundlage franzöſiſcher und deutſcher Gedichte. Dort wieder gaben ſeit Nennius 620 engliſche Chroniſten, indem ſie den Sagen von Brutus, Arthur, Merlin eine hiſtoriſche Wichtigkeit beilegten, den Anſtoß zu aufmerkſamer Sammlung, und noch in einer weit jüngern Zeit, als der Volksgeſchmack der hiſtoriſchen Mäßigung romanhafte Ausſchweifungen vorzog, vermittelte wieder die lateiniſche Bearbeitung eines Gottfried von Monmouth (1128) den Uebergang. Von den alten Gralromanen des Gautier Map wird neben der franzöſiſchen eine lateiniſche Redaction genannt, und es iſt wahrſcheinlicher, daß dieſe voranging, wie man überhaupt, wenngleich nicht ohne Widerſpruch [2]), ſich zu der Annahme berechtigt hält, daß die nordfranzöſiſchen Sagen zuerſt lateiniſch exiſtirten, dann in franzöſiſcher Proſa nacherzählt wurden, hierauf eine rhythmiſche Durchbildung erfuhren und endlich ſich wieder in Proſa auflöſten. Auch Luces du Gau, der älteſte Bearbeiter des Triſtan, nennt das große lateiniſche Buch vom Grale als ſeine Quelle. (Triſtan ſteht hier anfangs in nahem Verhältniſſe zum Grale, bis der Zaubertrank ihn zu der weltlichen Minne hinführt, worauf ihn nach einem Leben voll Freud und Leid Marke mit einem vergifteten Speere erſticht.) Ruſticien von Piſa, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, überſetzte ebenfalls ſeine Romane Meliadus und Gero aus dem Lateiniſchen [3]). Die troiſchen Geſchichten wurden dem Mittelalter bereits in bequemen lateiniſchen Redactionen überliefert; doch mochten auch hier einzelne Nachdichtungen der Neulateiner zur

[1]) Nach 1066, vgl. Bähr, Suppl. III, 198.

[2]) Gräße, „Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters" (1842), S. 189.

[3]) v. d. Hagen's (Minneſ. IV, 572) und Gräße's (a. a. O.) Angaben über dieſe verworrenen Dinge ſtehen ſich oft gerade entgegen und bedürfen noch der Ausgleichung.

Behandlung anregen. Verwandte Stoffe, wie die Episode von Troilus, Pyramus und Thisbe, bedurften auch später des lateinischen Mediums, wie, nachdem französische und deutsche Iliaden in Menge vorhanden waren, doch wieder der lateinische Roman des Guido den Ton angab, als die Wendung des Geschmackes den Uebergang von der vornehmern Kunstform zu der bequemen Prosa des volksmäßigen Romans verlangte. Ebenso wurden die beiden Hauptquellen der Alexandersage, der griechische Kallisthenes und Curtius, durch lateinische Dichter flüssig gemacht. Auch Herzog Ernst, die Reisen Brandan's gingen durch das Latein. Als mit der Richtung der Ottonen nach dem Süden und Osten hin sich romantische Stoffe eindrängten, als jene orientalisch-christliche Umprägung des deutschen Charakters, der einheimischen Verhältnisse und Anschauungen vorbereitet wurde, durften die lateinischen Dichter es wagen, die frischen Eindrücke aufzufassen und in ihrer Sprache festzuhalten, bis sich die deutsche der neuen Bewegung anschließen konnte. Jener Umschwung ging äußerst rasch von Statten und schwerlich hätte die deutsche Sprache eine so plötzliche Verwandlung mitmachen können, während gleichzeitig mit dem altheroischen Waltharius von Froumundus, einem Mönche zu Tegernsee, der romantische Ruodlieb verfaßt wurde, dessen Latein, so barbarisch es ist, sowol die subjective Beweglichkeit als das Colorit des fremden Stoffes nicht ungeschickt abbildet. Wie die Evangelienharmonien, welche unsere Literatur einleiten, sich an ältere lateinische Schriften gleicher Gattung anlehnen, so sind die legendarischen Dichtungen von Barlaam, Gregor, Pilatus, Cruciger, Maria, Theophilus und viele andere vorzugsweise ein Erzeugniß der kirchlichen Literatur, aus der sie entweder gleich anfangs mit dem Epos, oder später hervorgingen, indem sie das Epos überdauernd mit den Prosageschichten zusammentrafen. Die Spruchgedichte, die Aesopischen Fabeln, die Parabeln, Beispiele und Novellen zeigen uns bis über die Grenze des Mittelalters hinaus die Lateiner unermüdlich mit Sammeln und Formen beschäftigt, so daß den deutschen Bearbeitern oft nur das leichte Geschäft der Uebersetzung oblag. Wer wollte so eigensinnig sein, dieser großen Thätigkeit für Dinge, welche die Liebhaber der classischen Philologie sonst ignoriren, jedes Verdienst zu rauben, namentlich da in Betreff der ältesten Zeiten selbst ein so inniger Freund alles Volksthümlichen wie J. Grimm es anerkannte [1]), daß die Vernichtung

[1]) „Deutsche Mythologie", S. 5.

heidnischer Denkmale, Gedichte und Meinungen durch die (mit der ausschließlichen Vorliebe für das Lateinische verbundene) Frömmigkeit christlicher Priester zwar schwer zu verschmerzen ist; aber an der reinen Uebung des Christenthums, an der Tilgung aller heidnischen Spuren unendlich mehr gelegen war, als an dem Vortheil, der später einmal für die Geschichte hätte aus ihnen hervorgehen können. Um so mehr werden Bemühungen um die Volksdichtung, wie die Beachtung des deutschen Hildebrandliedes, die deutsche Abfassung des Ludwigliedes, die Bearbeitung des Waltharius, des Ruodlieb ꝛc. im Werthe steigen. Und wie Vieles der Art ist nach sichern Zeugnissen verloren gegangen. Zwar erwuchsen solche Dinge nicht immer aus einem poetischen Triebe; Vieles ward zu lateinischen Stylübungen aufgenommen; Mähren, Schwänke und Volksgesänge, wie man sie auf offener Straße und Wegscheiden oder bei den Tafeln der Vornehmen singen hörte, wurden von den Mönchen zur Zerstreuung in ihrer einsamen Muße bearbeitet: in andern Fällen jedoch zeigte sich auch das ernste Bestreben, neben geistlichen Dichtungen die Adern der einheimischen Sage zu pflegen [1]), und dies Verdienst kann man nicht oft genug hervorheben, weil die Gegner der lateinisch gebildeten Geistlichkeit immer von Neuem vergessen, sich in ihren Vorwürfen zu mäßigen.

Sehen wir jetzt, wie so lange Zeiten vor dem Eintritte gleichartiger deutscher Gedichte ein lateinisches der veränderten Gegenwart die ersten Bewegungen ablauscht. Wir haben in Ruodlieb kein Heldengedicht. Statt der heroischen Tapferkeit finden wir die Welterfahrenheit und höfische Gewandtheit eines Reisenden, statt der großen Erinnerungen aus der Volksgeschichte allerlei abenteuerliche Begegnisse, die Merkwürdigkeiten der Ferne, den geselligen Verkehr mit seinen Unterhaltungen und Intriguen. Nicht die objective Mächtigkeit der Personen, der Handlungen und Ereignisse, wie sie das Epos ausspricht, tritt uns entgegen, sondern ein Gewebe moralischer Lehren und Klugheitsregeln, die durch Beispiele veranschaulicht werden. Dies bunte Allerlei enthält daher die Ankündigung ganz neuer poetischer Gattungen, die sich in den folgenden Jahrhunderten an das nationale Epos anschließen, wie das Reisegedicht, der erotische Roman, die Novelle, die Parabel. Ein solcher gänzlicher Umschwung des poetischen Geschmackes und der Gesinnung war nun schwerlich eine Folge von der Bekanntschaft mit den Erzeugnissen irgend einer Literatur, wol aber mochte zur

[1]) Grimm, „Lateinische Gedichte", S. IX und XVII.

Zeit der Ottonen der Verkehr mit Italien und Byzanz, wo die letzten Schwingungen der Poesie mit ähnlichen Momenten geendigt und den Sinn der Völker bestimmt hatten, dem Gefühle der Deutschen, daß das Christenthum die alte Heldenzeit abgeschlossen, entgegenkommen, worauf dann das Moderne, das Subjective, das Wunderbare, das Lehrhafte die Gemüther mit einem Chaos verworrener Eindrücke bestürmte, bis sich die großen Principien der Romantik ausschieden. Gervinus [1]) hat es hervorgehoben, daß diese Zeiten zu dem alten Elemente des Epos, zu dem Preise der Stärke und des Kampfes, die Erotik mit ihren Intriguen und abenteuerlichen Fahrten hinzugefügt. Ist aber in dem Völkerverkehre und noch mehr in der eigenen durch das Christenthum hervorgerufenen Disposition der Gemüther der Keim zu dieser romantischen Umbildung des Lebens und der Dichtung zu suchen, wie sie sich besonders in den lombardischen und walisischen Sagenkreisen geltend macht, so scheint die Bemühung, solche mächtige Erscheinungen auf die Bekanntschaft mit den erotischen Romanen der Griechen und Aehnliches zurückzuführen, vergeblich, da die Aneignung einzelner stofflicher Erfindungen aus der wunderbar umherschweifenden mündlichen Tradition, oder wenn sie stattfand, auch aus Büchern, eher auf die Gemeinschaft der Denkweise folgen, als sie begründen mochte.

Wir haben von Ruodlieb nur Fragmente übrig. Die Deutung und Ordnung derselben verdanken wir Schmeller [2]). Das Gedicht zerfällt in zwei Haupttheile. Zunächst wird erzählt, wie Ruodlieb, ein wackerer Jäger und Streiter, dem Neide und Undank weichend, seine Mutter verläßt und an den Hof eines afrikanischen Königs kommt. Dieser geräth mit einem Nachbar in Krieg, besiegt ihn jedoch ohne Mühe. Wir hören nun von der königlichen Hofhaltung, von Gesandtschaften, feierlichen Zusammenkünften, Geschenken ꝛc. Im zweiten Abschnitte werden in der breiten Gemächlichkeit der Novellen und Märchen Ruodlieb's Heimkehr und seine Begegnisse in der Heimat erzählt. Für die letztern ist durch Folgendes die Ordnung gegeben. Als Ruodlieb auf eine Einladung aus der Heimat sich von dem Könige verabschiedete,

---

[1]) „Geschichte der deutschen Dichtung" I (1853), 98.

[2]) „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts", S. 127. Ueber ein cornu-britannisches Märchen, welches nicht nur dem Stoffe, sondern auch der Fassung nach mit „Ruodlieb" verwandt ist, siehe einen Nachtrag von Schmeller in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (1841), I, 401—423.

wollte ihn dieſer belohnen und ließ ihm die Wahl zwiſchen Schätzen und Weisheit. Ruodlieb wählte wie Salomo, und erhielt zwölf Lehren, deren heilbringende Wahrheit dann, wie es ſcheint, ſich in charakteriſtiſchen Abenteuern bewähren ſoll. Der Schluß der Fragmente endlich, wo Ruodlieb von einem gefangenen Zwerge die Ausſicht auf eine Krone und eine Königstochter eröffnet wird, die er nach großem Blutvergießen erwerben ſoll, ſcheint an Zweige der deutſchen Heldenſage anzuknüpfen, und man vermuthet, daß ein dritter, und zwar der wichtigſte Abſchnitt verloren ſei.

Hier iſt nun eine ganz andere Welt als im Waltharius. Der erſte Abſchnitt führt uns, und zwar ohne Schiffahrt, nach Afrika, welches, ehe die Kreuzzüge die Wege nach Byzanz und dem öſtlichen Aſien öffneten, durch die vandaliſchen und mauriſchen Höfe, vielleicht auch durch Virgil's Schilderungen in Ruf ſtand und mit den phantaſtiſchen Vorſtellungen von fürſtlichen Hoflagern, koſtbaren Schätzen und Kunſtwerken, wunderbaren Naturdingen ꝛc. die Reize eines fernen ſagenhaften Locals verknüpfte, nachdem die deutſchen Wälder gelichtet waren. Hier gibt es köſtliche Gewänder, Stoffe und Waffen; Alles glänzt von Gold. Unter den Geſchenken, welche der König, als Ruodlieb ſcheidet, ſeinen weiſen Lehren beifügt und in zwei ſilberne Behältniſſe, die mit einer Teigrinde überzogen ſind, einpacken läßt, befinden ſich (als Seltenheit) goldene Byzantiner, Armringe in Schlangenform, ein Adler mit kleinen Vögeln als Bruſtſpange, Ohrringe und Fingerringe, an denen weder Gold geſpart iſt, noch koſtbare Muſcheln, Perlen, Electrum, Amethyſte, Berylle, Hyacinthe ꝛc. Die Geſchenke, welche dem Könige ſelbſt und ſeinem Geſinde von ſeinem Gegner beim Friedensſchluſſe dargeboten wurden, beſtanden, von Gold, Waffen, Roſſen ꝛc. abgeſehen, in Kamelen, Leoparden, Löwen, in einem Luchſe, aus deſſen Harn der köſtlichſte Lapis ligurius bereitet wird, ferner in Affen, Meerkatzen, Pfittichen und andern redenden Vögeln; auch ein Paar ſchneeweiße, ſchwarzfüßige Bären waren dabei, welche tanzten, Waſſer trugen, ſich überwarfen ꝛc.

Der zweite Abſchnitt entwickelt nun die Bedeutſamkeit jener goldenen Sprüche. So war Ruodlieb zuerſt empfohlen, keinen Rothkopf je zum specialis amicus zu wählen, damit er ſich nicht mit Pech beſudele. Die dritte Lehre enthielt den Rath, lieber bei einem jungen Hauswirthe Herberge zu nehmen, der eine bejahrte Gattin habe, als bei einem alten, der eine junge gefreit. Dies wird nun in concreten Fällen ausgeführt. Der rufus, wie er in vielen Sagen als verderbter Judas wiederkehrt, findet ſich bald ein und bringt

dem Reisenden seine Gesellschaft auf. Nachdem er ihn heimlich bestohlen, kehren sie in einem Dorfe ein und sogleich erhält Ruodlieb Nachricht von zwei Ehepaaren ungleichen Alters. Er bleibt dem empfangenen Rathe treu und kehrt bei dem jungen Wirthe ein, dessen treue Dienste, die ihm die Hand der begüterten Wittwe gewonnen, wieder zu einer moralischen Erzählung Gelegenheit geben. Rufus dagegen sucht bei dem andern Paare Aufnahme, verführt die junge Frau zur frechsten Lüderlichkeit und erschlägt ihren alten Mann, worauf dann die Ehebrecherin sich noch durch die tiefste Buße in Sack und Asche zur Heiligen umwandelt. Dies reicht hin, um die Verwandtschaft des Gedichtes mit dem Barlaam, der Disciplina clericalis ꝛc. zu veranschaulichen. Ruodlieb heißt zwar ein Held, doch geht der Dichter seinen Thaten aus dem Wege. Er will ihn uns hauptsächlich als den guten Sohn darstellen, der in der Fremde Ruhm und Geld gewinnt, bei der Heimkehr seiner Mutter Freude macht und alle Ehrfurcht bezeigt trotz seiner neuen Würde. Er ist ein Mann von feiner Bildung, der mit Fürsten beim Schachbrete gesessen, mit den Frauen die Harfe spielt und zierlich tanzt, der auf seiner Weltfahrt Seltenheiten erlebt und gelernt, einen dressirten Hund zur Belustigung der Gesellschaft die Diebe errathen und andere Kunststücke machen läßt und mit einer Zauberruthe die Fische in Scharen an das Wasser lockt. Auch die Frauen sind weit von der altheroischen Hiltgund verschieden, wie der Verkehr mit ihnen. Wenn in morgenländischen Novellen die Ränke untreuer Weiber einen beliebten Gegenstand bilden, so begegnet der Ansatz zu diesem Thema bereits hier, wo die junge Frau bei ihrem Gatten den buhlerischen Rufus in schnellstem Einverständniß als ihren Oheim einführt. Ein andermal muß Ruodlieb, wie es scheint, den Umständen nachgebend, um ein reizendes Mädchen werben. Damit sie jedoch durch eine tödtliche Beleidigung veranlaßt wird, ihr nicht erwünschtes Ja zurückzunehmen, überschickt er ihr in einem versiegelten Päckchen cydarim und ligamina crurum [1]), welche ihr bei einem schlechten Abenteuer mit einem Klerikus entfallen waren. Dieselbe Schöne hatte vorher an Ruodlieb vermelden lassen

Tantundem liebes, veniat quantum modo loubes,
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum.

Wer erkennt hier nicht die Anklänge der ritterlichen Lyrik? Die

[1]) Kranz und Strumpfbänder.

Zärtlichkeit und Galanterie ſind auch ſonſt vielfach angedeutet. Man tändelt mit den Frauen, man ſpielt mit ihnen das Wurfgabelſpiel um Ring und Herz, man unterhält ſich mit ihnen bei Geſang und Tanz, man witzelt bei einem Verlöbniſſe mit Zweideutigkeiten: alles Dinge, von denen das ſpäter abgefaßte Nibelungenlied ſo wenig weiß, wie der Waltharius. Auch ſonſt begegnen eine Menge ſentimentaler Züge, wie wenn dem ſcheidenden Ruodlieb die würdige Mutter durchs Gitter, die Diener von den Zäunen nachblicken, den Heimkehrenden eine Dohle mit zärtlichem here, curre venique begrüßt ꝛc.

So bedeutend das Gedicht uns als das früheſte Denkmal einer Zeitwendung erſcheinen muß, die man nach deutſchen Gedichten um Jahrhunderte ſpäter anſetzen möchte, ſo dürftig iſt es indeſſen, wenn man es nach ſeinem innern Gehalte betrachtet. Es iſt wahr, daß in Froumund's Schilderungen der Staatsgebräuche, Hofſitten, des Gerichtsverfahrens ꝛc. oft die Genauigkeit und Friſche der eigenen Anſchauung ſichtbar iſt. Der Traum ferner, in welchem Ruodlieb's Mutter ihren Sohn über zwei wilde Eber fliegen und dann umgeben von den Gefährten auf dem Gipfel einer Linde ſieht, worauf eine ſchneeweiße Taube ihm die Krone bringt, deutet darauf hin, daß das Gedicht am Ende einen kühnern epiſchen Sprung nahm, und doch iſt es wahrſcheinlich, daß der Dichter die Sache hier in kurzer Schilderung abgethan, da er ſtets dem Heroismus ausweicht. Er erſchöpft ſich an kleinlichen Dingen: ein Dichter, der mit der behaglichſten Breite von den Tanzbären ſingt, dem ein ſchwatzender Staar mit dem pater noster, qui es in coelis, lis, lis, lis, triplicatis nebſt anderm Zeitvertreibe der Zellen ſo intereſſant iſt, der mit legendenmäßiger Ehrfurcht die heilige Buße der Ehebrecherin ausmalt ꝛc., konnte unmöglich etwas Heldenhaftes darſtellen. Die Spitze ſeines Gedichtes ſucht er offenbar in dem Preiſe der Sophia. Dies erſcheint oben in den Sprüchen, ferner da, wo er mit breiteſter Vollſtändigkeit Alles aufzählt, was die Zeit an ſchönen Frauen [1]) verwüſtet, damit der Werth der Magna Sophia erkannt wird. Wie ſollte endlich ein heroiſcher Schluß mit der letzten Lehre übereinſtimmen: Ziehe keine Gräben an deinem Saatfelde, weil das Volk ſich dann hinter denſelben Steige macht und

[1]) Das Fragment, VII, Fol. 25 b, von Schmeller nicht gedeutet, ſcheint in ähnlicher Weiſe die Hinfälligkeit der Männer zu ſchildern. In Simrock's Nachdichtung („Das Amelungenlied" [1849], 3, 94) gehören dieſe Schilderungen zu einer ſcherzhaften Unterhaltung.

noch mehr Acker zertritt! Dies veranlaßt uns überhaupt, die Lehren zu prüfen. Einige ſind bedeutend und verdienen eine epiſche Einkleidung, z. B. die Vorſchrift, jede Rache über Nacht zu verſchieben, keine offene Kirchthüre vorbeizureiten; andere, wie die Warnung, einer hübſchen Magd im Hauſe nicht zu viele Vorrechte einzuräumen, konnten wenigſtens eine intereſſante Intrigue veranlaſſen; endlich jedoch iſt nicht gut einzuſehen, wie jenes Gebot, keine Gräben zu ziehen, neben den ähnlichen, nicht über das Saatfeld zu reiten, keine trächtige Stute wegzuleihen, Verwandte nicht durch häufige Beſuche zu beläſtigen, paraboliſch behandelt werden konnten, da ſolche Lehren weder Tiefe haben, noch auch eine bildliche Auffaſſung und allgemeinere Anwendung zulaſſen. Man möchte eher glauben, daß der Plan, über jener zwölftheiligen Grundlage die Novelle aufzubauen, von Froumund gar nicht ausgeführt ſei. Zwar was von Rufus erzählt worden, iſt augenſcheinlich ein Exemplum zu zwei Lehren, und doch wie matt iſt auch die Erfindung dieſer Geſchichte gegenüber den ähnlichen morgenländiſchen. Kurz wenn wir die Leere und Breite ſo mancher Parthieen, die Verirrung zu ſchmutzigen Dingen neben dem Sinn für idylliſche Reinheit ꝛc. betrachten, ſo iſt klar, daß das Gedicht ſich nur mühſam in die poetiſche Sphäre hinaufarbeitet. Seinen Hauptwerth müſſen wir alſo immer darin ſuchen, daß es ſo früh die romantiſchen Tendenzen ankündigt. So viel moderner es iſt als der Waltharius, ſo viel barbariſcher iſt auch ſein Latein. Weder Virgil noch ſonſt ein Vorbild iſt kenntlich, wol aber bekundet die große Menge von griechiſchen Wörtern einen Zuſammenhang mit Byzanz.

Bisher haben wir bei dem Zuſammentreffen der gelehrten Bildung und des Volksmäßigen nur formelle Einflüſſe des Alterthums wahrgenommen. Es erhöhte das geiſtige Bewußtſein, es veranlaßte die Schöpfung einer poetiſchen Literatur, es lieh den verlorenen Nachklängen der alten Heldenſage und einem modernen Zeitbilde ſeine Sprache. Mit der Thierdichtung kommt vielleicht ſchon ein neues Moment hinzu. Dieſelbe tritt nämlich einestheils wie der Waltharius auch zuerſt mittels einer lateiniſchen Bearbeitung in die Literatur ein, und ferner fragt es ſich, ob nicht ſogar eine materielle Entlehnung ſtattgefunden, indem entweder diejenigen Fabeln, an welche ſich alles Andere angeſetzt und ſomit die Dichtungsgattung ſelbſt aus dem Alterthume übertragen wurden, oder die deutſche Thierdichtung doch, wenn ſie auch nach ihrem Urſprunge ganz unabhängig ſein ſollte, ſchon ſehr früh ſolche Fabeln, die dem Alterthume angehören, in ſich aufnahm. Der Rein-

hart Fuchs, von J. Grimm (1834), enthält über diesen Gegenstand die gründlichsten Untersuchungen. Da es fast immer unmöglich ist, durch historische Zeugnisse zu bestimmen, ob Stoffe der Dichtung in einem Lande einheimisch oder in dasselbe eingewandert sind, so hat Grimm, um über das Verhältniß der Thierdichtung des Ostens und des Westens ein Urtheil festzustellen, mit Recht ein großes Gewicht auf die innern Eigenthümlichkeiten der Auffassung und Behandlung gelegt. Die Aesopische Fabel steht in der Mitte zwischen den indischen Fabeln der Pancha tantra (2. Jahrh. nach Chr.) nebst ihren orientalischen Redactionen und zwischen dem deutschen Thierepos und Thiermärchen. Sie ist epischer Art, aber die Erzählung bleibt immer nur Beispiel zu einer Lehre und erweitert sich, die einzige Batrachomyomachie ausgenommen, welcher ein idyllischer Charakter nicht ganz abzusprechen ist, nie zu einem Epos. Die indischen Fabeln sind mit den Aesopischen sehr verwandt, ja es hat vielleicht frühe ein wechselseitiger Austausch zwischen beiden stattgefunden. Darin aber unterscheiden sie sich wieder, daß das Lehrhafte in den Pancha tantra weit mehr hervortritt, indem sie sich unmittelbar an die Parabeln und moralischen Novellen anschließen, in welchen die Erzählung sich immer dem didaktischen Interesse unterordnet. In einer Beziehung nähern sie sich jedoch dem deutschen Thierepos. Es werden nämlich, wie das auch mit den Märchen und Novellen geschah, die Fabeln immer in einen Rahmen eingefaßt, um ein Ganzes zu bilden. Indessen macht eine solche Einkleidung die Sammlung noch immer nicht zu einem Epos, und wir werden später zeigen, auf welche künstliche Weise eine ganz mechanische Operation diese Einheit hervorgebracht hat. Die Griechen sowol als die Orientalen stellten also das Leben und Treiben der Thiere nicht deshalb dar, weil es ohne weiteres Interesse ihren Natursinn ansprach, sondern sie entnahmen ihm nur Gleichnisse und Beispiele zur Veranschaulichung wichtiger Wahrheiten und Lebensregeln. Während nun den Römern nicht einmal die Reproduction der griechischen Fabel gelang und selbst die Nachdichtung des eingewanderten Phädrus, wie Lessing's Vergleiche zeigen, wenig Empfänglichkeit und Feinheit des Sinnes bewies, sehen wir auf der anderen Seite der bekannten Welt unter ungebildeten Völkern plötzlich eine Dichtung aufblühen, die an Tiefe der Naturauffassung und selbst in der Größe der epischen Construction die Schöpfungen der gebildetsten Völker überbietet.

Nur die Germanen, bei denen die Gemüthsfülle und Innigkeit der späteren Romantik schon in den frühesten Zeiten als ein

Grundzug des nationalen Charakters zum Vorschein kam, konnten sich der Natur und insbesondere der Thierwelt so anschließen, daß sie sich nicht nur mit ihr befreundeten, nicht nur ihr heimliches Leben und Weben mit Aufmerksamkeit betrachteten, sondern dieselbe als eine mitgeborene, in Behagen und Schmerzen, in Vorzügen und Mängeln mitlebende und mithandelnde Welt der Menschheit an die Seite setzten.

Eine idyllische Reinheit und Unschuld hat die Thierdichtung nicht treu behaupten können; sie stellt neben dem Schuldlosen auch das Schlimme dar, ja sie freut sich bisweilen sogar über eine widrige Bestialität. Im Kindermärchen, in einzelnen Scenen des heroischen Epos, in den Sinnbildern der Lyrik leuchtet jedoch der unbewußte, halb erschlossene Adel der Pflanzen und Thiere noch hindurch. In dem unfreien, bewußtlosen Thun und Treiben der Thiere offenbart sich (nach Hippel) der Geist des Schöpfers reiner und unmittelbarer als in der Menschheit, die so oft mit ihrem Schöpfer zerfällt, und gemäß der ihnen eingeborenen Sehnsucht nach der Einheit mit Gott traten die Germanen mit der Natur in einen traulichen Verkehr. Aber auch die eigentliche Thierdichtung bewahrte einzelne solcher Züge und wie sie ist, scheint sie aus jenem Sinn für den Adel der Natur entsprungen; das Bedürfniß der epischen Bewegung nöthigte nur auch die schlimmen Begierden der Friedensstörer in der Natur, der listigen und gewaltthätigen Raubthiere, zu berücksichtigen. Jene Traulichkeit hat die deutsche Thierdichtung vor der griechischen Fabel voraus, und nirgends ist so zwanglos der rechte Einheitspunkt zwischen Dem, was die anthropopathische Auffassung in die Thiere hineinträgt und was die physische Beschaffenheit derselben ihr entgegenbringt, getroffen. Dem entspricht es, daß die Thierdichtung auch hier erst ihre rechte Freiheit erlangt. Ueberall steht die Fabel unter der Disciplin des Spruches; nach seinem Inhalte gestaltet sie sich länger oder kürzer; sie sucht ihren Werth in dem präcisen Zusammentreffen der Einkleidung und des Gedankens; ganz ein Werk der Berechnung, weiß sie wenig von Selbständigkeit und Naivetät. Die deutsche Thierdichtung kann natürlich einen moralischen Gesichtspunkt ebenso wenig ausschließen wie eine satirische Rückspiegelung des Menschenlebens; aber sie verräth dabei keine Absichtlichkeit; sie zerfällt nicht in einen solchen Doppelgang von Moral und Einkleidung und selbst wo dies wäre, behauptet die letztere ihr eigenes Interesse, wie ein Homerisches Gleichniß in seiner naiven Ausführlichkeit das tertium comparationis übergeht. Diese freie Selbständigkeit, ver-

bunden mit der Verschmelzung des Thierischen und Menschlichen ermöglicht nun auch eine größere Individualität in den Charakteren und Erscheinungen. Die griechische Thiersage kennt keinen so förmlich ausgebildeten Staat mit dem Königspaare und seinen Räthen, mit Hofhaltungen, Gerichtstagen ꝛc. Die Charaktere sind dort nicht so scharf ausgeprägt, daß statt der antiken Gattungsnamen volksthümliche Personennamen einträten; das Local formt sich nicht nach bekannten Gegenden ꝛc. und diese individuelle Bestimmtheit konnte nur zu leicht verleiten an eine Maskirung geschichtlicher Begebenheiten zu denken.

Um nun der deutschen Thierdichtung auch nach den Stoffen ihre Originalität zu sichern, macht Grimm die wichtige Folgerung, daß ein Volk, welches zu einer ganz eigenthümlichen und so hervorragenden Behandlung befähigt war, auch die Kraft besitzen mußte, die Stoffe zu erfinden. Dies bleibt nun keineswegs problematisch, da unsere Thiersage ja viele uralte Fabeln aufweist, die ganz aus deutschem Leben und Wesen hervorgewachsen sind und sich in keiner anderen Literatur finden. Gleichwol gibt es nicht wenige Parthieen, in welchen eine Verwandtschaft mit der griechischen Fabel zu stark ausgeprägt ist, als daß ein Zusammenhang zu verkennen wäre. Grimm betrachtet die zwei möglichen Wege des Ueberganges: die allgemeine Fluctuation des Sagenstoffes in den Zeiten der Völkerwanderung, als Gothen, Langobarden, Franken durch griechische Gegenden nach dem Abende zogen, und ferner die Bekanntschaft mit der fremden Fabelliteratur. Die letztere sei indessen erst eingetreten, als die Sagen bei uns längst volksmäßig waren und eine Entlehnung auf dem ersten Wege sei unglaublich, da nach deutscher Sitte Nachdichtungen nie so weit von den Quellen abzuweichen pflegen und ferner hier ein bedeutenderes Talent verrathen, als es die östlichen Dichter in dieser Gattung bekunden. Er will daher jene Verwandtschaft nicht einer Erborgung zuschreiben, sondern einer uralten Gemeinschaft der Sagenstoffe wie der Sprachen. Entscheidender als diese Gründe, die oft angefochten sind, dürfte für die Originalität unserer Sagen der Umstand zeugen, daß eine Anzahl von Stücken der ältesten Tradition nach ihrer ganzen Anlage und Bedeutung weder griechisch noch indisch sein können. Es ist also daran festzuhalten, daß es wirklich eine selbständige in dem Volke erzeugte Thiersage gab, die sich auch später ganz nach den Bildungsformen entfaltet hat, welche sich in ihrem frühesten Keime andeuteten; schwerer aber wird man glauben, daß Stoffe, welche auch in der fremden Thierfabel unverkennbar wiederkehren,

nur der Nachklang einer vorgeschichtlichen Gemeinschaft der Völker sein sollen und nicht ein späterer Zuwachs. Die Abweichung von den Quellen wenigstens kann nicht entscheidend sein für Perioden, in welchen nicht die Bücher von Hand zu Hand, sondern nur ihr Inhalt von Mund zu Mund geht. Vornehmlich aber gilt dies von der Fabel, die niemals ein Anrecht auf Treue in der Ueberlieferung hat erlangen können. Immerhin mag also der deutschen Thiersage das Verdienst, nach ihrer wesentlichen Grundlage wie nach ihrer Behandlung ein heimisches Gewächs zu sein, ungeschmälert bleiben; Stücke aus Aesop konnte sie sich dennoch „anflicken".

Um dies anschaulich zu machen, erwähnen wir erst die ältesten Bearbeitungen. Die Ecbasis cujusdam captivi per tropologiam[1]), von Malchus, einem Mönche zu Toul um die Mitte des 11. Jahrhunderts, erzählt, wie ein Kalb in die Höhle eines Wolfes geräth und nach manchen Gefahren befreit wird, worin der Verfasser seinen Widerwillen gegen das Klosterleben einkleidet. Wichtiger ist ein eingeschaltetes Stück der Thiersage. Daneben sind Isengrimus (in Grimm's Reinhart abgedruckt) und Reinardus vulpes (hrausg. v. Mone 1832), jener im südlichen, dieser im nördlichen Flandern gedichtet und beide der Mitte des 12. Jahrhunderts angehörig, für uns die beiden ältesten Versuche, die zerstreuten Thierfabeln wieder zu der Einheit zu sammeln, aus welcher sie hervorgegangen scheinen. Das erstere Gedicht gilt für das Fragment eines größeren Ganzen, und das zweite ist sichtbar aus einer älteren Conception hervorgegangen. In derselben Zeit verfaßte Heinrich der Glicheser aus dem Elsaß nach französischen Quellen einen deutschen Reinhart, der jedoch, ein Fragment abgerechnet, nur in einer um 50 Jahre jüngeren Nachdichtung existirt. Bei diesen vier Gedichten bleiben wir vorläufig stehen, um nach Grimm's Vergleichungen auf ihre stoffliche Verwandtschaft mit den antiken Fabeln hinzuweisen. Die Episode in der Ekbasis gibt in einer so reichen Ausführung, wie sie erst wieder Reinhart, obwol ganz abweichend unternimmt, die Geschichte von dem kranken Löwen und seiner Heilung durch den Fuchs. Die Aesopische Fabel kennt ebenfalls diesen Stoff, aber sie beschränkt sich darauf, daß der Fuchs, um seinen Feind zu strafen, dem Könige empfiehlt, eine warme Wolfshaut umzuschlagen. Die Ekbasis dagegen überträgt, während der Löwe schläft, dem Fuchs die Regierung und nun folgt

[1]) „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts".

eine anmuthige Schilderung davon, wie unter der Aufſicht des neuen Hausmeiſters von den Thieren die verſchiedenen Geſchäfte des Hausweſens beſorgt werden. Noch lieblicher erfunden, wenngleich nur roh ausgeführt, iſt es, wie um die Schlafloſigkeit des Königs zu heilen, Amſel und Nachtigall von der Geburt des Herrn, von der Trauer der Charwoche ſingen. Dann fliegen die ſüßen Sänger zur Gironde, um ſich von Thränen und Staub rein zu baden. Als ſie auf die Buche zurückkommen, ſchließen ſich Sittich und Schwan ihnen an, und nun feiern ſie in Geſängen die frohe Herrlichkeit des Oſterfeſtes. Der elegiſche Schluß von der Abdankung des Königs, der ſein Reich dem Parder überträgt, iſt nicht minder anziehend. Grimm hat das Gedicht, wie mir ſcheint, nicht genug geachtet; vermuthlich weil es ſich zu wenig an den alten Stamm der Sage anlehnt. Dagegen muß es als ein bedeutendes Zeugniß dafür gelten, daß die Thierdichtung ſich ſtets auch neue Erfindungen geſtattete und eine magere Fabel in aller Freiheit ausführte, weshalb ein Schluß von der Originalität der Behandlung auf die Originalität der ſtofflichen Grundlage ſchon hier bedenklich wird. Iſengrimus enthält ebenfalls die Sage von dem kranken Löwen und der heilſamen Haut. Dies iſt in Verbindung geſetzt mit einer Betfahrt mehrerer Thiere, auf welcher der feige und gierige Wolf verhöhnt wurde. Jener Reinardus behandelte wieder denſelben alten Stoff; doch finden ſich nun auch ſchon andere Aeſopiſche Fabeln. Ein Abſchnitt erzählt von dem Schlage, welchen der gierige Wolf an die Stirne erhielt. In der griechiſchen Sage und im franzöſiſchen Renart ſtraft ihn ein Eſel, dem er, ehe er ihn frißt, einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen bereit iſt; hier ein Pferd, welches von ihm beſchuldigt wird, ſeine Hufringe von der Pforte eines Kloſters entwendet zu haben. Der Handel um das Füllen findet ſich erſt in ſpäteren Erweiterungen. Endlich erzählt der Reinardus mit der griechiſchen Fabel gemeinſchaftlich, wie erſt der Eſel oder der Wolf und dann der Fuchs mit dem Löwen die Beute theilen. Der Deutſche Reinhart beginnt damit, daß der Fuchs einen Hahn zum Singen beſchwatzt, um ihn, wenn er darüber die Augen zuſchließt, zu erhaſchen; daß er ferner in gleicher Abſicht die Meiſe zu einem Kuſſe beredet, und endlich, daß er den Raben um einen Käſe betrügt, als derſelbe ſeine Stimme hören läßt. Die erſte und die dritte Fabel kannten ſchon die Alten. Ferner erzählt das Deutſche Gedicht, wie Reinhart, der in einen Brunnen gerathen, den Wolf beredet, ſich in dem einen Eimer hinabzulaſſen, wobei ihn ſelbſt der zweite Eimer hinaufträgt. In der

alten Fabel lockt der Fuchs zu gleichem Zwecke einen Bock hinab. Endlich gibt der Reinhart auch die Sage von dem kranken Löwen und der Heilung durch die Wolfshaut, aber in der freieſten Ausdichtung. Mit den Ränken des Fuchſes gegen ſeine Feinde und der Verſpottung der Freunde beginnt der große Reichthum der heimiſchen Sagen ſich zu entfalten und Alles knüpft ſich in organiſchem Zuſammenhange an dies zuletzt erwähnte Abenteuer, welches auch den anderen drei Gedichten gemeinſchaftlich iſt.

Beweiſt dieſes noch nichts für eine urſprüngliche Erborgung der Thierdichtung, ſo dürfte es doch zur Genüge darthun, daß dieſelbe (und ſie konnte kaum anders) ſich in der That mehr und mehr alte Stoffe angeflickt hat. Der franzöſiſche Renart hat dieſelben und noch andere, was in jüngeren Zeiten noch weniger befremdet. Aber auch ſelbſt die lateiniſchen Gedichte, welche noch vor der Ecbasis und dem Isengrimus liegen, berühren ſich mit dem claſſiſchen Alterthum. Aimoin De leone, cervo et vulpe (c. 1000) erzählt, daß der Löwe einen Hirſch verſchmauſte und der Fuchs, welcher heimlich das Herz entwendet, die Anſchuldigung damit zurückwies, daß der Hirſch ja kein Herz gehabt, da er ſo thöricht geweſen, in die Höhle des Löwen zu kommen [1]). Dieſe Fabel iſt ebenfalls Aeſopiſch und findet ſich weit vor Aimoin im 7. Jahrhundert in Frankreich und ſonſt als Einlage in gothiſch-byzantiniſchen und anderen Heldenſagen. Grimm iſt diesmal geneigt, eine mündliche Verbreitung aus dem Oſten anzunehmen; was aber mit einer Fabel geſchah, war bei zehn anderen nicht unmöglich. Auch von Alcuin gibt es „Versus de gallo", in welchen ein Hahn dem Rachen des Wolfes entſchlüpft, indem er ihn beredet ſeinen ſchönen Geſang erſchallen zu laſſen. Dieſe Fabel mit ihren claſſiſch gefärbten Herametern iſt gleichfalls ein gewendeter Rock, was das angehängte respicit haec fabula illos beſtätigt.

Die weitere Fortbildung der Fuchsſage in Frankreich und in den Niederlanden bis zu ihrer Rückkehr nach Deutſchland geht uns nichts an. Wir hatten nur zu zeigen, in welcher vielfachen Berührung die deutſche Thierdichtung von ihren Anfängen ab mit

---

[1]) Iſt es gewiß, daß in unſerer alten Sprache ein Hirſch, den wir hirnlos nennen möchten, ohne Herz heißen konnte, und daß das Herz in gleicher Weiſe für das Organ des Nachdenkens galt, wie das κραδίη der griechiſchen Fabeln und das cor bei Fredegar und Aimoin? Die Erfindung beruht ganz auf dem Wortſpiele und jene Frage dürfte entſcheiden, ob die Fabel unter deutſchen Völkern entſtehen konnte. Die Note bei Grimm R. F., S. LII und „Lateiniſche Gedichte", S. 344, läßt die Sache ungewiß.

der griechischen steht. Es ist unzweifelhaft, daß einzelne griechische Fabeln sehr frühe unter Völkern deutschen Stammes bekannt waren. Die ältesten Zeugnisse für das Vorkommen der deutschen Thierdichtung zeugen auch für die Bekanntschaft mit der griechischen. Soll einmal die Fabel von der Krankheit des Königs, von der Feindschaft des Fuchses und Wolfes und von der Schindung des letzteren, an welche sich alles Andere allmählich ansetzte, fränkisch sein, so ist doch die andere von der Herzlosigkeit des Hirsches, die in das höchste Alterthum hinaufreicht, griechischen Ursprungs. Ja bei dieser Fabel kommt noch ein merkwürdiger Umstand zum Vorschein, der ihre Entlehnung zweifellos macht. In der Erzählung Fredegar's aus dem 7. Jahrhundert ist nach griechischer Vorstellung der Löwe König, in der jüngeren von Froumund aus dem 10. Jahrhundert dagegen der Bär, was eine Umbildung in die deutsche Weise verräth. Soll nun dies Königthum des Bären eben ein Zeugniß für die Ursprünglichkeit der deutschen Thiersage sein, so ist nicht abzusehen, warum jenes Königthum des Löwen bei Fredegar nicht für den Beweis einer Entlehnung aus der Fremde gelten darf. Auf diesen Umstand macht Herzberg aufmerksam[1]), der nun auch weiter ausführt, wie des Babrios Fabeln, unter denen sich die vom Hirsch mit einer kleinen Abweichung findet, in Titianus prosaischer Uebersetzung im Occidente allgemein zugänglich gewesen, und hier gerade eine Reminiscenz aus der vorgeschichtlichen Gemeinschaft der Völker nicht anzunehmen, da die Fabel von dem Hirsche sich in der indischen Sammlung nicht befinde, sondern erst in Calila ve Dimna nachgetragen sei. Im Grunde scheint aber auch die ängstliche Mühe, der deutschen Thiersage die Originalität ihrer ältesten Stoffe zu sichern, nicht so nöthig; ihr ausgezeichneter Werth liegt in der Behandlung, in der Schöpfung des Thierepos und Thiermärchens. Mich dünkt, was von Einzelnen gilt, wird auch von Völkern gelten. Die Iphigenie ist auf der griechischen, auf der deutschen, auf der französischen Bühne immer eine andere und doch dieselbe. Welche Unehre hat Shakspeare davon, daß manches seiner Meisterwerke aus einer mageren Novelle hervorwuchs; doch wie sehr würde man irren, wenn man aus seiner hervorragenden Behandlung die Originalität der Stoffe folgerte.

Mögen wir also, von allem Einzelnen abgesehen, nicht bezweifeln, daß es einen uralten gemeinsamen Fabelstoff gegeben, der nachher in Indien, unter den Griechen und unter den Deutschen

[1]) „Babrios Fabeln, übersetzt in deutschen Choliamben" (1846), S. 156.

mit charakteristischer Verschiedenheit ausgeprägt wurde; so viel ist gewiß, daß auch rein Aesopische Fabeln von den frühesten Zeiten her den abendländischen Völkern bekannt waren und daß vom Isengrimus ab durch Vermittelung lateinischer Sammlungen[1]) einzelne griechische Fabeln in die deutschen Sagen aufgenommen wurden. Leider kann man nicht wie von der objectiven Durchbildung des Waltharius rühmen, daß die lateinischen Bearbeiter auch diesmal dem Volksthümlichen getreu blieben. Darin schon ist eine Zwischenstufe sichtbar, daß einzelne Fabeln in Schimpf und Ernst zur Erläuterung bestimmter Ereignisse verwendet wurden, wie es unter den Griechen selbst geschehen. Dahin gehört die Einflechtung jener Hirschfabel in alte Heldensagen, dafür zeugt die Tropologie in der Ekbasis, dafür zeugt, daß später bei politischen Verhandlungen Beweis und Gegenbeweis so oft mit Fabeln geführt wurden[2]), so daß, wenn äußere Zeugnisse die Vermuthung mehr unterstützten, Mone's Zurückführung der Fuchs- und Wolfsage auf historische Grundlagen keineswegs ohne Analogie bleibt, wiewol immer nur an eine tropologische Anwendung alter Fabeln auf das Ereigniß zu denken wäre[3]), und doch sehr zweifelhaft ist, daß Dichtungen von einem so allgemeinen Charakter dem Umstande, daß man besondere Vorfälle und Verhältnisse nur in einem fingirten Bilde darzustellen wagte, ihre Entstehung verdanken. Der Verfasser des Reinardus machte aus dem Isengrimus, den er ausführte, ein tropologisches Gedicht, das über der polemischen Tendenz die idyllische Naivetät einbüßte und durch eine zum Theil niedrige Satire die Ueberlieferungen der alten Volkspoesie entstellte[4]).

---

[1]) Herzberg, „Babrios Fabeln", S. 152. Roth (im „Philologus" von Schneidewin, I, 523) behauptet sogar, daß man in Gallien stets den Phädrus gekannt und daß die sehr ausgebreitete prosaische Bearbeitung seiner Fabeln vielleicht schon dem 4. Jahrhundert angehöre, welcher Ansicht sich Wackernagel („Geschichte der deutschen Literatur", 1851, S. 179) anschließt.

[2]) Eine anziehende Mittheilung der Art steht in Conz, „Abhandlungen von den Morgenländischen Apologen" (1803).

[3]) Grimm, Cap. 10: Zeugnisse. Vgl. einen Nachtrag in den „Altdeutschen Blättern", von Haupt und Hoffmann (1836), I, 418.

[4]) Gervinus (1853), I, 137.

Zweite Periode.

(Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts.)

Behandlung antiker Dichtungsstoffe im Geiste der Romantik.

Drittes Capitel.

Plötzliche Aenderung in dem Gange der Bildung. Die Romantik als eine Blüthe des altgermanischen Sinnes. Aehnlichkeit des heimischen und des griechischen Heroenthums auf den beiden ersten Stufen. Die Verschiedenheit des Ritterthums und des homerischen Heldenthums nach dem Momente der Ehre, die ihren Inhalt von Religion und Minne empfängt. Die ideale Sittlichkeit der Romantik. Die überwiegende Sentimentalität, wie sie sich in der Lyrik und in den sentimentalen Momenten des Epos kundgibt.

Erst wenn man einen Blick auf den Reichthum der neulateinischen Literatur in diesen Jahrhunderten geworfen und nicht unbeachtet läßt, wie außer der Wissenschaft und Poesie auch die Kirche und der Staat in so vielfältiger Beziehung sich auf die Ueberlieferungen des classischen Alterthums gründeten, kann man recht begreifen, welche wunderbare Erscheinung die Cultur des schwäbischen Zeitalters ist. Sie tritt ins Leben wie ein Komet, der, durch keine auffallenden Zeichen angekündigt, die Bahnen der anderen Sterne durchkreuzt und keinem bekannten Systeme angehört. Die Kunde des classischen Alterthums, die man sich mühsam angeeignet, bleibt unbenutzt und scheint deshalb ganz zwecklos erstrebt zu sein. Es entsteht plötzlich ein Riß in dem Bildungsgange der neueren Zeit; erst nach zwei Jahrhunderten werden die Bücher der Alten wieder aus dem Staube hervorgesucht, und die Lücke füllt sich nicht mit Barbarei aus, sondern mit einer Poesie, die an Tiefsinn, an Fülle und Macht der Phantasie, an gediegenem Culturgehalte weit über das Alterthum wegstrebt und selbst da, wo sie sich an die alte Poesie anlehnt, nur ihre Stoffe und Vorbilder benutzt, um gewisse Schwächen derselben desto deutlicher kundzugeben.

In früheren Zeiten pflegte man den Urſprung der neuen Bewegungen von den Arabern abzuleiten, da bei ihnen der angeſtammte Heldenſinn, das Werben um Frauengunſt, Geſangesliebe ꝛc. zuerſt in dem religiöſen Momente einen Mittelpunkt und ihre Veredelung fanden. Von ihnen ſollte dann durch Spanien und Frankreich ſich der ritterliche Sinn weiter verpflanzt haben. Seitdem hat man mehr und mehr erkannt, daß ſich zwar Stoffe und Formen übertragen, nicht aber Ideen, ſelbſt wenn ſie einen bereiteten Boden finden ſollten. Es iſt vielmehr in den meiſten Fällen, wo eine Ueberlieferung einzutreten ſcheint, ein ſubſtantieller Kern in den heimiſchen Grundlagen des Völkerlebens vorhanden, welcher, wenn Ort und Stunde gekommen, hervorbricht und durch auswärtige verwandte Erſcheinungen nicht geſchaffen, ſondern nur in ſeiner Entwickelung gezeitigt, vertieft und gelenkt wird. Die beiden Grundelemente der Romantik ſind die Innerlichkeit, d. i. der Tiefſinn und die ſeelenvolle Innigkeit in der Auffaſſung und Durchbildung des Lebens, und die freie Phantaſtik in Erſcheinung und Darſtellung. Beide waren, wiewol in ſchwachen Umriſſen, in dem Germanenthume abgebildet, ehe die Araber bis Gibraltar vordrangen und ehe ſogar das Chriſtenthum in Deutſchland gepredigt wurde. Dies letzte vornehmlich lockte jenen verborgenen Keim hervor, der dann in tauſendfältiger Verjüngung immer neue Wurzeln ſchlug und die erſtorbenen Gauen der heidniſchen Vorzeit mit einem friſchen Frühlinge überzog. Nun gewannen erſt die mitwirkenden Zeitereigniſſe, das Ritterthum der Mauren, der Normannen ꝛc., der byzantiniſche Modus des Orientes einen Anhalt. Die Macht der römiſchen Kirche, die Hoheit des Reiches unter den glorreichen Hohenſtaufen, wenngleich ſie einander bekämpften, wirkten gemeinſchaftlich auf die Erhebung des Bewußtſeins. Die Kreuzzüge endlich, die ebenſo ein Erzeugniß der Romantik waren, wie ſie dieſelbe fortbildeten, traten hinzu, um die Ideen in Thatſachen zu verwandeln. Die Kriegsfahrten nach dem Oriente, der Verkehr der europäiſchen Völker mit einander brachten, inſofern ſie die eigene Anſchauung vermittelten und wieder alle geſchichtlichen Erfahrungen der Vorwelt und Mitwelt zur poetiſchen Sage umſchmolzen, eine ſo lebendige Wirkung hervor, wie ſie auch die ſorgfältigſte Aneignung fremder Literaturen nie haben kann, da dieſen die Unmittelbarkeit abgeht.

Die Romantik wurde aber nicht ſo plötzlich in aller Vollſtändigkeit aus dem Zeitgeiſte geboren, wie jene Tochter Jupiter's. Gerade unſere Literatur zeigt uns, daß ſie mehrere Zwiſchenſtufen

zu durchwandeln hatte. Es iſt nur gewiß, daß die Bildungsepochen, die wir heute unterſcheiden, damals nicht bemerkt wurden. Die Gebildeten täuſchten ſich in ihrer antiken Stimmung über die Macht jener leiſe vordringenden Erſcheinung, bis ſie von ihr überflügelt wurden. Deshalb nimmt die Literaturgeſchichte eine Zeit der Vorbildung an und unterſcheidet außerdem ältere und neuere Perioden der romantiſchen Dichtung. Wir kommen ſelbſt auf dieſe Abſtufung zurück, um diejenige Stelle zu ermitteln, wo ſich das Antike den Zugang eröffnen konnte.

Es liegt nicht in unſerem Plane, andere Sagenkreiſe außer dem ſogenannten antiken durchzugehen. In Bezug auf den letzteren findet man allenthalben angegeben, daß die Romantik in Allem, was Kunſtform heißt, das Alterthum unbeachtet ließ, daß ſie ſich nur ſeiner epiſchen Stoffe bemächtigte und dieſe wieder ganz in modernem Geiſte behandelte, da die poetiſche Kraft der Zeiten ſo groß war, daß man eine objective Nachdichtung nicht unternehmen mochte und konnte, ſondern alles Fremde nach eigenen Idealanſchauungen umbildete. Dieſe Anſicht haben wir zu begründen und an den zahlreichen Dichtungen dieſer Art nachzuweiſen, worin die Romantik das Alterthum überragte, ſo daß ſie mit Recht als ein neues Element der Cultur anzuſehen iſt, und worin ſie hinter demſelben zurückblieb, ſo daß ſpätere Zeiten wieder den mühevollen Weg durch die claſſiſche Literatur einſchlagen mußten, bis dann endlich beide Factoren zu höheren Reſultaten zuſammenwirkten.

Dabei wird es nun vor Allem auch nothwendig ſein, die Geſellſchaft, in welche jene antiken Heroen und Heroinen eintreten, nach den wichtigſten Grundbeziehungen zu beleuchten; doch beſchränken wir uns auf die Gipfelpunkte, welche aus dem Meere der Sagen hervortauchen [1]).

Das Heroenthum der Griechen und der nordgermaniſchen Völker hatte im Beginne Vieles gemein, weil die Urzuſtände der Cultur ſtets einander gleichen. In Griechenland ging dem achäiſchen Zeitalter, in welchem die phantaſtiſchen Gebilde einer edeln Wirklichkeit weichen, die Blüthe des äoliſchen Stammes voraus. Hier ſtehen die Heroen noch über der menſchlichen Natur und zeigen ſich als wahre Halbgötter. Sie bekämpfen Ungeheuer und ungefüge Rieſen, welche Jungfrauen entführen, neidiſch Schätze bewachen, ganze Landſtriche unzugänglich machen ꝛc.

Auch in unſerer Vorzeit trägt das Heldenthum den Charakter

[1]) Grimm, „Deutſche Mythologie", Cap. XV und XVIII.

des Ungeheuern. Die Heroen überragen in Allem das menschliche Maß als Abkömmlinge der Götter, die Riesen als Gebild der Erde. Das jüngere, dem griechischen Roman ähnliche Epos, wie Rother, kann sich nicht mehr zum echten Heldengeiste aufschwingen und sucht den Mangel durch Erneuerung jener ungefügen Riesenkraft zu ersetzen. Von Sigenot's Athemzügen, wenn er unter dem Baume schläft, biegen sich die Aeste. Widolt beißt in die Stahlstange, daß das Feuer herausspringt. Man hält ihn an der Kette, wie einen Streitlöwen oder Elephanten; man läßt ihn nur in der höchsten Noth mit seiner Stahlstange gegen die Feinde los ꝛc. [1]). Dem entsprechen jene rauhen Kampfscenen, wo Sigurt dem Unholde Kuperan in die offenen Wunden greift und ihn zerfleischt, Asprian den Verwundeten in den Mund tritt, am Schlusse des Waltharius so schauerlich geschertzt wird ꝛc. Um den höchsten Muth jenes Heroenthums zu bezeichnen, läßt die Sage den Berner in der Aufregung Flammen speien, und nach dem Tode noch schlägt er sich mit Riesengeistern herum. Eine gleiche Unüberwindlichkeit des Muthes und frohe Todesverachtung pflanzt sich noch in das Nibelungenlied fort, sobald die χάρμη, die Kampflust, den unerloschenen Funken heidnischer Berserkerwuth anfacht. So steht namentlich der grimme Hagen auf der Scheide der Zeiten. Rüdiger's Tochter erblaßt, als sie ihm zum Willkommen die Wange reicht. Mörderisch und höhnisch, wie er ist, behauptet er das Recht der Willkür allen sittlichen Anfoderungen gegenüber, und die alten Lieder erzählen, daß er lachte, als man ihm das furchtlose Herz aus der Brust schnitt.

Dem achäischen Zeitalter, wie es Homer ausbildet, entspricht nun die Periode des deutschen Heldenthums, welche uns vornehmlich das Nibelungenlied darstellt. Hier ist es nicht mehr allein die sinnliche Kraft und Unerschrockenheit, was den Helden macht; son-

[1]) Ich trage kein Bedenken, in diese Schilderung einige Züge aus dem „Amelungenliede" von K. Simrock aufzunehmen. Denn den Charakter unserer heroischen und ritterlichen Vorwelt konnten die älteren Epopöen uns nicht vollständig zeichnen und die höchst unvollkommenen späten Redactionen verlorener Gedichte überliefern Alles nur in trüber, zum Theil in ganz unleserlicher Schrift. Will man mit gut gemeinter historischer Treue sich an diese Quellen allein halten, so muß die Darstellung eben deshalb unrichtig ausfallen, während Simrock sich so in die alte Heldenzeit hineingelebt, daß er auch da, wo er nicht blos übersetzt, dem Geiste des Alterthums nur seine Stimme leiht. Natürlich war gleichwol Behutsamkeit erforderlich; diese, hoffe ich, wird man nicht vermissen, da kein Zug aufgenommen ist, zu welchem sich nicht in den Quellen selbst etwas Analoges findet.

dern mit dieſen Vorzügen verbindet ſich ein edler und milder Sinn, ein gefälliges Aeußere und man möchte ſagen, eine feine geiſtige Gewandtheit im geſelligen Verkehr. So ſtellt Homer neben den ungeſchlachten Ajax und den wilden Achill, mit dem man den edeln Sigfrid nicht vergleichen ſollte, ſeine Diomed, Hektor, Patroklus. So ſucht das deutſche Epos die Tapferkeit und den Adel des Gemüthes in Walther, Sigfrid, Dietrich, Rüdiger ꝛc. zu verſchmelzen. Die wahren Grundlagen des Heldenthums, die perſönliche Willkür und die Ehre, treten ſchärfer, aber auch reiner hervor. In jener früheſten Zeit ſtehen die Helden und Rieſen einſam für ſich; hier erſcheint bereits in der Königsherrſchaft, dem Vaſallenthum und der Gefolgſchaft eine geſellſchaftliche Ordnung. Damit innerhalb derſelben die Willkür des Einzelnen, als die Grundlage des Heroenthums, nicht aufhört, müſſen die Könige kleiner ſein als ihre Helden. Sie ergänzen, was ihnen an Kraft gebricht, theils durch die unmittelbare Würde ihrer Stellung, und andererſeits liegt ihr Beruf auch nicht in der perſönlichen Tapferkeit, ſondern darin, daß ſie die Helden ehren und mit unerſchöpflicher Milde belohnen. Agamemnon wird durch Unmilde ſo abhängig von Achill, wie im Waltherliede Gunther durch ſeine Schwäche von Hagen. Doch artet dieſe freie Selbſtändigkeit des Einzelnen nicht in Abfall und Empörung aus, indem die Treue den Fürſten und den Dienſtmann mit einem heiligen, von keinen perſönlichen Bedingungen abhängigen Geſetze verbindet. Hierin beginnen die alte und die neue Welt ſich zu ſcheiden; denn was Achill ſich gegen Agamemnon erlauben durfte, wäre in dem deutſchen Gedichte mit Schmach bezeichnet worden. Neben der Willkür galt uns die Ehre als Grundlage des jüngeren Heroenthums. Dieſelbe iſt aber ein äußerſt vieldeutiger Begriff, der ſeinen Inhalt erſt durch Das empfängt, was man hineinlegt. Eine Geſchichte der Ehre iſt nicht nur für das Mittelalter eine Geſchichte des Epos, ſondern umfaßt auch eine große Partie der neueren Tragödie, und mit Recht hat Hegel nach der Auffaſſung dieſes Begriffs den relativen Werth des ſpaniſchen und franzöſiſchen Dramas beſtimmt[1]). Die Heldenehre beſteht in dieſer Periode unſeres Epos noch allein darin, daß der Held in kühnem Streite dem Beſten überlegen oder gleich erſcheint. Man ſieht nicht um Schätze, Waffen, ſondern es handelt ſich bereits um ein ideelles Gefühl. Doch hat der Kampf ſelbſt auch keinen Zweck außer ſich; man will nur jenen Principat ermitteln und behaupten.

[1]) „Vorleſungen über die Aeſthetik", zweite Auflage (1842), II, 175.

Darum wird der Berner von Rieſen und Degen aus allen Gegenden aufgeſucht und angerannt. Der Kampf Hildebrant's und ſeines Sohnes beruht auf dieſem Ehrgeize, auf dieſem „Neide". In der Gudrun mag man die geraubte Braut nicht heimlich entführen, ſondern man rächt an den Normannen die Schmach, daß man ihnen einſt unterlegen. Bis hieher begleiten uns noch die Heroen des Alterthums. Wenn die Griechen gegen Troja ziehen, weil man die Frechheit gehabt, eine Königin aus ihrer Mitte zu entführen, ſo iſt dies ein Gegenſtand, der in das Mittelalter hineingehört, und ebenſo iſt ein Ajax, der über die Verweigerung der Ehrengabe wahnſinnig wird, nicht undenkbar unter deutſchen Helden.

Auf der dritten Stufe begegnet uns das eigentlich Romantiſche und hier werden ſchroffe Gegenſätze kenntlich. Die Ehre gewinnt nunmehr einen beſtimmten Inhalt durch den Glauben und durch die Minne. Jener Kampfneid, zwecklos und ſelbſtiſch wie er war, konnte dem Chriſtenthume gegenüber ſich nicht halten. Daher beſchließen jene alten Helden, nachdem ſie ihrer heidniſchen Waffenluſt gefröhnt, ihr Alter im Kloſter und die ſpätere Dichtung ergänzt in dieſer Weiſe die Sagen von Walther, Wolfdietrich. Das Kreuz brachte eine Verſöhnung in die Gemüther. Das Waffenwerk wurde zum Gottesdienſte, ſobald man der eigenen Ehre das Gloria in excelsis unterbreitete. Die Kämpfe Saul's und David's gegen die Philiſter verjüngten ſich in Karl's Zügen gegen die Mauren. Von Mekka aus hatten ſich die Glaubenskämpfe gegen Weſten hingewälzt, jetzt ſtrömten ſie zurück nach dem Oſten. Das Chriſtenthum blieb keine Taufe mit ſchlechtem Waſſer, ſondern immer tiefer und inniger durchdrang ſein Geiſt die Gemüther. Die geſchichtliche Erſcheinung der Tempelritter erhielt in der Gralſage durch alle Macht des Tiefſinns und der Phantaſie ihre poetiſche Verklärung. Wie die unverſöhnten Gegenſätze der trotzigen Heldenkraft und der Sentimentalität, des rauhen Waffenwerkes und der geſelligen Feinheit in Wate eine humoriſtiſche Figur hervorrufen, ſo iſt der Mönch Ilſan, welcher die Kutte nahm, aber unter ihr den Panzer trug, noch ein ungeſchlachter Heiliger[1]). Im Parcival triumphirt das geiſtige Heldenthum über das weltliche. Die religiöſe Entwickelung ſeines Gemüthes von Kindheit an wird ebenſo wichtig behandelt, wie anderwärts die Progymnasmata eines Alexander, Achill und anderer noch unerwachſener Schwerthelden. Solche Epopöen, in welchen Geſinnungen dargeſtellt werden ſtatt

[1]) Vgl. den tollen Mönch in Scott's „Ivanhoe".

der Handlungen, liegen daher dem Alterthume ganz fern. Weiterhin legt endlich der Held die Waffen ganz beiſeite: die zur Herrſchaft Geborenen dienen, die Mächtigen verleugnen ſich und verlaſſen die Welt. Dieſes Heldenthum repräſentiren der gute Gerhard, Alexius ꝛc. in der einfachſten und anſpruchloſeſten Erhabenheit. Doch ein Schritt weiter führt uns zu den leeren, von allen Auswüchſen der Mortification entſtellten Heiligengeſchichten.

Ferner, ſagten wir, beſtimmt ſich der Inhalt der Ehre durch die Minne. Es hat nämlich die Huldigung der Frauen, durch welche dieſe an die Spitze der Geſellſchaft traten, gar keinen Sinn, wäre nicht das weibliche Geſchlecht auch als das ſittlich ſchönere erkannt worden. Immer heißt es, willſt du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edeln Frauen an. In ihrem unmittelbaren Gefühle für dies ſittlich Geziemende, in der unbefleckten Reinheit und Stille ihres Herzens ſuchte man den Maßſtab für die Ehre. Auf dieſe Zukunft deuteten des Tacitus Berichte, wenn er die Keuſchheit der deutſchen Frauen hervorhebt, ihre Treue in Leben und Tod, ihr heiligſtes Zeugniß und gewichtiges Lob in der Schlacht, das sanctum aliquid et providum ihres Gemüthes, welchem die Männer in edler Selbſtüberwindung ihre Einſicht unterordneten. Doch durchlief das Verhältniß in den Zwiſchenperioden mancherlei Wechſel. Die Ehe galt einſt dem Weibe auch für einen Zuſtand der Dienſtbarkeit. Darum erkühnen ſich die mächtigſten ihres Geſchlechtes ihr Magdthum zu behaupten. Im Nibelungenliede tritt uns noch Brunhild als die Ungebändigte (ἀδμής) entgegen, die nur in Wettkämpfen zu erwerben iſt, die um ihre Integrität noch in der Brautnacht ringt. Die Sage von den Schwanenmädchen, welche von Wieland und ſeinen Brüdern ihrer Federkleider beraubt wurden, ſpiegelt uns den Schmerz um den Verluſt der Freiheit in milderem Lichte wieder. Die Griechen haben dies Moment in den Sagen von den Amazonen behandelt, doch natürlich nicht mit der Tiefe, wie H. v. Kleiſt in ſeiner Pentheſilea jenen bis zum Wahnſinn ſteigenden Trieb nach eigenſtändiger Freiheit darzuſtellen wagte.

Im Nibelungenliede hat das Weib ebenfalls noch keineswegs den Vorrang, ſondern es ſucht ſich vielmehr erſt eine Gleichſtellung der Geſchlechter Bahn zu brechen. Die Mädchen erwachſen in klöſterlicher Abgeſchiedenheit. Die Frauen bewohnen geſonderte Gemächer; doch ſo oft ihnen die Sitte geſtattet, in die Geſellſchaft der Männer hinauszutreten, bekennt man unverhohlen, daß der Mann keine Wonne und Herzensfreude hätte, gäbe es nicht herrliche Weiber und Jungfrauen. Die ſchüchterne Hiltgund kann es

kaum glauben, daß Walther ihr seine Gunst zugewendet. Ueber Chriemhildens Hand verfügen die Brüder, und so sehr es die spätere Stellung vorbereitet, wenn Chriemhild kundgibt, daß sie des edeln Fremden nicht werth sei, und wenn Sigfrid es für einen kindischen Wahn hält, zu der Herrlichen die Gedanken zu erheben, zeigt sich Chriemhild als Ehefrau, wie auch Hiltgund immer abhängig, gehorsam, zu allerlei Diensten verpflichtet und bereit. Ja sie fürchtet leidenschaftliche Ausbrüche seines Zorns und so ist Heymon kein sanfter Gatte.

Mit dieser Stellung der Geschlechter hat das Verhältniß derselben im Homerischen Alterthum noch die meiste Aehnlichkeit. Penelope hängt an dem Genossen der Jugend mit Neigung und Treue; doch erkennt sie auch in ihm den freien und allein gebietenden Herrn des Hauses. Eben diese Mischung von Neigung und Unterthänigkeit spricht sich bei Andromache aus. Hier war es aber erst die Ehe, welche das Verhältniß veredelte, indem gemeinsame Schicksale und ernstere Lebenszwecke von außen ihre Weihe auf die Verbindung übertrugen, während bis dahin außer der Wärme des Blutes kaum etwas Anderes von Seiten der Frau mitempfunden sein mochte als der Ruhm Dessen, der sie erwählte, und das gleiche Ansehen der Ahnen. Achill beklagt den Verlust der Briseis, weil sie eine Ehrengabe ist. Hämon macht für Antigone bei dem Vater keine Gewalt der Neigung geltend. Die Frauen selbst faßten ihr Verhältniß zu dem Manne nur nach dem gesellschaftlichen Zweck der Ehe auf, in der sich ihre Bestimmung, Mutter und Wirthin des Hauses zu werden, erfüllt. Darauf allein gehen selbst bei einem Sophokles die Klagen der Antigone, und diesem Mangel eines idealen Bewußtseins entspricht es, wenn Homer von den erwünschten Jungfrauen nie zu rühmen vergißt, daß sie außer Schönheit und verständigem Sinne auch Geschicklichkeit in den häuslichen Geschäften besitzen. Jene ideale Stimmung, welche die jugendlichen Gemüther von den schmerzlichen Empfindungen unseres durch die Last der Materie eingezwängten und oft erdrückten Daseins freimacht, bis dann die Ehe den mittleren Zustand zwischen Poesie und Wirklichkeit herstellt, und vornehmlich jener Begriff einer vollendeten Menschlichkeit, welcher nur eintritt, wenn die Geschlechter sich in ihrem tiefsten geistigen Wesen ergänzen, waren dem Alterthum fremd. Daher empfängt das Verhältniß seinen Adel erst in der Ehe, und es erscheint desto edler, je mehr die Treue aus dem Bereich der Pflicht und der herkömmlichen Schicklichkeit in die persönliche Neigung übergeht, und hier

wieder erſcheint im Alterthume das Weib darin ſo untergeordnet, daß man von ihm Treue und Keuſchheit fordert, während dem Manne ſolche Tugenden gar nicht zugemuthet werden, ſondern die Verſtoßene etwa nur zu Zaubermitteln ihre Zuflucht nimmt, welche den Blick des Mannes wieder auf ihre Reize lenken ſollen. Das Alterthum geſtattet nur in der Freundſchaft dem Herzen zu reden. Und doch waren die Homeriſchen Zeiten reiner und menſchlicher als die jüngeren, welche auf dieſem Wege zum Hetärenweſen und den Gynäceen des Orientes herabſinken mußten.

Aus der früheren Generation ragen in dieſe Zeit noch die Mütter hinein, theils mit der Pflege und Bildung des jüngeren Geſchlechtes beſchäftigt und für reiche Vorräthe ſorgend, die dann bei der Vermählung der Töchter und der Bewehrung der Söhne mit aller Freigebigkeit aufgewendet werden, theils auch mit Sorge und Freude die Fahrten der Söhne begleitend, bis denn endlich auch hier und da, wenn ganze Familien dem blutigen Streite erliegen, eine bejahrte Hecuba gebrochenen Herzens dahinſinkt.

Das Chriſtenthum und der ritterliche Sinn hatten auf die Durchbildung dieſer Verhältniſſe ſchon vielfachen Einfluß, doch waren die alten Stoffe zu mächtig, als daß bei der Abfaſſung eine völlige Umprägung hätte erfolgen können. Dagegen erſcheinen mit dem dritten Stadium des Heroenthums in den von außen eingeführten Gedichten, namentlich in den bretoniſchen Artusſagen und in dem Minneliede die Frauen durchaus als herrſchend in der Geſellſchaft. Man bemüht ſich ihren leiſeſten Winken zu folgen und überſchüttet ſie mit Huldigungen, damit ſie des Genuſſes der Herrſchaft recht froh werden. Kein Spott, keine Todesgefahr, mit welchen Gawein von ſeiner Herzogin zurückgeſchreckt wird, vermögen ihn von ihrer Seite zu treiben. Sie ſchmücken den jungen Kämpfer mit Schärpen und Sporen; er trägt ihre Farben und kämpft für ihre Rechte und Ehren; ſie ſind die Kampfrichter und theilen den Dank aus. Ein Kuß von dem rothen lachenden Munde und eine Roſe lockt die Helden aus fernen Landen zu tödtlichen Kämpfen, und gar der Anblick einer Dame in Trauer bewegt alle Herzen und Schwerter. Damit iſt nun auch jenes Schmachten und Sehnen, jenes Klagen und Frohlocken gegeben, welches wir mit dem Ausdruck Minne zu bezeichnen pflegen; damit zugleich die ſittliche Macht der Frauen über die Willkür des Mannes. Die reizende Antikonie ſagt, ſie ſei eine Magd ohne Wehr, bis auf jenen Schild, an dem gut Betragen und keuſche Sitte das Wappen ſind,

und ihn habe der Mann zu ehren [1]). So war die Achtung vor den Trägerinnen der Schicklichkeit also ebenfalls das Maß Dessen, was den Helden ehrte, und die Enthaltsamkeit von allen modernen Emancipationen, ein Zeugniß für die echte Würdigung des weiblichen Sinnes, ist rühmlich für beide Geschlechter [2]).

Was über diese mittlere Stellung hinausgeht, steigt nun hinauf zu einer heiligen und hinab zu einer sinnlichen Liebe, und dem entsprechen die Frauen selbst. Wie dort das Heldenthum von der Willkür entsprang und in Selbstverleugnung und Demuth endete, so sucht auch das sittliche Moment, auf welchem der Rang der Frauen beruht, seine innere Veredelung in der Demuth, in der Vernichtung jeder sinnlichen Freude und in der Aufopferung. Hier begegnet uns das ungemessenste Wohlwollen für den Leidenden, wie im armen Heinrich, dort die tiefste Demuth vor Gott, wie in der heiligen Elisabeth. Die ganze Fülle von Unschuld, Reinheit, Keuschheit, Wohlwollen, von demüthiger unbewußter Hoheit und Holdseligkeit ergießt sich endlich in die Erscheinung der mit Sternen gekrönten Mater gloriosa und ihres Gefolges. Das Alterthum faßte in der Opferung Iphigeniens, in dem Institute der Vestalinnen die jungfräuliche Reinheit nur sinnlich auf. Am meisten mochte sich Venus Urania in den dunkeln Ahnungen der Philosophen läutern. Nur Sophokles kannte Züge einer edeln Weiblichkeit, sonst gab das Alterthum, wo es die Frauen groß machen wollte, ihnen die Tugenden des Mannes, und so mußten consequenterweise Plato und die Stoiker auf Emancipationsvorschläge verfallen [3]). Der Inbegriff der Seelenschönheit erfüllte erst diese Zeit mit sittlicher Ehrfurcht; es wurde in den goldenen Schmieden das Diadem für die Königin des Himmels bereitet und von ihr leuchtete die Weihe über das ganze Geschlecht.

Wahrhaft bewundernswerth ist die Darstellung der Frauen bei Wolfram von Eschenbach. Das reizende Tändeln, die weltfrohe

---

[1]) Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.
Goethe im „Tasso".

[2]) Gervinus I, 164.

[3]) Fr. von Schlegel, „Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern" (Werke, 1822), IV, 66.

Anmuth, die ſtille Innigkeit, die ſchlanke Hoheit: Alles weiß er darzuſtellen, ohne daß er die Sinnlichkeit unbeſcheiden ausbeutet, noch auch von der Weltverachtung den Heiligenſchein borgt [1]). Der tiefe ſittliche Charakter ward im Mittelalter vorzugsweiſe von den Deutſchen in die Minne gelegt. Anderwärts waren es die ſinnlichen Reize, was den Frauen die Herrſchaft ſicherte, und das Werben der Männer um der Minne Sold verleitete zu einem Gewirre von planloſen Abenteuern und unzüchtigen Intriguen. Die Einführung ſolcher Dichtungen hat dem Glauben an die Keuſchheit jener Zeiten Eintrag gethan. Doch fehlte eben nirgends die Erfahrung, daß die Ausnahmen ſich häufen, je ſchärfer ſich eine Regel hinſtellt. Wenn Hartmann im Iwein rühmt, daß Keuſchheitsgefahren, da Mann und Weib ſich nahe lagen, wohl beſtanden wurden und dies in den biedern Zeiten kein Wunder geweſen, ſo befremdet bei ſolcher Ueberreizung Niemanden ſein Zuſatz: weiß Gott, dem iſt aber nun nicht viel [2]). Auch die Härte der Strafen gibt hier Zeugniß. Jener falſche Ritter im Parcival, der eine Magd überfallen, mußte, um der Weidenſchlinge zu entgehen, vier Wochen mit den Hunden aus dem Troge eſſen. Wenzel von Böhmen rühmt beſcheiden: Ich brach die Roſe nicht und hatte ihrer Gewalt. Bei dieſer Geſinnung fanden die Deutſchen ſich nur ſchwer in den Geſchmack an jenen zuchtloſen Dichtungen, welche fordern, daß die Gehaltloſigkeit und Niedrigkeit der Entwürfe mit allem Zauber der Phantaſie und der Formen verdeckt wird. Triſtan und Iſold iſt auch deshalb ein ſo denkwürdiges Werk, weil der deutſche Dichter es nicht beſtimmt auszuſprechen wagte, daß Liebe ſonder Zucht zu preiſen ſei.

---

[1]) Wir ſind viel zu ſehr gewohnt, in Wolfram einen heiligen Braminen zu ſehen. Er iſt froh geſtimmt, ja voll weltlicher Lebensluſt, wie z. B. ſein Behagen an Gawein's Gaſtmahl, ſeine neckiſchen Einſchiebſel über Frauengunſt und die ſüßen Minnegaben zeigen, die er ſtets in munterem und zierlichem Scherze ſeinen Helden zu beneiden pflegt. Gawein's Thaten und Liebesabenteuer intereſſirten ihn ſicher ebenſo lebhaft wie Parcival's Seelengeſchichte. Ja die Taufe des Feireſiz, der über Hals über Kopf ſeine heidniſchen Götter abſchwört, um nur die Gralträgerin Urepanſe de Joie, die ſüße Muhme mit dem Iphigeniengeſicht, zur Frau zu bekommen, möchte man für eine heitere Ironie auf Parcival's Buße und Erlöſung halten. Dahin gehört auch, daß er nicht um Geſang, ſondern um ſein ritterlich Schildesamt gerühmt ſein will, daß er ohne Feierlichkeit abſchließt und mit ſeinem Gedichte ſich nur nach gebräuchlicher Artigkeit der Gunſt der Frauen empfiehlt. Die Gottvergeſſenheit und das Gebet bilden jedoch gleichwol den Knoten des Ganzen.

[2]) v. d. Hagen, „Minneſänger", IV, 270.

Dieſer Entartung der Minne zu einem entnervenden Weiberdienſte war das Alterthum nicht ausgeſetzt; denn wo ſein Alexander in gleicher Schwäche um Helena buhlt, zeigt ſich nur die Gewalt der Sinne, nicht der Misbrauch eines heiligen Gefühles, ſo daß der troiſche Weichling in kühleren Zeiten wieder mannhaft zum Schwerte greift und ein Hercules den Spinnrocken mit der Keule vertauſcht. Anders betrachtet erſcheint auch darin das tiefere Seelenleben der Romantik, daß in einem Triſtan die ſinnliche Gluth allmählich auch das ganze geiſtige Weſen des Mannes durchdringt, ſo daß hier erſt hervorbricht, was man Leidenſchaft nennt. Dieſe Leidenſchaft hält dann auch alle Kraft danieder: die Triſtan, die Werther ſtehen ſo tief unter den Figuren der Ilias, wie die Künſtler, die ſie darſtellten, in dem Seelenhaften den Homer überragen. Die Leidenſchaft erhält erſt ihre volle Nahrung, wenn der Werbende den höchſten Werth auf den Beſitz der geliebten Perſon legt, wenn dieſe ſelbſt ſich hoch anſchlägt, wenn ſittliche Conflicte und äußere Verhältniſſe den Erwerb erſchweren. Von allen Freiern der Penelope iſt kein einziger leidenſchaftlich ergriffen, weil man mehr nach dem Erbe als nach der Perſon der Fürſtin ſtrebt. Die gefangenen Frauen im Lager der Achäer ergeben ſich ohne Widerſtand und Abneigung in ihr Schickſal. Helena ſchwankt unſchlüſſig zwiſchen dem würdigern Gatten und dem ſchönern Buhlen. Hephäſtos bereitet den Göttern ein luſtiges Schauſpiel. In allen dieſen Dingen ſpricht ſich jene Leichtfertigkeit aus, welche theils darauf beruht, daß man dem Weibe an ſich das Recht auf ihre Keuſchheit und freie Perſönlichkeit nicht einräumt, und daß das Weib ſelbſt dieſes Recht weder ſchätzt noch geltend macht, theils darauf, daß ein höheres ſittliches Gefühl überhaupt noch unentwickelt iſt. Jene britiſchen Romane bieten nun ähnliche Scenen dar, doch nicht aus Uncultur, ſondern aus Entartung. Das Weib wirft ſich mit Bewußtſein weg; man zerſtört das ſittliche Gefühl durch zweideutige Scherze und tändelt mit dem Laſter. Die deutſchen Dichter mußten auf mancherlei Weiſe, wenn ſie ſolche Romane bearbeiteten, die moraliſche Stumpfheit zu mildern und zu verdecken ſuchen [1]).

Vergleichen wir nun das deutſche Heroen- und Ritterthum in dieſen Stadien mit der antiken Heldenzeit, ſo zeigt ſich als der weſentlichſte Unterſchied der, daß in unſern Dichtungen die epiſche Größe entſchiedener auf dem Begriff der Ehre ruht, und daß dieſer wieder durch das ſittliche Princip des Glaubens und der Minne

[1]) Gervinus I, 265.

einen bestimmten und reinen Inhalt gewann. Diese Idealität des Sinnes und die Innigkeit des Gemüthes spricht sich dann weiter darin aus, daß die Romantik, während das Alterthum vorzugsweise Handlungen darstellt, sich ausschließlich mit der Gesinnung und dem inneren Sturme der Leidenschaften beschäftigt. In der Homerischen Welt fehlen die tiefen Kämpfe des Gemüthes, die herbe Wahl zwischen Gut und Böse; die ungezähmten Leidenschaften sind dort ein Product des Unverstandes und ihre Folgen gehören zu dem allgemeinen Verderben, welches das Schicksal über den Menschen verhängt. Dagegen kennt schon das Nibelungenlied innere Kämpfe, wie sich das Ganze nach der Wage des ewigen Gerichtes ordnet [1]). Auf einer höhern Sittlichkeit beruhten die Kampfgesetze. Man greift nicht an ohne Aufkündigung des Friedens; man wartet auch bei leidenschaftlichem Zorn, bis der Gegner sich gerüstet; man bedient sich nicht ungleicher Waffen, nicht der List; man schont den Besiegten und entsagt großmüthig seinem Rechte, selbst wenn man um das Haupt gefochten; man spricht ein wehmüthig herzliches Gnade dir Gott! an der Leiche des Gefallenen und wünscht ihm einst wieder zu begegnen. Damit steht es in argem Widerspruch, wenn die griechische Dichtung es nicht straft, daß man dem gefangenen Dolon das Wort bricht, dem hülflosen Philoktet die Waffen raubt. Die List des Odysseus schwankt oft zwischen Klugheit und Betrug, die göttlichen Pfeile werden gewöhnlich aus einem Versteck entsendet, und die unablässige Einladung der Hunde und Geier auf die Walstatt, verschärft durch den Glauben, daß die Verstümmelung der Leiber bis in das Jenseits hinüberwirke, trübt die übrige schöne Menschlichkeit jener Zeiten.

In nichts hat sich wol die deutsche Herzlichkeit und Reinheit der Gesinnung entschiedener dargelegt, als in der Heiligkeit der Treue. So hat man zunächst mit Recht darauf hingewiesen [2]), daß die Treue gegen die Fürsten in deutschen Gedichten ein oft wiederkehrendes poetisches Motiv sei, und daß viele Erfindungen ganz von diesem Gefühle getragen werden. Ja diese Dienstreue macht sich oft in einer Kraft geltend, die wir nicht durchaus billigen können, indem sie mit anderen Pflichten in Widerspruch tritt, und doch scheinen solche Conflicte absichtlich herbeigeführt, um jene Lehre: für seinen Fürsten muß das Volk sich opfern ꝛc., in ihrer

[1]) Zell, „Ueber die Iliade und das Nibelungenlied" (1843), S. 241.

[2]) Zell, S. 248; Vilmar, „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur", 2. Aufl. (1847), S. 62.

ganzen Unverbrüchlichkeit zu zeigen. Hagen zögert lange, gegen Walther zu kämpfen, doch gilt ihm endlich die Ehre des Herrn mehr als der geliebte und edlere Jugendfreund. Die Treue zwingt ihn, Brunhildens Schmach zu rächen, und er scheut nicht einen verrätherischen Mord. Ein überraschend zarter Zug ist es, daß der grimme Mann, nachdem er einen gefahrvollen Kampf überstanden, es den Königen zu melden verbietet, damit sie die Nacht hindurch bis zum Morgen noch ohne Sorgen seien. Die treue Brangene hält sich zu jedem Opfer für Isold verbunden, auch zu dem ihrer Jungfräulichkeit, weil durch ihre Nachlässigkeit der Zaubertrank in Tristan's Hände kam. Die bis zur Sinnlosigkeit geängstigte Herrin will sie meuchlerisch im Walde von Knechten ermorden lassen, und selbst dieser Undank preßt ihr nicht den Verrath ab. Am reinsten ist jener Widerspruch in Rüdiger aufgelöst, der, um seinem Herrn den Eid zu halten, den liebsten Freunden die Treue aufkündigt, aber den Tod sucht, um zum Frieden zu gelangen. Doch ist das Verhältniß gegenseitig. Dietrich's Boten sind von Ermanrich gefangen und sollen gehenkt werden, sie verbieten ihm, ihrer Schmach wegen dem Feinde zu weichen, und wollen gern sterben; doch Dietrich erklärt, er gäbe alle Reiche der Welt um den einzigen Hildebrand. So wollen auch die Wormser Könige ihren Abzug nicht mit Hagen's Aufopferung erkaufen, sondern, und wenn ihrer tausend wären, lieber sterben, als einen Dienstmann verlassen. Wolfdietrich vergrämt sich unter den Liebkosungen seiner jungen Gemahlin und hat nicht Ruhe, bis er seine gefangenen Gesellen findet. Jene Diensttreue muß in Zeiten, da sich nothwendigerweise die Anhänglichkeit mehr an die Person der Fürsten knüpfte als an den Boden, der Vaterlandsliebe gleichgeachtet werden. Doch fehlt auch keineswegs ein tiefes Heimatsgefühl. Wie ergreifend ist jener Schmerz, der die Berner Helden durchstürmt, als sie vor Ermanrich's Uebermacht das Land räumen. Im Elende kleiden sich die Tage trüb und grau; da schleichen die Heimatlosen wie Schatten umher und Niemand tröstet sie; die Siege, die sie dem Schutzherrn erfechten, erfreuen sie nicht, und wenn sie am Durste nach Wiederkehr verschmachtet, lastet der fremde Boden schwer auf ihrem Gebein. Das Herz will ihnen brechen bei kochendem Zorn und heißen Thränen, und nur die Aussicht auf Rache und Rückkehr hilft ihnen den Abschied ertragen.

Nicht minder heilig sind die Eide, durch welche sich Schwertbrüder verbinden. Dietlieb mag nicht für ein Land seine Gefährten dem Könige Laurin überlassen. Volker und Hagen gehen ver-

bunden und ihrer Treue froh in den Todeskampf. Ebenso gilt Untreue an Blutsverwandten für eine unnatürliche Schmach und es heißt durchweg, „daß sein eigen Antlitz beschimpft, wer sich die Nase verstümmelt". Hagen erhebt sich gegen Walther hauptsächlich auch, weil dieser ihm den Neffen erschlug und aus seinem Lebenskranze die lieblichste Blume brach. Sigfrid läßt sich wie ein Besiegter schmachvoll an den Baum fesseln, um seinen Vetter Sigstab vor Spott und Schaden zu bewahren. Als er im Nibelungenliede sterbend seines Kindes gedenkt, berührt er von allen Lebensbürden, denen der verwaiste Knabe entgegengeht, als die schmerzlichste das Bewußtsein, unter seinen nächsten Blutsfreunden Verräther zu haben. Es ist oft bemerkt worden, daß der Deutsche zu seinen Waffen, Rossen, Hunden, ja zu seinem Hausgeräthe in einem innigen Verhältnisse steht. In der antiken Welt schätzt man die Waffe wegen ihrer Trefflichkeit, ihres Kunstwerthes, weil sie eine Ehrengabe ist. In unsern Gedichten sind die Waffen nicht nur schwer erkämpfte und sagenberühmte Spolien, sondern, von dämonischen Wesen bereitet, behalten sie mit der Erinnerung an einen uralten Fetischismus in den Personennamen Balmung, Mimung, Waske, Nagelring, Eckesachs ꝛc. eine gewisse Beseelung. Sie kämpfen in der Hand des Helden als Streitgesellen, und ihre Schicksale verknüpfen sich mit der Geschichte ihrer Eigner. Daher wird Wittich schwermüthig, als ihm sein treues Schwert verloren geht. Es ist der Dämon des Eisens, welcher dem grimmen Hagen das Haupt abschlägt und den gemordeten Sigfrid rächt. Der sterbende Roland sucht vergebens sein Schwert Durandarte, das er nicht den Heiden lassen will, am Felsen zu zerschellen. Es kann nicht brechen, da in ihm die Macht Christi und die Treue gegen den noch lebenden Herrn lebendig ist. Achill's wiehernde Rosse befremden uns als eine Maschinerie; dagegen spricht jener Hund in der Odyssee natürlicher zu unserm Gefühle. In den Heymonskindern können die Mühlsteine das Roß Bayart nicht in das Wasser hinabziehen, so lange Reinald hinblickt. Dietrich's Falke kämpft für seinen Herrn. Der Adler, den Wigamur gegen den giftigen Geier schützte, wird sein treuester Begleiter. Elephant, Roß und Hund suchen Otnit zu schützen. Das Roß, die Hunde und Habichte wollen nicht von Iran's Leiche scheiden. Diese Beispiele kehren fast zu häufig wieder und tragen die Spuren einer unechten Sentimentalität; doch bleiben sie immer noch Zeugnisse jener dem Deutschen angeborenen Traulichkeit und Treue.

Daß endlich die Anhänglichkeit zwischen Mann und Weib sich

in der größten Kraft bewähren mußte, folgt ſchon aus dem geiſtigen Grunde ihres Urſprungs. Die Odyſſee und Gudrun kann man darin vergleichen, daß dort die Gattin, hier die Verlobte ausharrt und alle Noth überduldet; doch weiß das deutſche Gedicht die Treue ganz anders zu prüfen. Wie die berühmten Paare Theſeus und Pirithous, Achill und Patroklus, Oreſt und Pylades, haben auch Orpheus und Eurydice, Admet und Alceſte, Pyramus und Thisbe ſtets unſere innigſte Mitempfindung angeſprochen und in alter oder neuer Zeit zu Darſtellungen angeregt. Aber auch unſere Sagen ſind nicht zurückgeblieben. Eine Sigrid weint um ihren Gatten, bis ihr die Sehe erliſcht. Als Flore nach Blanſcheflur die Länder durchſtreift, endlich in das Serail des Amyrales von Babylon Zugang findet, die Liebenden aber entdeckt werden, fleht er vergebens, daß Blanſcheflur einen Stein von ihm annehme, der ſie erretten kann. Beide ſtehen vor dem Schwerte des tobenden Heiden und Jedes bietet wetteifernd ſein Haupt dar zur Rettung des Andern, bis die Großmuth das Volk und den Zürnenden zur Rührung zwingt. Gotelinde wird unabläſſig von den lockenden Elfenliedern beſtürmt; man entflammt ihre weibliche Neugier, den ſchönen Goldemar zu ſehen, der ſich ihr nur als Gatte zeigen will; da muß ſie täglich allen Haß in ihrer Bruſt aufbieten und alles Sehnen nach Dietrich, und ſie widerſteht der ſchweren Verſuchung. Der Berner empfindet den Werth dieſer Treue. Als Gotelinde an Goldemar's böſem Blicke verſtorben, welkt er verwaiſt und lebensmüde dahin, ein bleicher Schatten ſeiner früheren Kraft und Kühnheit. Der todtwunde Triſtan ſtirbt nicht, ſo lange er die Ankunft Iſoldens hoffen darf. Man ſagt ihm, das Segel ſei ſchwarz und allzuhand geliegt er todt. Iſold kommt wirklich und hebt das Bartuch ab: da gehen auch ihr des Todes Stöße ans Herz und ſie iſt dahin, ohne daß ſie eine Sylbe ſpricht. Die Weinrebe auf ihrem Grabe und der Roſendorn auf Triſtan's neigten ſich zu einander und verflochten ihre Reiſer. Wo wäre im Alterthume eine ſo innige ſeelenvolle Erſcheinung, wie die der Sigune, der milden Dulderin, die neben ihres Gatten Grabe, in der verborgenſten Waldeinſamkeit als Klausnerin Befriedigung findet, und uneingedenk der Freuden der Welt und ihrer Jugend, der verwaiſten Taube gleicht, die auf dürrem Weidenaſte in Träumen ſchlummert und nicht merkt, wie rings die Wälder in Laub und Blüthe ſtehen.

Der Verrath wird mit Unerbittlichkeit beſtraft. Loke, der ſeines Weibes nicht werth iſt, Ganelon, Keije (trotz Wolfram's Ein-

ſpruch), Sibich, obgleich durch die Schändung der Gattin gereizt, ſind von der Dichtung gerichtet. „Verrath widerſpricht dem reinen Weſen des Menſchen; nur den Zauberern, den Rieſen, den Schwarzelfen iſt er eigen.“ Der Verrath, welcher an Marke geſchah, iſt daher die Folge eines Zaubertrankes. Ebenſo erlöſcht nur ein Gift die Minne Sigfrid's zu Brunhild und gleichwol mußte er darüber ſterben. Heyme, der ſein Lebtage ein Neiding und ein Verräther war, kann endlich mit einem glücklich geborgenen Schatze die Berner retten. Geiz und Treue durchſtürmen ihn, daß ihm die Stirne trieft, doch zuletzt iſt ihm die Seele nicht feil für Gold. In den Eddaliedern verweigert Hagen, an Sigfrid die Treue zu brechen, und Gudorm vollbringt die Unthat, der nicht dabei war, als man mit Sigfrid die Eide ſchwor, und auch ſo muß ihn zuvor der Genuß von Wolfs- und Schlangenfleiſch verwildern. So iſt dem Deutſchen von Tacitus' Zeiten her die Treue wie der nächſte Blutsfreund, und Jedermann fühlt ſich zu ihrem Rächer geboren.

Das ſubjective Element der Romantik offenbart ſich vorzüglich auch in der Muſik, die ſich mit der Dichtung gleichmäßig entwickelt. Wo im Alterthume der Held oder der Sänger zur Harfe greift, iſt ſein Geſang nur epiſch und für die Männer beſtimmt, die mit Luſt und Wehmuth die Schickſale ihrer Väter vernehmen. Auch der norddeutſche Sänger ſchöpft aus dem Born der Sage, doch wie der Charakter der Heroen und ihre Handlungen ſelbſt von einer leidenſchaftlichen Subjectivität durchbrochen ſind, ſo nimmt ſein Geſang die lyriſche Farbe an und erſt in jüngeren Zeiten begnügen ſich die Rhapſoden mit der ruhigen objectiven Ueberlieferung der Sagen. Je weiter jedoch das Heldenthum in der Minne ſeinen Centralpunkt ſucht, um ſo entſchiedener macht ſich neben dem epiſchen das lyriſche Moment geltend, ja die Töne ſelbſt beginnen ihre Gewalt zu äußern, während bisher die Wirkung des epiſchen Inhalts überwog. Darin liegt ein ſehr weſentlicher Unterſchied des Antiken und des Romantiſchen. Während bei uns ſchon das Epos von lyriſchen Momenten durchkreuzt wird und endlich ſich eine reichhaltige Lyrik neben dem Epos ausbreitet, iſt im Homeriſchen Zeitalter die Lyrik gar nicht vorhanden. Jener Sang iſt aller Heldenſagen kundig; er erfriſcht die Männer mit Liedern von Kampf und Sieg, aber er ſingt auch von der Liebe Leid und Luſt. Helden, wie Volker, entlocken der Geige weiche Klänge, aber ſie vertauſchen auch in ſchrecklichem Humor den Bogen mit dem Schwerte. Inzwiſchen wuchs in der Stille der uralte Zug der lyriſchen Sehnſucht und es mußte endlich der epiſche Ton verblaſſen. Das lau-

tere Element des Waſſers, das aus verborgenen Gründen an den Tag hervorbricht und in ſeine klare Tiefe die einſamen Waldgeſtade und den Himmel hinabzieht, war das Symbol der Sehnſucht, wie der idylliſchen Beruhigung. Hier wohnen die Elfen, deren Lieder bald ein unendliches Weh erregen, bald alles Leiden beſchwichtigen. So treibt Wieland, in ſeinen Kahn eingeſchloſſen, auf den Wellen dahin; die Nixen geleiten ihn mit Liedern und er ſchwelgt Tag und Nacht, indem ihn die ſeligen Bilder von Walhalla, von Asgards Paläſten und Glaſors Haine umſchweben. Auch die Griechen haben einſt dieſe Vorſtellungen und Empfindungen getheilt. Ihre Muſen wohnen an den Quellen, die Lieder der Sirenen waren unwiderſtehlich. Sehnſucht, Liebe, Geſang waren auch hier einſt im Weſen Eins, als die Nymphen jene Hylas und Narciß hinablockten; doch die platte Allegorie von Amor's Pfeilen gewann das Uebergewicht. Die deutſchen Sagen laſſen auch am Venusberge die ſüßen Elfenlieder ertönen. Jene hinreißende Wirkung des Geſanges, welche ſich in dem Mythus von Orpheus ausſpricht, erſcheint hier wieder, wenn Iſang mit ſeiner Flöte den Löwen und den Stier bändigt [1]). Auch Günther, ein anderer Daniel, ſchlägt in der Grube die Harfe, daß alle Schlangen einſchlafen, bis auf eine, die ſich in ſein Herz gräbt. Es iſt nicht mehr die Macht des Liederſtoffes, ſondern die geiſtige Gewalt der Töne ſelbſt, wenn Strömkarl Alles zum Tanze fortreißt, der Meiſter aus Ungarland die Scharen nach ſich zieht, und der Reigen vom jüngſten Gericht die Todten aus den Gräbern ruft [2]). Solche lyriſche Momente begleiten das Epos von Anfang an. Horant, der mit ſeinen lieblichen Nachtliedern ſich an die Sehnſucht der Frauen wendet, deutet auf den ſelbſtändigen Minneſang hin, und die neue Kunſt ſog vermuthlich aus den uralten Empfindungen volle Nahrung. Jener Eberwin, an deſſen Liedern voll ſeliger Ruhe der Nöck ſich nicht ſatt hören kann, reiht ſich an die Elfen, und es mochte mehr als wir wiſſen der Minneſang ein Nachhall des Ablleichs ſein. Man hat in der Lyrik dieſer thatenreichen Zeiten das Kampflied vermißt; doch nur die ſtrenge Sonderung iſt auffallend. Der Heldenſinn ſuchte im Epos Befriedigung, mit dem Minneliede dagegen wandte man ſich vorzugsweiſe an die Frauen. Geſang und Muſik gehörten zur geſelligen Unterhaltung und die Frauen, welche den Verkehr lebendiger, geſitteter und feiner machten, betheiligten ſich

[1]) Vgl. über dieſe Macht des Geſanges Grimm, „Mythologie", S. 860.
[2]) Lucas, „Ueber den Krieg von Wartburg" (1838), S. 151.

dabei. Triſtan begrüßt Marke's Burg mit ſeinem hellen Horne und der Jagdzug ſtimmt fröhlich ein. Er ergötzt die Hofſchar mit Harfen und Fideln, und Iſold, die ſüße Blume, wird durch ihn ſo reizender Lieder und ſanfter Klänge mächtig, daß ſie die Herzen und Gedanken beherrſcht, wie Sirenen und Agtſtein die Kiele. Fürſten und Ritter wetteiferten im Preiſe der Frauen. Die poetiſche Stimmung ward ſo allgemein, daß dergleichen Minnelieder zu dichten keine beſondere Begabung, ſondern nur geſellſchaftliche Bildung zu erfordern ſchien [1]).

Neben dieſem Uebergewichte an lyriſcher Subjectivität wies ſchon die reichere Muſik, die Trompeten, Geigen und Flöten, im Gegenſatze zu der einſam tönenden Phorminx oder Flöte des Alterthums, auf eine ſchwungvollere Bewegung des Seelenlebens hin. So war auch die äußere Erſcheinung des Ritters glänzender und anmuthiger. Den Homeriſchen Helden zierten nicht Wappenröcke von Sammet, nicht die ſeidenen Schärpen, der buntfarbige Helmbuſch, der reiche Schmuck von Edelſteinen an Schilden und Borten, und das hochſtrebende Ritterthum vervollſtändigt ſeine äußere Haltung auch erſt, wenn der Held zu Pferde kämpft und nicht blos auf dem Streitwagen in die Schlacht fährt.

Viertes Capitel.

Die Gedichte von Alexander, der als Held und Träger der Naturmythen Intereſſe erweckt. Die Quellen ſeiner ſagenhaften Geſchichte. Der Alexander Lamprecht's. Des Königs Perſönlichkeit verglichen mit den Idealanſchauungen des Mittelalters. Die Alexandreis des Gualter. Die ausſchweifenden Fictionen Anderer. Die Naturmythen der Alten im Herzog Ernſt, in Reiſebeſchreibungen, Chroniken, Naturlehren und myſtiſchen Symbolen.

Nachdem wir uns in einigen Grundzügen die moderne Welt vergegenwärtigt, in welche die Heroen des Alterthums eintreten ſollten, wenden wir uns zu dem ſogenannten antiken Sagenkreiſe der deutſchen Dichtung. Derſelbe heißt am wenigſten deswegen antik, weil auf ihn die alte Poeſie nach Form und Darſtellung Einfluß gehabt; es handelt ſich nur um eine Verpflanzung der Stoffe. Trotz der vielfachen Behandlung ſolcher Sagen, an welche ſich die Namen der größten Dichter des Alterthums knüpfen, bleibt

---

[1]) Es gehörte zu den ſieben probitates: equitare', natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, versificari. S. Parcival, überſetzt von San-Marte (1836), S. 613.

die poetiſche Kunſt der Alten noch Jahrhunderte lang ein verſchüttetes Herculanum. Die Dichter des Mittelalters vernehmen in der neulateiniſchen und in der byzantiniſchen Poeſie nur das herbſtliche Rauſchen einer ausſterbenden Natur. Wenn wir das Drama noch zurückſtellen, ſo haben wir uns zunächſt mit dem Epos oder dem Romane, mit den Legenden und Parabeln zu beſchäftigen. Der Roman zerfällt wieder in die beiden Hauptgattungen des heroiſchen und des erotiſchen, woran ſich dann die Novellen anſchließen.

Wir eröffnen die heroiſche Gattung mit den Bearbeitungen der Geſchichte Alexander's. Seine Züge in die wunderbare Ferne entzogen ſich gleich anfangs dem prüfenden Blicke, und er wurde ſchon im Alterthume der Träger phantaſtiſcher Fabeln, welche ſich ſeit den mythiſchen Zeiten angeſammelt. Die Erſchütterung des verſchloſſenen Aſiens durch einen europäiſchen Helden war ein Ereigniß, das in beiden Welttheilen eine Jahrhunderte lang fortſchwingende Bewegung hervorrief, und die Bekanntſchaft mit den Eigenthümlichkeiten entlegener Völker und Länder ſowol, als die politiſche und culturhiſtoriſche Bedeutſamkeit ſeines Unternehmens hatte einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Daher blieb Alexander den Völkern des Orients unvergeßlich und bis in die neue Zeit hinein feierten die Perſer, Araber und Türken ſeine Thaten. Im Abendlande mochte er zunächſt nur als Stifter eines der Weltreiche bekannt ſein und ſich in hiſtoriſcher Auffaſſung an David, Cäſar ꝛc. anreihen. Als nun aber die Kreuzzüge ſich ebenfalls nach dem Oriente wandten, fand ſich von ſelbſt die Parallele. Die lateiniſchen Quellen waren den Gelehrten natürlich bereits ſeit Jahrhunderten zugänglich, und es fehlt nicht an Zeugniſſen, daß einzelne Mythen früh in das Volk übergingen; die vorzüglichſten Gedichte aber, welche ihn darſtellen, ſind alle gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßt.

Die Perſönlichkeit des Königs war für das Mittelalter äußerſt anziehend, und ſelbſt der Widerſpruch rühmlicher und tadelhafter Eigenſchaften, mit deſſen Löſung ſich die Poeſie beſchäftigte, hatte ſeine Reize. Die wunderbare Heldenkraft des Welteroberers, ſein großer Sinn und ſein natürlicher Edelmuth, das Glück ſeiner Waffen und ſelbſt ſein früher Tod machten ihn für die Fürſten und Ritter zu einer glänzenden Erſcheinung. Sein Bucephalus war gleich dem Bayart ſeltſam geſtaltet, als ob auch die Natur ihre Wunder nicht ſparen wollte, um den Helden würdig auszuſtatten. Nachdem ihn das Schickſal auf eine unruhvolle Laufbahn hinge-

wiesen, trieb ihn sein kühner Geist von That zu That und bis ans Ende der Welt. Er verwarf Parmenio's Vorschlag bei Arbela, die Feinde Nachts zu überfallen, und erklärt bei Curtius und bei Gualter, der hier dieselben Worte hat, dergleichen für eine Räubersitte, Alles abweisend, was die Reinheit seines Ruhms trüben könnte. Die Großmuth, mit der er es verschmäht, einen Meuchelmörder zu strafen, sein edles Betragen gegen die gefangenen Frauen sind echt ritterlich, und es bedurfte nur weniger Striche, um sein Erscheinen an der Leiche des Darius sowol in sittlicher Beziehung als nach der sentimentalen Gefühlsweise dem Mittelalter anzupassen. Mit schöner Selbstverleugnung rühmt er in der Todtenklage bei Lamprecht des Darius biedern und männlichen Sinn. Er verabscheut die Mörder und gelobt, die Untreue zu rächen, oder er will nicht leben und ewig aus Gottes Reiche verwiesen sein. Da richtet sich der sterbende Darius auf und übergibt dem würdigen Sieger das Volk, die Gattin, die Tochter, die Mutter und die Freunde. Erkennen wir in dieser Denkungsart des Königs Analogien zu dem Besten, was wir vorhin als das Wesen des germanischen und ritterlichen Heldenthums bezeichneten, so war auch Darius keine fremde Gestalt. Was ihm an Thatkraft abgeht, das ersetzt er durch Milde und Fassung im Unglück. In der treuen Anhänglichkeit des Volkes an ihn fand das Mittelalter wieder eine seiner lebendigsten Eigenthümlichkeiten. Die Mörder werden als rechtlose Frevler betrachtet, die man sich nicht scheuen darf, mit einer Unwahrheit in den Bereich des Galgens zu locken. Andererseits hatte Alexander keine Demuth. In seinem maßlosen, ungenügsamen Fortstreben spiegelte sich schon der Geist der Faustsage ab, den das Mittelalter zugleich liebte und verurtheilte. Diese Zweiseitigkeit hat sich indessen nicht so ausgeprägt, daß sie durchgängig die Haltung des Charakters unsicher und die Darstellung schwankend machte; sondern die Sage zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste den Helden mit freier Begeisterung auf seinen Zügen begleitet, worauf dann der zweite, in dem sich allerdings die Thatenlust bis zur Ungebühr steigert, nach dem Sinne der Christen und nicht minder der alten Griechen an die Pflicht der Mäßigung erinnert. Drohende Anzeichen und ernste Wahrheiten bewirkten zuletzt, daß der König in sich ging. Lamprecht erzählt, daß er noch zwölf Jahre friedlich sein Reich berichtete, worauf ihm vergeben ward. Dieser milde Abschluß entspricht dem Geiste des christlichen Zeitalters und hat etwas ungemein Anziehendes. Leider sind jedoch hier Irrthümer zu berichtigen, von denen man wünschen

möchte, ſie wären keine. Jener Zeitraum bezeichnet nämlich in dem Buche der Maccabäer, wo von Alexander die Rede iſt, die ganze Dauer ſeiner Regierung, und Lamprecht hat aus ihm, von allen Andern abweichend, noch beſondere zwölf Jahre des Friedens gemacht. Ferner bedeutet jener Zuſatz nicht, daß nun Alexander Vergebung erhalten, ſondern daß er vergiftet ward [1]). Gleichwol fehlt das Moment der Verſöhnung nicht gänzlich; es iſt hauptſächlich darin zu ſuchen, daß der König nach einem ſo außerordentlichen Lebensgange ſterben mußte, wie ein anderer Mann, und daß der Tod, indem er den Menſchen ſeiner irdiſchen Herrlichkeit entkleidet, zugleich über ſeine Vergehungen die Decke ſpreitet.

Einen ebenſo lebhaften Antheil wie an den Thaten und der Perſönlichkeit Alexander's nahm man an ſeinen Entdeckungen. Der älteſte Held, an deſſen Seefahrten ſich die Sagen von einer wunderbaren Natur anknüpften, war, wenn man von Jaſon abſieht, Odyſſeus. Als die Küſten des Mittelmeeres den Fabeln nicht mehr genug Schatten darboten, wandte man die Blicke nach Aſien. Der Wunſch, die griechiſchen Alterthümer in Aegypten aufzuſuchen und vornehmlich das Zuſammentreffen mit den Perſern veranlaßten Männer wie Hekatäus von Milet und Herodot, die weiten Gebiete der perſiſchen Monarchie vom Euphrat und Nil bis über den Pontus hinauf zu durchforſchen. Doch fand die poetiſche Wunderſucht erſt ihre volle Nahrung, als Kteſias aus Perſien über Indien berichtete. Im Weſten nahmen die Karthager wieder die Fahrten der Phönicier auf, und gleichmäßig entſendeten die Maſſilier ihren Euthymenes, um Hanno's Entdeckungen auf der Weſtküſte Afrikas zu erneuern, und Pytheas, der in den nordiſchen Gewäſſern bis Thule und bis zu den Bernſteinküſten vordrang. Die Phantaſie erhielt nun für ihre Erdichtungen auch jenſeit der Säulen des Hercules eine willkommene Ferne. Die Sehnſucht, das alte Heſperien zu entdecken, übertrug ſich auf die Atlantis, und dieſe blieb unter mannichfach wechſelnden Namen hier am längſten als der Glanzpunkt bezaubernd ſchöner Gegenden im Gedächtniſſe. Mit Alexander's Vordringen bis Indien und der Beſchiffung der ſüdlichen Gewäſſer erneuerte ſich das Intereſſe, welches Kteſias angeregt. Seine Geſchichtſchreiber, die man der Lügenhaftigkeit beſchuldigt, haben wol das Wenigſte erdacht. Ihnen fehlte jedoch die wiſſenſchaftliche Beſonnenheit, welche Ariſtoteles auszeichnet. Sie ſammelten, was von Homer herauf von

[1]) Weismann zu „Lamprecht's Alexander", 7120.

phantastischen Ueberlieferungen vorhanden war, und fügten Das hinzu, was ihnen jetzt die überreichen Quellen des Morgenlandes darboten. So ging die Geschichte in eine romanhafte Ethnographie und Naturbeschreibung über, und während man ab und zu an der Wahrhaftigkeit Herodot's zweifelte, waren bis auf Diodor hin, der weder des Jambulus Roman von Taprobane noch die Märchen von der Natur und den Bewohnern arabischer, äthiopischer ꝛc. Länder verschmähte, die handgreiflichsten Erdichtungen der Kritik zu mächtig. Für das Abendland mochte Plinius die ergiebigste Quelle sein. Bei ihm finden sich an derselben Stelle beisammen die Homerischen Cyklopen, Lästrygonen, Pygmäen, des Herodot einäugige Arimaspen und Goldgreifen, des Ktesias Fabeln von den Hundsköpfigen, den einäugigen Schattenfüßlern, den Makrobiern, des Megasthenes Nachricht von den Leuten mit umgekehrten Füßen (aversis plantis), des Duris von den Kurzlebenden und Langohrigen ꝛc. Dem Plinius verdanken dann wieder solche jüngere Sammelwerke, wie Isidor's Etymologien, ihre Schätze. Die Mehrzahl jener menschlichen Misgeschöpfe findet sich auch in den griechischen und orientalischen Alexandersagen, während das Gedicht Lamprecht's sie nicht kennt und sich mehr auf die Merkwürdigkeiten der Thierwelt beschränkt; dagegen fehlen sie nicht im Herzog Ernst und in der Naturbeschreibung des Mittelalters. Die Kreuzzüge erregten die Begierde, jene seltsamen Geschöpfe und die wunderbaren Pflanzen und Steine, von welchen man in den Schriften der Alten las, aufzufinden. Während man jene Atlantis immer weiter nach dem Westen entrückte, wo sie noch Columbus aufsuchte, stellte sich im Osten das Paradies als das natürliche Ende der Welt dar. Wenn Jerusalem dem religiösen Sinne als die Stätte heilig war, wo die der Finsterniß und der Verzweiflung anheimgefallene Menschheit zu einem neuen Dasein verjüngt wurde, so streifte der Blick über Babylon hinaus nach dem Garten am Euphrat, wo der erste Mensch in schuldloser Reinheit aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und nun die Engel sich der Herrlichkeit erfreuten, welche der Mensch eingebüßt. Auch dahin wollte wenigstens die Phantasie ihre Wallfahrt unternehmen. Aber der Weg führte aus den Bezirken der Menschheit und des Natürlichen hinaus; er war reich an Wundern, doch auch voller Gefahren, und nur der kühnste der Menschen durfte ihn betreten, nur ein Heros aus der Heidenwelt, dem eine solche Vermessenheit nicht zu hoch anzurechnen war. Man faßte in Alexander die heroische Größe zusammen, in welcher das Alterthum der neuern Zeit vorschwebte; man ließ ihn im Westen

so weit vordringen, wie Phönicier und Römer, weil er auch gegen diese Pläne entworfen, und man führte ihn im Osten bis an die Mauern des Paradieses.

Ein griechischer Roman, dessen Verfasser man nicht kennt, ist die Hauptquelle sämmtlicher Alexanderlieder des Abendlandes. Kallisthenes von Olynth, der Schwestersohn des Aristoteles, der Alexander auf seinen Feldzügen begleitete und eine Geschichte derselben schrieb, aber 328 für seine Freimüthigkeit den Tod erlitt, mußte dem Werke seinen berühmten Namen leihen. Man setzte dasselbe sonst in das 10. Jahrhundert, jetzt gilt es indessen für gewiß, daß der Roman, wenigstens in seiner ältesten und einfachsten Gestalt, bereits gegen Ende des 4. Jahrhunderts vorhanden war und daß er in Alexandrien verfaßt ist [1]). Ueber die Zusammensetzung des Werkes aus älteren Geschichten Alexander's, aus fingirten Briefen und Localsagen, wozu noch Manches aus Gedichten und philosophischen Abhandlungen hinzukam, gibt es bis jetzt nur sehr unbestimmte Hinweisungen, und es wird auch, da so viele Mittelglieder verloren gegangen sind, bei den umfassendsten Untersuchungen schwerlich gelingen, den eigentlichen Ursprung und die Entstehungsart dieses Sammelwerkes nachzuweisen. Sein Werth ist sehr gering, wenn man in ihm Geschichte sucht. Es ist da keine Spur von Kritik zu entdecken, indem das Wahre und das offenbar Erdichtete bunt durch einander laufen; es ist ferner auch nirgends die historische Bedeutung der Thatsachen erwogen. Wie das politische Interesse fehlt, so sind auch die kriegerischen Thaten der Welteroberer, ihr Heldenmuth in Gefahren und Drangsalen mancher Art nirgends mit Wärme geschildert. Als Roman steht das Werk nicht so tief. Allerdings hat der Verfasser vorzüglich die Absicht gehabt, durch unerhörte Abenteuer und Wunder in Erstaunen zu setzen; aber er hat doch auch versucht, dem sittlichen Charakter des Königs durch die Darlegung mancher schönen und großen Züge gerecht zu werden, und endlich ist selbst die ethisch-religiöse Idee, welche in die Sagen Einheit bringt und sie unter den Gesichtspunkt einer höhern Lebensbetrachtung stellt, dem griechischen Romane nicht fremd.

Das Abendland eignete sich den griechischen Kallisthenes durch viele Handschriften an; außerdem wurde er früh ins Lateinische übertragen. Die Uebersetzung eines Jul. Valerius soll dem 9.,

[1]) Das Original ist 1846 von C. Müller herausgegeben; eine Uebersetzung enthält „Lamprecht's Alexander" von H. Weismann (1850).

nach A. Mai, der sie herausgab, und auch nach Weismann, wie das Original selbst, dem 4. Jahrhundert angehören. Eine andere lateinische Uebersetzung aus dem 10. Jahrhundert ist das Liber Alexandri de preliis. Von ihr gibt es viele Handschriften und alte Drucke, doch stimmt keine Ausgabe mit der andern überein, und da gerade diese Redaction des Kallisthenes die Quelle des französischen Gedichtes ist, welches Lamprecht benutzt hat, so wäre eine Herstellung des ursprünglichen Textes, der am reinsten in Eckehard's (gest. 1129) Chronicon universale erhalten ist, sehr wünschenswerth.

Die deutsche Poesie des Mittelalters hat mehrere Alexanderlieder hervorgebracht. Das werthvollste ist das, welches um 1180 am Niederrhein entstand und einen Pfaffen Lamprecht zum Verfasser hat. Daß der deutsche Dichter weder den Valerius noch das Liber de preliis gekannt, ist kaum zu glauben, da beide doch für einen Geistlichen so leicht zugänglich waren. Er selbst beruft sich jedoch auf keine lateinische Quelle, sondern auf das französische Gedicht eines Alberich von Besançon. Dieses ist verloren gegangen. Dagegen gibt es einen französischen Alexanderroman von Alexander von Bernay in 18,000 Alexandrinern, der zum zweiten Theile, von dem Tode des Darius ab, wieder ein älteres Werk des Lambert li Cors oder li Tors benutzt hat. Es ist merkwürdig, daß dieser französische Roman und das deutsche Gedicht Manches erzählen, was sich in den bekannten griechischen und lateinischen Quellen nicht findet. Sonst beschränkt sich ihre Verwandtschaft darauf, daß sie beide mittelbar aus dem Kallisthenes geflossen sind. Namentlich ist die Darstellung ganz verschieden. Denn während Alexander bei Lamprecht mehr den Heroen der altgermanischen Heldendichtung gleicht, macht der französische Roman den König und seine Helden zu modernen Rittern. Im Frieden haben sie ihre Kurzweil mit Falken und Sperbern. Die Turniere und die Schlachten werden mit den Farben der Ritterbücher geschildert. Der Aristeien wegen, die in ihnen ein beliebtes Thema sind, läßt der Dichter Herzoge, welche Niemand kennt, in Einzelkämpfen auftreten. Oft wird ein romantisches Naturgemälde eingeflochten. Alles Phantastische ist mit Vorliebe ausgeführt und Vieles der Art aus andern Quellen hinzugenommen. Das ursprüngliche Gedicht des Lambert li Tors, der nach dem Liber de preliis gearbeitet hat, soll einfacher sein. Von Alberich steht es fest, daß er meistens ganz schlicht erzählt hat, was er im Kallisthenes oder in einer treuen Uebertragung desselben fand. Denn selbst das

deutſche Gedicht ſchließt ſich, obgleich das Liber de preliis und die franzöſiſche Bearbeitung dazwiſchen liegt, noch ſo genau an den griechiſchen Roman, daß viele Abſchnitte faſt einem Auszuge oder einer Ueberſetzung gleichen. Lamprecht's Alexander zeichnet ſich vor jüngeren deutſchen Gedichten und vor den fremden Romanen vorzüglich dadurch aus, daß er nicht den antiken Heldenſinn dem phantaſtiſchen Ritterthume aufopfert und die abenteuerlichen Erfindungen, mit welchen die ausſchweifende Phantaſie des Orientes die Geſchichte Alexander's geſchmückt hatte, nicht zur Hauptſache macht. Wie viel von dieſem Lobe der Nüchternheit dem deutſchen Ueberſetzer oder jenem Alberich zukommt, das iſt natürlich nicht zu ermitteln. Den Werth des Gedichtes braucht man nicht mehr durch eine ins Einzelne gehende Analyſe nachzuweiſen. Ebenſo will ich nicht verſuchen, von der Verbreitung der Alexanderſagen in allen Weltgegenden und von der unglücklichen Leichtfertigkeit, mit welcher man Abenteuer auf Abenteuer gehäuft hat, ein Bild zu geben. Ausführlich kann man nicht ſein, ohne ein Werk zu ſchreiben, und allgemeine Ueberſichten weiß Jedermann zu finden. Gern hätte ich Lamprecht's Gedicht nicht allein mit Kalliſthenes, ſondern auch mit Valerius und dem Liber de preliis verglichen. Aber auch dies würde zu weit führen, da jedes jener Werke ſich wieder nach verdorbenen, unvollſtändigen und abweichenden Handſchriften in mehrere auflöſt. Es bleibt daher nur übrig, das Nothwendigſte zu thun und Lamprecht's Gedicht mit dem griechiſchen Romane ſelbſt, der doch alle dieſe Sagen dem Abendlande zugeführt und auch zu ihrer Geſtaltung den Grund gelegt, zuſammenzuſtellen. Leider iſt ſchon dieſer Roman ebenfalls ein ganz verſtümmeltes Werk.

Gleich am Anfange findet ſich eine der bedeutendſten Abweichungen. Kalliſthenes erzählt nämlich, Nektanebus, der letzte König der Aegyptier, welcher in der Zauberkunſt wohl erfahren war, habe den Untergang ſeines Reiches vorausgeſehen und ſei nach Macedonien an den Hof zu Pella geflohen, wo er ſich für einen Aſtrologen ausgegeben. Er habe ſich da in die Olympias verliebt, und um ſie zu berücken, ihr angezeigt, daß ſie nach des Schickſals Willen von einem Gotte einen Sohn empfangen werde. Er beſuchte ſie daher Nachts als Jupiter Ammon. Philipp wurde durch manche Wunderzeichen beſchwichtigt und beſchloß, als auch bei Alexander's Geburt ein Gewitter den künftigen Welteroberer ankündigte, das Kind, da es doch göttlichen Urſprunges ſei, zu erziehen (erſtes Buch, Cap. 1—12). Gegen dieſe Erzählung pro-

testirt nun Lamprecht; er will seinen Helden nicht von einem Gaukler, sondern von echten Königen abstammen lassen. Man nimmt an, die Aegyptier haben Alexander's Herkunft von Nektanebus erfunden, um den Eroberer ihres Landes zu einem Sprößlinge ihrer eigenen Könige zu machen und dadurch ihr verletztes Nationalgefühl zu beruhigen. Zunächst steht es fest, daß die Geschichte selbst zu einer solchen Erfindung das Material dargeboten. Olympias betheiligte sich mit aller Leidenschaftlichkeit an den Zauberkünsten und nächtlichen Orgien der thracischen Weiber und Alexander selbst wollte für den Sohn des Jupiter Ammon gelten [1]). Man scheint nur nach der Weise jener Mythographen, welche durch eine pragmatische Auslegung das Wunderbare als natürlich darzustellen suchten, statt des Gottes einen König, der seine Rolle spielte, eingeführt zu haben. Dies ist der Ursprung der Sage, was einzelne Nebenumstände bestätigen. So erinnert jene Erzählung, Alexander sei unter Donner und Blitz zur Welt gekommen, daran, daß Olympias wirklich in der Brautnacht träumte, ein Blitz fahre in ihren Schooß und es breche ein wildes Feuer hervor, das sich mit verzehrender Gluth ausbreite und in weiter Ferne verschwinde. Dafür, daß solche geschichtliche Traditionen und nicht blos der Nationalstolz der Aegyptier die Sage gestaltet, zeugt ferner der Umstand, daß Nektanebus von Alexander getödtet wird, daß dieser im griechischen Romane selbst sich zwar gern einen Sohn des Ammon nennt, aber den Nektanebus geflissentlich verleugnet [2]). Dies konnte für die Aegyptier nicht schmeichelhaft sein. Vermuthlich weisen diese Umstände darauf zurück, daß Philipp selbst mit Olympias und Alexander in Unfrieden lebte und daß Letztere beschuldigt wurden, seine Ermordung begünstigt zu haben. Wie Vieles, was uns als die Erfindung einer zügellosen Phantasie erscheint, mag sich an ein historisches Moment knüpfen. Doch sind die Vergleichungen mislich, da ein bestimmter Beweis fast in keinem Falle möglich ist. Am meisten wird man bei solchen Erklärungen durch Curtius unterstützt, der gerade die Begebenheiten, an welche sich leicht das Romanhafte ansetzen konnte, mit Vorliebe erzählt. Zwar würde man oft Fabeln auf Fabeln zurückführen, da aber Curtius doch auch aus griechischen Historikern schöpfte, so läßt sich wenigstens

[1]) Droysen, „Geschichte Alexander's des Großen" (1833), S. 46.

[2]) II, 27. Die Stelle steht freilich nur in der jüngsten und durch mannichfache Umänderungen und Nachträge verdorbensten von den drei Handschriften, welche Müller benutzt hat.

erkennen, welche Sagen ſchon den ältern Griechen bekannt waren. Lamprecht erzählt nunmehr, dem Kalliſthenes folgend, von Alexander's Geſtalt, ſeinem Unterricht in den freien Künſten und ritterlichen Uebungen. Daran ſchließt ſich bei Beiden das Abenteuer mit dem Bucephalus, an deſſen Bändigung ſich die Verheißung einer großen Zukunft knüpft. Es folgt dann der Zweikampf mit dem Könige Nikolaus. Dieſen will ich ausführlicher behandeln, weil er geeignet iſt, uns den hiſtoriſchen Urſprung und die Umwandelung der Sagen anſchaulich zu machen. Die Geſchichte erzählt, Alexander's Freunde hätten ihn gefragt, ob er nicht an den Wettkämpfen zu Olympia theilnehmen wolle, und er habe geantwortet, er ſei dazu bereit, wenn Könige ſeine Gegner wären. Nach dieſer Anekdote ſtellt nun Kalliſthenes einen ſolchen König auf. Nikolaus von Akarnanien trifft mit Alexander in Piſa zuſammen und behandelt ihn äußerſt übermüthig. Dieſer überliſtet ihn jedoch beim Wagenrennen. Nikolaus ſtürzt und Alexander verletzt ihn im Vorbeifahren mit der Achſe, worauf er ſeinen Uebermuth mit dem Tode büßt. Bei Lamprecht iſt dieſe Erzählung ganz verwiſcht. Alexander bittet ſeine Freunde, man möge ihn nicht König nennen, bis er einen König beſiegt. Darauf wird kurz berichtet, daß er vor Ceſarea, die Hauptſtadt des Königs Nikolaus, gezogen und dieſem in einer Schlacht die Krone abgewonnen. Die olympiſchen Spiele ſind hier alſo völlig vergeſſen. Der franzöſiſche Roman wieder weiß nichts von jenem Ehrgeize Alexander's, daß er nur mit Königen bei den Spielen kämpfen wollte. Er läßt Nikolaus von Philipp Tribut fordern, der darüber rathlos das Haupt ſenkt. Alexander zieht jedoch zu Felde. Die Kämpfe der einzelnen Pärs und der Bataillone werden ausführlich geſchildert und an jene urſprüngliche Erzählung erinnert nichts mehr, als daß zuletzt die Sache durch einen Zweikampf zwiſchen Alexander und Nikolaus entſchieden wird. Im Folgenden hören wir nun, daß Philipp die Olympias verſtoßen und ſeine Vermählung mit Kleopatra feiert, daß Alexander einem Verwandten der Braut einen Becher an den Kopf wirft, und als Philipp zornig aufſprang, aber hinfiel, ſpottend ſagte: „Mein Vater will von Europa nach Aſien gehen und kann nicht von einem Tiſche zum andern kommen!“ Kalliſthenes erzählt dies ganz nach den Hiſtorikern, Lamprecht ſehr ungenau, Beide aber rühmen von Alexander, daß er ſeine Aeltern verſöhnt, während dieſer doch zur Mutter nach Epirus floh, wo ſie auf einen Krieg gegen Philipp dachten. Nunmehr kommen Darius' Boten nach dem Zinſe und Alexander weiſt ſie drohend ab. Lamprecht erzählt

dies genau nach Kalliſthenes, nur daß er nach ſeiner Weiſe eine Notiz aus der Bibel über Darius voranſchickt. Die Erzählung von Philipp's Tode iſt ſchon bei Kalliſthenes arg entſtellt. Hier hat ſich Pauſanias in die Olympias verliebt. Er verwundete Philipp im Theater und eilte in die Burg, um die Königin zu entführen. Alexander, der eben von einem Feldzuge zurückkehrte, entriß ſie ihm und führte Pauſanias zu dem ſterbenden Philipp, der ihn mit einem Meſſer niederſtach. Lamprecht macht dieſe Sache mit einem kurzen Berichte ab. Alexander, obgleich erſt 20 Jahre alt, forderte nun als König ſeine Mannen zu einem Rachekriege gegen Darius auf. Um ſeine Heeresmacht zu mehren, ſchiffte er mit den Griechen und Macedoniern nach Sicilien, nach Rom und Carthago, und überall gab man ihm willig Geld und Leute. So machte die Dichtung Das, was nur ein Gedanke des Königs geweſen, zu Thatſachen.

Von hier ab herrſcht nun ſowol in dem Romane wie in dem Gedichte Lamprecht's eine merkwürdige Unordnung in der Folge der Begebenheiten. Sie iſt jedoch in beiden nur dem Grade nach gleich und ſonſt iſt Jedes auf ſeine Art verworren. Vielleicht folgte Lamprecht und auch das Liber de proliis jetzt ganz andern Autoren oder einer Redaction des Romanes, die wir gar nicht kennen. In Cap. 27—30 des erſten Buches erzählt Kalliſthenes ganz ſummariſch die Empörung der Griechen, die Zerſtörung Thebens, die Schlacht am Granikus, den Zug nach Sicilien, Rom und Carthago. Ausführlich und mit ſichtbarem Intereſſe für die Alterthümer Aegyptens wird dann von der Gründung Alexandriens gehandelt und von der Krönung des Königs zu Memphis, den das Volk als einen Sohn des Nektanebus empfängt. Dann folgen die Eroberung von Tyrus und in einem umſtändlichen Berichte (Cap. 36—41) die Verhandlungen mit Darius. Endlich nach beiläufiger Erwähnung des Bades im Cydnus wird die Schlacht bei Iſſus geſchildert. Hier brach Kalliſthenes ab, weil er eine ausführliche Erzählung von den Ereigniſſen in Griechenland benutzen wollte. Anſtatt daß er dieſelbe oben, wo von dem Zuge gegen die Griechen die Rede war, hätte einſchalten ſollen, läßt er ſie hier als Nachtrag folgen. Er ſelbſt oder ſeine Abſchreiber erdichteten aber, um dieſen Nachtrag mit dem Uebrigen zu verſchmelzen, eine Rückkehr des Königs nach Griechenland, und ſo wurden denn dieſelben Dinge zweimal, nur nach verſchiedenen Quellen, erzählt. Der Nachtrag bei Kalliſthenes (I, 42 bis II, 6) enthält Folgendes: Nach der Schlacht bei Iſſus geht Alexander nach Phrygien

zurück, wo er den Schild des Achill findet, und da derselbe nicht so außerordentlich ist, die alten Heroen glücklich preist, weil Homer sie weit größer gemacht, als sie waren. Weiter geht er nach Amphipolis, Abdera und Chalcidice, an das Schwarze Meer, endlich zu den Lokriern, wo er die Pythia zwingt, ihm zu weissagen (ähnlich bei Plutarch). Hierauf folgen die Kämpfe und Unterhandlungen mit den Griechen. Daß hier in Kallisthenes ein ganz anderes Werk aufgenommen ist, zeigt der verschiedene Ton der Erzählung. So rasch er sonst über die Kriegsthaten hinweggeht, so ausführlich ist hier die Erstürmung Thebens geschildert. Der Flötenspieler Ismenias suchte durch Trauerlieder den König zum Mitleiden zu bewegen. In seinem Gesange hob er hervor, daß Dionysus in Theben geboren, Herakles erzogen sei. Zethus und Amphion hätten mit Hülfe Apollo's und der Musen die Mauern erbaut. Alexander sollte nicht gegen diese seine Ahnherren wüthen, vielmehr den Ort ehren, wo Jupiter einst Semele und Alkmene seiner Liebe gewürdigt. Alexander schilt (ebenfalls in Versen) auf die verderbte Ausgeburt der Kadmeer und hält ihnen die Greuel des Oedipus vor. Nur Pindar's Haus wird verschont, die Burg, der Palast des Labdakus dagegen verbrannt, und die Mauern, welche Amphion's Leier gebaut, zerfallen bei Ismenias' Spiel in Trümmer. Alexander geht nach Korinth und hat da den Vorsitz bei den Spielen. Er bekränzt einen Sieger, der nicht zu sagen weiß, aus welcher Stadt er ist. Alexander merkt, daß er einen Thebaner vor sich hat, und genehmigt die Herstellung der Stadt. Diese Episode gleicht einem aufgelösten Gedichte, und man meint, daß die Verse des Ismenias dem Dichter Soterichus gehören. Nun nimmt Kallisthenes aus einer andern Quelle die Verhandlungen Alexander's mit den Athenern. Er theilt die Reden des Aeschines, Demades und Demosthenes mit, die gewiß nach geschichtlichen Vorlagen entworfen sind. Der König wirft den Athenern vor, daß sie sich gegen ihre Wohlthäter stets undankbar gezeigt, verschont aber, da er selbst für die Freiheit gegen die Barbaren ausziehe, den Sitz der Freiheit. Die Lacedämonier, noch stolz auf den Sieg über Xerxes, leisteten Widerstand, mußten sich aber nach kurzem Kampfe ergeben. Darauf eilte Alexander wieder nach Cilicien. Sehen wir nunmehr, wie bei Lamprecht die Begebenheiten einander folgen, wie Einzelnes übereinstimmt, Anderes ganz abweicht. Er übergeht den Aufstand der Griechen, die Zerstörung Thebens, die Schlacht am Granikus. Der junge König fährt nur ein Ende über das Meer, um zum Schimpfe für Darius in dessen Landen Zins zu

nehmen. Dann zieht er nach Rom und Carthago, von da nach Aegypten, wo er Alexandria baut. Die ägyptiſchen Localſagen, die hier Kalliſthenes einlegte, kennt Lamprecht nicht; dagegen läßt er ſeinen Helden nun Galiläa, Samaria, Judäa verwüſten und Jeruſalem ſelbſt verbrennen. Davon weiß weder Kalliſthenes, noch ein neueres Alexanderlied, vielmehr wird hier oft die im Joſephus enthaltene Sage eingeſchaltet, daß der Hoheprieſter mit ſeinem Gefolge in einem feierlichen Aufzuge dem Könige entgegengegangen, daß dieſer den Namen Jehovah's angebetet und ihm der Beiſtand des wahren Gottes gegen Darius verheißen worden ſei, worauf er im Tempel nach jüdiſchem Gebrauche geopfert, den Juden viele Freiheiten gewährt und friedlich geſchieden. Wie bei Kalliſthenes folgt der Sturm auf Tyrus. Doch während jener für ſolche Dinge wenig Sinn hat, gereicht es dem deutſchen Verfaſſer zum Lobe, daß er einfach und lebendig, in der Weiſe der alten Volksdichtung, die Kämpfe ſchildert. Vermuthlich iſt hier Curtius benutzt, aus dem auch der franzöſiſche Roman Einiges hat, obgleich er ſonſt ſich hier wieder ganz willkürliche und abenteuerliche Erfindungen geſtattet. Lamprecht erzählt nun, wie Kalliſthenes, von den Botſchaften der Könige. Bei dem Letztern ſchreibt Darius einen übermüthigen Brief, dem er als Geſchenke eine Peitſche hinzufügt, weil Alexander noch gezogen werden müſſe, einen Ball, damit er mit anderen Kindern ſpiele, und ein Käſtchen mit Gold, damit er ſeine Raubgeſellen bezahlen und heimſchicken könne. Alexander antwortet mit beſcheidener Zuverſicht. Er tadelt die prahleriſchen Reden des Königs und ſagt, daß er in den Geſchenken gute Anzeichen ſehe. Er werde mit ſeinem Speere die Barbaren züchtigen, der Ball verſpreche ihm die Weltherrſchaft und das Gold ſei der Zins der Perſer, der ihm gebühre. Lamprecht hat nur aus der Peitſche ein Paar Schuhriemen gemacht, die ein Symbol der Knechtſchaft ſein ſollen; ſonſt iſt Alles wie im Griechiſchen. Auch jenes Bild, daß Darius es wie ein blöder Hofhund mache, der grimmig bellt, aber nicht heranzukommen wagt, iſt aus dem Kalliſthenes. Die Supplemente zu Curtius erwähnen hier eine superba, contumeliosa atque imperiosissima legatio, wobei Darius ſich regem regum ac consanguineum Deorum, den Alexander aber ſeinen Diener genannt. Bei Kalliſthenes fängt der Brief des Darius an: Ich, der König aller Könige, der Verwandte der Götter, der mit der Sonne aufgeht, ſelbſt ein Gott, Darius, befehle und gebiete dir, meinem Diener ꝛc. Ferner ſchreibt Darius bei Kalliſthenes ſeinen Satrapen: Nehmt den Sohn des Philipp

gefangen und führt ihn zu mir, ohne ihm an seinem Körper ein Leid zu thun, damit ich ihm sein Purpurgewand ausziehe und ihm Schläge gebe, und ihn dann in sein Vaterland Macedonien zu seiner Mutter Olympias schicke, beschenkt mit Klappern und Würfeln, womit die macedonischen Knaben spielen. Und ich will Männer als Lehrer jeglicher Tugend mit ihm schicken. Seine Schiffe aber versenkt in den Abgrund des Meeres; die Feldherren, welche ihm gefolgt sind, legt in Fesseln und schickt sie zu mir; die übrigen Soldaten schickt ans Rothe Meer. Auch dieser Brief hat eine historische Grundlage. Lamprecht erzählt hier abweichend, Darius habe den Satrapen befohlen, Alexander aufzuhängen, da er so hoch hinauswolle; diese aber seien sehr verzagt gewesen, worauf er ihnen heftig gedroht und ihnen einen Herzog Mennes zur Hülfe gesendet. Während nun bei Kallisthenes (Cap. 41) Alexander schon nach Issus zog, holt Lamprecht erst die Schlacht am Granikus nach. Er nennt aber statt dieses Flusses den Euphrat. Kallisthenes hatte dieser Schlacht früher (Cap. 28) gedacht, war aber dabei so wortkarg, daß er nicht einmal die Rettung des Königs durch Klitus erwähnte. Lamprecht gibt hier wieder ein lebendiges Gemälde. Alexander verlor 1000 Mann, ehe er noch an der Furth das Ufer gewann. Er wurde dann selbst von Mennes (Memnon) zu Boden geschlagen. Die Feinde drangen auf ihn ein. Jubal (für Spithridates oder Rösaces) wollte eben den König, der den Helm verloren, tödten. Da trat Daklym (Klitus) dazwischen und machte aus Jubal zwei halbe Mann. Der König erhob sich wieder. Die Helden, welche auf dem Wulpensande und vor Troja fochten, thaten es ihm nicht gleich. Er verfolgte einen Grafen Pynchun, der ihm früher die Fahne entrissen, und wurde zwar im Gesichte verwundet, doch schlug er Pynchun nieder und endlich auch Memnon, was die Schlacht entschied. Dies anschauliche und abgerundete Bild ist nun zwar größtentheils ein Werk der Phantasie, aber es enthält auch einige historische Züge, denn Alexander's Heer litt wirklich an der Furth einen bedeutenden Verlust. Er selbst stellte sich Memnon entgegen, um seine Person war der Kampf am heftigsten. Die Lebensgefahr und die Rettung des Königs sind ziemlich treu wiedererzählt. Auch erhielt er wirklich in dieser Schlacht eine Wunde. Bei Lamprecht nimmt nun Alexander Sardes ein und Darius bringt ein Heer von 630,000 Mann zusammen. Wieder wechseln die Könige Briefe und symbolische Geschenke. Darius schickt ein Gewicht Mohn, so unzählbar seien seine Gesellen. Alexander meint, man esse solche Körner, ohne sie zu zählen, und

erwidert die Gabe mit einer Hand voll Pfeffer, deſſen Körner leicht zu zählen, aber nicht ſo wohlſchmeckend ſeien. Darius macht wirklich die Probe und verbrennt ſich den Leib. Dies Geſchichtchen finde ich nicht im Kalliſthenes; es wird aber in orientaliſchen Sagen, in dem Liber de preliis und auch in dem franzöſiſchen Romane erzählt. Wie nun Kalliſthenes, um ſeinen Nachtrag über die Vorgänge in Griechenland einzuflechten, bei der Schlacht von Iſſus eine Pauſe machte und Alexander nach Europa zurückkehren ließ, ſo führt auch Lamprecht den König aus einem ähnlichen Grunde vom Granikus oder gar vom Euphrat nach Macedonien zurück. Er hatte nämlich früher den Zug gegen die Griechen ausgelaſſen und will ihn hier erzählen, wo er doch im Kalliſthenes nur als Nachtrag ſteht. Bei der Erzählung ſelbſt nimmt er aber nicht Das auf, was dieſer Nachtrag enthält, ſondern ſein Bericht iſt entweder nur ein kurzer Auszug, oder er folgt einer ganz andern Quelle. Die Rückkehr des Königs wird durch eine Krankheit der Olympias motivirt. Unterwegs wurde in Arabien mit einem Herzog Amenta [1]), einem Manne des Darius, drei Tage lang gefochten und manche Burg zerbrochen. Nachdem Alexander in der Heimat ſein Heer verſtärkt, wandte er ſich wieder gegen Perſien. Die Abderiten hielten ihn auf, ergaben ſich aber durch ſeine Drohungen erſchreckt [2]). Die Zerſtörung Thebens, die Unterwerfung von Korinth und Athen und die Beſiegung der Lacedämonier, welches Alles Kalliſthenes in dem Nachtrage ſo ausführlich dargeſtellt, erzählt Lamprecht in wenigen Verſen.

Nun trifft das deutſche Gedicht (2278) nebſt dem Liber de preliis wieder mit Kalliſthenes (II, 7) zuſammen. Darius beruft ſeine Räthe. Er will nie wieder von den Griechen Zins fordern, wenn Alexander ihm ſeine Reiche läßt. Die Fürſten ſind diesmal kampfluſtig. Occeatyr (Orathres), des Königs Bruder, empfiehlt ihm, ſich nach Alexander's Beiſpiel in Sturm und Streit immer an die Spitze zu ſtellen. Ein Anderer, der einſt als Geſandter an Philipp's Hof geweſen, erinnert, wie Alexander ſchon als Kind die Alten an Weisheit übertroffen und damals geſchwo-

[1]) Dieſer Herzog Amenta kann kein Anderer ſein als Amyntas, der mit 4000 Griechen zu den Perſern übergegangen war und für Darius Aegypten beſetzte, aber mit allen ſeinen Leuten (freilich nicht von den Macedoniern) erſchlagen wurde (Curt. IV, 1).

[2]) Nach Kalliſthenes (I, 43) ſchloſſen ſie die Thore, um nicht Darius zu erzürnen, forderten aber Alexander auf, mit Gewalt einzudringen. Dieſer lachte über eine ſolche Feigheit und zog weiter.

ren, Griechenland von dem Zins zu befreien. Dies wolle er nun vollbringen, daher bleibe nur übrig, die ganze Macht aufzubieten. Ein Anderer meint, ein Hund zerstreue viele Schafe durch sein Gebell, wenn sie keinen rechten Hüter haben. Kallisthenes hat dieselben Reden, doch ist Alles klarer und runder. Bei ihm sagt jedoch nicht einer der Räthe, sondern Darius selbst zuletzt in seiner Muthlosigkeit: ein Gedanke der Hellenen besiege ganze Haufen der Barbaren, wie ein Hund eine ganze Heerde von Schafen in die Flucht treibe. Auch das Baden im Cydnus, die Heilung des Königs durch Philipp, die Warnung des Parmenio erzählen Beide auf gleiche Weise, nur daß bei Lamprecht (so auch im Valerius) Parmenio für seinen falschen Brief getödtet wird. Alexander ließ jetzt eine Brücke über den Euphrat bauen, und als das Heer hinüber war, sie in das Wasser stürzen, damit Heimkehr und Rettung einzig durch einen Sieg möglich würde. Nun gerathen die Heere aneinander und die Schlacht wüthet wie ein Meer bei starkem Winde. Ein verkleideter Perser sucht Alexander meuchlings zu tödten und verwundet ihn. Darius hat ihm eine Tochter zum Lohne versprochen und er sei nicht der Erste, welcher um ein herzliches Lieb sein Leben gewagt. Alexander rühmte den Jüngling und ließ ihn gehen. Er kämpfte dann wie ein Bär, wenn ihn die Hunde anfallen. Die Feinde flohen. Am andern Morgen wurde auch die Burg Baktra genommen, wo die Kinder, die Mutter und die Gemahlin des Darius in seine Hand kamen. Die Schilderung des Kampfes gehört wieder dem deutschen Dichter. Kallisthenes beschränkt sich auf das Nothwendigste. Vielleicht wollte er sich nicht wiederholen, da er schon früher nach seiner ersten Quelle von der Schlacht bei Issus erzählt. Er übergeht hier sogar die Gefangennehmung der Familie des Darius, und auffallend genug liegt nicht nur nach Lamprecht, sondern nach Kallisthenes selbst das Schlachtfeld am Ufer des Euphrat. Beide erzählen nun von einem treulosen Satrapen, der sich erbot, Darius auszuliefern, aber von Alexander abgewiesen wurde. Darius schreibt bei Lamprecht wieder einen drohenden Brief. Für Das, was Alexander seinem Weibe, den Kindern und der Mutter zu Gute gethan, wisse er ihm nicht mehr Dank, als wenn er sie erschlagen hätte. Nichts könne seinen Haß mindern. Alexander erwidert, seiner Mutter zu Liebe diene er gern allen Weibern und Lohn verlange er nicht. Gervinus rühmt hier die schönen Züge psychologischer Beobachtung. Kallisthenes (an dieser verdorbenen Stelle aus dem Lateinischen ergänzt) behandelt die Sache auch nicht ungeschickt. Darius meint,

Alexander ſtelle ſich nur ſo gütig, um durch dies liſtige Mittel ſeinen Zorn zu beſänftigen; er werde ſich aber einbilden, daß ſeine Mutter bereits geſtorben ſei und daß er Weib und Kinder nie beſeſſen. Darauf entgegnet Alexander: Nicht Furcht oder Hoffnung hätten ihn geleitet, ſondern fromme Scheu gegen alle Menſchen. Dieſen ſeinen Sinn könne Darius' Undank nicht ändern und er werde den Gefangenen noch mehr Gutes erweiſen als bisher. Dem Ganzen liegt die von Curtius (IV, 11) aufbewahrte Aeußerung Alexander's zu Grunde: Nuntiate Dario, me quae fecerim clementer et liberaliter non amicitiae ejus tribuisse, sed naturae meae. Im Folgenden ſind nur unbedeutende Verſchiedenheiten. Nach Kalliſthenes melden die Satrapen dem Könige ihre klägliche Lage, Porus verſpricht, mit ſeiner ganzen Macht zu kommen, ſei aber jetzt krank. Die Mutter warnt Darius vor einem neuen Kriege. Das Letzte hat Lamprecht nicht und bei ihm fordert Porus Hülfe, da in ſeinem eigenen Lande Raub und Brand wüthe. Alexander zog nun weiter in die perſiſchen Reiche. Um den Feind durch Staubwolken über die Größe ſeines Heeres zu täuſchen, ließ er an die Schweife der Roſſe Baumzweige binden. Kalliſthenes erzählt daſſelbe von Viehheerden, die nachgetrieben wurden, und ſetzt hinzu, daß die Thiere Abends Fackeln und Kerzen auf den Hörnern trugen. Alexander wollte nun einen Kundſchafter in das perſiſche Lager ſchicken. Da erſchien ihm ſein Vater Ammon im Traume und rieth ihm, damit er nicht verrathen würde, ſelbſt in der Tracht des Hermes hinzugehen. Lamprecht ſcheute ſich, dieſe Stelle aufzunehmen, und half ſich mit einer Auslegung, die dunkel iſt. Nach ſeiner Meinung erſchien nicht Ammon, ſondern Philipp, der mit des Teufels Hülfe viele Zauberkünſte übte, dem Alexander im Traume und gab ſich ſelbſt für einen gewaltigen Gott aus, der ihn ſchützen werde. Der König ritt über den Fluß Stranga, der den Tag über fluthet, aber Nachts feſt zufriert. (Nach Kalliſthenes hält das Eis einige Tage.) Als er vor Darius kam, ſagte er: Alexander und ſeine Helden wunderten ſich, daß Darius ſo lange zögere, ſeinen Schaden zu rächen; ſie ſeien bereit, den rückſtändigen Zins mit den Schwertern zu bezahlen. Darius ehrte den Boten und ließ ihn an ſeinem Tiſche eſſen. Es war ein günſtiges Zeichen, daß er ſelbſt ſeinen Feind in den Saal und an den Tiſch führte [1]). Alexander ſteckte die goldenen Becher ein, aus denen er getrunken. Die Schenken und Darius hielten ihm dieſe

[1]) So ſind bei Lamprecht die dunkeln Verſe 2937—41 zu verſtehen.

Diebereien vor, erſtaunten aber nicht wenig, als der Bote ſagte, an ſeines Königs Tiſch ſei das ſo Sitte. Aber bald merkte Alexander, daß ihn Jemand erkannte. Er ſchlug ſich mit einer brennenden Fackel durch die Perſer durch und jagte davon. Dies Alles iſt aus Kalliſthenes, doch hat Lamprecht Einiges ausgelaſſen, z. B. das andere Zeichen, daß plötzlich ein Bild des Xerxes, welches Darius ſehr liebte, von der Decke herabfiel, ferner den Umſtand, daß der perſiſche König dem Alexander wie ein Gott erſchien, vor dem er niederfallen müßte, daß Alexander auf der Flucht mit der Fackel, die er dem Thorwart entriſſen, dem Bucephalus an den Abgründen vorbeileuchtete ꝛc. Dieſe ganze Epiſode ſcheint nicht griechiſchen Urſprunges zu ſein und iſt vermuthlich perſiſche Volksſage. Sie ſteht auch in dem Königsbuche Firduſſi's, der in ganzen Abſchnitten mit Kalliſthenes übereinſtimmt. Ob die Dichter des Orientes ihre eigenen Nationalſagen, nachdem ſie in die griechiſche Literatur gekommen und eine feſte Geſtalt erhalten, aus dieſer wieder zurückführten, oder ob ſie nach denſelben alten Quellen dichteten, welche die Griechen benutzt und darin der Grund jener Uebereinſtimmung liegt, dies iſt eine Frage, die uns oft aufſtößt und ebenſo oft unbeantwortet bleibt.

Alexander ſagt den Griechen, daß Niemand auf der Erde ſo viele Leute habe, daß aber ein Heer Fliegen nicht zwei Weſpen zu ſchaden vermöge. Daſſelbe Bild hat auch Kalliſthenes. Nunmehr ſchreitet Darius über die Eisdecke des räthſelhaften Fluſſes Stranga, nach welchem die Schlacht bei Gaugamela hier benannt iſt. Lamprecht hat den Bericht über die Schlacht wieder auf ſeine Weiſe ausgeſchmückt. Darius floh zuerſt über den Fluß, in welchem, nachdem 200,000 im Kampfe gefallen, noch Viele umkamen. Nach Kalliſthenes und Valerius brach das Eis unter den Scharen. Vermuthlich iſt dies eine dunkele Erinnerung daran, daß die Brücke über den Fluß Lykus einſtürzte (Curtius IV, 16). Den ſchönen Zug, daß Darius, der ebenfalls über dieſe Brücke floh, nicht durch das Abbrechen derſelben ſeine Verfolger aufhalten wollte, um nicht zugleich ſeinem Volke die Rettung zu erſchweren, hat aber Niemand beachtet. Lamprecht ſchildert nun die Trauer der Perſer über dieſe fürchterliche Niederlage. Die Klagen ſind nicht frei von ſentimentaler Uebertreibung, bleiben aber doch ein ſchönes Zeugniß von dem menſchlichen Gefühle des Dichters. Kalliſthenes erzählt nur, daß Darius, der neben den Göttern gethront und nun von Allen verlaſſen war, ſich troſtlos auf die Erde geworfen und die Wahrheit gefühlt, daß das Glück den Niedrigen über die Wolken erhebe und

Andere von der Höhe in Dunkelheit ſtürze. Tief erſchüttert bittet er Alexander, daran zu denken, daß er ein Menſch ſei. Auch Xerxes, der reicher als Krösus war, habe erfahren müſſen, daß eine Vergeltung den Uebermuth rächt. Alexander möge Mitleid haben, ihm Mutter und Kinder zurückgeben [1]) und dafür alle Schätze und alles Land der Perſer, Meder und andern Völker nehmen. Lamprecht verſtand die Stelle von Xerxes nicht und läßt den Darius bereuen, daß er dieſem und andern Königen Land und Gut geraubt. Alexander verwirft Parmenio's Rath, das Dargebotene anzunehmen. Seine Antwort bei Kalliſthenes und Lamprecht iſt eine etwas ruhmredige Umſchreibung jenes Beſcheides, den Alexander den Geſandten vor der Schlacht bei Gaugamela gab: Darium sibi aliena promittere; quod totum amiserit, velle partiri (Curtius IV, 5). In Perſepolis befahl der König, den Palaſt des Xerxes anzuzünden, verſchonte ihn aber doch auf die Bitte der Seinen. Er brachte hier den Winter zu. Man nahm die Schätze aus den Gräbern der Könige. Lamprecht erzählt, daß Evilmerodach wie ein Lebendiger in einem Sarge von Glas gelegen. Nach Kalliſthenes beſuchte Alexander die Grabmäler des Nabonaſſar und des Cyrus. Der goldene Sarg des Letztern ſtand oben in einem zwölf Stockwerke hohen Thurm und der Leichnam war mit einer durchſichtigen Glasmaſſe überzogen [2]). Beide haben auch die Sage, daß man in einer Feſte verſtümmelte und geblendete Greiſe fand, die Alexander durch reiche Geſchenke über ihr Elend zu tröſten ſuchte; doch iſt bei Lamprecht nicht deutlich, daß dieſe Gefangenen Griechen waren, die jetzt ihres ſchrecklichen Zuſtandes wegen nicht in die Heimat zurückkehren wollten. Darius beſchloß, noch einmal in den Caſpiſchen Pforten eine Schlacht zu wagen, und forderte von Porus, dem letzten treuen Vaſallen, Hülfe. Gervinus rühmt die pſychologiſche Wahrheit, die darin liegt, daß der König ſeine Noth bekennt, ohne ſeiner Herrſcherwürde etwas zu vergeben, daß er ſich an die große Geſinnung des Porus wandte und doch nicht verſäumte, den Barbaren mit dem Verſprechen zu locken, daß er die Weiber und Alexander's Waffen und Roß von der Beute erhalten ſollte. Dies Alles iſt aus Kalliſthenes. Die Ermordung des Da-

[1]) Darius' Gattin war inzwiſchen geſtorben; dies hat man trotz der romaniſchen Umſtände, welche ſich an das Ereigniß knüpften, ausgelaſſen. Vgl. Curtius IV, 10.

[2]) Das Mumiſiren war hier früher gebräuchlich als in Aegypten. Im Perſiſchen heißt der Bergaſphalt, mit dem die Leichen beſtrichen wurden, Mum (v. Bohlen, „Das alte Indien" [1830], II, 182).

rius durch Bessus und Nabarzanes ist nicht ganz treu erzählt. Bei Lamprecht hält der König eine bewegliche Rede und wird dann niedergeschlagen, bei Kallisthenes wirft er ihnen mit wenigen Worten die Frevelthat vor und vertheidigt sich tapfer gegen die Mörder. Wirklich war Darius früher einmal auf einen dieser Verräther mit dem Schwerte losgegangen (Curtius V, 9). Alexander findet den König im Sterben. Er bedeckt ihn mit seinem Mantel und schwört, daß er ihm das Reich lassen wollte, wenn er am Leben bleiben könnte. Er fragt nach den Mördern, damit Darius einen Rächer habe. Der Sterbende umarmt Alexander und bittet ihn, stets zu bedenken, daß das Schicksal keinen König und keinen Reichen kenne, sondern rücksichtslos überall umherstreife. Er bittet ihn, aus Macedoniern und Persern ein Volk zu machen und durch die Vermählung mit Rorane das Andenken an die alten Könige des Landes zu erhalten. Auch hier ist die Schilderung Lamprecht's nur Uebersetzung. Nach der Bestattung des Darius, wobei Alexander selbst an der Bahre trug, ordnete er das Reich und sorgte für die Sicherheit des Verkehres. Dann wurden die Mörder bestraft. Bei Lamprecht schwört der König, damit sie sich stellen, mit ihnen Land und Reich zu theilen. Wir führten schon an, daß die Wortbrüchigkeit mit dem bedenklichen Grundsatze gerechtfertigt wird, man solle dem untreuen Mann keine Treue halten. Auch nicht sehr ritterlich, aber nach dem Geschmacke des Morgenlandes schwört Alexander bei Kallisthenes, er werde sie so auszeichnen (Valerius: Sublimes et notissimos facere), daß sich Aller Augen auf sie richten sollen. Darauf läßt er sie ans Kreuz schlagen. Alexander schreibt nun einen freundlichen Brief an die gefangenen Frauen. Olympias schickt für Rorane königliche Gewänder und Schmucksachen. Darauf wird die Vermählung gefeiert und Alexander bereitet sich nun, gegen Porus zu ziehen.

Hier gibt es abermals im Kallisthenes eine große Verworrenheit. Das dritte Buch fängt mit dem Kriege gegen Porus an, und das zweite sollte, wie es auch in einer Handschrift der Fall ist, mit jener Hochzeit (Cap. 22) schließen. Nun hat aber der Herausgeber des Romanes noch in das zweite Buch aus der jüngsten Handschrift über 20 Capitel aufgenommen, die sich hauptsächlich mit den Wundern Asiens beschäftigen. Abgesehen davon, daß der abenteuerliche Bericht über dieselben, dem später noch ein anderer folgt, nicht an der rechten Stelle steht, holt er auch wieder von den Begebenheiten in Palästina und Aegypten aus, die in jüdisch-christlichem Geschmacke erzählt sind. Dies Alles kommt also, wenn

auch in anderer Faſſung, zum zweiten Male, ja die Geſchichte von dem Bade im Cydnus, die hier nach Aegypten verlegt iſt, zum dritten Male vor. Lamprecht's Gedicht geht gleich von der Vermählung zu dem Kampfe mit Porus über. Da daſſelbe aber ſpäter, wo die Seltſamkeiten des Orientes geſchildert ſind, doch Vieles aus dieſer im zweiten Buche enthaltenen Einlage benutzt, und da dieſe Einlage für andere Dichter gerade die Hauptquelle geweſen iſt, ſo wollen wir uns doch genauer mit ihr bekannt machen.

Nach der Beſitznahme von Aegypten unterwarf Alexander noch viele Völker und zog dann mit ſeinem Heere in die Einöden. Plötzlich erſchienen rieſengroße Weiber. Sie waren ganz behaart, hatten lange Nägel und Füße wie die eines wilden Eſels. Sie zerfleiſchten die Soldaten mit den Nägeln und fraßen ſie auf. Alexander ließ ſie durch Hunde vertreiben. Solche Frauenreiche ſoll es im Oriente mehrere gegeben haben [1]). Man vergleiche auch die Beſchreibung der Meer-Indier bei Curtius (IX, 10): Ipsa solitudo natura quoque immitia efferavit ingenia. Prominent ungues nunquam recisi, comae hirsutae et intonsae sunt ꝛc. Gegen koloſſale Löwen mußte man ſich durch Feuer ſchützen. In einem Strome, der drei Tagereiſen breit war, floß abwechſelnd Waſſer und Sand. Alexander überbrückte ihn, indem er Kiſten mit Steinen einſenkte. Dies erinnert an die Schrecken in den Wüſten Gedroſiens, wo das Heer in den Wellen des Dünenſandes, wie im Waſſer watete und das Bette ausgetrockneter Flüſſe ſich plötzlich füllte [2]). Jenſeit des Sandſtromes traf man armſelige Zwerge, die nur anderthalb Ellen maßen. Endlich erquickte ſich das Heer an einem See. Hier ſtand eine Bildſäule, mit der Seſonchoſis das Ende ſeiner Fahrt bezeichnet. Die Inſchrift, daß Niemand weiter vordringen könne, ließ Alexander verhüllen. Er zog wieder nordwärts in die Wüſte durch tiefe Schluchten. Eine dem Apfel ähnliche Baumfrucht war die einzige Nahrung des Heeres. Auch um dieſe mußte man mit Rieſen kämpfen, die 24 Ellen groß waren, lange Hälſe und Hände und Füße wie Sägen hatten. In einer kahlen Gegend ſaßen nackte, mit borſtigen Haaren bedeckte Männer auf den Felſen. Sie blickten, ohne ſich zu regen, auf die Fremden herab [3]). Alexander

[1]) S. Laſſen, in der „Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes", Bd. 2, Heft 1, S. 26. 28.

[2]) Droyſen a. a. O. S. 474.

[3]) Ohne Zweifel das ἔθνος τῶν ἀπαδῶν Ἀιθιόπων Diodor's (III, 18), an deſſen drittes Buch ſo Vieles im Kalliſthenes erinnert.

wollte sehen, ob sie wie andere Menschen wären, und ließ ein Mädchen näher gehen. Einer der Wilden ergriff sie und fing sie an zu fressen. Es kam nun zur Schlacht. Die Wilden kämpften tapfer und fraßen, wen sie bekamen. Endlich wurde ein Feuer angezündet und sie flohen rasch wie Schwalben. Das Heer murrte und wollte umkehren. Nach fünf Tagen langte Alexander an den Bildsäulen des Herakles und der Semiramis an, etwas später auch an dem Palaste der Semiramis. Darauf fanden sie Scharen von Menschen mit sechs Händen und sechs Füßen, andere mit Hundsköpfen. An der Meeresküste waren Krebse von solcher Größe, daß einer ein todtes Pferd in die Tiefe hinabzog. Auf einer Insel, sechs Stadien vom Lande, wohnten die Brachmanen oder Orydraker. Alexander fuhr hinüber und hatte mit ihnen eine Unterredung. Der Bericht gibt hier Dasselbe, was im dritten Buche folgt. An einem Flusse fanden sie Bäume, die bis Mittag wuchsen und nachher abnahmen, bis sie ganz schwanden. An denselben war ein lieblich duftendes Harz. Als die Soldaten es sammelten, wurden sie von unsichtbaren Geistern mit Peitschen geschlagen. Dasselbe begegnet nach orientalischen Märchen den Pfeffersammlern. Sonst steht die Erzählung vielleicht damit in Verbindung, daß phönicische Kaufleute, die dem Heere Alexander's folgten, in Gedrosien das kostbare Harz der Myrrhenbüsche sammelten [1]). Man fand in einem Flusse schwarze Steine, welche die Hände schwarz machten, ferner Fische, die in kaltem Wasser gar wurden. Auch gab es hier Vögel, die, wenn man sie berührte, Feuer ausströmten. Weiter kamen sie auf der Fahrt in eine Gegend, die kein Tageslicht mehr hatte. Hier häufen sich die seltsamen Thiere. Man erreicht das Land der armseligen und stumpfen Ichthyophagen [2]), die hier zum Ueberflusse noch mit Hundsköpfen versehen werden. Zwölf Tage lang zogen sie nun durch eine lichtlose Einöde und kamen wieder ans Meer. Auf einer Insel hörten sie in griechischer Sprache reden, sahen aber Niemanden. Wieder tauchten ungeheure Krebse aus dem Meere. Einer wurde erlegt und man fand in seinem Leibe sieben kostbare Perlen. Dieser Perlen wegen stieg Alexander in einem Fasse von Glas in die Tiefe des Meeres. 50 Mann auf den Schiffen hielten die Kette, aber ein ungeheurer Fisch nahm den Käfig ins Maul und zog denselben sammt den Schiffen und Leuten eine Meile weit fort. Dann

[1]) Droysen 472.

[2]) Daselbst 473.

warf er ihn auf das Trockene. Alexander ſtieg halb todt heraus und gelobte ſich, nicht mehr Unmögliches zu unternehmen. Endlich kamen ſie an das Land der Seligen. Mit einer auserwählten Schar von Jünglingen, denen ſich heimlich ein Greis zugeſellte, drang Alexander vor, um zu ſehen, ob dort das Ende der Welt wäre. Zur Linken war eine helle (ohne Sonne), aber felſige Gegend, zur Rechten war das Land eben, aber dunkel. Alexander zog erſt in die Felſen, kehrte aber um, weil ihm bange ward. Auf dem andern finſtern Wege wollten ihm die Jünglinge nicht folgen, und er ſehnte ſich nach dem Rathe eines Alten. Da trat jener Greis hervor und empfahl dem Könige, zu dem Wageſtück Stuten mit Fohlen auszuſuchen. Die letzten ſollten an dem Eingange zurückbleiben und die Stuten würden dann auch im Finſtern den Rückweg finden [1]). Sie ritten nun in die Finſterniß hinein und kamen zu einer Quelle mit blitzendem Waſſer, an der die Luft wohlriechend und ſehr lieblich war. Ein Koch wollte in der Quelle einen getrockneten Fiſch abwaſchen, doch der ward lebendig und entſchlüpfte ſeinen Händen. Da nahm er von dem Waſſer mit, ſagte aber nichts. Weiterhin war das Land glänzend hell; auch ohne Sonne, Mond und Sterne. Drei Vögel mit Menſchenköpfen fliegen dahin und rufen: Dies Land gehört Gott allein, kehre um, Elender, denn das Land der Seligen wirſt du nicht betreten können. Ein anderer Vogel mahnte ihn an Porus. Da verſöhnte ſich Alexander mit der Vorſehung. Er befahl ſeinen Leuten, was ſie fanden, Stein, Koth, Holz mitzunehmen, und als ſie wieder an das Licht kamen, war Alles zu Perlen und koſtbaren Steinen geworden. Alexander hatte auch für ſich einen Stein mitnehmen laſſen; es iſt vielleicht derſelbe, den er nach der andern Sage am Paradieſe empfängt, doch fehlt hier die ſymboliſche Beziehung. Zu ſpät hörte jetzt der König, daß er an der Quelle der Unſterblichkeit geweſen. Der Koch hatte einer Tochter Alexander's von dem Waſſer gegeben und ſie verführt. Der König konnte den Uebelthätern nicht das Leben nehmen. Er jagte die Tochter in die Wüſte und warf den Koch ins Meer, worauf beide zu Dämonen wurden. Nunmehr folgt Alexander's Luftreiſe. Das franzöſiſche Gedicht baut dazu ein Glaszimmer, welches von acht Greifen getragen

[1]) Von Darius wird erzählt, daß er von Iſſus auf einer Stute forteilte, die zu Hauſe ein Fohlen hatte (Droyſen 170). Aus einem ähnlichen Grunde ließ wol auch Alexander bei Lamprecht (2877), als er in das Lager des Darius ritt, am Stranga ein Fohlen zurück.

wird[1]). Hier erinnert der einfache Apparat an eine indische Fabel, in welcher die Vögel eine Schildkröte, die sich an einem Stabe festhält, durch die Luft tragen. Alexander ließ zwei Raubvögel hungern und dann an ihren Hälsen ein Holz nach Art eines Joches befestigen. Er stieg auf die Mitte des Joches und hielt den Vögeln eine Leber vor, die er auf einen Stock gesteckt. Die Vögel flogen nach der Leber und auf diese Art stieg er mit ihnen in die Lüfte. Bald begegnete ihm ein fliegendes Wesen mit Menschengestalt und sprach: O Alexander, der du das Irdische nicht kennst, wie kannst du begehren, nach dem Himmlischen zu gelangen? Kehre schnell zurück, damit du nicht diesen Vögeln zum Fraße werdest. Und wieder sprach es: blicke hinab auf die Erde. Er blickte voll Furcht hinunter und sah eine im Kreis liegende Schlange und in der Mitte der Schlange war eine Tenne. Und der ihm begegnet war, sprach: die Schlange ist das Meer, welches die Erde rings umgibt. Er ließ sich herab und mußte sieben Tage reisen, bis er zu seinem Heere kam. An einem See, dessen Wasser wie Honig ist, erschlägt Alexander einen großen Fisch, in dessen Bauch man einen leuchtenden Stein findet. In der Nacht gehen lieblich singende Meerweiber um das Lager. Später trafen sie Centauren, die mit Bogen bewaffnet waren. Als halbe Menschen waren sie schwachsinnig und wurden leicht überwunden. Endlich kamen sie wieder auf die bewohnte Erde. Ueber diese Abenteuer schrieb Alexander einen Brief an Olympias und Aristoteles. Nachdem das Heer sich erholt, zogen sie nach Indien und kamen in die Sonnenstadt. Die Bäume Apollo's, in denen Orakelsprüche flüsterten, verkündigten dem Könige einen nahen Tod. Er ward darüber sehr betrübt. In einer Wüste fanden sie kleine Menschen mit einem Fuße und einem Schafschwanze (die Skiapoden). Man fing einige, und sie baten um Erbarmen. Alexander ließ sie laufen. Da sprangen sie auf die Felsenspitzen und schimpften. Der König lachte zum ersten Male, seit er jene Weissagung empfangen.

Dies sind die Fabeln, über welche so ungünstig geurtheilt wird. Allerdings sind sie mehr dem Märchengeschmacke des Orientes gemäß, und wenn ein Alexanderroman immer ein heroisches Gedicht sein soll, nicht an ihrer Stelle. Sicher hat das späte Alterthum viele solcher Briefe Alexander's über die Wunder Asiens besessen.

[1]) Nach einem alten arabischen Schriftsteller fuhr auch Nimrod, der Erbauer des babylonischen Thurmes, in einem Glaswagen, den vier große Vögel zogen, durch die Lüfte. Dunlop, „Geschichte der Prosadichtungen", übersetzt von Liebrecht (1851), S. 184.

Dieſer, deſſen Inhalt wir angegeben, wurde vermuthlich von Abſchreibern zum Kalliſthenes hinzugefügt, weil der ſpäter nachfolgende nicht ſo reichhaltig war. Er ſtand wol nicht in der Quelle Alberich's und darum folgt auch bei Lamprecht auf die Hochzeit der Rorane, nachdem noch Alexander's glänzender Haushalt geſchildert iſt, gleich der Zug gegen Porus, mit welchem bei Kalliſthenes das dritte Buch anfängt.

Alexander's Rede an die Macedonier, welche umkehren wollen, der hochtrabende Brief des Porus und Alexander's Antwort ſind aus Kalliſthenes, wie das Folgende. Porus rückt mit den Mohren und Elephanten aus; die letzteren beſchreibt Lamprecht für die neueren Leſer. Alexander ließ glühend gemachte Rüſtungen, als ob es geharniſchte Männer wären, vor die Schlachtlinie ſtellen. Die Elephanten verbrannten ſich die Rüſſel. Die Geſchichtſchreiber wiſſen nur, daß Alexander hier mehr mit den Elephanten als mit den Menſchen zu kämpfen hatte. Dagegen erzählt auch Firduſſi von eiſernen Reitern, die mit Naphtha gefüllt waren. Da dem Könige der Bucephalus getödtet wurde, nahm er an dem Kampfe nicht Theil. Zwanzig Tage wurde gefochten. Die Macedonier begannen zu weichen. Da forderte Alexander den Porus zum Zweikampfe heraus. Porus war ſtärker. Ihn machte jedoch ein Lärm, der in ſeinem Lager entſtand, unaufmerkſam und Alexander ſtieß ihm das Schwert in die Seite. Der Kampf entbrannte von Neuem, bis die Indier ſich endlich ergaben. Porus und die anderen Helden wurden mit Ehren beſtattet. Auch hier iſt Kalliſthenes die Quelle und Lamprecht hat nur den kurzen Bericht deſſelben ausgeführt. Die Erſtürmung von Aorne, bei welcher Alexander allein von der Mauer in die Stadt ſprang und um ſein Leben focht, bis man die Thore aufbrach und den tödtlich Verwundeten rettete[1]), fehlt bei Lamprecht und ſteht auch nicht in allen Handſchriften des Kalliſthenes. Alexander's Beſuch bei den Oxydrakern hat Lamprecht nicht richtig aufgefaßt. Er hält dieſe Gymnoſophiſten, welche bei Kalliſthenes ſtolz wie Könige ſind, für ein armſeliges Hirtenvolk. Von ihrer Weisheit erfahren wir nur, was ſie ſagten, als der König nach ihren Gräbern fragte[2]). Ausdrücklich ſetzt

[1]) Droyſen 438.

[2]) Lamprecht und Kalliſthenes haben hier nur das ziemlich leere Wort, daß die Erde ihre Wohnung und auch ihr Grab ſei. Urſprünglich lautete die Antwort wol, wie in den hebräiſchen Sagen (Weismann II, 499): Unſere Körper ſind unſere Gräber; aber wenn unſere Seelen von den Körpern getrennt wer-

Lamprecht hinzu: weiter fragte er sie nichts mehr. Auch hier ergibt sich, daß Alberich nach dem Liber de preliis und nicht nach dem Valerius gearbeitet; denn während dort die Sache ebenfalls kurz abgemacht ist, hat Valerius aus Kallisthenes auch die anderen Fragen: ob es mehr Lebende oder mehr Todte gibt; was stärker sei, der Tod oder das Leben; was größer, die Erde oder das Meer; welches Geschöpf das listigste sei ꝛc. Die Weisen hielten es nun dem Könige vor, daß er so viel Wunderliches unternehme, da er doch auch sterben müsse. Gervinus hebt hier hervor, daß Lamprecht den heroischen Sinn des Königs, der die Beschaulichkeit achtet, aber nicht üben mag, so treffend gezeichnet. Alexander sagte nämlich: die oberste Gewalt, der wir folgen müssen, hat es mir so bestimmt. Das Meer kann Niemand trüben als der Wind, und Angst haben, die darin sind. So lange ich vor dem Tode genesen mag, lasset mich meiner Sinne Meister sein und schaffen, was mir wohlthut. Hätten Alle euren Sinn, was sollte ihnen dann das Leben? Auch diese Worte sind aus dem Kallisthenes und nur durch die Corruption tiefsinniger geworden. Alexander sagt: wir sind Diener der Vorsehung. Denn das Meer wird nicht bewegt, wenn der Wind nicht weht, und die Bäume schwanken nicht, wenn der Wind sie nicht in Bewegung setzt, und der Mensch ist nicht thätig, außer durch Antrieb der Vorsehung. Auch ich möchte von dem Kriegführen ablassen, aber der Beherrscher meiner Seele (der Meister meines Sinnes[1]) läßt es nicht zu. Denn wenn wir Alle gleichen Sinnes wären, dann würde die Welt träge sein, das Meer würde nicht befahren, die Erde nicht bebaut, keine Ehen geschlossen und keine Kinder erzeugt werden. Viele sind in den von mir geführten Kriegen unglücklich geworden, indem sie das Ihrige verloren haben, aber Andere sind glücklich geworden durch fremdes Gut; denn Alle überlassen, was sie von dem Einen nehmen, wieder dem Andern und Keiner behält, was er hat.

Nunmehr folgt der zweite Hauptheil des Alexanderliedes, der Brief, in welchem der König, nachdem er bis zum Ende der Welt vorgedrungen, seiner Mutter und seinem Lehrer von dem Wunderbaren, was er erlebt und gesehen, Nachricht gibt. Bei Kallisthenes finden wir hier abermals eine Einlage. Es ist nämlich (Cap. 7—16)

---

den, dann werden wir leben. Dies entspricht einer Grundlehre der indischen Religion, welche auch die Griechen aufnahmen (v. Bohlen I, 166).

[1]) Lamprecht hat die Stelle offenbar aus dem „Liber de prellis", wo die Handschrift nicht correct war: volo quiescere et a pugnis recedere, sed dominus sensus mei non dimittit me hoc facere (Weismann I, LVII).

ein Aufſatz über die Völker Indiens und die Brachmanen eingeſchaltet, für deſſen Verfaſſer der Biſchof Palladius (um 400) gilt. Dann folgt der Brief Alexander's. Merkwürdigerweiſe ſcheint Lamprecht's Gedicht hier einmal ſeinen eigenen Weg zu gehen und nicht blos auszulaſſen, ſondern zuſammenzuſtellen. Bei Valerius ſtimmt dieſer zweite Brief über die Wunder faſt gänzlich mit Kalliſthenes überein. Nach ihnen erzählt Lamprecht, daß das Heer an einem bittern Waſſer ungelabet blieb, daß viele Leute durch Krokodile (Flußpferde) das Leben verloren, daß man ſpäter ein ſüßes Waſſer fand, aber in der Nacht einen harten Kampf zu beſtehen hatte. Denn aus einem (Rohr-) Walde kamen fürchterliche Thiere an das Waſſer, Skorpione, Löwen, Eber, Elephanten, Schlangen, auch Leute mit ſechs Händen. Ferner erwähnt er ein greuliches Thier, das mit ſeinem Geweihe 36 Geſellen erſchlug und 50 mit den Füßen zertrat; endlich Füchſe, welche Nachts die Leichen fraßen, und große Fledermäuſe. Der ganze Reſt dieſes Briefes iſt bei Lamprecht ausgelaſſen; dagegen holt er aus dem andern, welcher in das zweite Buch des Kalliſthenes eingelegt iſt, Manches nach. So erzählt er von dem Obſtwalde, aus welchem die Giganten vertrieben werden mußten, von den Bäumen, die mit der Sonne wuchſen und ſchwanden, von den unſichtbaren Wächtern, die Jeden, der das Obſt brach, geißelten, von den feuerſprühenden Vögeln, weiter unten auch von dem borſtigen Wilden, der das Mädchen fraß, und von der Inſel, wo man Griechiſch ſprechen hörte, ohne Jemand ſehen zu können. Endlich hat Lamprecht Manches, was ſich gar nicht im Kalliſthenes findet: ſo die weit verbreitete Sage von dem Vogel Phönix, die jedoch ſchon in das Liber de preliis aufgenommen iſt, und das berühmte Abenteuer mit den Mädchenblumen. Von dem letzteren, welches auch der franzöſiſche Alexanderroman enthält, iſt es noch nicht gelungen die Quelle zu entdecken. Man könnte annehmen, daß ein neuerer Dichter die orientaliſchen Wunder mit einer abendländiſchen Elfenſage vermehren wollte; aber vermuthlich gehören dieſe Mädchenblumen, wie alles Andere, der indiſchen Dichtung, und es iſt faſt glaublicher, daß hier ein Stück aus Kalliſthenes verloren ging, als daß die Tradition nicht durch ihn vermittelt wurde. Der Luſtwald in der ſchönen Aue, wo Alexander und ſein Heer über drei Monate von den Beſchwerden ausruheten und alles Leid vergaßen, ſcheint mir mit dem am Ende der Welt liegenden Uttara Kuru einige Aehnlichkeit zu haben. Dieſes iſt nach dem Ramajana das Land ungeſtörter ſchöner Genüſſe; nicht zu kalt, nicht zu warm,

von Krankheit frei, Kummer und Sorgen sind dort unbekannt; die Erde ist staublos und wohlriechend, die Flüsse strömen im goldenen Bette und rollen statt des Kiesels Perlen und Edelsteine; die Bäume tragen nicht nur immer Früchte, auch Stoffe und Kleider aller Farben wachsen auf ihnen, und jeden Morgen hangen ihre Zweige voll der schönsten Frauen, die aber durch einen Fluch des Indras jeden Abend wieder sterben müssen[1]). Es ist noch eins der merkwürdigsten Abenteuer übrig. Alexander kam mit seinen Mannen an einen herrlichen Palast von Edelsteinen, der auf einem hohen Berge stand. Er stieg auf einer Treppe von Sapphir, an der statt des Geländers goldene Ketten hinliefen, hinauf. In einem goldenen Bette, das ein Weinstock beschattete, schlief ein schöner alter Mann in süßer Ruhe. Alexander neigte sich und ging geräuschlos zurück. Kallisthenes hat dies an einer anderen Stelle (III, 28) und seine Beschreibung des Palastes, oder vielmehr des mystischen Bacchustempels, ist der Art, daß man nicht anstehen darf, in ihr eins der hauptsächlichsten Elemente der Gralsage anzuerkennen. Das Mysterium von der heiligen Schüssel verdankt seinen Ursprung oder wenigstens seine Bedeutsamkeit dem Christenthume[2]), der Ritterorden ist ein Nachbild der Tafelrunde Arthur's, die Gralburg ist, wenn auch Anderes hinzugekommen, wol nach Kallisthenes gezeichnet. Von den Abenteuern, die Lamprecht absichtlich oder zufällig übergangen, ist das bekannteste die Einschließung der unreinen Völker, welche Menschenfleisch aßen, in das Trinkwasser Blut mischten und auch ihre Todten nicht begruben, sondern aßen. Gewöhnlich werden nur Gog und Magog angeführt, denen die Bibel (Hesekiel) den Untergang verkündete. Kallisthenes nennt auch Kynokephaler und andere Völker, die zusammen unter 22 Königen standen. Damit ihre Verruchtheit nicht die Welt ansteckte, jagte Alexander sie in die Gebirge und sperrte den einzigen Ausweg durch das unzerstörbare Caspische Thor[3]).

[1]) Lassen a. a. O., S. 63.

[2]) Schon bei Kallisthenes bedeckten sich, wie es scheint, die Tische von selbst mit vollen Schüsseln und Bechern. Als aber der König und seine Leute, die hier mit hinaufgekommen, sich gütlich thun wollten, da erscholl es plötzlich wie ein heftiger Donner von vielen Flöten und Cymbeln und Syringen und Trompeten und Pauken und Cithern; und der ganze Berg ward mit Rauch bedeckt, als wenn ein starkes Gewitter über sie hereinbrach. Von Furcht ergriffen verließen sie den Ort.

[3]) Ueber solche thierische und verworfene Stämme siehe v. Bohlen 1, 264. Die Bauern um Saratow und Wladimir erzählen noch heute die alte Sage, daß Alexander Makedonsky einst Gog und Magog ins Gebirge getrieben, daß

Nach dieſem Berichte über die Wunder der Natur und der Kunſt erzählt der Brief Alexander's ſeine Begegniſſe mit Candace, der Königin von Meroe. Sie ſandte ihm koſtbare Geſchenke. Ihr älterer Sohn Kandaules kam in das Lager der Griechen und bat um Hülfe gegen den König von Bebrykia, der ihm ſeine Gattin geraubt. Alexander gewährte ihm dieſelbe, indem er ſich dabei für ſeinen Feldherrn Antigonus ausgab (Lamprecht hat 5552 irrthümlich Ptolemäus) und begleitete ihn dann an den Hof ſeiner Mutter. Die Gegend, durch welche ſie zogen, war reich an Bäumen, Obſt und Trauben von wunderbarer Größe und an ſeltſamen Thieren. Auf den Gebirgen wohnten die Götter. Die Königin empfing den Gaſt mit Ehren. Ihr Palaſt mit Allem, was an und in ihm war, glänzte von Gold und Steinen. Unter den Kunſtwerken war das merkwürdigſte ein Hirſch. Auf ſeinen tauſend Hörnern ſaßen Vögel, auf ſeinem Rücken ein Jäger, der ein Horn am Munde hatte und zwei Hunde führte. Unten waren Blaſebälge; ſobald dieſe gingen, begannen die Vögel zu ſingen, der Jäger zu blaſen, die Hunde zu bellen, das Thier ſelbſt ſchrie mit der Stimme eines Panthers und ſein Athem duftete wie Weihrauch. Jünglinge und Jungfrauen bedienten die Gäſte und unterhielten ſie mit Geſang und Tanz. Die Königin zeigte Alexander ihre koſtbaren Kemenaten, von denen eine auf Rädern ſtand und von Elephanten gezogen wurde[1]). In einem andern Gemache läßt ſie ihn plötzlich ſein Bild ſehen, das ſie vorher heimlich hatte malen laſſen. Sie ſagt ihm, er ſei entdeckt und der Beſieger Perſiens und Indiens ſei nunmehr in der Gewalt eines Weibes. Alexander iſt über ſeine Unbeſonnenheit ergrimmt und möchte die Königin ermorden. Sie beruhigt ihn, warnt ihn aber doch vor ihrem zweiten Sohne, der ein Schwiegerſohn des Porus war. Dieſer will

---

er dann an den Eingängen des Kaukaſus zwölf Trompeten angebracht, die, wenn der Wind hineinſtoße, tönen, und daß jene Völker nur durch die Meinung, ein Heer halte noch immer die Päſſe beſetzt, davon abgehalten würden hervorzubrechen. Einige Trompeten ſeien aber ſchon umgefallen (nach Anderen durch Vogelneſter verſtopft), und ſo würden jene Rieſen doch wieder einmal die Erde überſchwemmen und Alles verwüſten. Kohl, „Reiſen in Südrußland" (1841), I, 202.

[1]) Man vergleiche hiermit Curtius VIII, 9, wo er den Luxus des indiſchen Königs ſchildert: aurea lectica margaritis circumpendentibus recubat; distincta sunt auro et purpura carbasa, quae indutus est. Lecticam sequuntur armati corporisque custodes. Inter quos ramis aves pendent, quas cantu seriis rebus obstrepere docuerunt. Regia auratas columnas habet. Totas eas vitis auro caelata praecurrit, aviumque, quarum visu maxime gaudent, argenteae effigies opera distinguunt.

wirklich dem Gaſte zu Leibe, obgleich er ihn nur für Antigonus hält. Alexander muß ſich durch das Verſprechen retten, ihm den König ſelbſt auszuliefern, worauf denn die Feſte ihren Fortgang nehmen. Einmal führte Candace den König in die Kapelle, wo ihre Götter ſaßen. Ammon weigerte ſich, ihm den Tag ſeines Todes anzugeben, ſagt ihm aber, daß man ihn in Alexandrien begraben werde. Alle dieſe Abenteuer erzählt auch der griechiſche Roman. Weſentliche Verſchiedenheiten ſind nur folgende. Kalliſthenes kennt nicht jenes Flötenwerk. Bei ihm verkehren Candace und Alexander wie Mutter und Sohn, während die Königin ihn bei Lamprecht und in dem franzöſiſchen Romane andere Wünſche merken läßt, was an den Beſuch der Thaleſtris (Curtius VI, 5) erinnert. Endlich befragt Alexander die Götter nicht in der Kapelle der Candace, ſondern er beſucht ſie in jenen Gebirgen. Auch im Uttara Kuru ſind die Berge von Halbgöttern, Rieſen, Dämonen und Wunderthieren bewohnt[1]). Dieſe Epiſode wird am ausführlichſten in den Sagen der Perſer und der Hebräer behandelt. Bei den griechiſchen Hiſtorikern findet ſich nichts, woraus ſie entſtanden ſein könnte. Curtius' Erzählung (VIII, 10), daß der König eine indiſche Fürſtin wegen ihrer Schönheit verſchont, und daß ſie ihm einen Sohn geboren, der Alexander genannt wurde, wage ich nicht hierherzuziehen. Eine Vergleichung mit der Circe oder Kalypſo führt nur zu falſchen Vorſtellungen, da ein aſiatiſcher Hofſtaat und die Romantik einſamer Eilande den Scenen ſchon einen ganz anderen Charakter geben. In Alexander's Brief iſt nun noch von einer Geſandtſchaft der Amazonen und von dem gütigen Beſcheide, mit dem er ſie entlaſſen, die Rede. Auch hier ſtimmt Lamprecht mit Kalliſthenes im Weſentlichen überein. Von jetzt ab folgt er jedoch einer ganz anderen Quelle. Kalliſthenes erzählt, wie Alexander's Tod durch die Geburt eines gräßlichen Misgeſchöpfes angekündigt wird, wie ihn Antipater vergiften läßt, wie die Macedonier ihn beweinen und ſeinen Leichnam nach Alexandrien bringen. Lamprecht dagegen beſchreibt noch den Zug des Königs nach dem Paradieſe, wo er von den Chören der Engel Zins fordert. Seine Faſſung der Sage iſt aus dem Talmud entlehnt. Schreckliches Gewürme und Ungewitter halten Alexander und ſeine Helden nicht ab, ihr Ziel zu verfolgen. Sie ſchiffen ſich auf dem Euphrat ein und gelangen endlich an eine hohe Mauer. Vorausgeſchickte Boten lärmen an dem Thore. Ein alter Mann fragt nach ihrem

[1]) Ueber ſolche Götterberge ſ. Laſſen a. a. O. und v. Bohlen, I, 143, 207.

Begehr. Er hat von dem berühmten und ſtolzen Welteroberer noch nichts gehört. Nachdem er ſich mit ſeinen Geſellen beſprochen, bringt er die Antwort: Alexander ſei bei Gott in großer Schuld; wenn er die Kraft des Steines erkenne, den er ihm ſende, ſo werde er Demuth lernen. Alexander wagt nicht den Sturm auf das Paradies. Er kehrt mit ſeinen Mannen um und nach tauſend Gefahren kommen ſie wieder in Griechenland an. Nun werden alle Weiſen aufgeboten, ihm über die Beſchaffenheit des Steines Auskunft zu geben. Ein alter Jude löſt das Räthſel. Bei Lamprecht iſt das Symbol nicht ganz klar und Gervinus hat es in einer reineren Geſtalt aufgefunden. Man legt den Stein in eine Schale der Wage und füllt die andere mit Gold. Doch dieſe ſchwebt immer oben, ſo viel man auch dazulegt. Der Stein iſt das menſchliche Auge, dem in ſeiner unerſättlichen Habgier die ganze Welt nicht genug iſt. Nun läßt Lamprecht eine Feder und ein wenig Erde ſtatt des Goldes in die Schale legen, worauf der Stein in die Höhe geſchnellt wird. Mit der Erde ſollte jedoch der Stein bedeckt werden. Wenn der Menſch unter die Erde geht, ſo hat Alles, was jenes unerſättliche Auge reizte, für ihn nicht ſo viel Gewicht und Werth wie eine Feder.

Wir wollen uns noch den Hauptgedanken vergegenwärtigen, der alle dieſe Sagen durchdringt und zu einem Ganzen macht. Kalliſthenes wollte nicht den Alexander der Geſchichte darſtellen. Wie hätte er ſonſt ſo Vielem, was er gewiß aus den Hiſtorikern kannte, das fabelhafte Gewand laſſen, wie hätte er ſo Vieles übergehen können! Er nahm nur auf, was die Volksſagen nach willkürlicher Wahl und zufälligen Anläſſen geſammelt. Daher fehlen nicht nur einzelne Anekdoten, für die man ſich ſonſt intereſſirt hätte, wie der Brand des Dianentempels zu Epheſus, die Unterhaltung mit Diogenes, die Zerſchneidung des Gordiſchen Knotens, die Vertheidigung von Tyrus durch den glühenden Sand und durch die Brander, Alexander's wunderbare Ruhe am Morgen der Schlacht bei Gaugamela, das Verbrennen der Beute, das Ausgießen des Waſſers, als das Heer dürſtete[1]), die Bacchusfeſte in Indien und auf dem Rückzuge, ſondern es wird auch nicht jener Verſchwörungen der Generale, der Aufſtände in den Satrapien, nicht der Ermordung des Klitus und der zahlreichen Hinrichtungen gedacht. Der Roman lehnt ſich nur in ſeinen Anfängen an die Geſchichte, ſpäter ſtellt der macedoniſche König den Menſchen dar. Bald

[1]) Der franzöſiſche Roman (Weismann II, 333) hat dies hinzugeſetzt.

werden seine Heldenthaten zur Nebensache, die Wunder der Schöpfung verdunkeln dieselben. Er kann sich nur mit Mühe gegen die zuströmende Fluth der Dinge behaupten und beugt sich endlich vor einem Worte aus der Geisterwelt. Der Alexander der Sage ist der unersättliche, rastlos fortstrebende Mensch, der das Unmögliche zu vollführen, das Unerreichbare zu erlangen strebt. Die Sage verherrlicht diese heldenmüthige Thatenlust, so lange sie in den Grenzen der Natur bleibt. Dann lehrt sie mit tragischem Ernste, daß der Mensch nicht geboren ist, das Höchste zu erlangen, daß aller Besitz, aller Glanz der Thaten oft nur mit Freveln erworben werden, oft nur die Stimme des Heiligen, das in uns wohnt, ersticken. Nach diesem Ausgangspunkte strebt die Sage in mehreren Richtungen. Alexander durchstürmt die Welt, um weiter vorzudringen als die alten asiatischen Eroberer, als Herakles und Dionysus. Er betritt den Palast auf dem Demantberge, aber man versagt ihm die Bewirthung und ein Unwetter treibt ihn zurück. Er sucht die Quelle der Unsterblichkeit, und als er sie erreicht, erkennt er sie nicht, während einem gemeinen Knechte vergönnt wird, aus ihr zu schöpfen. Er kommt an das Land der Seligen, aber man verweigert ihm den Eintritt. Ein Ungeheuer hindert ihn zum Meeresgrund hinabzufahren und auf seiner Luftreise zwingen ihn Drohungen zur Umkehr. So bleiben überall die letzten Wünsche unerfüllt und Ohnmacht ist das Ende der kühnsten Thaten. Maß und Demuth, dieser Inbegriff griechischer Frömmigkeit, durchdringt vom Anfang bis zum Ende den Roman des Kallisthenes. Darius, der unermeßlich reiche Fürst, der so kläglich umkam, bat Alexander, an seinem Beispiele zu bedenken, was Hoheit und Uebermuth für ein Ende nehmen. Solche Lehren wiederholen sich von Zeit zu Zeit und wechseln zuletzt mit elegischen Mahnungen an die nahe Todesstunde. Jene Reden der Brachmanen haben leider eine zu grelle Farbe angenommen, aber es heißt, daß sie Alexander veranlaßten, über den Werth des Kriegsruhmes und irdischer Größe nachzudenken, und so mußte er am Ende seiner Laufbahn erkennen, was ihn gleich am Anfange derselben Diogenes, auch ein Gymnosophist, lehren wollte. Auf diese Weise war Alberich schon durch den griechischen Roman vorbereitet, seinen Alexander in dem Muthe Salomo's zu dichten. Das vanitatum vanitas et omnia vanitas ist der beständige Refrain der Alexanderlieder. Lamprecht folgte dieser Auffassung und suchte nur mit schöner Geistesfreiheit an ihr das Extreme zu tilgen. Der nimmer rastende Welteroberer betrachtete auf der Gralburg den schlummernden Greis, und ein dun-

keles Gefühl gebot ihm, sich vor dem Ebenbilde des tiefsten Friedens zu neigen. Diese Scene bezeichnet den Wendepunkt des Gedichtes. Die Symbole, welche Lamprecht aus den Talmudsagen entlehnte, der Zug nach dem Paradiese und der räthselhafte Stein, sind ihrer Bedeutung nach denen im Kallisthenes ganz entsprechend, und der Schluß, daß Alexander von Allem, was er errang, nur sieben Fuß Erde behielt, dieser furchtbare Gegensatz, welchen nach einem sehr verbreiteten Anhange die griechischen Philosophen an Alexander's Leiche mit kleinen Variationen wiederholen, steht schon bei Kallisthenes (III, 14) in den Reden der Brachmanen.

Das Interesse für Alexander blieb das ganze Mittelalter hindurch lebendig und deshalb wurde seine Geschichte auch nach Lamprecht mehrmals behandelt; so von Rudolph von Montfort (gest. 1254), von Ulrich von Eschenbach (nach 1270) und von einem Oestreicher Seyfried (1352). Ihre Gedichte sind nicht gedruckt und ich kenne sie nur aus Gervinus. Rudolph nennt außer Lamprecht auch Berchtold von Herbolzheim und Biterolf als seine Vorgänger, doch sind ihre Arbeiten verloren. Diesen späteren Dichtern war es gemein, daß Niemand Lamprecht's Sinn für den großen Charakter des Königs besaß und daß sie in das Chaos der Sagen, die nur durch Auswahl und Vereinfachung abgerundet werden konnten, wo möglich noch mehr Unordnung und Maßlosigkeit brachten. Rudolph wollte sich an die Historiker anschließen, um nur reine Wahrheit zu geben, und zugleich die Erzählung vervollständigen. Curtius, das Liber de preliis, die Fabeln heidnischer und christlicher Schriftsteller sollten ein Ganzes werden, dem es überdies nicht an wissenschaftlicher Haltung fehlte. Eine so unfruchtbare und schwierige Aufgabe mußte ihn, sobald er an die sagenhaften Theile der Geschichte kam, in die größte Rathlosigkeit stürzen, und vielleicht hat er aus diesem Grunde sein Werk nicht beendigt. Ulrich von Eschenbach verfuhr auf ähnliche Art. Vollständigkeit war auch für ihn das höchste Ziel. Er begnügte sich nicht mit den Fabeln, welche sich an Alexander's Geschichte selbst angeknüpft, sondern er benutzte auch jeden Anlaß, griechische Mythen aus dem Troischen und aus älteren Sagenkreisen, Erzählungen aus der Bibel und Abenteuer aus den Rittergedichten aufzunehmen. Wie Rudolph den Curtius zum Leitfaden wählte, so Ulrich den Gualter Castellionäus [1]). Dieser war Propst an der Domkirche zu Dornick und seine Alexandreis (1172) zog man in Frankreich in den Schu-

[1]) Leyser, S. 765.

len den alten Dichtern vor. Gualter kannte die Fabeln der Romane, hielt ſich jedoch an Curtius. Er läßt ſeinen Helden hauptſächlich deshalb nach Thaten dürſten, weil er die mit einer Zeile bezeichnete Schmach, welche der Leumund auf ſeine Geburt geworfen, austilgen will [1]). Daß Gualter ſolche halb hiſtoriſche Sagen, wie Alexander's feierlichen Einzug in Jeruſalem erzählt, muß man ihm nicht verargen. Aus der griechiſchen Heldenſage und aus der Geſchichte erwähnt er Manches, aber nur zur Vergleichung mit ähnlichen Ereigniſſen, und nirgends ſtört eine Ausführung, während bei Eſchenbach ſolche Citate Gualter's vermuthlich gleich zu Epiſoden anwuchſen. In der Darſtellung war Virgil das Vorbild des Neulateiners. Dies veranlaßte ihn zu manchen Abweichungen von Curtius, doch ſind dieſelben zu rechtfertigen, wie wenn er die Schlachten im Sinne des heroiſchen Zeitalters auffaßt und Einzelkämpfe in den Vordergrund ſtellt, wobei die Homeriſchen Gleichniſſe, die Reden der Streitenden, das Flehen des Beſiegten, die Härte des Siegenden, der Schmerz der Väter ꝛc. dem epiſchen Tone mehr entſprechen als die taktiſche Darſtellung des Hiſtorikers. Daß Gualter nicht auf das Phantaſtiſche ausging, iſt einleuchtend, da der ganze Brief an die Olympias mit allen Naturwundern fehlt. Es iſt daher billig, daß Gervinus in der neueſten Ausgabe die Stellen, in welchen Gualter als Verführer Eſchenbach's betrachtet wurde, fortgelaſſen. Noch will ich eine Erfindung Gualter's anführen, die mir bemerkenswerth ſcheint. Auch bei ihm ſollte die Geſchichte des Königs mit einer Mahnung an die Beſchränktheit der menſchlichen Kraft ſchließen. Die Sagen wollte er vielleicht abſichtlich nicht benutzen und er half ſich daher mit einer Allegorie, wie ſie die Gelehrten des Mittelalters und ſpäter auch die deutſchen Dichter liebten. Als nämlich der König bis zum Oceane vorgedrungen und nun die Flotte ausrüſtet, erhebt ſich die Göttin der Natur gegen ein ſolches Beginnen, da es dem Menſchen verſagt iſt, die Quellen des Nil, das Paradies, das ewige Chaos, die ferne Wohnſtätte der Antipoden, das Bett der Sonne zu ſchauen. Natura ſteigt alſo zu Leviathan in die Hölle

[1]) — Semperne putabor
Nectanabi proles ac degener arguar? absit.

In dem „Poema de Alexandro" von Segura möchte ſich der Jüngling darüber vom Thurme ſtürzen. Die Auszüge aus dieſem ſpaniſchen Alexanderliede in Clarus' Darſtellung der ſpaniſchen Literatur „im Mittelalter" (1846), I, S. 273, laſſen erkennen, daß Segura ſich bald enger an Gualter anſchließt als Eſchenbach, bald aber auch dieſen in wilden Auswüchſen überbietet.

hinab und deutet auf die Möglichkeit, daß Alexander gar die Seelen der Todten befreien wolle, was doch erst einem Künftigen vorbehalten sei. Deshalb erbietet sich die Proditio, die Gefahr durch eine Vergiftung abzuwenden. Dem Falle geht die höchste Auszeichnung voran. Gualter läßt seinen Helden nicht im Westen Eroberungen machen; aber er versammelt die Gesandten der Carthager, der Spanier und Gallier, der italischen und deutschen Völker um seinen Thron; sie alle bringen Geschenke und huldigen ihm. Dieses Fest des Ruhmes wird plötzlich durch den Aufruhr der Natur unterbrochen, und bald versenkt man Den, welchem der Erdkreis nicht genügte, in sein kleines Haus.

Das Liber de preliis und Curtius waren die Quellen, aus welchen auch Chronisten und Novellensammler am liebsten schöpften. Die Prosa des 15. Jahrhunderts brachte wieder Erzählungen, die aus dem Liber de preliis flossen. Alexander's Greifenfahrt, die an dem Münsterchore zu Basel abgebildet ist, kam schon im Lobgesang auf Hanno vor. Der Name des Königs wurde mit Stammsagen verflochten, indem man die Sachsen, weiland seine Mannen, nach seinem Tode zu Babylonia in die Elbe fahren und auch nach Preußen kommen ließ [1]). In lyrischen und didaktischen Gedichten wird fleißig seiner gedacht. Meister Sigeher erinnert Ottokar von Böhmen, milde zu sein wie Alexander, der unversparet gab; der Schreiber rühmt den Thüringer Herrn, dessen Milde von Kindheit auf es Alexandern gleichthue, ob dem stets ein Adler (das Sinnbild der Großmuth) geschwebt [2]). Im heiligen Georg hebt des Glückes Rad Alexander wegen seiner Milde hoch empor ꝛc. Dagegen blieb auch die schlimme Seite seiner Gesinnung unvergessen. Berthold von Regensburg (13. Jahrhundert) eifert in einer Predigt, gegen Alexander, den kühnen und weisen Mann, der endlich einer der größten Thoren ward, den die Welt gewann, als ihn die Hoffahrt blind machte. Nach sehr verworrenen Ueberlieferungen behauptet er, Alexander habe gewähnt, er möchte es dazu bringen,

[1]) Droysen, „Geschichte des Hellenismus" (1836) handelt in der sechsten Beilage zum ersten Band von den Fabeln des Mittelalters über die Nachfolger Alexander's. Ursprünglich sollten wol die Sachsen nicht Alexander's Mannen sein („Lobgesang auf Hanno" 323; Grimm, „Deutsche Sagen" Nr. 409, 410), sondern es wird erzählt, daß Ptolemäus, um ein anderes Reich zu suchen, aus Griechenland auswanderte, durch Rußland, Litthauen und Preußen zog und dann am Meere ein schönes, weites Land fand, das Sachsen hieß (Droysen, S. 720). Ueber Alexander's Abenteuer in England siehe Dunlop, S. 99.

[2]) v. d. Hagen „Minnesänger", II, 362; IV, 466.

daß er die allerhöchſten Sterne vom Himmel herabnähme mit ſeiner Hand; daß man auf Wagen und mit Roſſen über Meer führe als auf trockenem Lande und dagegen auf dem trockenen Erdreich mit Schiffen führe[1]); daß er auf einer Wage die größten Berge, die irgend in der Welt ſind, wöge und endlich, daß er zu dem greulich wüthenden Meere ſprechen könnte: ſteh ſtill und ſchweige![2])

Die Naturmythen der Griechen und der Orientalen ſind im Alexander noch an einen Helden des Alterthums geknüpft, den die Geſchichte ſelbſt zu ihrem Träger machte. Durch das ſteigende Intereſſe an ſolchen Dingen wurde das Mittelalter verleitet, ſie völlig zu ſeinem Eigenthume zu machen, indem es nun auch ſeine eigenen Fürſten und Pilger in die Gegenden ſandte, wo jene wunderbaren Geſchöpfe noch immer fortleben ſollten. Zu den bedeutendſten Reiſegedichten, die ein Nachklang der Alexanderromane ſind, gehört der Herzog Ernſt, deſſen Abenteuer von Vielen behandelt wurden und unzählige Male erwähnt werden. Die bekannteſten Bearbeitungen ſind außer dem Volksbuche ein Carmen de Ernesti Bavariae ducis fortuna, von Odo, einem ſächſiſchen Geiſtlichen zwiſchen 1206 und 1233 verfaßt, und ferner ein ehemals Heinrich von Veldek zugeſchriebenes deutſches Gedicht, welches jedoch erſt in das 13. Jahrhundert zu ſetzen iſt. Es hatte aber ſchon vor 1186 ein niederrheiniſcher Dichter einen Herzog Ernſt geſchrieben, von dem Bruchſtücke übrig ſind, und dieſer wieder beruft ſich auf eine lateiniſche Vorarbeit. Nun iſt eine Erzählung in lateiniſcher Proſa erhalten, welche bisher für die Quelle der deutſchen Gedichte galt; indeſſen iſt von Haupt nachgewieſen[3]), daß ſie ſelbſt erſt aus dem niederrheiniſchen Gedichte hervorgegangen iſt, und daß ſowol die unter Veldek's Namen gehende Redaction als eine jüngere und ſchlechtere aus dem 14. Jahrhundert ebenfalls Umarbeitungen jenes am Niederrhein entſtandenen Gedichtes ſind; es wäre demnach noch die lateiniſche Quelle des letzteren zu entdecken.

Die Facta ſind in allen Erzählungen ziemlich dieſelben. Zerwürfniſſe des Herzogs mit ſeinem Stiefvater Konrad II., ſtatt

[1]) Im Kalliſthenes (I, 28) heißt es allerdings, daß das Meer einmal vor Alexander zurückwich, ſo daß das Landheer wie vormals die Iſraeliten durchziehen konnte. Vielleicht hat Berthold die Stelle aus Cicero im Sinne: Quum Xerxes Hellesponto juncto, Athone perfosso, mare ambulavisset, terram navigasset —

[2]) Wackernagel, „Leſebuch" I, 670.

[3]) „Zeitſchrift für deutſches Alterthum", VII, 193—303, wo dieſe Proſa abgedruckt iſt.

dessen Otto I. genannt ist, leiten eine Pilgerfahrt ein, auf welcher Ernst mit seinem Freunde Wetzel wunderbare Schicksale erlebt und große Thaten verrichtet, bis dann die Mutter (Adelheid statt Gisela) den Verbannten zur Rückkehr einladet und ihn zu Babenberg mit dem Kaiser aussöhnt. Der dichterische Werth ist gering, da Ernst weder als Held noch in anderen Beziehungen mit epischer Besonderheit geschildert ist. Die Erzählung hat nur den Zweck, die Nachrichten von den Wundern der Ferne an ein Factum anzureihen; dabei bleibt die große Unbefangenheit merkwürdig, mit welcher man auch Notizen aus alten Schriftstellern in Erlebnisse eines deutschen Fürsten verwandelte. Ernst mußte sogar seltsame Geschöpfe, von denen man doch nur gelesen, in die Heimat gebracht und den Kaiser mit einem Langohr und einem Pygmäen beschenkt haben. Wie der jüngere Orient sich Mythen der Griechen aneignete, so wurde in den neuen Reisegedichten und Naturbeschreibungen Orientalisches mit Dem verbunden, was die antike Literatur darbot. Damit kamen Dinge zusammen, die nach Art und Ursprung verwandt waren. Denn aus Asien wurden ja hauptsächlich durch die Geschichtschreiber Alexander's dem Abendlande die Naturmythen zugeführt und vielleicht sind schon manche Abenteuer der Odyssee uralte, aus dem Orient herübergekommene Tradition. Von Odysseus' Aufenthalt bei der Kalypso, von seiner Fahrt auf dem Flosse, von den verzauberten Gästen der Circe, von den Gärten des Alkinous könnte auch in den Märchen des Orientes erzählt sein, und so findet sich die Blendung des Polyphem wirklich in den Reisen Sindbad's, vielleicht als jüngerer Zusatz, vielleicht aber auch als Nachklang einer uralten gemeinschaftlichen Sage. Es ist demnach oft zweifelhaft, ob die Dichtung des Mittelalters manche Mythen, die sich bei den lateinischen Schriftstellern finden, wirklich aus diesen oder nicht auch jetzt noch unmittelbar aus dem Oriente entlehnt hat. Ja man wird sich zu der Annahme entschließen müssen, daß der Herzog Ernst aus orientalischen Märchen hervorgegangen ist, obgleich die meisten Wunderdinge, die in ihm vorkommen, auch von den Alten erwähnt werden.

Gleich das erste Abenteuer ist weniger antik. Nach einem furchtbaren Sturme kommt Ernst mit seiner Schar in das Land Agrippa, Grippia oder Cipria. Sie finden hier einen prachtvollen, anscheinend unbewohnten Palast. Die Sculptur an den Wänden, die Malereien in Gold und Lasur, der Reichthum an edelen Steinen und Metallen, die kostbaren Gefäße, Speisen und Weine, die Bäder und frischen Brunnen, wozu denn noch eine entführte in-

diſche Prinzeſſin, erinnern an Aehnliches in den byzantiniſchen Romanen. Endlich kehren der König und das Volk von Cipria zurück und es kommt zu einem Kampfe. Die Leute waren oberhalb Kraniche und nur von den Schultern ab Menſchen. Haupt iſt in Verlegenheit über den Urſprung dieſes Schnabelvolkes. Man könnte daran denken, daß ſchon die älteren Griechen ihren Sirenen, Männern und Weibern, Vogelköpfe gaben, welche Vorſtellung auch in einen alten Phyſiologus überging und aus der Ueberſetzung des 11. Jahrhunderts allgemein bekannt war; oder was noch natürlicher iſt, daß man aus den Kranichen, welche bei Homer mit den Pygmäen kämpfen, Kranichmenſchen gemacht. Wahrſcheinlich nahm man aber dieſe Geſchöpfe aus orientaliſchen Sagen. Denn die Märchen der Tauſend und Einen Nacht, welche mehrere von den im Plinius erwähnten unausgebildeten und verbildeten Menſchen kennen, erzählen in der Geſchichte der Sultanin und der Vierzig Veziere ebenfalls von einem Volke mit Vogelköpfen, das der Prinz von Karisme, der offenbar mit dem Herzog Ernſt verwandt iſt, beſiegte. Die Legende vom heiligen Brandanus, die alle Mirakel dieſer Art überbietet, kennt Leute mit Füßen vom Hunde, mit Händen vom Bären; dann gibt ſie ihnen auch Kranichhälſe, ſetzt aber auf dieſe Köpfe von Schweinen! — Ernſt verliert Flotte und Mannſchaft durch das Lebermeer und durch den Magnetberg. Das erſte führt Haupt auf das mare pigrum et concretum (bei Thule) zurück, von welchem in Iſidor's Etymologien die Rede iſt. Zum zweiten citirt er eine Stelle aus Plinius, der zwei Berge am Indus kennt, von denen der eine alles Eiſen anzieht, der andere abſtößt, und ferner die bisher unbemerkt gebliebene Nachricht des Ptolemäus von den manioliſchen Inſeln. Es wird aber auch in der Schrift des Palladius, die in den Kalliſthenes (III, 7) aufgenommen iſt, erzählt, daß man nach Taprobane nur auf einem Schiffe kommen könne, an dem kein Eiſen iſt, da ſonſt die Magnetſteine auf den Maniolen es feſthalten würden. Es ließe ſich alſo zur Noth erweiſen, daß der Herzog Ernſt den Magnetberg aus einer mit dem claſſiſchen Alterthum verwandten Quelle entlehnt. Doch werden auch hier neuere Märchen des Orientes näher gelegen haben. In Aſien erzählt man allenthalben von Magnetbergen[1]).

Sindbad ſcheiterte auf ſeiner ſechsten Reiſe ebenfalls an einem Magnetberge und wichtig iſt der Umſtand, daß ganz wie im Herzog Ernſt der erſchrockene Schiffsführer den Reiſenden vorher er-

[1]) Dunlop, S. 128, mit Anmerkung 208.

klärt, welches Unheil ihnen droht, daß ferner in beiden Sagen die Schiffbrüchigen ſich in Rinderhäute einnähen und durch Greife von der wüſten Inſel forttragen laſſen; daß ſpäter auch ſeine Fahrt durch eine Felſenkluft, an deren Wänden allenthalben Edelſteine funkeln, im Herzog Ernſt wiederkehrt. Ein Zuſatz des deutſchen Gedichtes wäre es dann, daß Ernſt einen koſtbaren Stein, der nachher in des Reiches Krone geſetzt ward, mit ſeinem Schwerte abſtößt. Es war ein Karfunkel, und er heißt der Waiſe (unio, orphanus, pupillus, solitarius), weil man keinen zweiten der Art kennt. Die folgenden Abenteuer ſind wol nach Ueberlieferungen des claſſiſchen Alterthums hinzugefügt. Ernſt kommt mit Wetzel und dem kleinen Reſte ſeiner Begleiter in das Land der Arimaspen, oder der einäugigen Cyklopen. Sie werden wohl aufgenommen und kämpfen für ihre Wirthe mit den Plattfüßlern (Skiapoden) und Langohren (Panotii), dann für die kleinen Pygmäen mit räuberiſchen Vögeln. Arimaspen und Pygmäen kennen ſchon die älteſten griechiſchen Sagen, mit den Plattfüßlern, die (auf einem Fuße) ſchneller als Pferde laufen und beim Unwetter den Fuß wie einen Schirm über den Kopf ſtrecken, und mit den Langohren, die keine Kleider brauchen [und auf ihren Ohren ſchlafen[1])], wurde man zur Zeit Alexander's bekannt. Seitdem iſt überall von ihnen die Rede, doch zeugt die Reihenfolge, in welcher ſie der Herzog Ernſt erwähnt, dafür, daß ſie aus Iſidor in das Gedicht übergegangen ſind.[2]). Endlich beſiegte Ernſt auch die Rieſen aus Kanaan, welche ebenfalls Feinde der Arimaspen waren, worauf er mit mauriſchen Kaufleuten zu dem Könige von Ybyan (Nubien) ſchifft. Dieſer war Chriſt und die heidniſchen Fürſten von Babylon, Damaskus und Aleppo zogen deshalb gegen ihn zu Felde. Ernſt und Wetzel, auch ein Rieſe aus Kanaan, den ſie mitgenommen, halfen ihm und in der Schlacht erlitten Apollo, Tervigant und Mahomet große Schmach. Die Fürſten wurden gefangen und gelobten, ſo lange der König von Ybyan lebte, nicht mehr gegen die Chriſten zu ſtreiten. Ernſt zog in Jeruſalem ein und ſchützte das heilige Grab gegen die Heiden, bis ſein Ruhm den Kaiſer milder ſtimmte und die Mutter ihn in die Heimat rief. Das lateiniſche Gedicht Odo's zeigt im Stoffe keine weſentliche Abweichungen, wol aber in der Darſtellung. Schon der prunkende und

[1]) Laſſen II, 1, 41 und v. Bohlen I, 264, wo angeführt iſt, daß die Pygmäen und ihr Krieg mit Geiern und Adlern ebenfalls der indiſchen Dichtung angehören.

[2]) Haupt a. a. O. 293.

kunſtmäßige Ausdruck hebt die Sage aus dem Kreiſe der Volksdichtung. Der Lateiner verfolgt allenthalben den Nebenzweck, ſeine Gelehrſamkeit zu beweiſen. Daher bezeichnet er Kleider, Schmuckſachen, Localitäten ꝛc. mit jenen bei den alten römiſchen Dichtern beliebten Umſchreibungen und geſuchten Wendungen, welche eine größere Bekanntſchaft mit mythologiſchen, geographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen vorausſetzen, und dieſelbe Gelehrſamkeit überträgt ſich ſogar auf die Reden der Perſonen. Er ſchmückt ſeine Erzählung mit der alten Mythologie. Auf dem Schilde des Herzogs ſind die thebaniſchen Sagen abgebildet, und der Palaſt in Grippia enthält Bilder aus der Aeneis und aus der Ilias [1]).

Das Verlangen, die ungewöhnlichen Eigenthümlichkeiten fremder Weltgegenden kennen zu lernen, hing mit der dem Zeitalter eigenen Sehnſucht nach dem Fernen und Wunderbaren zuſammen. Aber nicht nur die Reiſeromane und die Erzählungen der Kreuzfahrer unterhielten dies Intereſſe, ſondern die mercantiliſchen und die politiſchen Verbindungen mit dem Oriente hatten zur Folge, daß Geſandtſchaften nach Aſien ausgerüſtet wurden, die entweder neue Entdeckungen machen ſollten, oder bei ihren ſonſtigen Zwecken doch auch das Geſchäft übernahmen, ihren Zeitgenoſſen von der Natur und den Völkern unbekannter Länder Nachricht zu geben. Anfangs hatten die zahlreichen Beſchreibungen von den Mirabilien der Welt ſich vorzugsweiſe um Jeruſalem, den Mittelpunkt der Erde, bewegt, um Paläſtinas heilige Berge und Gewäſſer, die tauſendjährigen Zeugen einer in Schmerz und Freude unvergeßlichen Vergangenheit [2]). Der Antheil an Aegypten, Arabien war gleichfalls hauptſächlich religiöſer Art. Auf Indien wies beſonders Alexander hin. Jetzt lenkten die Eroberungen der Mongolen den Blick auf das Innere Aſiens und tief nach Nordoſten. Die Beſchreibungen jener Reiſenden, vorzüglich die des Engländers John Mandeville (1300—1372), in lateiniſcher und in den lebenden Sprachen, enthüllten jene neue Welt, ſchmückten ſie aber auch immer noch mit manchen Märchen der Alten [3]).

Der Theil der Weltchronik Rudolph's von Montfort, welcher Südaſien beſchreibt, lehnt ſich ebenfalls an die Alexanderſagen. Das in Graff's Diutiska (1, 48) abgedruckte Fragment iſt aus

---

[1]) v. d. Hagen und Büſching, „Deutſche Gedichte des Mittelalters" (erſter Band 1808). Einleitung zum Herzog Ernſt, S. X.

[2]) S. Roſenkranz, „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter" (1830).

[3]) Dunlop, S. 54 mit der Note des Ueberſetzers.

dem Pantheon des Gottfried von Viterbo und mittelbar aus Plinius gefloſſen. Ein Vergleich mit dieſer Quelle zeigt, auf welche wunderliche Weiſe die Alten benutzt wurden. Die Notizen ſind bunt durch einander gewürfelt, nach Gutdünken geändert und mit willkürlichen Zuſätzen verſehen; es fehlt alle wiſſenſchaftliche Feſtigkeit. Nachdem von Taprobane und den metallreichen Inſeln Argyra (Chryſe) und Argyre gehandelt iſt, die Plinius VI, 32 erwähnt, folgt eine Stelle aus XII, 19 über das Bdellium. Die Erwähnung der Goldberge führt uns zu VII, 2, aber gleich wird eine Epiſode von der Einſchließung der Geſchlechter Gog und Magog eingelegt. Die beliebten Pygmäen (auch im Fortunat) werden aus der Reihe ſeltſamer Geſchöpfe bei Plinius VII, 2 herausgehoben und vorangeſtellt. Daran ſchließt ſich eine Mittheilung von dem Pfeffer aus XII, 14, mit dem Zuſatze, daß er wilden Würmern durch Feuer abgewonnen wird. Die Makrobier folgen hier, wie bei Plinius; dann wieder eine Einlage von den Agrozen und Gramanen (Arachoſier und Caramanen), von der Sitte, ſich im Alter zu verbrennen, die greiſen Aeltern zu tödten. Jetzt erſcheinen in einem Zuge die homines aversis plantis, Androgyni, caninis capitibus, a pueritia statim cani, Mikrobier, Arimaspen, Skiapoden, acephali[1]), astomi ſämmtlich aus Plinius VII, 2 und 3, doch in anderer Ordnung. Von da kommt man zu der Feindſchaft der Hirſche und Würmer in VIII, 50, worauf denn die überall wiederkehrende Reihe der Thierwunder. Plinius iſt in Rudolph's Reimen noch kenntlich und von ihrer Verwandtſchaft überzeugt man ſich leicht, wenn man z. B. die Beſchreibung der Skiapoden und der Aſtomi vergleicht.

Die Anfänge der Naturwiſſenſchaften fügten in ihrer Verzweigung mit der Medicin und der Zauberkunſt zu dem Wunderbaren der äußeren Geſtalt noch das der kräftigen Wirkungen. Dadurch erhielten die phantaſtiſchen Erfindungen mehr und mehr ein wiſſenſchaftliches Gepräge, und man ſammelte nicht allein aus alten Dichtern und Hiſtorikern, ſondern auch aus den Schriften der Aerzte und der Philoſophen. Ariſtoteles mit ſeinen arabiſchen Scholiaſten war auch in dieſer Beziehung nicht zu umgehen, und Albertus Magnus zu Köln (geſt. 1280), der Interpret der geſammten

[1]) Die Geſchichte des Prinzen von Kariſme, deren oben gedacht iſt, kennt außer dem Volke mit Vogelköpfen auch Menſchenfreſſer mit Hundsköpfen und Leute, die gar keine Köpfe haben. Die Mundloſen (ſchon bei Megaſthenes) fügten (nach v. Bohlen I, 265) die Griechen ſelbſt zu den Misgeſchöpfen der indiſchen Sage hinzu, indem ſie Aſthami, den Namen eines Bergvolkes, in ἄστομοι verwandelten.

Ariſtoteliſchen Philoſophie, legte auch den Grund zu den Naturwiſſenſchaften, die dann durch die Sammlungen des Thomas von Cantimpré zu Löwen (geſt. 1293) bereichert wurden. Seine 20 Bücher de rerum natura beziehen ſich in bunter Reihe auf Ariſtoteles, Plinius, Galen, Palladius, Solin, Homer, Nikander, Hippokrates, Cato, Varro, Virgil, Cicero, Seneca, Hygin ꝛc. Hieran ſchloß ſich eine Menge ähnlicher Werke, von denen das deutſche Buch der Natur von Konrad von Megenberg 1389 in die Volksliteratur überging. Von einem großen Lehrgedichte, das hierher gehört, gibt v. d. Hagen Nachricht[1]). Es heißt La Mappemonde oder L'Image du monde, iſt 1245 franzöſiſch geſchrieben, jedoch vermuthlich ein Werk Walther's von Metze, der auch deutſche Minnelieder dichtete. Es handelt von der Weltſchöpfung, von dem Verhältniſſe des Menſchen zur Natur, von ſeiner Veredelung durch die freien Künſte. Plato habe zuerſt die Dreieinigkeit erkannt; dann Ariſtoteles und Boethius. Daran ſchließen ſich die Zauberwerke Virgil's, die Wunder am Himmel und auf der Erde, wozu wieder Alexander, Herzog Ernſt und Brandanus beiſteuern.

Fehlte noch ein Moment, um den Reiz der fernen Natur zu erhöhen, ſo brachte es die Religion hinzu. Auf Vergleiche der Bibel geſtützt, ſonderte man die Thiere nach dem guten und böſen Principe, und die Beſchreibung ihrer Geſtalt und Lebensweiſe wurde mit myſtiſchen Allegorien durchflochten. Hierher gehört vornehmlich der rhythmiſche Physiologus de naturis duodecim animalium eines Theobald. Auch die Reda umbe diu tier aus dem 11. und ein anderer deutſcher Phyſiologus aus dem 12. Jahrhundert ſind aus dem Lateiniſchen überſetzt. Symbola des Heiligen ſind der König der Thiere, das Ebenbild des Löwen vom Stamme Juda; der Panther, deſſen Nähe alle Thiere ſuchen und allein der Drache meidet; das Einhorn, das Niemand fängt, es nahe denn eine reine Magd, in deren Schooß es einſchläft; der Phönix, der Gewalt hat, ſein Leben zu laſſen und zu nehmen. Auf der Seite des Böſen erſcheinen der Drache, der Onager, der Affe, der Fuchs und auch die Sirenen, welche durch ihre Lieder voll ſüßer Weltluſt die Schiffer anlocken und verderben. Dazu kommen aus älterer und jüngerer Zeit die gallenloſe Taube als das Symbol des heiligen Geiſtes; der Rabe, der Geier, der Kuckuk, der Auerhahn (Urian), der Wolf und der Bock, die dem Teufel dienen. Ferner myſtiſche Pflanzen, die Heilbrunnen, das Oſter-

[1]) „Minneſänger" IV, 245.

waſſer ꝛc. Lamprecht hat in ſeinem Alexander eine Stelle, die uns durch ihre anſcheinende Leerheit ermüdet. Als nämlich der König die Weiſen über den Stein aus dem Paradieſe befragt, erklärt ihn der erſte für einen Hyazinth, der andere für einen Karfunkel, der dritte für einen Topas, der vierte für einen Beryll und ſofort bis zum zwölften. Lamprecht legte dies Verzeichniß aus der Apokalypſe ein, weil er darauf rechnen konnte, daß ſeine Leſer dabei an die Symbolik der Steine denken würden [1]).

Während die Naturſage zu Alexander's und ſelbſt zu Homer's Zeiten hauptſächlich doch nur für die Phantaſie dichtete, verband ſich hier mit dem vollen Glauben an die märchenhafte Geſtalt der Dinge jenes Gefühl, daß die Gotteskraft nicht allein als ſchaffendes Princip die Natur durchſtröme, ſondern daß ſie ihr geheimnißvolles Weſen auch nach tieferen Beziehungen in der Schöpfung darlege. Von der aus allen dieſen Elementen hervorquellenden Anſchauung der Natur und von der innigſten Befreundung des Gemüthes mit derſelben hat heute Niemand einen Begriff. Doch überlaſſen wir Anderen dieſes zu erörtern; es muß uns genug ſein, auf den Antheil des Alterthums an der Ausbildung dieſer Naturmythen hingewieſen zu haben.

Fünftes Capitel.

Veldek's Eneide. Die Umſchmelzung des heroiſchen Epos in eine ritterliche Minnedichtung. Die troiſchen Sagen in Griechenland und Rom. Dares und Dictys als Quellen für das Abendland. Benoit und Guido. Herbort's und Konrad's Lieder von Troja. Die Verflachung der Homeriſchen Sagen. Die Ausfälle auf Homer. Die romantiſche Färbung der Sitten. Die Schilderung, als das ſubjective Element der Plaſtik, in Naturgemälden, Gleichniſſen, Charakteriſtiken, in der Motivirung der Handlungen und in der dialektiſchen Zergliederung der Affecte.

Obgleich die deutſche Aeneis nichts weniger als eine Ueberſetzung aus Virgil iſt, ſo ſchließt ſie ſich doch ſo enge an denſelben an, daß man kein fremdes Medium zwiſchen beiden vermuthen ſollte. Indeſſen beruft ſich der deutſche Dichter ausdrücklich auf eine (uns unbekannte) wälſche Quelle, und ſo muß wenigſtens ſein nordfranzöſiſcher Autor, der nicht Chretien de Troyes war, unmittelbar nach Virgil gearbeitet haben. Denn ſo ſehr ſich die Darſtellung von Virgil frei zu machen ſtrebt, ſo viele Zuſam-

[1]) Weismann, Anmerkung zu 6892.

menziehungen und Einſchaltungen man ſich erlaubte, der Gang der Begebenheiten iſt durchaus derſelbe, indem nur einmal eine Umſtellung vorkommt.

Heinrich von Veldek vollendete ſeine Eneide c. 1186[1]). Er gehört dem Zeitalter an, in welchem das Heroiſche bereits dem Ritterlichen gewichen iſt. Das erſte Moment der Romantik war in Nuodlieb angekündigt, durch das Alexanderlied fortgebildet und die Macht der Natur erweicht das Herz zur Sehnſucht nach dem Unendlichen. Im nächſten Stadium richtet ſich das Gemüth auf ſich ſelbſt, auf ſein inneres Leben. Der Zug der Geſchlechter zu einander kommt nicht mehr allein in der Gewalt und in den Reizen des ſinnlichen Inſtinctes zur Erſcheinung, ſondern ſucht ſeine ideale Vertiefung, und gleichmäßig bildet ſich im Verkehre die höfiſche Sitte und die Feinheit des Betragens aus, während das ältere Heldenthum ſeine Kraft gerne in ſpröde Formen kleidete. Aeußerlich bildet ſich dieſe Umwandelung darin ab, daß nicht mehr Geiſtliche, ſondern Ritter die Dichtkunſt üben.

Heinrich von Veldek beſitzt den Ruhm, jene zweite Periode der Romantik beſchleunigt zu haben, indem er zuerſt ein höfiſches Rittergedicht nach Deutſchland verpflanzte. Er ſteht mit ſeiner Eneide und weiterhin mit dem ähnlichen lyriſchen Minneliede an der Spitze zahlloſer Nachfolger, die Alle mit Ehrerbietung auf ihren Meiſter zurückweiſen, zumal da er auch die poetiſchen Mittel der Sprache, die Maße und Reime, geſchmeidig machte, den dichteriſchen Ausdruck ſchuf und den Dialekt von den Reſten des Niederdeutſchen ſäuberte.' Indem er nun aber ein heroiſches Epos zur Grundlage ſeines höfiſchen Minnegedichtes machte, waren mancherlei Veränderungen nothwendig. In der neuen Geſtalt verlor die Aeneis an Werth, doch ſteht in mancher Hinſicht Veldek über Virgil. Vornehmlich ſind es zwei Dinge, für welche der deutſche Dichter keinen Sinn hat. Ihn intereſſirt das Heroenthum der antiken Welt zu wenig, während Virgil die Thaten ſeiner Helden nicht nur mit dem kriegeriſchen Sinne eines Römers, ſondern auch mit patriotiſchem Gefühle verherrlicht, da die italiſchen Alterthümer und das ſagenberühmte Troja in den Urſprung des römiſchen Staates verwebt ſind. Das exquiritque auditque virum monumenta priorum iſt daher für Veldek jedesmal eine läſtige Zugabe. Ferner fehlt ihm alle Empfänglichkeit für die antike Götterſage. Obgleich wir nicht mehr beſtimmen können, wie viel oder wie wenig der

[1]) Nach Ettmüller, der Heinrich v. Veldeke 1852 herausgegeben, S. xv, i. J. 1184.

römische Dichter sich dabei dachte, wenn er uns die Schicksale der flüchtigen Trojaner in beständiger Durchkreuzung mit den Leidenschaften wohlwollender und feindlicher Götter vorführt, und demnach unentschieden bleibt, ob das Meiste der sogenannten Maschinerie nur eine Sache des epischen Herkommens und der Phrase ist, oder ob wirklich noch der Schimmer einer religiösen Auffassung des Lebens durchleuchtet, nach welcher die Welt der Sterblichen und der Ueberirdischen sich in beständiger Wechselwirkung berühren, so ist es doch bei Veldek ein fühlbarer Mangel, daß hier das Epos sich ganz von der Götterfage frei macht und in die plane Wirklichkeit hinabsinkt. Den deutschen Dichter leitete dabei vielleicht die christliche Behutsamkeit, vornehmlich aber auch eine gewisse Beschränktheit der Phantasie, indem er vielfach wunderbare Erscheinungen überging oder umdichtete, auch wenn sie in religiöser Beziehung wenig anstößig waren. Sein Verfahren wird am besten aus einer Angabe der wichtigsten Abweichungen erhellen.

Im ersten Buche erregt Juno den Sturm ohne Aeolus. Es fehlt die Hirschjagd, die Klage der Venus bei Jupiter, die Beschreibung der Bauten in Carthago, wobei auf Virgil verwiesen wird. Im zweiten ist Laokoon übergangen, der Brand Trojas nur kurz, die Rettung des Anchises gar nicht erwähnt. Ueberhaupt schmelzen das zweite und dritte Buch, deren Inhalt so viele Dichter zur Ergänzung Homer's anregte, zu 300 kurzen Zeilen zusammen. Die Liebe des Aeneas und der Dido gewährt dem Dichter den ersten Ruhepunkt; aber auch hier hatte ihm Virgil viel Ungehöriges. Da es Veldek genug war, die Vorgänge im Herzen der Königin zu schildern, erscheint ihr politisches Verhältniß zu dem Fremden, die Aussicht auf seine Hülfe in der Bedrängniß durch die afrikanischen Fürsten, nur in schwachen Umrissen. Außer Hiarbas wird Niemand erwähnt, auch die Carthager und Aeneas' Gefährten bleiben unberücksichtigt, wie das Eingreifen der Götter, und die Ereignisse sinken zu einer Familiengeschichte zusammen, an der außer den beiden Hauptpersonen nur Anna Antheil hat. Besonders auffallend ist, daß die beliebte und vielfach nachgeahmte Schilderung der Fama fortbleibt. (Auch Gualter hat einen Tempel der Victoria). Im fünften Buche fehlen die Leichenspiele, die Verbrennung der Schiffe durch die Weiber. Anchises kommt aus der Hölle herauf und empfiehlt den Gang zur Sibylle, worauf das Gespenst beim Hahnenkrat versinkt. Die Katabase mußte ganz ungeschmolzen werden. Jene dämonische Prophetin verwandelt sich in ein altes verschrumpftes und schmutziges Weib mit

grauen Haaren, hohlen Augen und gelben Zähnen. Hier jagt dem Helden der wilde Wahnsinn kein Schrecken ein, sondern er empfängt in Güte und Frieden sein Kraut gegen den Höllenstank und die Salbe gegen das Feuer. Der milde, obgleich polternde Charon ist hier ein thierisches Ungethüm. Nur Weniges wird von den Büßungen im Tartarus aus den alten Heldenmythen erwähnt; das Elysium ist ganz übergangen, und Anchises, der nothwendigerweise, um die Zukunft Roms wenigstens in allgemeinen Zügen anzudeuten, beibehalten werden mußte, steht ganz vereinzelt an dem Orte der Unseligen. Im siebenten Buche fehlt die Einwirkung der Alecto, durch welche Juno die Gattin des Latinus und den Turnus aufregt, dann dem Ascanius den zahmen Hirsch entgegenführt, worauf bei dessen Erlegung der Hornruf die Hirten versammelt und das erste Blutvergießen den langen Kampf eröffnet. Bei Veldek haben diese Dinge einen ganz natürlichen Verlauf und die letzten Ursachen der Bewegung liegen ihm nicht in dem Hasse der Götter und dem unvergeßlichen Haderstoffe uralter Vorgänge, sondern in der Vorliebe der Amata für Turnus und in dem Zorne des Letzteren über Aeneas, der unritterlich die Heimat und die Gattin verlassen. Im achten Buche interessiren den Dichter besonders die Waffen, welche Vulcan für Aeneas schmiedet. Das Schwert ist schärfer als Myming, Nagelring und Eckesachs. Wie aber die mythologische Ausstattung der Schmiede, die Cyklopen ꝛc. fehlen, so bleiben auch auf dem Schilde die römischen Geschichten fort und die Stelle ihrer Abbildungen nimmt als Wappen ein goldener Löwe ein. Der Ueberfluß an Gold und Silber, Sammet und Edelstein muß für jene großen Erinnerungen entschädigen. Außerdem hat Veldek eine Fahne hinzugefügt, die von Pallas bei ihrem Wettstreit mit Arachne gewirkt wurde. Inzwischen sucht Aeneas bei Evander Hülfe. Die Mittheilungen des Letzteren von seinen Begegnissen in Arcadien und in Italien sind mit großer Sparsamkeit behandelt; die Episode von Hercules und Cacus ist übergangen. Das neunte Buch erzählt den Angriff des Turnus auf die Burg der Trojaner und die Verbrennung der Flotte. Die Verwandlung der Schiffe, die aus heiligem Holze gezimmert waren, in Nymphen ist übergangen. Darauf folgt die Episode von Nisus und Euryalus, die stets wegen der Verschmelzung des Heroismus mit der sentimentalen Innigkeit der Freunde Bewunderung gefunden. Veldek vergönnt der Erzählung nur ein Drittel des Umfanges und schon daraus ergibt sich, daß wir einen dürren Auszug wiederfinden. Auch Gualter hatte auf Sym-

machus und Nicanor, welche (bei Curtius) eine Insel im Hydaspes von den Feinden säubern, aber in Folge ihrer Verwegenheit getödtet werden, jene Freundschaft übertragen und ließ Beide, während Jeder den Andern mit seinem Leibe deckt, unter Umarmungen und Küssen zugleich von einer Lanze durchbohrt werden. Die Klagen der Mutter um Euryalus fehlen bei Veldek. Am Eingange des zehnten Buches ist wieder die Götterversammlung, in welcher Jupiter zum Frieden vermahnt, aber Juno und Venus auf ihn und auf einander einstürmen, übergangen. Die Kämpfe der Rutuler um die Burg, das Gefecht zwischen Turnus und Pallas, wobei der Letztere fiel, erscheinen theils in deutscher Weise abgeändert, theils verkürzt, „da es zu lang wäre zu sagen, wer da fiel und wer da stach, wer den Speer zerbrach, wer da starb und wer ihn schlug". Bei Virgil rettet Juno ihren Günstling Turnus, indem sie ihn durch eine imago des flüchtigen Aeneas aus dem Kampfe auf ein Schiff lockt und das Tau zerreißt, worauf er in Schmerz und Wuth darüber, daß ihm der Zufall zu kämpfen verwehrt, sich tödten möchte. Veldek läßt ihn, ohne der Juno zu denken, auf dem Schiffe einen Schützen suchen, der ihn geschossen, und nun über seinen Unfall weichlich jammern. Das elfte und zwölfte Buch berichten, wie die Leiche des von Turnus getödteten Pallas zu Evander getragen wird; ferner Camilla's Tod und Bestattung, endlich den Zweikampf des Aeneas mit Turnus und den Tod des Letzteren. Dies Alles ist jedoch nur flüchtig skizzirt, und das Gedicht Veldek's nimmt, wie wir gleich sehen, hier eine fast unabhängige Stellung ein.

Die Vergleichung erweist, daß der rothe Strich vornehmlich der Götterwelt ungünstig gewesen. Zwar gegenüber jener Sucht, wo ein mythologischer Name genannt wird, sogleich eine Episode anzuknüpfen, wird es ein Verdienst sein, wenn Veldek etwa an das Urtheil des Paris nur kurz erinnert. Doch ist ferner auch deutlich, daß diese Sparsamkeit größtentheils auf dem Umstande beruht, daß Veldek minder Epiker als Lyriker ist. Daher gelang es ihm auch nicht, so mächtige Charaktere wie Turnus und Amata nachzuzeichnen. Auch Dido, welche bei Virgil mit dem Flammenscheine ihres Rogus den falschen Freund auf dem Meere verfolgt und mit unversöhnlichen Verwünschungen stirbt, die in dem Hasse Hannibal's nachklingen, ist bei Veldek ein weiches Weib, das dem Trojaner nachweint und ihm nicht gram sein kann. Ihren Selbstmord entschuldigt Veldek durch Bewußtlosigkeit, auch Amata erhenkt sich nicht bei ihm. Etwas kräftiger ist Camilla gehalten, wobei viel-

leicht eine Erinnerung an die Walküren den Ton erhöhete. Sonst hat die Schilderung der Kämpfe im Grunde nur für ein unvermeidliches Uebel gegolten, und der Dichter, dem das Kriegswesen hauptsächlich in der Form pomphafter Schauzüge und festlicher Turniere vorschwebte, führt uns ein zierliches Lanzenbrechen vor, wo der alte Dichter die bewaffneten Leidenschaften zu ernstem Streite entfesselt[1]). Demselben Mangel an epischem Geiste ist es auch zuzuschreiben, daß uns fast nirgends die mächtigen Gleichnisse begegnen, durch welche Homer und Virgil die Kampfschilderungen beleben; der Mangel ist freilich allgemein, doch haben die anderen Epiker wenigstens kurze Bilder.

Wenn bei Virgil die Liebesscenen nur Episoden des heroischen Gedichtes sind, so ist das Verhältniß hier umgekehrt. Bei Virgil reichen fünf Zeilen aus, um die Schlaflosigkeit der liebenden Königin zu zeichnen; hier erzählen über 200 Verse, wie sie Aeneas an seiner linden Hand in sein Schlafgemach führt, wo er zum ersten Male nach langen Irrfahrten durch weibliche Fürsorge jede Pflege angeordnet findet. Dann sucht sie selbst ihr ruheloses Lager und diese Nacht scheint ihr die längste, die je in der Welt ward. Sie erwacht vor Tage aus dem kurzen Traume und sucht Anna auf, vor der sie schamvoll den Namen des Geliebten nur in Sylben aussprechen kann, worauf das Lob der Schwester jenes Toben und innere Schmelzen ihres Herzens nur noch vermehrt. Diese Ausmalung der Gemüthslage kann uns trivial erscheinen und ebenso mag es kleinlich sein, wenn Dido das Eneas nur in Pausen über die Lippen bringt, oder im Traum die Arme um ihr Deckbett schlingt; aber das tausendmal Gesagte wird in der Kindheit der Minnedichtung nicht ohne Reiz gewesen sein. Solche psychologische Versuche waren für Virgil ebenso unmöglich, wie es natürlich ist,

[1]) Gervinus hat diese Schwäche mit Strenge gerügt, 1, 273. Zu der Stelle: ein Märchen von Dido's Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen ꝛc. wollen wir entschuldigend hinzufügen, daß dasselbe sich eines besonderen Beifalls erfreute, indem es allerdings unter den tausend nichtigen, aus einer etymologischen Spielerei hervorgegangenen Stiftungssagen etwas Anziehendes hatte. Es wurde daher mehrmals theils unverändert aufgenommen, theils nachgebildet. Die Sachsen bauen Ochsenburg, Asciburgum, welches den Namen von der zerschnittenen Stierhaut empfing. Sie kaufen von den Thüringern Erde für Gold und bestreuen dünne eine ausgedehnte Fläche. In Schwaben umfährt Eticho's Sohn Heinrich ein weites Land mit einem goldenen Wagen oder Pfluge — den er im Schoße hat (Grimm, „Deutsche Sagen" Nr. 411, 414, 518). Auch in der Melusine steht das Beispiel punischer List. Vgl. noch Liebrecht zu Dunlop, S. 514.

daß Veldek die Heirath nicht zur Staatsfrage macht. Demgemäß ist auch bei der Jagdscene Virgil's berühmter Gedankenstrich nicht ausreichend, und der Wechsel von Scham und Beruhigung im Herzen der Königin beschäftigt lange den fleißigen Maler. Noch tiefer führt uns die zweite Episode von Aeneas und Lavinia in die Art der Minne. Hier läßt der Dichter die Amata dem Turnus zu Liebe Lavinien über das vitas hinnuleo me similis Chloe aufklären, und der Versbau selbst ahmt die lyrische Subjectivität nach. Hier heißt die Minne gewaltig über alle Welt bis an den Sühntag (dies novissimus) und doch so verborgen, daß Niemand sie höret noch siehet, auch so geheimnißvoll, daß ihr Wesen nur begreift, wer sie empfindet. Sie macht kalt und wieder heiß, daß sich Niemand rathen kann; sie quält mehr als Sucht und Fieber; sie benimmt das Schlafen, Essen und Trinken und lehrt nur mißliche Gedanken. Aber die Liebe wandelt auch die Trauer in Wonne und hohen Muth, in lichte Farbe die bleiche; ihre Furcht gibt Trost, ihr Darben macht das Herz reich; sie heilet die Wunden ohne Salbe und Trank ꝛc. Bald genug nimmt Lavinia alle diese Wirkungen in ihrem Busen wahr, sobald sie Aeneas sieht, und der Dichter ist unerschöpflich, diese wunderbaren Gegensätze und Kämpfe des Herzens in ihren Selbstgesprächen darzulegen. Amata bemerkt die Veränderung Laviniens und nöthigt ihr eine Erklärung ab, worauf ihr Zorn Ursache wird, daß Lavinia muthvoll und züchtig einen Brief an Aeneas schreibt, um ihrer Noth zu genesen und ihn gegen Turnus mit ihrer Huld zu bewaffnen. Als die Nebenbuhler zum Zweikampf schreiten, blickt Lavinia von der Zinne in Aengsten herab und klagt, dem Geliebten nicht ein Kleinod übersendet zu haben, das ihm Kraft und Glück verleihen würde. Während Virgil mit dem Tode des Turnus abschließt, geht hier die Geschichte der Liebenden, das Suchen und Meiden, das Sehnen und Bangen, Leid und Freude, weiter fort, bis sie endlich einander begrüßen und Aeneas nach dem romantischen Grundgefühle aussprechen kann, daß er die Gunst der Jungfrau nimmer zu vergelten vermöge und lebte er tausend Jahre. Das Gedicht endet nach deutscher Weise mit prachtvollen Vermählungsfesten und erinnert noch an Cäsar und Augustus, unter dem Der geboren ward, dessen Tod den ewigen Tod sterben machte. Bei jenen Minnestoffen verschmäht Veldek auch nicht Venus und ihre Söhne Amor und Cupido nach heidnischen Vorstellungen auftreten zu lassen und verwandte Mythen, wie Orpheus' Gang zur Unterwelt, das Abenteuer zwischen Mars und Venus einzuschalten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir nachweisen, wie dieſelbe Sentimentalität ſich in anderen Verhältniſſen ausſpricht und ſtets der ſubjective Drang, während ſich die Erzählung auf das Nothwendigſte beſchränkt, in weitläuftigen Selbſtgeſprächen und Dialogen hervorbricht. Auf Einzelnes kommen wir auch ſpäter zurück. Als eigenthümlich wollen wir noch hervorheben das unermüdliche Behagen an der Schilderung der Waffen, Roſſe und Gewande, was immer darauf hinweiſt, daß in einer Periode der Dichtkunſt das epiſche Element der Handlung entweder bereits zurückſinkt oder erſt eintritt. Wo Virgil ſein Sidonia vestis ꝛc. kurz bezeichnet, erhalten wir ſtets die Ausmalung der ganzen von Sammet, Gold, Edelſtein und Perlen ſtrotzenden Ausrüſtung. An den Orient erinnert noch das Gefallen an Grabmälern. Dido's Aſche wird in einem grasgrünen Sarge von Chryſopras, auf dem in Gold der Name und die Urſache des Todes, beigeſetzt. Camilla's Sarg iſt von Chalcedon. Pallas' Beſtattung reizte den Dichter zu der koſtbarſten Schilderung. Der Boden des Gewölbes iſt lauter Kryſtall, Jaspis und Korallen. Die Säulen ſind von Marmor, die Wände von Elfenbein, überall glänzt Gold und Edelſtein. Der Sarg ruhte auf vier Pfeilern von Porphyr, ringsum ſtanden Krüge mit Balſam. Von der Decke herab hing an goldenen Ketten die ewige Lampe von blutrothem Hyacinth, die bis zur Zeit, als Kaiſer Friedrich in Rom geweiht wurde, fortbrannte und erſt, als man damals das Gewölbe öffnete, beim Luftzuge erloſch.

Dieſe dem Antiken ganz widerſprechenden Richtungen ſind an ſich nun keineswegs auffallend; höchſt befremdend erſcheinen ſie aber, wenn man erwägt, daß das lateiniſche Original weit und breit bekannt war, und daß zwei ſo ungleiche Gedichte neben einander beſtanden.

Veldek führt uns zu den heroiſchen Gedichten der griechiſchen Literatur zurück, in welcher die troiſchen Sagen einen Gegenſtand von unermeßlichem Umfange darboten. Wenn indeſſen bei der vollendeten Akriſie der Zeiten dort Virgil ganz in die Ferne trat, ſo iſt noch weniger wunderbar, daß man Homer nur dem Namen nach kannte. Von einer Anlehnung an die antike Kunſt kann nirgends die Rede ſein; das dichteriſche Vermögen der Zeit erſtrebt keine ſolche, ſondern ſucht, auf das Stoffliche gerichtet, ſich nur des Reichthums der concreten Sagen zu bemächtigen. Homer war durch die cypriſchen Gedichte ergänzt worden, indem man ſeiner Ilias vorbereitende Epopöen, die mit dem Apfel der Eris, mit

der Argonautenfahrt begannen, voranſchickte; dann ließ man auf den Tod des Hektor die Kämpfe der Griechen mit den Amazonen und Aethiopen und die endliche Zerſtörung Trojas folgen. Der Odyſſee ſetzten die Cykliker wieder die Noſten an die Seite, bis hier, wie in der Telegonie mit des Odyſſeus Tod, ſich ein natürlicher Abſchluß bildete, dort wieder, wie in der Aeneis, das alte Epos durch die Kliſen einen neuen Schwung erhielt. Immer wieder erhoben ſich mit jeder Blüthezeit der griechiſchen Literatur Epiker, Dramatiker, Interpreten und Grammatiker, welche die unausgeſungenen Lieder im Andenken erneuerten. In Rom hatten ſich ebenfalls in alter und jüngerer Zeit ſehr viele Dichter mit der Uebertragung der griechiſchen Heldenſagen beſchäftigt. Doch Virgil, Ovid und etwa Statius ſtellten Alles in Schatten, und ſie ſind es auch, die bis tief in das Mittelalter hinein die römiſche Poeſie vertreten. Aber vielleicht noch eine größere Bedeutſamkeit erlangten jene Dares und Dictys, welche die gelehrteſten Unterſuchungen veranlaßt haben und gleichwol bis heute räthſelhaft geblieben ſind.

Aelian und Andere verſichern auf das Beſtimmteſte, die phrygiſche Ilias eines Dares gekannt zu haben. Es iſt keine Urſache an der Wahrheit dieſer Angabe zu zweifeln, wenngleich Niemand den Verfaſſer für jenen homeriſchen Prieſter halten wird. Die lateiniſche Historia de excidio Troiae, die wir haben, kann aber keineswegs die Ueberſetzung jenes griechiſchen Gedichtes ſein; ein Blick zeigt, daß uns in ihr nur der dürftige Auszug eines umfangreichen Werkes vorliegt. Wol aber läßt ſich kaum bezweifeln, daß jener vollſtändige Dares, vielleicht in der Ueberſetzung eines der ſpäteren römiſchen Homeriſten, dem Mittelalter bekannt geweſen iſt[1]). Die abendländiſchen Iliaden ſtimmen nämlich in der ganzen Anlage mit der Epitome überein; aber unmöglich ſind ſie aus ihr hervorgegangen, wofür der einzige Grund entſcheidet, daß eine umfangreiche, man möchte ſagen lückenloſe Kenntniß der alten epiſchen Literatur dazu gehört, den dürren Strauch der Epitome ſo luſtig grünen zu laſſen, wie es in unſeren Gedichten geſchieht. Dieſe Kenntniß ging dem Mittelalter ab, da die Quellen nicht hinreichten. Darauf, daß in den romantiſchen Bearbeitungen und namentlich in der von Guido, welchen wir gleich erwähnen, häufig Citate aus Dares vorkommen, die ſich in unſerer Epitome nicht finden, wollen wir kein großes Gewicht legen, doch iſt der Umſtand auch nicht ganz zu überſehen. — Von des Dictys ſechs

[1]) Bähr, 1, 286.

Büchern de bello Troiano berichtet D. Septimius, der angebliche Autor der lateinischen Bearbeitung, die man in den Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. setzt, jener Begleiter des Idomeneus aus Creta habe eine Ephemeris des Krieges geschrieben. Dieselbe sei nach vielen Jahrhunderten bei Gnosos von Hirten in einem zinnernen Kästchen gefunden und dem Nero geschenkt worden, worauf Septimius sie ins Lateinische übertragen. In der Ausgabe von Smids 1702 findet man die verschiedenen Untersuchungen der Philologen beisammen. Man wird nicht umhin können, mit Perizonius, der sich vorzüglich auf die unverkennbaren Gräcismen des Styles beruft, anzunehmen, daß unser lateinische Dictys wirklich von einem verlorenen griechischen Werke ausgegangen. Dazu kommt, daß hier oft ein so enger Anschluß an Homer hervortritt, wie wir ihn sonst nirgends finden. Hätte man neben diesem Dictys nur jene Epitome des Dares gehabt, so würde man ihn wegen seiner größeren Ausführlichkeit den neueren Bearbeitungen zum Grunde gelegt und Dares ganz übergangen haben. Nun ist das Verhältniß umgekehrt. Erst nach der Einnahme Trojas, als die Greuel der Eroberung und die Rosten erzählt werden, tritt Dictys ein, der gerade am Schlusse auch minder ausführlich wird, während er für die zahlreichen vorhergehenden Rhapsodien fast gar nicht benutzt ist, sondern hier durchaus Dares gewählt wurde, der unendlich weiter nach Inhalt, Auffassung und Darstellung von Homer abweicht. In der lateinischen Ilias des sogenannten Pindar Thebanus werden in c. 1100 Herametern hauptsächlich die Begegnisse zwischen Achill und Hektor behandelt, die dann durch summarische Angaben der dazwischenliegenden Ereignisse verknüpft sind. Viele Stellen sind fast wörtlich nach Homer gearbeitet und das Gedicht begrenzt sich ebenfalls durch den Zorn des Achill und die Klage um Hektor. Man hat den Autor in das Mittelalter gesetzt, doch dürfen wir ihn unbeachtet lassen, weil er weiterhin nicht benutzt wurde.

Die nächste äußere Veranlassung dazu, daß das Mittelalter sich diesen Stoffen zuwendete, mochte Virgil geben, der mit der Sage von der Ansiedelung des Aeneas einen Zweig der fremden Literatur für seine Römer adoptirt hatte, so daß nun die jüngeren abendländischen Völker, indem sie ebenfalls ihre Stammsagen an Troja anknüpften, sich in gleicher Weise das griechische Epos als eine nationale Urgeschichte aneigneten. Die befangene Ansicht, daß die neueren Reiche in ihrem politischen Bestehen und in ihrer Cultur nichts Anderes als eine Fortpflanzung der griechisch-römi-

ſchen Welt ſeien, gab dazu ebenſo die Veranlaſſung, wie ſie darin von Neuem Nahrung fand. Hauptſächlich aber war es die wuchernde Kraft des epiſchen Geiſtes, was die Dichter wie zu tauſend anderen Stoffen, ſo auch auf die Ueberlieferungen der antiken Heroenzeit hinführte. Um dieſelbe Zeit als in Byzanz Euſtathius und Johann Tzetzes die letzten Anſtrengungen machten, der Welt ein reichhaltiges Armamentarium für die Erläuterung Homer's zu hinterlaſſen, und der Zweite der Genannten in ſeinen Iliacis nochmals die Sagen von dem Apfel der Eris herauf bis zu den Noſten zuſammenſtellte, erwachte auch im Abendlande das regſte Intereſſe für den Gegenſtand. Schon um 1050 ſchrieben Bernhard von Fleury, gegen Ende des Jahrhunderts Hildebert von Tours leoniniſche Gedichte de excidio Troiae und Simon Capra aurea von St. Victor verfaßte um 1152 eine rhythmiſche Ilias. Auf dieſe folgt der Zeit nach der nordfranzöſiſche Trouvere Benoit de St. More um 1161 mit ſeiner Histoire de la guerre de Troye. Damit ſind wir bei dem wichtigſten, zugleich aber auch bei dem dunkelſten Punkte in der Geſchichte dieſer Dichtungen angelangt. Jenes Werk nämlich, mag nun Benoit oder ein Anderer ſein Verfaſſer ſein, iſt für die deutſchen Dichter die vorzüglichſte, ja für die meiſten Abſchnitte der Sagen die einzige Quelle; denn obgleich ſie häufig Dares und Dictys nennen, ſo waren ſie ſchwerlich mit ihnen bekannt und nahmen die Citate wol aus Benoit herüber. Dieſer gilt uns ferner für den Autor, welcher zuerſt die Umſchmelzung des antiken Stoffes, über dem, wie Dictys zeigt, noch immer der Hauch des Alterthums lag, nach dem Geiſte der romantiſchen Zeit vollendete. Seine Quellen waren Dares und Dictys. Ob ihm aber der Erſtere in einem vollſtändigen lateiniſchen Originale vorgelegen, oder ob er in der That die dürftigen Angaben der Epitome aus eigenen Mitteln ergänzte, dies iſt eine Frage, die ſchwer zu beantworten iſt und ohne Einſicht in ſein nur handſchriftlich vorhandenes Werk gar nicht einmal erörtert werden kann. Von dieſer Zeit ab beherrſcht nun Dares die lateiniſchen und die deutſchen Homeriden. Joſephus Iſcanus oder Devonius (geſt. nach 1210), ein engliſcher Mönch, der mit Richard Löwenherz in das Morgenland zog und deſſen Thaten in einer Antiocheis beſang, dichtete libri sex de bello Troiano nach Dares. Man findet bei ihm jedoch weniger eine epiſche Ausführung der Data, als vielmehr rhetoriſch aufgeſchmückte Declamationen über die Vorgänge und die Perſonen. Für den Ausdruck benutzte er wie Pindar die Sprachmittel, welche Virgil und Ovid darboten. Dieſe Ilias des

Iſcanus zeigt nun auf das Deutlichſte, wie Gedichte ausfallen mußten, welche allein aus der Epitome hervorgingen. Unendlich wichtiger iſt für uns die Historia destructionis Troiae, welche Guido de Columna, Richter zu Meſſina, nach einer langen Unterbrechung 1287 beendigte. Abgeſehen davon, daß es Intereſſe gewährt, zu beobachten, nach welchen Anſichten der Verfaſſer ſeinen Stoff behandelt, erfordert ſeine Erzählung deshalb unſere größte Aufmerkſamkeit, weil ſie mit den deutſchen Iliaden aus einer gleichen Quelle gefloſſen iſt, und es nicht nur erleichtert, von dem unzugänglichen Benoit eine Anſicht zu gewinnen, ſondern auch einen ſicheren Maßſtab gibt, um zu beurtheilen, mit welchem Grade von Selbſtändigkeit oder Abhängigkeit die deutſchen Dichter ihrem Autor gefolgt ſind. Auch Guido beruft ſich auf Dares und Dictys. Seine Aeußerung, daß die Berichte derſelben zu kurz ſeien, läßt uns ſchließen, daß er nur die Epitome des Dares gekannt. Die Ergänzungen aber, die ſein lateiniſcher Roman gibt, ſind eben dieſelben, welche wir bei Benoit finden. Man hat daher nicht zu voreilig angenommen, daß er, wenn nicht Benoit ſelbſt, ſo doch das wälſche oder lateiniſche Original deſſelben gekannt, zumal da nicht nur Anordnung und Behandlung, ſondern auch eingeſtreute Reflexionen übereinſtimmen.

Von deutſchen Dichtern iſt nun zuerſt der Heſſe Herbort von Fritzlar zu nennen[1]). Er überſetzte 1210 das Werk des Benoit, welches ihm der Landgraf Hermann von Thüringen verſchafft hatte. Häufig wiederholt man ſein offenes Bekenntniß, daß er ſich für das fünfte Rad am Wagen halte, um den Mangel an Poeſie in ſeinem Gedichte zu bezeichnen. Er fügt indeſſen nicht ohne jede Selbſtſchätzung hinzu, daß er doch die Straße baue, die Andere manchem Rade bahnlos gelaſſen. Gleichwol wird dadurch ſeine Erzählung nicht poetiſcher; auf ihr laſtet vielmehr außer der ſchwachen Befähigung des Dichters die jugendliche Unbeholfenheit der Zeit. Denn Herbort gehört zu den früheſten Sängern und Veldeks Kunſt und Sprache, an der er ſich ſchulte, war noch keineswegs ſo ausgebildet, daß ſie für den Dürftigen dichtete und dachte.

Anders verhält es ſich mit Konrad von Würzburg. Sein Leben fällt ſchon hinter die Zeit der Hohenſtaufen und der Kreuzzüge. Die volle Blüthe der höfiſchen Poeſie war bereits vorüber, aber noch kam der ganze Reichthum dichteriſcher Gedanken, Em-

[1]) Einen trojaniſchen Krieg des älteren Meißner hat es nie gegeben, vgl. v. d. Hagen, „Minneſänger" IV, 721.

pfindungen und Bilder, den sie hervorgebracht, den Sängern ungesucht entgegen, und der volle Fluß der durchgebildeten Sprache schlang sich von selbst mit seinen Rhythmen und Reimen um jeden Gedanken. Immer sind solche Perioden die gefährlichsten, weil sie den Unbegabten mit dem wohlfeilen Glanze des Ausdrucks über seine Armuth täuschen und der Talentvolle bei dem Wunsche, die goldene Aera zu überbieten, sich nicht beschränken will. In der That scheint es schwieriger, große Zeiten in ihrem Sinken aufzuhalten, als mit ihrem Aufschwunge fortzustreben. Konrad gehört zu Denen, welche jenes schwierigere Ziel nicht ohne Verdienst erstrebten. V. d. Hagen stellt ihn mit Heinrich von Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wizlav von Rügen zusammen, welche, als das Interregnum den ritterlichen Geist zerstörte, noch den Adel und den Zauber der Kunst über die verfallenden Zeiten ausbreiteten. In dem Urtheile der Zeitgenossen stand er sogar höher als der Meißner und auch v. d. Hagen urtheilt[1]), daß er denselben nicht nur durch reineres Hochdeutsch, sondern auch durch Umfang, Mannichfaltigkeit, Reichthum und Leichtigkeit, überhaupt durch Meisterschaft übertroffen und der eigentliche Vertreter der Nachblüthe des Minne- und Meistersanges sei. Konrad wählte ein wandernd Dichterleben; vornehmlich weilte er am Oberrhein und hier mochte er sich leicht angeregt fühlen, ein nordfranzösisches Epos nachzudichten. Daß indessen der Benoit Herbort's seine Quelle sei, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, worüber weiter unten ausführlich. Wir stellen im Allgemeinen voraus, daß diese Lieder von Troja, wie das eine vor, dagegen das andere hinter die Vollendung des deutschen Epos fällt, auch keine reine Durchbildung erhalten haben, indem Herbort mit Unbeholfenheit und Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und Konrad nicht die schimmernde Fülle einer überreifen Kunstentwickelung von sich abwehren konnte. Ueber einen dritten trojanischen Krieg, der nur in einer Handschrift aus dem 14. Jahrhundert existirt, berichtet v. d. Hagen, daß die Entstellung der Namen, Gestalten und Abenteuer kaum auf eine Benutzung schriftlicher Quellen schließen lasse, und daß die Reimerei eher der willkürliche Niederschlag einer verworrenen mündlichen Ueberlieferung sei[2]) Der Versuch, dem Gedichte unter

[1]) „Minnesänger" IV, S. 730, 724.

[2]) Daselbst S. 222. Der angeführte Beleg: anstatt des hölzernen Pferdes diene ein ehernes Roßhaupt über einem Thore nur als Zeichen, entscheidet indessen nicht, da diese Abänderung schon bei Dares und Iscanus vorkommt.

dem Namen Wolfram's von Eſchenbach Anſehen zu verſchaffen, könne daher keine Täuſchung veranlaſſen.

Ehe wir die beiden Hauptgedichte in ihrer Verſchiedenheit näher beleuchten, zeigen wir erſt, in welcher Weiſe das Antike dem Romantiſchen unterworfen wurde, und wie man die Heroenwelt, ſo weit es anging, nach jenem typiſchen Charakter des Ritterlichen, wie wir ihn oben aufſtellten, umgebildet.

Einen Vergleich unſerer Gedichte mit Homer in Betreff der epiſchen Kunſtformen wird Niemand erwarten. Man folgte Autoren, die hierin in keiner Weiſe Vorbilder ſein konnten, und ergab ſich auch da allen zufälligen Anläſſen. Doch ſelbſt wenn wir von aller Darſtellung abſehen, von aller Ausbildung einzelner Charaktere und Scenen, und nur in ſtofflicher Hinſicht die Gedichte gegen einander halten, bleibt es auffallend, wie viel Aechtes und Schönes aus Homer nicht überging und wie viel Anderes ganz unkenntlich wurde. Ein Dictys hat noch Sinn genug für den feierlichen Anfang der Ilias: da ſehen wir den flehenden Chryſes, die tödtlichen Geſchoſſe des rächenden Apollo, den Zorn des Peliden ꝛc.; die Neuern alle kennen das nicht. Der Brand der Schiffe, die Leichenſpiele des Patroklus, der Schild Achill's, weiterhin Laokoon's Schickſal ſind von Einigen übergangen, von Andern oberflächlich berührt und die Referate aus der Odyſſee kann man nicht ohne Entrüſtung über ſolche Stumpfheit leſen. Um die allmähliche Verwäſſerung mancher Rhapſodien zu veranſchaulichen, verfolgen wir die Dolonie. Schon bei Dictys heißt es nur in wenigen Zeilen, Hektor habe den Dolon auf Kundſchaft geſandt, er ſei Diomed und Ulyſſes, welche die Wache beſorgten, in die Hände gefallen und, nachdem man ihn ausgeforſcht, getödtet. Hier iſt nichts übrig von dem ſüßen Grauen jener Nacht, in welcher bange Gefahr, Verwegenheit, Verrath und Schrecken ſich mit der ſchuldloſen Stille der Natur durchkreuzten; nichts von Dolon ſelbſt, dem einzigen Sohne des begüterten Vaters, dem einzigen Bruder unter fünf Schweſtern, der ſo angſtvoll um ſein Leben fleht, dem treuloſe Verſprechungen einen Verrath ablocken, worauf ſeine Schwäche durch das Schwert wortbrüchiger Feinde zu grauſam geſtraft wird, denn noch redend rollt ſein Haupt in den Staub.

Vielleicht verband ſich damit eine unklare Erinnerung an den uralten Gebrauch, mit Pferdeköpfen, die über dem Thore angenagelt oder auf der Neidſtange aufgeſteckt wurden, den Feind zu höhnen und durch ein böſes Omen fernzuhalten. Siehe Grimm, „Deutſche Mythologie", S. 624.

Wenn Dictys an einer andern Stelle den Angriff auf Rhesus nachholt, so geht, abgesehen davon, daß auch hier Alles oberflächlich ist, die Zusammenwirkung der Gegensätze, die bei Homer so bezaubernd ist, gänzlich verloren. Dares sendet beide Fürsten Nachts als Gesandte zu Priamus; Dolon begegnet ihnen und begleitet sie zur Stadt. Dies allein hat auch Guido. Bei Herbort findet sich noch die Reminiscenz, daß Ulysses ihn auf dem Rückwege ausforscht, als er ihm höflich das Geleite gibt. Iscanus kennt ebenfalls nicht Dolon's Tod, und so finden wir ihn bei Andern auch endlich noch unter denen, welche mit Aeneas und Antenor die Stadt verlassen. Die Homerische Darstellung von Hektor's Abschied, sollte man meinen, müßte einen ewigen Eindruck machen und keine Entstellung erleiden können. Bei Dares ist nur kurz angegeben, daß Andromache's Trauer und der Anblick des Astyanar den Gatten nicht zurückhielten. Bei Guido wird Hektor über die Klagen zornig und erwidert iniurias et exprobrationes, die nicht weiter specificirt sind. Bei Herbort hält Andromache Zaum und Stegereif mit beiden Händen und ruft die Frauen zu Hülfe, worauf Hektor wünscht, daß Gott den rasenden Weibern das Leben kürze und der Teufel ihrer walte. Andromache schreit, daß der Saal erbebt und „Alles, was darinnen ist." Sie schilt Priamus einen stinkenden Hund und ein böses Aas; der Teufel habe ihn geblendet, daß er Hektor in den Tod reiten lasse. Zwar erkennt sie bald ihr Unrecht und alle diese Dichter lassen Hektor auch nur deshalb mit harten Worten scheiden, damit sein Tod desto schmerzlicher ergreife; aber wie bald wendet das Auge sich fort von diesen grellen Farben, von diesen gemeinen Ausbrüchen eines maßlosen Affectes, wo Homer unsern Blick durch die leise bewegte Fluth immer tiefer in den Seelengrund der Gattenliebe hinabzieht. Auch Iscanus erzählt, Andromache warf ihrem Gatten den Astyanar in den Weg, damit er ihn erst zertrete, und Hektor habe Blitze auf sie geschleudert. Dictys scheint diesen Stein in der Krone Homer's gar nicht gekannt zu haben.

Aehnliches begegnet uns unten, wenn wir von den einzelnen Dichtern handeln. Im Allgemeinen stellen sich noch folgende Beziehungen zu Homer und dem Alterthume heraus. Obgleich man die Ilias nur vom Hörensagen kannte, pochte man dennoch auf das Verdienst, statt des Homer jene Dares und Dictys gewählt zu haben, und zwar besonders deshalb, weil man bei ihnen statt einer Dichtung wirkliche und wahre Geschichte zu finden vermeinte. So auffallend dies in einer Zeit ist, die sich sonst die ungereimtesten

Eingebungen einer zügellosen Phantasie gefallen ließ, war es doch ein allgemeines Gelüsten, die Troersage, so viel es anging, von der Beimischung des Wunderbaren zu befreien. Dares und Dictys galten für Augenzeugen. Guido erklärt im Prolog, Homer habe die reine und einfache Wahrheit entstellt, besonders durch Einführung der heidnischen Götter; Ovid sei ihm darin gefolgt, einigermaßen auch Virgil: er wolle daher zum Nutzen der Jugend das Wahre wieder von dem Falschen säubern. Diesen Sturm gegen Homer scheint Plato angeregt zu haben. Cornelius Nepos, der angeblich Dares aus dem Griechischen übersetzt, macht in dem einleitenden Briefe die Aeußerung Plato's, daß Homer in Athen pro insano gelte, quod deos cum hominibus belligerasse descripsit, zu einer allgemeinen Ansicht. Dieser Gesichtspunkt befestigte sich. Schon sahen wir oben, wie Veldek alles Götterwesen zu entfernen suchte. Dies gelang auch unsern Dichtern in der Darstellung des eigentlichen Krieges. In frühern Rhapsodien war es nicht möglich, weil hier die Göttermythen zu enge mit der Heroensage verflochten sind. An einer geeigneten Stelle werden wir zeigen, wie sich Jeder zu helfen suchte. Ferner beanspruchte man vor Homer den Vorzug der Vollständigkeit. Dictys allein hat keine zu fernen Einleitungen; doch beschließt er erst mit dem Tode des Ulysses. Dares beginnt mit der ersten Zerstörung Trojas durch die Argonauten, verweist aber wegen der Fahrt nach Colchis und der dortigen Abenteuer auf Andere. Am vollständigsten liegt der Plan bei Guido vor. Er geht in seiner moralisirenden Art von der Betrachtung aus, daß die kleinsten Dinge oft die größten Weltbegebenheiten hervorgerufen, und daß daher insbesondere die Fürsten ihre Launen und Leidenschaften bewachen sollten. Laomedon war so unartig, die Argonauten, als sie bei Troja landeten, fortzuweisen. Deshalb erfolgte die Zerstörung Trojas und der Raub der Hesione. Als Priamus die Stadt wieder erbaute, foderte er die Schwester zurück, und die Weigerung der Griechen veranlaßte die Entführung der Helena ꝛc. Jene Unhöflichkeit vermittelte also die gewaltsamsten Umwälzungen: die Zerstörung der herrlichsten Stadt, den Tod der Tausende, das Elend der Witwen und Waisen ꝛc. Man müßte an der Vorsehung zweifeln; doch aus diesem Unheil erwuchs unverhofft der reichste Segen. Denn von hier aus wurden die Länder der Ferne bevölkert und cultivirt: der Trojaner Brutus zog nach Britannien, Francus nach Francia, Antenor nach Venedig, Sicanus und Siculus nach Sicilien, jener auch nach Tuscien, Aeneas gründet seine Städte in Italien, Diomed kommt nach Ca-

labrien. Der Krieg gewann den Charakter einer Völkerwanderung; nicht Griechenland kämpft gegen Ilios, sondern die Welttheile streiten gegen einander. Denn Europa und Afrika [1]) kämpfen für die Griechen und mit Priamus steht ganz Asien. Hierin sucht man Dares zu überbieten. Selbst Guido, der in seiner antiken Weise besonnen ist, holt schon Perser und Karthager herbei. Sein Troja mit hohen Mauern, prachtvollen Thürmen und Palästen ist eine Weltstadt, wie Rom oder Konstantinopel. Die Gewerbe und Künste, die Institute des Luxus und der Unterhaltung sollen in der ausführlichen Aufzählung die Macht und Regsamkeit des Volkes versinnlichen, welches ganz Asien repräsentirt. Herbort schmückt seinen Katalog mit den fremdesten Namen. Noch weiter geht Konrad: er schaart die Völker zusammen, von denen er gehört und nicht gehört. Auch Ungarland, Rußland, Dänemark, England, Norwegen, die Orkaden, Irland, Spanien, Portugal, Navarra stellen ihre Heere. Ja auch der deutschen Zunge, heißt es endlich, soll man ungern hier vergessen, da die Ritterschaft unserer Lande dort nach Würde gerungen und den Preis erfochten. Alle wurden aber übertroffen von einem Florentinus Turonensis, der in seinem Carmen de destructione Constantinopolitana s. de ultione Troianorum contra Graecos 1496 den Sieg der Türken über die Griechen als den Abschluß jener Fehden betrachtet [2]) Solcher Entwürfe war Homer allerdings nicht mächtig.

Die romantische Färbung der Stoffe war durch Dares und Dictys wenig vorbereitet. Aber ihre Kürze erlaubte, sie ebensowol nach antiken Grundanschauungen aufzufassen, als in ein modernes Gedicht umzuschmelzen. Auch hier fehlte es zunächst nicht an passenden Stoffen für die Minnedichtung. Eine entführte und unbeschreiblich schöne Königin, ein Fürstenbund, der die Schmach vergelten will, sind Dinge, welche für die ganze Farbenpracht der Romantik empfänglich scheinen. Neben Paris und Helena stehen aber auch andere Paare: Jason und Medea, Achill und Deidamia veranlassen äußerst anziehende Episoden. Weiterhin treten Troilus nebst Diomed und Briseis hervor, endlich wieder Achill und Polyxena. Die Heroen selbst entsprechen, gleich denen bei Veldek, nicht jenem frühesten Typus des deutschen Heldenthums, wie wir ihn oben in dem Nibelungenliede fanden, sondern sie stehen bereits

[1]) So ist in Müller's Abdruck 18700 für Asya zu ändern. (Bei der Verszählung kommt hier das siebente Hundert zweimal vor.)

[2]) Gräße, „Die großen Sagenkreise des Mittelalters", S. 116.

in dem Stadium des höfischen Ritterthums. Dies zeigt sich zunächst in ihrer äußern Ausstattung, Bewaffnung und Kampfart. Weniger bei Guido als bei den deutschen Dichtern wird stets die Pracht der Rosse, der Gewänder, die Schönheit der Wappen geschildert. Bei Herbort späht Priamus von der Mauer nach den Feinden und sieht einen Schild von Lasur, in welchem ein Löwe von rothen und weißen Farben gleißet. Herbort gibt den Griechen aus Artigkeit gegen seinen Gönner das hessisch-thüringische Wappen [1]). Der Ruf der Wächter auf den Zinnen, das Aushängen der Schilde, das Aufstecken der Banner, der Schall der Posaunen und Heerhörner, das Lanzenbrechen, bei dem die Pferde stürzen, der Schwertkampf, bei dem die Schläge eine halbe wälsche Meile weit tönen, als ob 1000 Schmiede auf den Ambos schlagen, der Feuerstrom, der von Helm und Panzer sprüht, das Zerschroten des Sammets, der Regen ausgebrochener Edelsteine, die ringsum in Gras und Sand liegen: dies Alles ist vor Troja, wie bei uns. Ebenso schließt man Verträge nach den deutschen Fristen, man legt bei Schwüren die Hand an den Bart; man schwört, um den Eidbrüchigen durch Geißel, Schur und Schlinge zu schrecken, bei Haut und Haar und Weide ꝛc. Nur in den Religionsgebräuchen findet eine gewisse Mischung statt. Die Priester sind bleiche Weissager, sie opfern und lesen in den Bethäusern an ihren Pulten.

Wenn diese heidnischen Gedichte das Moment des Glaubens nur auf eine negative Weise berücksichtigten, so waren sie dagegen für die Minne desto empfänglicher. Die Dichter selbst huldigen den Frauen, indem sie es sich nie erlassen, ihre Schönheit, Anmuth und selbst ihre Kleidung auf das Sorgfältigste zu schildern; ja wo der Raum es doch einmal nicht gestattet, lassen sie eine Entschuldigung einfließen. Außer in jenen Liebesavantüren, die wir besonders betrachten, spricht sich jene Frauenherrschaft allgemein im Verkehre aus. Die Frauen sehen von den Zinnen zu; denn nichts ist zum Streite so gut als ein Blick auf schöne Frauen. Es ist ein reichlich Wappenkleid für jegliches Gemüth, daß man der Weiber Güte an seines Herzens Sinne lege und sich mit ihrer Minne waffne; dadurch gewann auch Hektor einen festen Willen (Konrad). Sie lesen Gebete für ihre Liebsten (Herbort); sie erbitten Schonung für den Besiegten (Konrad); sie streiten, wer des Tages in der Schlacht am meisten Ruhm gewonnen (Herbort). Wie dort

[1]) Vgl. den Commentar zu G. K. Frommann's Ausgabe des Herbort (1837).

Lavinia den Aeneas mit einem Kleinode ausgerüſtet zu haben wünſchte, ſteckt hier Diomed einen Handſchuh der Briſeis an ſeinen Schaft (Herbort). Die Königin der Amazonen beſchenkt Hektor mit dem herrlichen Roſſe Galatea (Guido) und mit koſtbarem Schmucke (Herbort). Hektor pflegt während der Waffenruhe ſeiner Wunden. In ſeine Kammer, die mit prachtvollen Kunſtwerken geſchmückt iſt, kommen Frauen und Ritter, um ihn zu unterhalten. Man verſammelt ſich auch bei Hekuba im Frauengemache zur Unterhaltung. Da wird von der Minne geſungen, von der Weiber Natur und Schöne. Guido ſteht hierin hinter den deutſchen Dichtern weit zurück. Mit Recht hat Frommann hervorgehoben, daß Herbort dieſe Dinge in ächt romantiſchem Geiſte behandelt. Guido gehört einer ſpätern Zeit an. Bei ihm iſt eine Verachtung des weiblichen Geſchlechtes erkennbar und er weicht ihr zu Liebe ſogar von ſeinen Quellen ab. Bei ihm fehlen auch die eben bezeichneten häuslichen Scenen. Er ſchilt auf Helena, daß ſie ſo neugierig war, den ſchönen Paris zu ſehen. Denn wäre ſie fein zu Hauſe geblieben, ſo hätte Paris ſie nicht entführt, ſo wäre nicht die Zerſtörung Trojas, nicht der Tod ſo vieler Helden ꝛc. erfolgt. Wo Andere die Klagen der Frauen um Hektor weit ausführen, bricht er ab, da man ſchon der Weiber Weiſe, zu heulen und zu weinen, kenne. Als Briſeis, die von den Troern ausgeliefert wird, von Troilus in Thränen ſcheidet, freilich jedoch ſich auch bald an Diomed anſchließt, findet Herbort Gelegenheit, nicht nur an die Untreue, ſondern mit Salomo auch an das Lob reiner Weiber zu erinnern. Bei Guido dagegen folgt ein heftiger Ausfall auf die Heuchelei und Falſchheit des Geſchlechtes. Ja im weitern Verlauf weiß Herbort in das Betragen der Briſeis ein gewiſſes naives Sprödethun zu legen, welches gegenüber dem innigen Werben des Diomed ſich nicht ungeſchickt ausnimmt; dies iſt, wie weiter unten klar wird, jedoch auch die freieſte ſeiner Bewegungen und Konrad iſt alle dem gegenüber ein wahrer Heros an Geiſt und Wort.

Das Benehmen der Heroen gegen einander wird durchweg nach der ritterlichen Sitte beſtimmt, und wir müſſen hinzuſetzen, bisweilen veredelt. Die Unartigkeit Laomedon's wird als ein unköniglich Betragen getadelt und bitter gerochen. Einmal hat Hektor die Griechen ſo bedrängt, daß ihr Untergang in ſeiner Hand liegt. Da trifft er mit Aiax Telamonius zuſammen, der als Sohn Heſione's ſein Verwandter iſt. Ein Wunſch deſſelben veranlaßt ihn, alle Vortheile aufzugeben und die Schlacht zu enden, wobei Guido

wieder Gelegenheit hat, zu berechnen, daß die Zerstörung einer so herrlichen Stadt, der Tod so vieler Tausende ꝛc. nicht erfolgt wäre, hätte Hektor sich der kleinen Höflichkeit enthalten, die übrigens ein gewichtiges Seitenstück zu dem berühmten Waffentausche in der Ilias ist. Harte Angriffe mußte Homer wegen des Achill erleiden. Die Schleifung Hektor's zwar hat Guido nicht aus Dictys aufgenommen, doch läßt er gleich diesem den edeln Feind von Achill meuchlings ermordet werden. Nun erzählt Virgil, daß Troilus, als ihn Achill überwand, rückwärts am Wagen hangend mit Scheitel und Haar im Sande geschleift wurde. Dies findet sich plötzlich, ohne daß Dares und Dictys vorangehen, bei Herbort und Guido, und der Letztere bricht darüber in eine heftige Anrede an Homer aus, dem er es als Parteilichkeit anrechnet, daß er einen Mann wie Achill preise, der Hektor meuchlings überfiel, der Troilus angriff, als er ein todter Mann war und endlich die Leiche so unwürdig behandelte. Paris, der auf Hekuba's Geheiß, Achill am Grabe Hektor's überfallen soll, beklagt es, so unritterlich handeln zu müssen. Herbort, der diesen Zug hat, behandelt auch den Kampf des Achill und Hektor mit überraschendem Zartsinn und Gefühl für wahre Größe. Bei ihm reiten Beide grimmig, wie Löwe und Bär, doch offen und ehrlich gegen einander. Als Hektor fällt, hat Achill, wie Alexander an Darius' Leiche, für ihn ein wehmüthiges Lob und Fahrewohl! „Die Deinen werden nimmer deinen Tod verwinden; ich wähne, die Welt zergehe eher, als deinesgleichen wieder geboren wird. Durch Treue und Ehre hast du den Leib verloren. Gott genade dir!" Da Herbort hier von den lateinischen Quellen und Guido ganz abweicht, scheint er selbständig die Scene nach Dietrich's: Gnade dir Gott, lieber Ecke, umgebildet zu haben; ein Vergleich mit Benoit würde entscheiden. Unmöglich konnte jenen Meuchelmord Achill's ein Mann über die Lippen bringen, welcher bekennt: „das wälsche Buch habe von Pelias' Lobe viel geschrieben, was seinem Herzen widerstehe. Aber wären alle Tugenden vereint, die die Sonne je beschien oder die der Mensch je gewann, und hätte sie alle ein Mann, und er hätte der Treue nicht: er könnte ihn nicht loben." Daher wird die Treue der Vasallen, die Milde der Fürsten hoch erhoben. Denn welcher Fürst ohne freie Milde Ehre und Land erfechten will, der schöpft Wasser mit dem Siebe; doch um die Gabe freier Herzen wagt man den Tod (Konrad). Und so reitet Hektor, obgleich selbst voll Blut und Schweiß, allenthalben auf dem Schlachtfelde herum zu den Seinen und den Gästen; er besteht ihre Wunden und ordnet ihre Pflege an (Her-

bort). Wie die Dichter nach ihrer eigenen ritterlichen Gesinnung sich verpflichtet fühlen, den Frauen durch Schilderung ihrer Schönheit zu huldigen, so beobachten sie gewissenhaft den Gebrauch, ihre Helden durch eine ausführliche Darlegung ihrer Vorzüge einzuführen, und endlich die, welche fallen, durch eine Todtenklage zu ehren. Damit verbindet sich denn, wie in der Eneide, die Neigung, feierliche Bestattungen und orientalische Grabmäler hinzuzufügen, die mit Inschriften und symbolischen Bildern geschmückt sind.

Wenden wir uns schließlich noch zu der Verschiedenheit Homer's und der Romantiker in der Darstellung. Keineswegs werden wir Einzelnes vergleichen, wol aber kann nicht ein Merkmal unerwähnt bleiben, welches hier das Antike und das Romantische wesentlich und streng scheidet. Homer's Styl ist episch, unsere Dichter malen und beschreiben. Diese Eigenthümlichkeit durchzieht die ganze Darstellung nach den mannichfachsten Richtungen. Fassen wir z. B. die Natur ins Auge: Konrad beherrscht den reichsten Schatz romantischer Anschauungen und eine unerschöpfliche Fülle des Ausdrucks. Seine Landschaften grünen im reizendsten Frühlinge: der goldene Himmel, die sprudelnden Brunnen, der laubreiche Baum, auf dem jeder Ast seinen besondern Gesang hat: dies Alles wiederholt sich von Zeit zu Zeit mit aller Pracht und Innigkeit. Jason findet den Widder an einem Orte, wo der schönste Wasen war, den ein Auge gesehen. Ein lauterer Bach durchfloß das grüne, von Thau und Blumen schimmernde Gras, in dem der Widder sanft zur Weide ging. Ein Ring von Rosen und weißen Lilien umfing das Gras. Der Bach klingelte und floß durch die Blumen und den Klee. Unter den wilden Kräutern stand ein blühender Mandelbaum, der mit Aesten und Blättern dem Widder kühlen Schatten gab. Auf dem geblümten Reise ließen Lerche und Galander, Drossel und Sittich ihre Sommerweisen erklingen und von dem Getöne wurden Luft und Insel freudenvoll. Herbort hat für solche Bilder nicht Gewandtheit und, wie es scheint, auch keinen Sinn. Guido aber, der im Prolog sich nicht wenig darauf zu gut thut, daß er die knappen Relationen der lateinischen Quellen mit Metaphern, Farben, Transgressionen und allerlei schönen Schildereien ausgeschmückt, gewinnt aus der lateinischen Sprache einen Ueberfluß von Phrasen. Die Jahres- und Tageszeiten unterläßt er nie, erst nach dem Sternlaufe und darauf mit den zierlichsten Naturbildern zu bezeichnen. So lesen wir: Tunc cum incipit tempus blandiri mortalibus in aëris serenitate intentis, tunc cum dissolutis nivibus mollitur (für mollit) flante zephiro crispas

aquas, tunc cum fontes in ampullulas tenues scaturisant, tunc cum ad summitates arborum et ramorum humiditates ex terrae gremio exalantes excoluntur in eis, quare infuscant semina, crescunt segetes, virent prata, variorum florum coloribus illustrata, tunc cum induuntur renovatis frondibus arbores circumquaque, tunc cum ornatur terra graminibus, cantant volucres et in dulcis armoniae modulamine citarisant, tunc quasi medium mensis aprilis effluxerat, cum mare cervicosa fluctuatione laxata iam undas aequaverat factum aequor: tunc praedicti reges Jason et Hercules etc.[1]) Auch Darſtellungen des Unwetters gelingen Beiden nicht übel. Auffallend iſt es, daß höchſt ſelten ausgeführte Gleichniſſe begegnen; gewöhnlich begnügt man ſich, wie in den Gedichten aus andern Sagenkreiſen, durch ein einziges Wort das Simile anzudeuten. Bei Veldek z. B. heißt Turnus ein Adler ſeines Gutes[2]), ein Löwe ſeines Muthes, ein Eckſtein der Ehren, ein Spiegel der Herren. So bezeichnet auch Herbort ſeine Helden nur kurz als Löwen, Tiger, Bären, Eber ꝛc. Einige Male entſchließt er ſich jedoch auch zu längern Vergleichen. So 10990, wie der ſtarke Wind die Federn umtreibt, daß ſie nirgend bleiben weder fern noch nah, jetzt hier und jetzt da: ſo geſchah den Troern. Seltſam genug ſtellt er ein ander Mal Achill's Liebesweh und Zahnſchmerzen zuſammen. Viel reicher findet man Konrad auch in dieſer Beziehung, was einige Beiſpiele zeigen mögen. Er ſagt 2450: wie Roſenwaſſer, und ob ſein ein Fuder wäre, durch einen fremden Tropfen trübe gemacht wird, ſo die ächte Minne durch falſche Gedanken. Daſſelbe Bild findet ſich, auf die Ehre angewendet, in ſeinen andern Gedichten (v. d. Hagen, „Minneſänger", II, 330). Hektor iſt erzürnt wie ein Eberſchwein, wenn es von den Jagdhunden zu ſehr gerupft wird (4036). Wie das Wachs ein Inſiegel formirt nach dem eingedruckten Bilde, ſo ward Achilles Muth geſchaffen nach ſeines Meiſters Lehre (6380). Recht wie eine friſche Roſe, die naß vom Thau trieft und allererſt am Morgen früh aus der Bolle ſchlüpft: ſo nahet Medea (7513). Faſt mit denſelben Worten wird im Parcival die Königin Kondwiramur eingeführt, und auch König Wenzel hat im Minneliede (v. d. Hagen,

---

[1]) Frommann zu Herbort S. XXIII gibt die Parallelſtelle aus Benoit. Er las in ſeinem Guido: molliter flantes zephiri crispant aquas. Ich benutze den alten Druck Incipit prologus, ohne Jahr und Ort.

[2]) Der Adler läßt einen Theil ſeiner Beute für die kleinern Vögel liegen; vgl. Lucas über den Krieg von Wartburg, S. 58.

„Minnesänger", I, 9) dasselbe Bild. Medea's junges Herz verschwingt sich in ihrer Sorgen Strick, wie der wilde freie Fisch sich aus der frischen Tiefe in ein Garn verschwinget (7818). Aehnlich heißt es im Tristan, wo sonst aller Bilderschmuck verschmäht ist: Wie der Vogel von der Leimruthe losstrebt und sich immer fester bindet, so umschlingt die Minne den Sehnenden immer enger. Die Todten fallen von den Rossen, wie gelbes Laub, das dürre und taub geworden, vor der Windsbraut (12514). Wie unter zahmen Schafen ein wilder Wolf griesgrammt und auf sie entflammt wird, so Hercules (12608). Ebenso sagt Lamprecht von dem jungen Alexander, wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr, so sah er, wie der Wolf thut, wenn er über seinem Raube steht. Eine nicht kleine Zahl anziehender Vergleiche entnahm Konrad den lateinischen Dichtern, was wir später zeigen.

Auffallender tritt jener Hang zur Beschreibung bei der Schilderung der Heroen und Frauen hervor. Hier schwindet jede Spur des epischen Styles, der durch Handlungen darstellt; vielmehr wird jene Zeichnung der Personen nach inneren und äußeren Eigenthümlichkeiten fast zum Stamme des Epos, der alles Andere trägt. Dies tritt durchweg hervor; besonders aber an einer Stelle, wo Dares es sich zum Geschäft gemacht, die vorzüglichsten Griechen und Trojaner nach der Reihe aufzuführen und von Jedem eine allseitige Charakteristik zu entwerfen. Dieser Uebergang der epischen Darstellung zur Beschreibung wird immer durch die Malerei vermittelt. Man hat mit Recht hierbei an die troischen Gemälde Polygnot's erinnert [1]) und an die Charakteristiken der Philostrate, welche nach Malern und für Maler entworfen scheinen. Dares und Dictys mögen durch Aehnliches angeregt sein, eine Reihe solcher Portraits durch Worte aufzustellen. Aus dem griechischen Dictys (im lateinischen fehlen sie) entnahmen der byzantinische Chronist Johann Malelas (9. Jahrh.) und nach ihm Andere ihre Schilderungen; die Charaktere des Isaak Komnenus Porph. flossen ebenfalls aus Dictys. Iscanus, Herbort, Guido geben, nachdem die Griechen vor Troja angekommen, ihre Beschreibungen nach Dares, der unter den Troern lebte und während der Treugen oft Gelegenheit hatte, die griechischen Fürsten zu sehen. Uebrigens stimmt Keiner mit dem Andern völlig überein. Ein Meisterstück von unepischer Malerei ist natürlich die Schilderung der Helena. Lessing dankte (im Laokoon) dem Konstantinus Manasses (12. Jahrh.),

[1]) Dederich zum Dares, S. 57.

daß er seine kahle Chronik mit einem Gemälde der Helena ausgeziert. Denn er wüßte nicht, sagt er, wo er sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thöricht es sei, Etwas zu wagen, das Homer so weislich unterlassen. Herbort ist auch hier wortarm: ihre Stirn war offenbar, ihr Auge lauter und klar, rosige Wangen, rother Mund, süßer Athem, Zähne gesund, schimmernde Kehle, Arme blank, schöne Hände, Finger lang, schimmernde Nägel, Haut glatt, Beine weiß wie ein Lilienblatt. Später spricht er noch ein wenig von ihren Tugenden. Bei Guido erblickt Paris die Königin zuerst im Tempel auf Cythera: er starrt sie aus der Ferne an und bewundert die blonden, schneeglänzenden Haare, sub quibus subsidebat frontis lactea et nivosa planicies. Er bewundert die Augenbrauen, die Augen, er bewundert die Nase, die Wangen, er bewundert die zum Kusse anschwellenden Lippen ꝛc., und Guido fügt zu Allem, was Paris bewundert, seine bewunderungswürdigen Vergleiche. Konrad, der sich schon im Preise Medea's u. A. übernommen, betheuert erst in einer langen Einleitung, daß er unmöglich die bodenlose Schönheit dieser Frau, deren Ruhm alle Länder erfülle, würdig rühmen könne, denn er bedürfte dazu der Kunst, die in Salomo's Herzen lag (als er das Hohe Lied dichtete). Doch müsse er seine Pflicht erfüllen, und so schildert er an diesem wilden süßen Psittich das lockige Haar, das aus Gold von Arabia gesponnen; die schönen Augen, aus denen der osterliche Tag mit Wonne spielte; die kohlschwarzen Brauen, die schmal und rein sich hinzogen, wie seidene Fäden; die Nase zu rühmen, sei er zwar zu dumm, doch fehlte ihr nichts, was einer rechten Nase geziemt; die Wangen leuchteten abermals, wie eine Rose, die eben beim Morgenthau aus der Bolle geht. Der Mund brannte röther als ein Rubin, und die süße Minne lag in ihm versiegelt. Die Zähne leuchteten wie neu gefallener Schnee, wie Lilien unter Rosen blühen; das Kinn hatte sein rechtes Maß, der Hals war glatt wie Elfenbein, der Nacken weißer als Kreide, die Arme mit linden Händen und schmalen Fingern gleißten wie ein Schwan. Um den Gürtel war sie wie gedreht ꝛc.; kein Sommer war so heiß, man sah in ihrem Antlitz neuen Schnee, kein Winter so kalt, daß man in ihm nicht frische Rosen fand [1]). So widmet

[1]) Lessing's Andenken wird eine unwichtige Anmerkung entschuldigen. Nach Ovid's Ansicht bei Seneca: decentiorem faciem esse, in qua aliquis naevus, berichtet Dares, daß Helena zwischen den Augenbrauen eine nota gehabt. Lessing wollte mora lesen und dachte an die weiße Fuge zwischen den Brauen.

Konrad, die Einleitung ungerechnet, einer Sache, die Herbort in zehn Zeilen abmacht, 150 Verse, indem er sich an Guido's Quelle anschließt, doch fügt er noch aus eigenen Mitteln 200 für die Kleider hinzu. Damit halten wir uns nicht auf. Wenn Wolfram im Parcival ein schönes Mahl zu beschreiben verzweifelt, weil er dazu nicht halb genug Küchenmeister sei, muß man verwünschen, daß Andere mehr als halb zu viel Schneider und Roßkamm waren. Verfolgen wir diese beschreibende und schildernde Richtung auf einem andern Gebiete.

Es unterscheidet sich von der Objectivität der alten Epiker vornehmlich die auf das Innere gerichtete Kunst des subjectiv gestimmten Mittelalters auch darin, daß nicht die Handlungen den Dichter reizen, sondern vielmehr die Bewegungen des Gemüthes, die Art und Macht der Eindrücke, der stürmische Wechsel entgegengesetzter Neigungen und Entschlüsse. Die Kämpfe sind daher bei weitem nicht so sorgfältig und mannichfaltig geschildert, wie bei Homer. Die Kürze gestattet wieder keine Besonderheit, und daher entsteht durchweg in solchen Parthieen eine große Eintönigkeit, die nur hin und wieder durch einige Abenteuerlichkeiten unterbrochen wird. Mit großer Neigung werden dagegen Berathungen, Botschaften u. dgl. behandelt. Einen Glanzpunkt der Gedichte bilden die Capitel, in welchen Priamus seine Söhne versammelt und ihre Vorträge darüber anhört, ob es rechtlich oder räthlich sei, für den Raub der Hesione von den Griechen Genugthuung zu fordern und einen Krieg zu wagen. Konrad verwendet auf diese Berathungen an 1000 Verse. Ermüdender aber mag nichts sein als die ungeheuern Selbstgespräche bei Konrad, wenn irgendwo ein paar Herzen in Flammen gerathen. Da hören wir erst den Dichter mit unerschöpflicher Redseligkeit über das Wesen der Liebe, über das Wohl und Wehe ꝛc. dociren. Dann wundert sich der Heros in einsamen Tag- und Nachtgedanken, daß seine ganze Natur von diesem Wohl und Wehe umgewandelt werde. Auch die Liebende sucht nun in

---

Iscanns, bei dem die Vollkommenheiten der Königin ebenfalls specificirt sind, umschreibt die nota durch labes und macula, Guido durch modica et tenuis cicatrix, quae miro modo decebat eandem. Er machte also aus der nota eine Narbe. Arioſt verdankt seine berühmte (ebenfalls im Laokoon angeführte) Schilderung der bezaubernden Alcina unsern Gedichten und hat sie vermuthlich nach Guido ausgeführt. Bei H. Sachs (5, 1579 S. 322) läßt sich Maximilian von einem Nigromanten Hektor, Helena und Maria von Burgund heraufbeschwören. Helena, nach Konrad und Guido geschildert, hat zwischen den Augenbrauen ein Mäßlein, was wieder Lessing's Behauptung unterstützt.

endloſen Betrachtungen über das Geheimniß, welches ihr junges Herz zwiſchen Scham und Sehnen herumwirft, Erleichterung, und wohl uns, wenn nicht der Dichter noch ſeine Interpretationen hinzufügt. Dies möge genügen, um das Verhältniß der romantiſchen Bearbeitungen zum antiken Epos zu bezeichnen. Der Umſtand, daß die Dichter der neuen Welt Begebenheiten, Geſinnungen und Affecte ſchildern, während die Alten Handlungen und Charaktere durch Handlungen darſtellten, kommt ſchon in dieſem epiſchen Zeitalter zum Vorſchein, und ſo iſt es auch in der Lyrik und im Drama geblieben.

Sechstes Capitel.

Beſondere Eigenthümlichkeiten der Darſtellung bei Guido, Herbort und Konrad. Das Verhältniß des Letztern zu Benoit und deſſen Nachfolgern. Aus welchen Dichtern des Alterthums Konrad's Troerlied gefloſſen iſt, und auf welche Weiſe ſie benutzt ſind. Ob Konrad ſelbſt das Gedicht Benoit's ergänzt oder ob ihm eine wälſche Umarbeitung deſſelben vorlag.

Es bleibt uns noch übrig, durch einige Vergleiche das Verhältniß unſerer Autoren zu einander zu veranſchaulichen. Guido beherrſcht ſeine Quelle. Er folgt ihr gewöhnlich, doch geſtattet er ſich auch nach freier Wahl Verkürzungen, Erweiterungen und Einlagen, namentlich aus Ovid. Er bezieht ſich auf Manches, was er geleſen; er fügt ſein Urtheil über die Dinge hinzu. Sein Ausdruck wird durchweg von jener Vornehmheit und Grazie getragen, worin ſich das Römerthum und das Ritterthum ohne Zwang begegnen. So ausgeartet ſein Latein in grammatiſcher Beziehung iſt, ſo frei beherrſcht er den dichteriſchen Wortſchatz und man muß eher die Fülle und Zierlichkeit tadeln, als daß uns Unbeholfenheit und Dürftigkeit ſtörten. Bei keinem Andern bemerken wir ſo viel Feſtigkeit in der Anlage und Gleichmäßigkeit in der Ausführung. Er unterſcheidet ſich ferner dadurch von den deutſchen Bearbeitern, daß ihm das Alterthum nicht ſo gänzlich unbekannt iſt. Daher ſtört uns ſeltener die Verſtümmelung der Namen, die Verworrenheit in geographiſchen Angaben. Eigenthümlich iſt ihm ein Anflug von Reflexion. Schon haben wir ſeine Anſichten von dem Zuſammenhange alles Geſchehenden, von den ungeheuern Folgen kleiner Urſachen, von der Vorſehung, die unſelige Vorgänge und Verhängniſſe ſegensreich abſchließe, kennen gelernt. Er moraliſirt über den Leichtſinn der Weiber, über die Verderbtheit der Prieſter, die Leichtfertigkeit der Jugend beim Tanze ꝛc.

Herbort ist im Grunde nicht viel mehr als ein armer Versifex, der in Angst und Schweiß seiner wälschen Quelle die Zeilen nachreimt. Aeußerst selten hatte er zu einer Abweichung Muth genug. Die Anstrengung, welche ihn das Reimen kostete, veranlaßt ihn häufig, die Rede zu kürzen und angefangene Schilderungen abzubrechen. Mit dieser Schwerfälligkeit verband sich Mangel an Geschmack, sodaß sich Künstelei und Rohheit oft auf das Widerwärtigste durchkreuzen. Was ist spielender als solche Schlachtgemälde: Wer mit zwei Beinen in das Gedränge sprang, der hinkte mit einem heraus; wer den Schlag erhob, dem lag die Hand im Sande; wer da wähnte, Hand und Fuß in sein Land heimzubringen, der wurde wie ein Stock behauen; wer sein Pferd mit den Sporen hieb, dem nagelte ein Pfeil das Bein ans Roß ꝛc. Er will angeben, daß der Tod eines Mannes tausend andern Verderben brachte, indem sich für jeden Fallenden ein Rächer erhob, der selber fiel, und führt dies so aus: Einer kam gegen zwei, zwei kamen dreien entgegen, diese gegen vier ritten, vier gegen fünf stritten, fünfe sechs bestunden, sechse sieben überwunden, sieben rannten achte an, achte bestunden neun Mann, neune thaten zehnen Gewalt: stiege ich aufwärts also ꝛc. Zuweilen finden wir einen Nachhall der kurzen energischen Schlachtklänge unserer ältesten Lieder, aber sogleich verliert er sich in rohe Einfälle. Hektor führt seine Ritter von der Walstatt: Von Klage und von Falle, von Rufen und von Tose, von Hurt und von Stoße, von Stich und von Schlage, geschah an dem Tage, daß man es immer klagen mag. Darauf die lästigen Zusätze: Jener ohne Haupt lag, der ohne Hand, der ohne Bein, jenem aus dem Bauche schien Herz und Lunge, jenem lag die Zunge halb auf den Zähnen, die Nase lag diesem auf den Granen [1]), dem lag die Kopfhaut auf dem Bauche, dem wackelte der Bart, jenem waren die Augen verkehrt, diesem blutete die Stirne, Schädel und Hirn, Haar und Ohr lagen ihm in dem Schmuze mit Blut beflossen. Der lag erschossen, der lag erstochen, dieser zerbrochen, dieser zerfetzet, jener zerquetschet ꝛc.

Wir bezeichneten es vorhin als eine Eigenthümlichkeit der romantischen Kunst, daß sie sich gern mit der subjectiven Schilderung der Gemüthslagen beschäftige, und mehr auf die Dialektik der Neigungen, Ansichten und Entschlüsse achte, als auf die Handlungen, die aus ihnen hervorgehen. Das Verhältniß unserer Autoren ist

[1]) Auf dem Lippenbarte.

folgendes: Guido beſchränkt ſich meiſtens auf Relationen, ohne ſeine Perſonen redend einzuführen. Wo er den Inhalt eines Geſpräches angibt, da finden wir bei unſern Dichtern eine Unterredung; wo er eine Stimmung bezeichnet, wird dieſelbe in Monologen entwickelt. Bei Herbort iſt indeſſen Alles noch kurz und dürftig, während Konrad oft alle Mäßigung vergißt. Am auffallendſten unterſcheiden ſich dieſe Beiden in der Darſtellung der Affecte. Herbort übertreibt nicht nur, ſondern er hat auch nicht Geiſt und Gewandtheit genug, um die Vorgänge im Innern darzulegen. Er behilft ſich mit Exclamationen und mit der Ausmalung der Geberden. Als z. B. Laomedon auf dem Schlachtfelde hört, daß inzwiſchen Troja durch Ueberfall eingenommen ſei, ſagt Guido von ihm: Anxiosa suspiria pectoris eduxit ab imis. Herbort erzählt, indem er dies ausmalt, daß ihm die Sinne vergingen, die Wangen verblichen, die Augen ſich rötheten, das Herz ertödtete, die Naſe blich, bei Unmuth, Leid und Schwere ſich Augen und Naſe zum Weinen verzogen. Priamus war unterdeſſen mit ſeinen Söhnen auf einem Kriegszuge. Er erfährt die Zerſtörung Trojas, den Tod des Vaters, den Raub der Schweſter. Quo audito, ſagt Guido, obstupuit Priamus in talium relatione rumorum et prae nimio dolore factus est anxius et in continuis lacrimis flebilem vitam trahens querulis vocibus anxiosa lamenta prodit et cumulat maestuosus. Konrad führt dies Referat in einem Monologe von 90 Zeilen aus. Priamus klagt, daß der Vater ſein edles Blut ſo ohne Schuld vergoſſen; er müſſe, dieweil er lebend ſei, an Freuden ſiechen, daß er nicht zum Schutze bei ihm war. Laomedon's Herz ſei ein Diamant an ritterlicher Stäte geweſen, und nur das Alter habe ihn geſchwächt und ſeine Gegenwehr ſieglos gemacht. Nun liegen tödtliche Schmerzen in des Sohnes Bruſt verſiegelt. Er ruft ſein Wehe über Trojas auserwählte Ritterſchaft, die da zerhauen liege, über Land und Leute, über den grimmen Jammer hochgeborener Frauen, über die Verwaiſung der ſtolzen Mägde, deren Jammer er nun alle Tage ſehen ſolle. Und wenn er ſeiner Schweſter Heſione gedenke, der Blume aller Weiber, wie ſollte er bei ihrer Gefangenſchaft froh bleiben. Ihm zieme mehr, im Grabe zu ſein, als zu leben, da er die Ehre verloren; er möchte von endloſer Herzensklage bei dem Vater todt liegen; doch haben ihn die Götter erhalten, mit ſeinen Helden den bittern Schaden an den Feigen zu rächen oder durch ſie zu ſterben. Priamus Söhne und Töchter ſtimmen in die Klagen ein; nur Hektor weinte nicht; ſein Muth erſteinte zur Rache. Herbort hat zu einem

Seitenstücke weder Gedanken noch Worte. Bei ihm beginnt Priamus zu seufzen und zu klagen; er weiß nicht, wie er gebaren soll; er flucht seinen Jahren; er weint sehr und spricht: O weh, was ich nun klagen mag, o weh, Leid über Leid, o weh, Unseligkeit, o weh, ungerechter Zorn, daß ich die Freunde habe verloren, o weh, schöne Gegend, o weh, reine Burg, daß da wachsen soll das Gras, wo die schöne Troja war, Busch und Haide. Ich sollte vor Leide und vor großer Beschwerde unter die Erde gehen. Ich bin es nicht werth, daß ich je das Schwert führe, ich räche denn das Unrecht.

Diese Zusammenstellung wird das Verhältniß der drei Redactionen anschaulich machen. Wie wenig Herbort im Stande war, das Aechte von dem Falschen zu unterscheiden, möge noch die Klage bei Hektor's Tode zeigen, die man mit Lamprecht's Klage um Darius vergleichen mag. Nachdem der Schmerz der königlichen Familie und des Volkes erwähnt ist, heißt es: Hätten die Steine Witz und Sinne, Thurm und Zinne, Erker und Berfrid [1]), und das Burgthor damit, oben und unten, von dem Fundamente, beide Kalk und Sand, von dem Dache bis an die Wand, und könnten sie sich verstehen, sie mochten geklaget haben. Dies ist nicht viel besser, als wenn Dictys versichert, daß von dem Geschrei der klagenden Troer die Vögel aus der Luft gefallen. Daneben gibt es nun so schöne Züge, wie wenn Hekuba, als auch Paris fällt, ihr Herz einen Pfad nennt, den Sorge und Schwere, Noth und Leid ohne Aufhören betreten. Ueberhaupt sind diese Klagen um Paris nicht ohne Zartheit ausgeführt. Der Schöne fiel in der schönen Zeit, sein Angesicht lag mit Blumen behangen. Helena klagt in vierfach gereimten Zeilen: Stirb, liebe Seele! auch du kommst bald dahin, wo Paris ist; eia Herze, nun brich! ich kann mich doch nicht bewahren vor Sorgen und Leid. Könnten wir beisammen sein, ich wollte meiden der Sonne Schein, Wasser genießen für Wein und Kleie für Brot. Unser kann Keiner genesen; jetzt erfüllen sich Kassandra's Worte. Seliger Mann, süßer Gatte, Frauenehre, Ritterpreis! Daß du hier so verwandelt liegest; was soll aus mir nun werden! Man ist aber gleich in einer andern Welt, wenn derselbe Dichter erzählt, Hektor's Halbbrüder hätten bei seinem Tode so geschrien, daß ihnen die Gurgel groß wurde. Gegensätze dieser Art sind besonders in Bezug auf die Minne auffallend. Der hohe Gesang Kaiser Heinrich's tönt herüber, wenn

[1]) Die Warte.

Achill, von Polyxena's Schönheit ergriffen, ausruft: Wäre alle die Welt an mich gewandt und Leute und Land, die Stärke von Samson, die Schöne von Absalom und Salomo's Weisheit und dieser Welt Reichthum an Silber und Gold, um Minne ich es geben wollte. Wie stimmt zu diesem Fluge das elende Spiel, wenn es heißt: Medea war so schön, daß Jason sie begehrte, auch wenn sie an Gut keines Pfennings Werth gehabt; hätte sie weder Schönheit noch Kleid, so hätte er wegen ihrer Weisheit ihre Minne gewünscht, und hätte sie nichts von diesen dreien, sie wäre ihm wegen ihrer Geberde lieb gewesen, und hatte sie nichts davon, so wäre sie ihm doch wegen ihres Geschlechtes recht gekommen. Er widmete ihr daher zuerst seine Sinne, zum zweiten seine Geberden und Sitten, zum dritten seine Witze, zum vierten sein Antlitz, zum fünften Herz und Muth, zum sechsten Leib und Leben. Unaussprechlich stumpf und roh ist der Einfall, daß Jason, um mit Medea eine Unterhaltung anzuknüpfen, sich noch mehr erlaubt, als Ovid empfiehlt:

Utque fit, in gremium pulvis si forte puellae
Deciderit, digitis excutiendus erit;
Et si nullus erit pulvis, tamen excute nullum.

Tausend Stellen beweisen, daß Konrad's Fehler die Fehler eines Dichters, Herbort's dagegen die eines Stümpers sind. Wir wenden uns nunmehr zu Konrad. Seine Eigenthümlichkeiten sind so hervorleuchtend, daß wir ein anderes Ziel verfolgen können, ohne daß wir jenes frühere, ihn nach seiner Dichtungsweise mit Guido und Herbort zu vergleichen, aus den Augen verlieren. Wir haben nämlich vorhin zwar im Allgemeinen angedeutet, welche Quelle Konrad benutzt; doch wird sich gleich zeigen, wie aufmerksam man diesen Dichter zu lesen hat und daß man ihn nicht mit Dares und Dictys oder Benoit abfertigen kann [1]). Sein Troerlied umfaßt über 60,000 Verse, und außerdem sind die Handschriften noch durch zerstreute Rhapsodien zu vervollständigen. Dieser weite Umfang wird nicht durch die dialektische Art der Darstellung allein hervorgebracht, sondern Konrad hat auch, im Eifer für die Kunst, die Episoden, welche Andere oft nur andeuten, so weit ausgeführt, als es seine Hülfsmittel nur immer erlaubten. Darum kann er

[1]) Ich bedauere, daß mir in Müller's Sammlung kaum die Hälfte seines Werkes zur Prüfung vorliegt. Vielleicht wird die Herausgabe des Ganzen, welche Frommann seit Jahren versprochen, durch die folgenden Nachweisungen gefördert.

vor allen Andern rühmen, daß in das wilde tobende Meer dieſer Sagen viel manche Waſſer toſen, daß es ſo weiten Fluß von Reden habe, daß man's mit Herz und Mund kaum ergründen könne. Oft will ihn die ungeheure Fülle des Stoffes erdrücken, aber ſtets rafft er ſich auf. Er empfand es, daß Künſtler und Kunſtgönner ſeltener wurden; aber wie ihn der Gott geweihet, ſo läßt er darum ſein Singen nicht, ſondern vergnügt ſich ſelbſt, wie die Nachtigall, über die man ein Gezelt von Laub geſtürzt, ſich mit Geſang die langen Stunden kürzet, ob auch Niemand ſie höre.

Dares, Herbort und Guido beginnen mit der Argonautenfahrt. Konrad ſchickt in ungefähr 6500 Verſen voraus den Traum der Hekuba, die Jugendſchickſale des Paris, die Hochzeit des Peleus und der Thetis und endlich die Geburt und Erziehung des Achilleus; alle Anderen übergehen dieſe Dinge oder erwähnen ſie ſpäter nur in wenigen Zeilen. Schon hier begegnet uns die Methode Konrad's, alle Epiſoden als integrante Theile zu behandeln und chronologiſch an einander zu reihen. Für dieſen ganzen Abſchnitt gibt v. d. Hagen Apollodor als Quelle an; indeſſen konnten die wenigen Notizen deſſelben auch aus lateiniſchen Autoren übergehen. Gewiß iſt, daß Konrad hier ſeiner Phantaſie die freieſte Bewegung geſtattet. Daher der friſche ſchwungvolle Ton, der runde Guß, die ſinnvolle Durchbildung, welche immer dieſem erſten Theile die meiſten Gönner verſchafft hat. Daher aber auch die Anklänge an heimiſche Sagen und die völlige Umſchmelzung der Quellen. Als Paris, weil er im Traume der Mutter eine Brandfackel geweſen, von den Knechten im Walde getödtet werden ſoll, ſpiegelt ſich ſein Bild im geſchwungenen Schwerte, und er lächelt die Mörder an, wie eine friſche Roſe. Sie können das Kind nicht tödten und bringen Priamus eines Hundes Zunge. Dies erinnert an deutſche Sagen. Sein idylliſches Minneleben mit der Nymphe Egenoe hat der Dichter wieder ſelbſtändig behandelt; doch kündigt ſich hier die Benutzung einer neuen Quelle an. Paris gräbt, um die Geliebte zu beruhigen, in eines Baumes Rinde: ſo Paris und Egenoe von ihrer Minne ſcheiden, müſſe das Waſſer hinter ſich zu Berge fließen. Bei Ovid in der Heroide Oenone Paridi lieſt man an den Bäumen des Hains:

> Quum Paris Oenone poterit spirare relicta
> Ad fontem Xanthi versa recurret aqua.

Jupiter feiert die Vermählung ſeiner Schweſter Thetis mit Peleus. Alle Götter ſind zugegen, und der Dichter benutzt es,

um uns mit ihrem Wirken und Vermögen bekannt zu machen. Auch Priamus mit einigen Kindern und seiner Ritterschaft ist geladen. Es folgt nun der Apfelstreit, der wieder ganz eigenthümlich behandelt ist. Alle erzählen den Vorgang nur gelegentlich und mit einigen Worten, doch auch ohne wesentliche Abweichung von den alten Nachrichten. Bei Konrad wird Paris in seinem grauen Hirtenkleide, mit Filzhut und Rinderschuhen, in die festliche Versammlung geholt und neben Jupiter gesetzt. Die Göttinnen entkleiden sich nicht, aber sie streiten gegen einander in Reden und zwar nicht ohne ein sinnreiches Darlegen und Abwägen der drei Dinge, die da gewaltig sind und herrschen auf Erden. Für das folgende Abenteuer kann ich mich auf keine antike Grundlage besinnen. Priamus bittet nämlich, von einem dunkeln Naturgefühl geleitet, daß ihm Venus den süßen Knaben für seinen Hof gebe. Dagegen reizen Juno und Pallas den Jupiter zur Eifersucht und auch er will seinen Saal mit dem edlen Knappen blümen. Discordia ist heimlich froh, denn es kommt zu harten Worten und man greift zum Schwerte. Da reitet Mars, bis an die Zähne gewaffnet, mit seinen Schaaren herbei, um den Frieden der Hochzeit zu erhalten. Endlich beliebt es, daß Hektor und Peleus im Kreise der Frauen und Helden den Streit durch einen Zweikampf ausmachen. Der Bräutigam unterlag, erhielt jedoch auf Fürbitte der Frauen das Leben. Paris ging nun, Allen willkommen, nach Troja. Da sucht ihn der Hirt auf, der ihn einst im Walde, wo ihn eine Hindin säugte, gefunden und dann erzogen. Er theilt in der Herberge seinem Wirthe mit, wen er suche. Dieser ist wieder einer der Knechte gewesen, die einst den Knaben tödten sollten. Der Wirth vertraut das Geheimniß, daß Priamus' neuer Knappe des Hirten Pflegling und des Königs Sohn sei, Nachts seiner Frau, wird aber von dem Hirten belauscht, worauf derselbe Morgens an den Hof eilt und gerade zu rechter Zeit kommt, um zu hindern, daß Hektor seinen Bruder tödtet, der ihn beim Waffenspiele durch einen ungeschickten Schlag gereizt. Jener Wirth leugnet Alles und schmäht auf den Fremdling, doch entschließt er sich endlich, nachdem ihm Vergebung zugesichert, die Wahrheit zu gestehen. Alles ist froh; nur Priamus denkt des Traumes und trauert. Ein Spielmann, der an den Hof kommt, sucht ihn vergebens durch seine Tänze und süßen Leiche aufzuheitern und stellt ihm vor, daß wer an seiner Stelle sei, nicht betrübt sein dürfe. Priamus gibt ihm seine Gewänder und heißt ihn auf seinem Throne sitzen; oben wird jedoch das blanke Schwert an einem Roßhaare

aufgehängt. Endlich verscheucht die lautere Schönheit des Paris doch alle Sorgen. Ob man in allen diesen Dingen eine dunkle Ueberlieferung der Sagen von Oedipus, Cyrus und Romulus, die endlich noch mit der Anekdote von Damokles gewürzt sind, annehmen soll oder nicht, kann schwerlich entschieden werden; doch drängt sich hier schon die nicht minder wichtige und ebenso schwierige Frage auf, ob Konrad selbst das Material gesammelt und geordnet, oder ob er eine wälsche Vorarbeit benutzte. Die Beziehung auf Benoit reicht hier nicht aus, wenn man von Dares, Herbort und Guido, die nichts von diesen Dingen haben, auf ihn zurückschließen darf.

Konrad hat inzwischen schon eine andere Rhapsodie vorbereitet. Auf jener Hochzeit kündigte Proteus der jungen Gattin die Geburt und das Schicksal des Achilleus an. Nunmehr finden wir den Knaben bei Chiron, dem Thetis ihn anvertraute. Es tritt eine neue Quelle ein; denn die Geschichte der Erziehung ist zwar nicht aus Apollodor, aber aus einem alten Autor entlehnt, was wörtliche Anklänge unzweifelhaft machen [1]). Chiron ließ den Knaben von einer Löwin säugen. Er ließ ihn vor den wilden Thieren nicht fliehen (visisque docebat arridere feris). Er fütterte ihn mit dem Beinmarke der Löwen und Bären (semanimesque traxisse medullas). Der Zögling schlief Nachts auf hartem Steine neben dem Meister (ingenti saxum commune magistro). Wenn wo eine linde Haut von Eis auf einem tiefen See lag, so mußte er im Fluge über den Wag laufen und den Fuß nicht netzen (primo fluvii torpore — glaciemque levi non frangere planta). Chiron ließ den Strahl vom Bogen schwirren und er mußte dessen Schwingen voreilen (praemissa tela sequi). Er schickte ihn in die Bärenhöhle, wo er die Jungen von der Brust der Mutter zuckte (turbare cubilibus ursas). Wenn die wilden Wasser sich in dem Walde ergossen und tobend manche Steine mitwälzten (qua saevior impetus undae), so ertrug er, mit nackten Beinen auf einem Steine stehend, die grimmen Stöße. Auch fehlen nicht Gesang und Saitenspiel.

Die angeführten Stellen findet man am Schlusse der Achilleis des Statius. Ich werde auch künftig in den Zusammenstellungen mehr ausführlich sein, als sonst angemessen wäre. Denn es kommt, da meines Wissens die Quellen Konrad's nirgends behandelt sind, darauf an, Beweise zu geben. Ferner sollen die Vergleichungen

[1]) 5760—6490.

zeigen, auf welche Weise die Autoren benutzt sind. Dies Letztere erfordert eine besondere Aufmerksamkeit, weil dadurch nicht allein unsere Ansicht von dem Dichter an Klarheit gewinnt, sondern auch die wichtige Frage, ob er unmittelbar aus lateinischen Dichtern schöpfte, oder nur wälschen Redactionen folgte, nach beiden Seiten scharf herausgekehrt wird.

Unabhängig von Statius unterrichtet Konrad den Achill noch in manchen andern Dingen: er läßt ihn Schachzabel spielen, wilde Rosse zähmen, Mühlsteine, die vom Gebirge rollen, mit dem Schilde auffangen, in brennende Häuser eindringen u. dgl.

Achill war der trefflichste Jüngling, nur Jason machte ihm seinen Ruhm streitig. Da war Achill's Vater eifersüchtig und wollte den Nebenbuhler, dessen Vetter er war, entfernen. Mit dieser Verwechselung des Peleus und des Pelias wird die Argonautenfahrt angeknüpft. Bei den Andern kommt aus Nachlässigkeit jene Verwechselung ebenfalls vor, doch ohne Einfluß auf den Gang der Begebenheiten. Konrad allein (vielleicht auch Benoit) hielt seinen Irrthum fest. Auch später, wo die Andern Peleus mit Hercules nach Troja führen, hat Konrad wunderbarerweise nicht ihn, sondern er überträgt seine Rolle dem Telamon; denn Peleus ist ihm inzwischen durch Medea umgekommen, auch ausdrücklich von Thetis und Achilleus beklagt worden. Die Fahrt der Argonauten, ihre Landung in Troja, die Ausweisung durch Laomedon; ferner die Ankunft in Colchis, und die Neigung zwischen Jason und Medea werden nun von Konrad offenbar nach Benoit erzählt. Denn seine Abweichungen von Herbort und Guido, welche Beide auch nicht völlig übereinstimmen, sind der Art, wie sie schon verschiedene Handschriften veranlassen können. Dies betrifft jedoch nur das Materielle; sonst muß man festhalten, daß Konrad mit aller Freiheit nachdichtet, während Herbort nur übersetzt oder gar nur excerpirt. Viel seltener finden sich daher bei Konrad und Guido völlig gleich lautende Stellen, während Herbort und Guido mit Benoit und mit einander so oft wörtlich übereinstimmen. Die Aehnlichkeit Konrad's und Guido's ist gleichwol so bedeutend, daß man behauptet hat, der Letztere sei von Konrad benutzt worden [1]). Innere Gründe widersprechen nicht; allein man übersieht, daß Guido seinen Roman 1287 endete und Konrad in demselben Jahre starb. Verfolgen wir nun weiter die Begebenheiten.

Medea hat mit Jason eine nächtliche Zusammenkunft verab-

[1]) Siehe Frommann zum Herbort und Gräße, „Sagenkreise", S. 121.

redet. Die Gäste werden indessen von Aeetes so wohl unterhalten, daß sie in ihrer Kammer Stunde um Stunde vergebens wartet. Guido bezeichnet durch einige Züge ihre Ungeduld. Konrad benutzt die Situation, um uns theils in Monologen, theils in Relationen, die etwa 400 Zeilen füllen [1]), Medea's Kämpfe zwischen Scham und Liebe, ihr Schwanken zwischen dem Vater und Jason zu schildern. Diese psychologischen Malereien, die man dem Dichter so verargt, sind aber Zug für Zug aus Ovid's Metamorphosen VII. herübergenommen. Ich werde nur die hauptsächlichsten Stellen anführen. Medea ruft bei Konrad: Ich will die Flammen von mir treiben, die mein Gemüth entbrannt haben

Excute virgineo conceptas pectore flammas.

Was mir gut oder schädlich sei, das habe ich beides wohl erfahren, und mag mich doch nicht bewahren vor schädlicher Schwere;

— video meliora proboque
Deteriora sequor.

Doch ließe ich ihn sterben, so hätte mich eine Tigerin getragen, und nicht ein königliches Weib —; ich wäre an meinem Herzen gleich dem harten Steine;

Hoc ego si patiar, tum me de tigride natam,
Tum ferrum et scopulos gestare in corde fatebor.

Wenn er ein anderes Weib nähme, so flösse mir großer Jammer zu; doch wähne ich nicht, daß er das thu; sein Leib ist so tugendhaft ꝛc.

Virque sit alterius? —
— sed non is vultus in illo,
Non ea nobilitas animo est, ea gratia formae.

Wenn ich mit ihm fahre, wie soll ich aber kommen dar auf dem Meere tief und weit, da wildes Wunder inne liegt den Kielen zu einer Lage: da will ich auf dem Wage mich zu Jason schmücken; wenn ich beginne drücken mich in seinen linden Schoß, so werd ich aller Sorgen bloß [2]).

Quid? quod nescio qui mediis incurrere in undis
Dicuntur montes? ratibusque inimica Charybdis —
Nempe tenens quod amo, gremioque in Jasonis haerens
Per freta longa ferar; nihil illum amplexa timebo.

---

[1]) 8525—8930.

[2]) Lage = Hinterhalt, Wage = Wogen, schmücken = schmiegen.

Für Jason's Kämpfe ist wieder das wälsche Buch benutzt. Herbort bricht dann ab, weil Benoit ihm nichts von den fernern Schicksalen der Medea darbietet. Guido deutet dieselben auch nur summarisch an. Konrad dagegen konnte die romantischen Schilderungen, welche sich an die Verjüngung des Aeson knüpfen, unmöglich übergehen. Mit großer Anschaulichkeit hat er das düstere Grauen, welches auf dem Zauberwesen ruht, darzustellen vermocht. Jene tiefe Stille in der bewölkten Mondnacht, die Beschwörung der Hecate auf der Wegscheide, die Fahrt auf dem Drachenwagen zu den Bergspitzen Thessaliens, wo die kräftigen Kräuter wachsen, ihre geheimnißvollen Zurüstungen am Zauberkessel: dies Alles tritt uns mit gleicher Lebendigkeit, wie bei Ovid, entgegen, aber mit größerer Innigkeit und Wahrheit. Einzelne Abweichungen rechtfertigen sich leicht. Die Worte der Beschwörung, bei deren Frevel der Wald erkracht, die Felsen spalten, der Wind erbraust, Laub und Blüthe, Gras und Kraut ihre Stengel wegen; die Figuren und Charaktere, deren Zeichnung Finsterniß und Sturm mit Hagel und Regen hervorruft, entsprechen den Vorstellungen des Zeitalters von der schwarzen Kunst. Wo Ovid die einzelnen Berge Thessaliens nennt, übergeht Konrad die Namen, welche ihn nicht interessiren, und die Aeußerung an dieser Stelle: ich will die Rede kürzen, scheint zu beweisen, daß ihm in der That Ovid vorlag. Nimmt er zu den Bestandtheilen des Zaubertrankes Wasser aus dem Paradiese, das Hirn einer Krähe, das Herz einer Schlange und das Horn eines alten Hirsches, der in der Brunst erschlagen war, wo Ovid frembere Dinge nennt, so liegt darin nicht der Beweis des Gegentheiles. Seltsam aber ist es, daß nunmehr der Tod des Peleus folgt, während doch die Bekanntschaft mit Ovid eine solche Verwechselung hätte hindern sollen; es werden hier aber, wie angeführt, Thetis und Achill als Gattin und Sohn erwähnt, und Medea tödtet ihn wegen seines Neides gegen Jason. Ovid führt nun weiter die Fahrten der Medea aus, bis er ihre Rache an Jason und Creusa erzählt. Konrad begnügt sich mit dem Letztern und kann ihm nicht mehr folgen. Denn er habe sich eine große Noth ausgesondert, und ob seiner noch hundert wären, sie hätten Kummers genug damit, daß sie das Werk mit Ehren zu Ende brächten. Doch sei sein Gemüth fest ꝛc.

Nach dieser Einlage [1]) trifft er wieder mit den Andern zusammen und die folgenden Capitel, welche die Zerstörung Trojas durch

[1]) 10245—11369.

Hercules [1]), den Aufbau der Stadt durch Priamus, ferner dessen Berathung mit seiner Familie und dem Volke und endlich Paris' Abreise nach Griechenland enthalten, sind augenscheinlich nach der wälschen Quelle bearbeitet. Man muß nur keine völlige Uebereinstimmung fordern. Wie viele Aenderungen konnte schon die vage Form der Abschriften mit sich bringen und der Geschmack band sich ohnehin an keine Treue. Daß Konrad wirklich Benoit gekannt, will ich durch einige gleichlautende Stellen aus Guido erweisen, die durch die Zufälligkeit und Unwichtigkeit ihres Inhaltes an Beweiskraft gewinnen. In dem Capitel de fundatione erwähnt Guido wieder, daß Laomedon's Unhöflichkeit den Untergang Trojas verschuldet, und fügt hinzu: Viri providi diligenter advertant, quales fiunt in hoc mundo caeci rerum eventus, quam necessario deceat homines a frivolis etiam et levibus iniuriis abstinere. Habent enim in se saepius leves iniuriae adinstar ignis, cuius modica scintilla caecis alimentis nutrita sub cinere subito in maximas et adurentes flammas exhalat. Konrad hat an derselben Stelle (13030) den Gedanken, daß großes Ungemach oft entstehe, recht wie ein starkes Feuer von einem kleinen Funken. Darauf folgt: Ich höre weise Leute sagen und sie gemeine sprechen, daß seinen Schaden oft mancher rächen will, doch mit der Rache sich in größer Ungemach stürze. Dies holt Guido nach in einem spätern Capitel, wo von Priamus' Rache gehandelt wird: Sane non advertisti, quod vulgariter dici solet, et quod plerisque hominibus dicitur accidisse, quia dum sua contendunt vindicare dedecora ex crescentibus malis maioris dedecoris involvuntur augmento. Agamemnon beruhigt Menelaus über den Raub der Helena (23350): aus Augen und aus Herzen soll man nicht Wasser vergießen; man solle aus tiefen Wunden des Blutes Regen schlagen; bei Guido: non curis anxiis aut fluviis lacrimarum honor quaeritur aut vindicia. Ense igitur petenda est ultio, non murmure querelarum etc.

Inzwischen hat Konrad schon wieder eine vorbereitende Sage in ein zweites Stadium gebracht. Als Troja aufgebaut wurde, begann von Neuem die Besorgniß der Thetis und sie mußte Achill durch eine tiefere Verborgenheit schützen. Die Episode Achill auf Skyros [2]) erzählt Keiner, auch Benoit nicht. Man erräth, daß wir

[1]) Das von Frommann bekannt gemachte Fragment vom Tode des Hercules habe ich gegenwärtig nicht bei der Hand.

[2]) 13392—17300.

zu Statius zurückkehren. Die Umdichtung ist in der gewöhnlichen Weise erfolgt: Scenen oder Gedanken und Empfindungen, die Statius kurz andeutet, sind reich ausgeführt. Mit Vorliebe verweilt der romantische Dichter wieder bei Allem, was die Minne angeht, und wo Statius den Ton des heroischen Gesanges erhebt durch Gleichnisse, durch Beziehung auf andere Mythen, durch Rücksicht auf die Kämpfe, welche inzwischen die griechischen Fürsten vorbereiten, zieht sich der Dichter gleich in die Laube der Minne zurück. Ihn reizt es im Geschmack eines Gottfried von Straßburg (wie er an dieser Stelle auch Tristan erwähnt) den wilden Jüngling in der Rolle eines Mädchens und in seiner sinnlichen Gluth zu schildern. Deidamia, die sanft und keusch, wohlwollend und ohne Argwohn mit der vermeinten Freundin umgeht, gewinnt, was bei dem epitomatorischen Tone des Lateiners fehlt, hier wirklich einen Charakter. Die Liebe des eben aus der Schule Chiron's entlassenen halbwüchsigen Jünglings wird von den ersten verschämten Regungen der Sinnlichkeit bis zum muthwilligen Scherzen, von da bis zur nichts achtenden Begierde verfolgt. Viel freier begleitet das deutsche Gedicht hier sein Original, als in der Episode von der Medea; doch ist der Faden der Erzählung ganz beibehalten, und von Zeit zu Zeit finden sich Anklänge, die auf die Verwandtschaft mit Sicherheit schließen lassen. Einige Belege wollen wir hinzufügen.

Thetis findet ihren Sohn nicht in der Höhle Chiron's. Der Lehrer klagt bei Konrad über die Wildheit des Zöglings, der beständig die Waldthiere verfolge und die andern Centauren zu Beschwerden nöthige, da er sie mit Raub und Brand beschädige und ihre Ochsen und Geis wegtreibe.

— ipsi mihi saepe queruntur
Centauri raptasque domos abstractaque coram
Armenta et campis semet fluviisque fugari.

Achill kommt an, mit Staub und Schweiß bedeckt, und wirft einen jungen Löwen, den er auf dem Rücken trägt, in die Höhle. Die Mutter erschrickt über seine Wildheit, doch beruhigt sie sich ein wenig, als er und Patroklus beim Mahle mit Singen, Harfen ꝛc. beweisen, daß sie in Chiron's Schule nicht gänzlich verwildert. Im lateinischen Gedichte folgen der Reihe nach das sudore et pulvere — catulos (leaenae) apportat — attonitam vario oblectamine mulcens.

Noch mehr entscheiden die folgenden Verse. Thetis überlegt, wohin sie den Sohn verbergen soll. Thracien ist ihr wegen sei-

ner Kampfluſt gefährlich (proxima sed studiis multum Mavortia Thrace). Die Macedonier heißen hier gens dura; bei Konrad verwirft Thetis ſie wegen ihrer Untreue gegen Alexander. Lemnos heißt nur non aequa viris, Konrad erklärt den Ausdruck durch die Erzählung des Männermordes. Andere Namen werden übergangen. Thetis beſchließt nun, den Sohn in der Nacht zu entführen, und läßt ſich mit ihm, der im tiefſten Schlafe liegt, von Delphinen nach Skyros bringen. Hier ſchaltet Konrad die wunderliche Fabel ein, daß Achilleus in eine durchſichtige Fiſchhaut gepackt und dann zwiſchen zwei Delphinen durch das Meer getragen wurde. Das Gedicht ſelbſt gibt dies als eine Nachbildung von Alexander's Fahrt in der Taucherglocke an, indem der erwachende Achill ſich verwundert fragt, ob er Alexander's Geſelle geworden ſei, um die Ungeheuer der Tiefe zu beſuchen.

Statius zwei Verſe

> Quae loca? qui fluctus? ubi Pelion? omnia versa
> Atque ignota videt dubitatque agnoscere matrem.

geben Stoff zu 79 Zeilen. Ganz unzweifelhaft wird es, daß Statius hier zum Grunde liegt, durch die Aufnahme eines ſeltenen Bildes, obgleich daſſelbe nicht genau an der entſprechenden Stelle ſteht.

Thetis ſagt zu Achill (14237—54): Ich that recht, als der Vogel thut, der ſeine Frucht hervorbringen will und eine Stätte zum Neſte küren. Er flieget hin und flieget her, verſuchet Holz und Feld, bis er den Baum finde, auf dem er vor dem Winde und vor der Schlange ſicher ſei, damit er ſeine Brut bewahre: ſo habe ſie im Herzen manches Land durchfahren, um Achill zu verbergen. Statius ſchildert die Unruhe der Mutter, als ſie Nachts überlegt:

> Qualis vicino volucris iam sedula partu
> Iamque timens, qua fronde domum suspendat inanem,
> Providet hinc ventos, hinc anxia cogitat angues,
> Hinc homines, tandem dubiae placet umbra, novisque
> Vix stetit in ramis et protinus arbor amatur.

Die Ankunft auf Skyros, die raſche Neigung für Deidamia, welche den trotzigen Jüngling gefügig macht, ſind nun mit der breiteſten Ausführlichkeit behandelt, und wie ſtets wird mit unverſiegbarer Vorliebe das Sehnen der erwachenden Neigung, die Umwandlung, die in dem Menſchen vorgeht an Herz, Sinn und Geberden, geſchildert, wo Statius mit vier Herametern am Ziele iſt. Thetis kleidet nun Achill in Frauentracht und lehrt ihn enge und leiſe

Schritte, züchtige Blicke, beſcheidene und keuſche Worte. Er gehorcht, doch war ihm, wie einem wilden Fohlen, das in ſeiner Freiheit ging und nun Zaum und Sattel dulden ſoll:

— effrenae tumidum velut igne iuventae
Si quis equum primis submittere tentet habenis —
Incessum motumque docet fandique pudorem.

Achill oder Jocundille wird von den Mädchen empfangen, doch gewinnt Deidamia vor Allen ſeine Gunſt. Sie thaten wie Tauben, deren etwa viele bei einander wohnen; wenn eine fremde unter ſie geflogen kommt, ſo wird ſie ſchön empfangen. Die Schaar umringt ſie mit Girren und Koſen. Endlich entführt eine ſie mit Gewalt und geht mit ihr zu Neſte. Dieſer Vergleich gehört wieder zu den ſtärkſten Beweiſen für die Entlehnung, obgleich er etwas anders gewendet iſt.

Qualiter Idaliae volucres, ubi mollia frangunt
Nubila, iam longum coeloque domoque gregatae,
Si iunxit pennas diversoque hospita tractu
Venit avis, cunctae primum mirantur et horrent:
Mox propius propiusque volant, atque aere in ipso
Paulatim fecere suam, plausuque secundo
Circueunt hilares et in alta cubilia ducunt.

Mit der lebhafteſten Vorliebe iſt nunmehr der Umgang Achill's mit Deidamia ausgemalt; nach einzelnen Zeilen des Statius werden ganze Scenen entworfen. Mancher liebliche Zug iſt hinzugefügt, wie wenn Deidamia den ſtillen Kummer Achill's anfangs der Sehnſucht nach der Mutter zuſchreibt, es nicht anſehen kann, daß ſein Herz ſich ſo verquält und ihn durch Spaziergänge in den frohen Feldern zu zerſtreuen ſucht. Dagegen ſind auch die Ausbrüche der Sinnlichkeit mit einem an Ovid erinnernden Muthwillen behandelt, der ſich in Enenkel's Chronik zur Frechheit ſteigerte [1]).

Wie ſchon angegeben, ſtimmen unſere drei Autoren bis zur Ankunft des Paris in Griechenland überein. Die Entführung der Helena aber wird von Konrad nicht nach Benoit erzählt, ſondern Ovid's Heroiden Paris Helenae und Helena Paridi verwandeln ſich diesmal in eine Reihe von Vorgängen und in eine bedeutende Unterredung [2]).

Paris wird in Sparta von Menelaus, bei dem er ſich als

[1]) Gervinus I, 479.
[2]) 20176—22406.

einen karthagiſchen Prinzen einführt, freundlich als Hausgenoſſe aufgenommen. Die Nähe Helena's ſteigert täglich ſeine heimliche Liebe. Er ſitzt tiefſinnig bei Tiſche und ſein Trinkgefäß fällt ihm um. Er ſchreibt mit Wein ſein Amor auf die Tiſche, und wenn Helena die Tochter küßt, ſo nimmt er dieſe heimlich auf den Arm und herzt ſie. Bei Ovid ſchreibt Paris dies Alles der Helena, indem er um ihre Gunſt wirbt:

Dum stupeo visis (pectoribus), nam pocula forte tenebam,
Tortilis a digitis excidit ansa meis.
Oscula si natae dederas, ego protinus illa
Hermiones tenero laetus ab ore tuli.

In der Antwort geſteht Helena auch, jenes Amor oft auf den Tiſchen geleſen zu haben. Menelaus iſt abgereiſt; Paris erklärt ſich nun in derſelben Weiſe, wie ihn Ovid ſchreiben läßt. Ich fordere von Euch großen Lohn, den ich wol verdient habe (indem er der Weisheit und dem Reichthume entſagte) —

Praemia magna quidem sed non indebita posco.

Die Fahrt war mir nicht ſchwer — die Winde thaten mir nicht weh; Cytherea dedit faciles auras ventosque secundos. Er ſei nicht ins Land gekommen, um Städte und Burgen zu beſchauen, deren daheim viel ſchönere ſind

Nec venio Graias veluti spectator ad urbes
Oppida sunt regni divitiora mei.

Euch hat mein Herz erkannt, ehe mein Auge die wunderbare Klarheit ſah; —

Te prius optavi quam mihi nota fores
Ante tuos animo vidi quam lumine vultus.

Nun fällt bei Konrad eine lange Stelle aus, welche das iudicium Paridis enthält. Dann folgt bei beiden Dichtern, daß der Ruf ihrer Schönheit gelogen, da er weit kleiner als die Wahrheit ſei. Das hat mich nicht gewundert, fährt Paris bei Konrad fort, daß Theſeus Euch freventlich entführte, wol aber, daß er ſolchen erwählten Raub ſo leicht zurückgab; er ſelbſt ließe ſich das Haupt mit einem Schwerte abſchlagen, ehe daß er eine ſo reiche Habe ohne alle Frucht von ſich ließe.

Quod rapuit, laudo; miror, quod reddidit unquam:
Tam bona constanter praeda tenenda fuit.
Ante recessisset caput hoc cervice cruenta
Quam tu de thalamis abstraherere meis.

Paris ſchildert bei Konrad ſeine Pein, wenn er ſehen mußte, wie Menelaus die Gattin an die Bruſt drückte, mit den Armen umfing und küßte, wie ſie bei Tiſch gütlicher Dinge pflegten. Da habe er müſſen den Becher vor die Augen halten, damit ſeine Blicke ſie nicht ſo gebaren ſähen.

Poenitet hospitii, cum me spectante lacertos
Imponit collo rusticus ille tuo.

— — —

Oscula cum vero coram non dura daretis,
Ante oculos posui pocula sumta meos.

Die zweite Hälfte des Briefes ſetzt Leſer voraus, die mit entlegenern Mythen bekannt ſind, und iſt darum übergangen. Nunmehr folgt eine Antwort Helena's, die ungeheuer genannt werden muß. Sie zerlegt bis ins Kleinſte ihre Pflichten, die Schande, den Schaden für Troja: Alles, was nachher den Völkern und ihr begegnete, ſieht ſie voraus, und der Dichter merkt leider nicht, wie eine beſonnene Rede von 867 Verſen die ganze Natur der leidenſchaftlichen Situation zerſtöre. Wol aber konnte das Alles in einer andern Form äußerſt reizend ausfallen, und hier begegnet uns jene geiſtreiche, durchaus meiſterhafte Heroide Helena Paridi, die bei Konrad ſo genau wiedergegeben iſt, wie keine andere Partie. Sogar einzelne Sprüchwörter ſind mit unverändertem Ausdruck beibehalten; z. B. Ihr wiſſet, daß man verliert, was man auf den Sand geſäet,

Quid bibulum curvo proscindere litus aratro.

Iſt Euch nicht kund, daß hohen Königen Gewalt beſchert iſt?

An nescis longas regibus esse manus?

Und ſo fort bis zum Schluſſe adhuc tua messis in herba est, Das Ihr da wollet ſchneiden von herzlicher Treue, das iſt noch in der Reue.

Wir nähern uns dem letzten Theile des Müller'ſchen Abdruckes; auch hier noch findet Konrad die wälſche Erzählung ungenügend. Dares, Herbort und Guido wiſſen nur, daß die griechiſche Flotte durch einen Sturm aufgehalten wurde, weil Agamemnon vergeſſen, der Diana ein Opfer zu bringen. Sie kennen nicht die Erlegung der Hindin und Iphigeniens Schickſale. Konrad erzählt alſo hier wieder nach einem andern Autor, nur nicht, wie Frommann angibt, nach Dictys [1]). Dieſer miſcht Achill in die Vorgänge und

[1]) Zu Herbort 3599.

weicht in Allem ab. Konrad dagegen schließt sich genau an Ovid, Metam. XII. Dies beweist schon, daß er, abweichend von den Andern, das Orakel von der Schlange und der Vogelbrut vorausschickt und daß er gleich eine Schilderung der Fama folgen läßt, was Alles bei Ovid an derselben Stelle steht. Ueberdies gibt es hier wie oben wörtliche Anklänge.

Nach allen diesen Zusammenstellungen ist nun zuerst sicher, daß Konrad ebenfalls den Benoit vor sich gehabt. Zu prüfen dagegen bleibt noch, ob alle die Einlagen und Aenderungen, welche sich durch das wälsche Buch hindurchschmiegen, von dem deutschen Dichter herrühren, oder ob ihm bereits eine wälsche Vervollständigung und Umarbeitung des Benoit vorgelegen. Folgende Gründe sprechen für die erste Annahme. Konrad zeigt in den Abschnitten, welche sichtbar mit Herbort und Guido übereinstimmen, eine große Unabhängigkeit und so konnte er Muth und Befähigung genug besitzen, auch aus den lateinischen Quellen, die in derselben Weise benutzt sind, unmittelbar zu arbeiten. Ferner ist, so bald er sich den Stoff im Ganzen geordnet, sein Anschluß an das Latein im Einzelnen oft so genau, daß wir unmöglich einen Durchgang des Lateinischen durch die französische Sprache annehmen können. Man sieht ferner aus der Consequenz, mit welcher der Dares des Benoit immer aus dem Ovid vervollständigt wird, daß der Verfasser unmittelbar beide Autoren vor Augen hatte. Oft ist es, als ob man dem Dichter bei seiner Arbeit auf die Hände sieht. Alle erzählen z. B., daß Menelaus dem Paris auf der Fahrt nach Griechenland begegnete, damit dieser das Haus und Helena unbewacht findet. Bei Konrad dagegen bleibt Menelaus noch eine ganze Zeit heimisch und dies aus keiner andern Ursache, als weil die Ovidische Epistel benutzt werden sollte, in welcher Paris schreibt, daß ihm der Anblick der ehelichen Zärtlichkeit so viel Unruhe gemacht. Ferner waren die lateinischen Autoren, aus welchen Konrad die Episoden entlehnt, die allerzugänglichsten, und wenn er der Sprache unkundig war (er dichtete jedoch auch Anderes nach dem Latein), so möchte immer noch eher anzunehmen sein, daß ihm eine deutsche Uebersetzung des Ovid und des Statius zu Gebote stand, als daß er nur einen wälschen vervollständigten Benoit vor sich hatte. Endlich spricht Konrad selbst in der Einleitung davon, daß sich in diesen Sagen Brüche finden, und daß er dieselben leimen wolle. Dem Allem steht nun ein Umstand von großer Bedeutung entgegen; es ist der, daß Konrad nirgends an Ovid und Statius denkt, sondern ganz wie die Andern von seinem Dares schwatzt. Ferner kann man

ſich nicht erklären, wie Jemand eine ſo große Unwiſſenheit, einen ſo gänzlichen Mangel an Kritik zeigen könne, der auch nur einen lateiniſchen Autor kennt. Indeſſen iſt auch hierauf nicht ein zu großes Gewicht zu legen. Herbort hat jene famoſe Stelle ebenfalls aus Ovid, und Guido wieder bezieht ſich beiläufig oft auf Ovid, ohne daß ſie dieſe Bekanntſchaft mit dem Alterthum in albernen Angaben ſtörte. Dies führt uns weiter zu einer nahen und doch wol unauflöslichen Schwierigkeit. Es hat ſich nämlich Niemand um die Quellen Benoit's bekümmert, obgleich doch auf der Hand liegt, daß unſer kleine Dares unmöglich für ihn ausgereicht haben kann. Will man nun nicht unſerer Vermuthung beiſtimmen, daß wirklich ein vollſtändigeres Original des Dares dem Mittelalter bekannt geweſen, ſo fragt ſich, woher hat denn Benoit ſeine Ergänzungen? Waren nicht ſchon von ihm außer Dares alte Autoren benutzt worden? Ich möchte zu dieſer Unterſuchung nur mit einem Beiſpiele anregen. Die Gaben, mit denen Medea den Aeſoniden ausrüſtet, ſind bei unſern drei Dichtern ziemlich dieſelben. Sie beſtehen in einem Götzenbilde, in einer Salbe gegen das Feuer, in einem geſteinten Ringe, in einer Schrift mit Zauberformeln und in einer feſtern oder flüſſigern Maſſe, den Drachen einzuſchläfern. Ich glaube, daß dieſe Dinge ſchon in die wälſche Quelle aus Ovid aufgenommen ſind, daß wir hier gleichſam eine Auslegung der Medicamina und des Lethaeus succus finden, daß jene Beſchwörung, die Jaſon dreimal abließt, nur ein Erſatz für die Carmina auxiliaria iſt, welche Medea murmelt. Ja ſelbſt jener Siegſtein könnte an die Stelle des Ovidiſchen silex getreten ſein, welchen Jaſon unter die Kämpfer wirft. Wenigſtens werde ich mit dieſer Annahme nicht ſo arg irren, wie Guido, welcher hinzufügt, daß Aeneas ſich ebenfalls eines unſichtbar machenden Ringes bediente, weshalb es bei Virgil heiße

— graditur fido comitatus Achate.

Konrad erzählt nach Ovid, daß nach dem Siege Jaſon's die Liebenden ſich nur ſchwer einer frohen Umarmung enthielten, die ihr Geheimniß verrathen hätte. Auch Guido erwähnt den Umſtand, und wenn er ihn in Benoit fand, ſo würde dies wieder darauf führen, daß ſchon Benoit ſeinen Dares aus Ovid ergänzte. Selbſt die Eneide wagte aus dieſem die Fabel von der Arachne aufzunehmen. Ja oft ſcheinen die Angaben eben deshalb ſo verſchieden zu ſein, weil Ovid ſich unbeſtimmt ausgedrückt hatte. Er ſagt z. B. nur auro potitur: da ſchlüpft bei Konrad der Widder freiwillig

aus dem Vließ, bei Guido wird er getödtet, bei Herbort lebend entführt. Die Schleifung des Troilus beweist, daß man auch Virgil zu Rathe zog. Benoit hat, um die Leser mit Asien bekannt zu machen, eine lange Stelle aus Julius Honorius Kosmographie. Könnte man über Benoit hinausgehen, wie vielfach würden sich die Dichtungen der Alten vor unsern Blicken durchkreuzen, bis die ganze Masse durch Ausscheidung und Assimilation die Gestalt gewann, welche wir viel zu schnell in der Epitome des Dares zu finden glauben.

Siebentes Capitel.

Weitere Ausbreitung der Troersagen. Ihre Benutzung zu genealogischen Herleitungen, Vergleichungen, zu mimischen Darstellungen und Bildwerken. Ovid's Metamorphosen. Novellenstoffe. Pyramus und Thisbe. Die Matrone zu Ephesus. Amor und Psyche. Der griechische Roman; sein Verhältniß zur Romantik des Mittelalters. Apollonius von Tyrus. Die Aufnahme und Nachbildung einzelner griechischer Fictionen.

Keine der verschiedenen Bearbeitungen fand einen solchen Beifall, als die von Guido. Sie verdankte diesen Vorzug wohl hauptsächlich dem Umstande, daß sie in Prosa abgefaßt war und somit den Uebergang von dem Epos zum Romane, welcher der ganzen Wendung der folgenden Zeit entsprach, vermitteln half. In den Niederlanden benutzten Jacob von Maerlant und Andere vermuthlich Benoit. Die Dänen dagegen erhielten noch im 17. Jahrhundert ein Volksbuch nach Guido und die schwedischen und isländischen Trojanersagen haben vermuthlich dieselbe Quelle. In England schloß John Lydgate um 1420 sich in seiner rhythmischen Darstellung ebenfalls an Guido. Nirgends aber wurden die antiken Mythen so fleißig behandelt, wie in Frankreich, von wo die erste Bewegung ausgegangen. Schon Benoit verfaßte außer dem trojanischen Kriege eine Eroberung Thebens und eine Aeneis. Einen neuen Aufschwung nahmen diese antiken Gedichte durch die Begünstigung Philipp's des Guten von Burgund. Sein Capellan Raoul le Fevre dichtete nach Guido und Lydgate einen troischen Krieg. Ferner wird ihm ein Roman von Jason und Medea zugeschrieben, womit die Stiftung des burgundischen Ordens vom goldenen Vließe 1430 in Verbindung steht. Auch soll er der Verfasser eines Romanes von Herkules und eines anderen von Oedipus sein, welcher Stoff vielleicht schon auf die Ausbildung

der Jugendgeschichte des Paris bei Konrad Einfluß hatte, wie wir später andere Nachklänge in den Legenden entdecken. Zu den beliebtesten Episoden der Troersage gehörte die von Troilus und Briseis oder Chryseis. Von Albertus Stadiensis aus dem 13. Jahrhundert gibt es schon einen lateinischen Troilus in elegischem Maß. Shakespeare benutzte zu Troilus und Cressida die Iliade le Fevre's oder Lydgate's. Ueber alle diese Dinge verweisen wir auf den von Gräße gesammelten Apparat, wo noch interessante Notizen andeuten, wie man immer bemüht war, spätere historische Ereignisse mit jenen ältesten Erdichtungen in Zusammenhang zu sehen und ferner auch noch frühere mythologische Anfänge aufzusuchen[1]) Die Einführung des ächten Homer beginnt erst mit den lateinischen Uebersetzungen im Zeitalter der Restauration der Wissenschaften[2]). In Deutschland waren besonders die Uebertragungen Guido's durch Hans Mair[3]) von Nördlingen und Heinrich von Braunschweig, beide aus dem 14. Jahrhundert, beliebt. Der letzte scheint, nach den Citaten in Dederich's Dares zu schließen, seinen Autor aus Konrad ergänzt zu haben. Außerdem wurden die Sagen in die Chroniken von Rudolph und Enenkel aufgenommen und so pflanzen sie sich in loser Gestalt in die Novelle und das Drama fort. Wie man mit den Stammsagen spielte, so wurde im Waltharius und sonst Hagen ein Trojaner, Pandarus der Cognat des Schützen Werinhard genannt. In der Wilkinasage heißt Hiltgund die Tochter des Ilias von Griechenland[4]). Die unter J. Rothe's Namen bekannte thüringische Chronik vermählt einen jüngeren Priamus mit der Riesin Theotonica und nennt neben Hagen und Kunehilt auch Sifrid als Nachkommen[5]). Hierin liegt eine Andeutung auf die mythischen Anfänge der adeligen Stammbäume und die Einführung der Namen Hektor, Achill, Nestor ꝛc. Nach einer merkwürdigen Erfindung gilt bei J. Turnmeyer Hektor für den treuen Eccard. Er sei mit deutschen Frauen dem Priamus zu Hilfe gezogen, ruhmvoll heimgekehrt und sitze nun am Thor der Hölle, um die Leute zu warnen und zu lehren, wie sie sich halten sollen[6]). Harmloser mochte man die Heroen der Ilias in Vergleichen feiern, doch Alexander überstrahlte sie alle. Dagegen

[1]) „Sagenkreise", S. 123—131.
[2]) Schöll, „Geschichte der griechischen Literatur", I, 124.
[3]) Nicht Mair, worüber Frommann in den Zusätzen zu Herbort.
[4]) Grimm, „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts", S. 104.
[5]) Lucas, „Ueber den Krieg von Wartburg", S. 38.
[6]) v. d. Hagen, „Minnesänger", IV, 431.

diente neben Venus vorzüglich Helena zum Maße der Schönheit. Gottfried hat von der Tyndaride gelesen, aber die süße Ysod läßt ihn glauben, daß die volle Sonne nie in Mycene und in Griechenland aufging, sondern hier ertagete. Rudolph von Rotenburg, der in gleicher Art auch an Lavinia und Pallas erinnert, singt von Helena, es lagen ihretwegen 100,000 vor Troja todt, noch gerner mag man um seine Herrin Noth leiden. Mit dem Puppenspiele Faust begann ein neues Weltjahr ihrer Unsterblichkeit. Dagegen gedenkt Dacian im heiligen Georg des Reinbot ihrer Untreue, als seine Gemahlin den Weg zur Schwerttaufe wählt; er gebietet dieselbe zu hüten, damit ihm Georg nicht zum Paris werde ꝛc. Der welsche Gast empfiehlt den Jungfrauen, sich an den Frauen des Epos zu bilden und nennt auch Andromache, Penelope und Oenone. Man scheint zur geselligen Unterhaltung dieselben Stoffe in kürzeren Liedern behandelt zu haben. Tristan harfet im Wettkampf mit dem Spielmann den Leich von Dido. In der Liebesgrotte gedenkt er mit Isold voll süßer Wehmuth trauriger Geschichten, des Vließes von Thraze, der armen Kandaze und Dido's. Wolfram bezieht sich gerne auf die Eneis. Er erwähnt den Baum (statt der Grotte), wo Aeneas Dido gewann, die stolze Burg zu Karthago, Turnus und das Grabgewölbe Camilla's. Friedrich von Husen klagt, daß seine Schöne gegen ihn spröder sei als Dido gegen Aeneas ꝛc. Mit der Dichtkunst wetteiferten mimische Darstellungen zumal in Frankreich. Philipp der Gute ließ 1453 zu Lille die Kämpfe des Jason mit dem Drachen, mit den Ochsen und die Zaubereien der Medea aufführen. Ebendaselbst stellte man 1468 beim Einzuge Karl's des Kühnen das Urtheil des Paris vor. Die kleine und dürre Person der Pallas hatte man mit einem Buckel versehen, während Venus in frischer üppiger Fülle auftrat und Juno ihre Majestät in Leibesgröße und Magerkeit andeutete. Bei der Vermählung Karl's mit Margaretha von York wurden die Arbeiten des Herkules gegeben, bei jener Karl's VI. mit Isabelle von Baiern spielte man die Eroberung Trojas [1]). Der Alexandersage wurde ein ernster Scherz entlehnt, als der Dauphin Karl, wie Darius dem Alexander, Heinrich V. einen Ball überschickte. Unsere ähnlichen Dramen von H. Sachs beruhen ebenfalls noch nicht auf dem neuen Kreislauf der klassischen Studien. Auch Malern und Bildnern scheinen die antiken Mythen willkommen gewesen zu sein. Unter den Schätzen, um welche

[1]) Flögel, „Geschichte des Groteske-Komischen (1788), S. 202 ff.

Blanscheflur von Flores' Vater verkauft wurde, befand sich ein kostbarer Napf (Vulkan hatte ihn geschmiedet und Cäsar einst besessen), auf welchem der Apfelstreit und der trojanische Krieg abgebildet waren. Den letzten sah man auch auf dem Wagen der Venus im Gott Amur, und auf dem Kamm, welchen Reineke für die Löwin zurückgelegt, stand wieder der Apfelstreit in den allersubtilsten Bildern. An Verwandtes in Odo's Herzog Ernst ist oben gedacht. Wie bei kirchlichen Festen heidnische Götter unter den Vermummten erschienen, waren die Münster zu Straßburg, Freiburg und Basel mit Scenen aus der Thiersage und der Mythologie geschmückt. Zu Trier sah man 1473 in der Kirche auf den Teppichen, mit welchen die Chöre verziert waren, neben der Passion und den Martern auch Trojas Zerstörung abgebildet.[1])

Von der Uebertragung ganzer epischer Dichtungen des früheren Alterthums wüßten wir nichts Namhaftes mehr anzuführen, als die Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid vom Jahre 1210. Sie scheint bis auf den Prolog verloren. Dagegen gibt es noch eine Umarbeitung von Georg Wickram aus Colmar, die seit 1545 in mehreren Auflagen gedruckt ist. So sehr häufig, namentlich in unseren älteren literarischen Schriften[2]) von jener alten Uebersetzung die Rede ist, kennt man doch nichts Anderes, als was Wickram mittheilt. Er erzählt, der Landgraf Hermann von Thüringen habe auf seinem Schlosse Zechenbach einen wohlgelehrten Mann mit Namen Albrecht von Halberstadt gehabt, der mit großer Arbeit die 15 Bücher in Reime gestellt. Wickram selbst, obwol des Lateins gar unkundig, habe weil das alte Teutsch und die kurzen Reime unlesbar seien, die Reime ganz neu umgearbeitet, doch gebe er zur Probe von Albert's Schreibart die Vorrede unverändert. Grimm bedauert den Verlust des ursprünglichen Werkes, weil sich in ihm vielleicht Namen und Gestalten aus dem heidnischen Volksglauben der Heimat gefunden. Ebenso erwünscht wäre die Vergleichung eines so alten deutschen Ovid mit Konrad's Trojanischem Kriege. Manche Fabeln mochten frühe allgemeiner bekannt werden, und die Uncorrectheit deutet auf eine mündliche Ueberlieferung. Der Marner erzählt: Ritter Anteus bewaffnete sich mit seinem krystallenen Spiegelschilde und schlug der Gorgo das Haupt ab: so sollen die Fürsten thun, wo ein falsches Haupt

---

[1]) Meister, „Beiträge ꝛc." (1780), II, 190; Mone und Aufseß, Anzeiger ꝛc. (1834), S. 64; Maßmann zu Lambert.

[2]) Jördens, „Lexicon ꝛc." (1806), III, 613.

sei[1]). Der von Gliers gedenkt des keuschen Hippolyt. Auch der Tanhuser scheint Ovid gekannt zu haben. Anziehender mochten Rhapsodien sein, die sich nach dem Momente der Minne romantisch behandeln ließen und theils wegen ihrer Rundung und Kürze, theils auch wegen ihrer größeren Innigkeit dazu geeigneter waren, als jene Sagen von Paris und Helena, Aeneas und Dido. Daher wurden, seitdem die Novelle das Epos verdrängte, bekannter als jene Paare Orpheus und Eurydice, Theseus und Hippolyta, Pyramus und Thisbe. Lebhafter jedoch als bei uns wurden diese Stoffe von den italienischen Novellisten ergriffen. Wahrhaft volksthümlich kann man nur die Erzählung von Pyramus und Thisbe nennen. Sie ist zweimal lateinisch bearbeitet[2]). Ein deutsches Gedicht geht unter dem Namen Konrad's[3]). Man sollte meinen, daß der Gegenstand noch häufiger gewählt wurde, da die Treue jenes Paares so sprüchwörtlich wurde, wie die Liebe Tristan's und Isoldens, in deren Geschichte sie auch erwähnt werden. Doch mochte die Bekanntschaft mit dem deutschen Ovid für die Beziehung im Weinschwelg, in den Gedichten des von Gliers, des Tanhuser's, Frauenlob's und vielleicht noch Anderer ausreichen. Die italienischen Dichter brachten abermals die Sage in Umlauf, bis sie durch Shakespear's Spott in Unehre gerieth. Das deutsche Gedicht[4]), in einem breiten und weinerlichen Tone, hat übrigens die Erzählung sehr verwischt und ist vielleicht nicht einmal unmittelbar aus Ovid hervorgegangen. Auch diese Fabel befindet sich unter den Bildern am Münsterchore zu Basel. Jene Teppiche, auf welchen man mythologische Scenen nach den Dichtern darstellte, gaben ihrerseits wieder Anlaß zu Gedichten. Man vermuthet, daß der Umhang des Blicker von Steinach[5]), der verloren ist, aber von den Zeitgenossen sehr geschätzt wurde, einen solchen Teppich beschrieb, der erotische Fabeln aus dem Ovid enthielt. Ein Gedicht, welches merkwürdig ist, weil sein Stoff aus einem seltenen Buche genommen ist und nicht jenen Sagenkreisen angehört, ist die Wiener Meerfahrt. Athenäus erzählt, daß lustige Brüder zu

---

[1]) v. d. Hagen, „Minnesänger", II, 245. Im Wartburgkriege werden Herkules' Irrfahrten erwähnt, doch nur in einer Lesart, das. III, 655.

[2]) Leyser, Hist., S. 2066 und 2088.

[3]) Hagen und Büsching, „Literarischer Grundriß ꝛc." (1812), S. 321. Im Trojanischen Krieg wird auch der Fabel gedacht.

[4]) Haupt, „Zeitschrift", VI, 504.

[5]) v. d. Hagen, „Minnesänger", IV, 254. Solche mythologische Umhänge kennt auch das französische Alexandergedicht, Weismann, II, 309.

Agrigent so lange gezecht, bis sie sich einbildeten, auf einem Schiffe zu sein, daß sie, da der Boden beim Sturme schwankte, die Sachen zum Fenster hinausgeworfen und endlich noch die Wache, welche eintrat, für Tritonen nahm; das Wirthshaus habe seitdem die Triere geheißen[1]). Diesen Schwank verlegt der Verfasser eines deutschen Gedichtes nach Wien. Seine Erzählung ist schwerfällig und hat ungeschickte Aenderungen, doch fehlt es nicht ganz an Heiterkeit, und der Dichter schilt auf die neue Welt, die über dem Durst nach Gold und Ehre frohen Sinn und guten Wein zu schätzen verlernt. Auch das Beste, was die römische Romanliteratur darbot, blieb nicht unbenutzt. Dahin gehört zunächst das Milesische Märchen von der Witwe zu Ephesus, welches aus Petronius in die Sieben weisen Meister und in Fabelsammlungen überging und mit diesen sich nach allen Ländern verbreitete[2]). Noch anziehender mochte die Episode von Amor und Psyche aus Apulejus sein, die gleichfalls bis in die neuesten Zeiten hin die Dichter angeregt hat. Nach ihr verfaßte der anglonormannische Trouvere Denis Piramus am Anfange des 13. Jahrhunderts seinen Roman Partenoper de Blois. Der argwöhnisch gemachte Ritter tritt in einer Nacht mit der Lampe an das Bett der Geliebten, die sich alle Nachforschungen verbeten, worauf sie ebenfalls durch einen fallenden Oeltropfen erweckt wird[3]). Von einer deutschen Bearbeitung dieses Gedichtes sind nur Fragmente vorhanden. Auch sonst gibt es Erzählungen, namentlich Feengeschichten, in denen ein Paar in heimlicher Liebe glücklich ist, bis sie der Mangel an Vertrauen und Genügsamkeit scheidet. Das Vorzüglichste dieser Art ist uns in dem Märchen von der Melusine überliefert. Auch der Schwanritter verpflichtet die Herzogin von Brabant, als er sich mit ihr verheirathet, nicht nach seiner Herkunft zu fragen. Das Geheimniß raubt ihr alle Lebensfreude, und sie bricht das Gelübde, worauf er sich von ihr trennen muß. Der Umstand, daß so oft die Dame und nicht der Ritter (wie Amor) die geheimnißvolle Person ist, könnte eine Entlehnung zweifelhaft machen; indessen sind die Nebenumstände, hauptsächlich in jenem französischen Gedichte, zu ähnlich, und eine Umwandelung lag sehr nahe, da nach der abendländischen Mythologie für ein solches Motiv sich die Meerfrauen in ihrer halb menschlichen,

[1]) Aufseß und Mone, „Anzeiger" (1834), S. 46. Ueber den Burggrafen von Theben, welchem der deutsche Dichter den Stoff verdankt, s. Haupt, „Zeitschrift", V, 243.

[2]) Val. Schmidt zu Petr. Alfonsus, S. 54. Dunlop, S, 41.

[3]) Dunlop, S. 176.

halb elementarischen Natur besser schickten. Das zweite Moment der alten Dichtung, die endliche Erhöhung der verachteten und vieldulbenden Psyche über ihre neidischen Schwestern, soll sich in dem Märchen von der Aschenbrödel verjüngt haben[1]). Indessen ist es mit diesen Herleitungen immer eine mißliche Sache. So liegt zum Beispiel Göthe's Gedicht der Gott und die Bajadere ein ganz ähnlicher Gedanke zu Grunde, und doch möchte schwerlich ein historischer Zusammenhang zwischen der griechischen und der indischen Legende anzunehmen sein.

Solche Epopöen, die nur durch Namen und lokale Anknüpfung ein antikes Colorit suchen, wie Athis und Profilias, oder einen verworrenen Nachhall alter Dichtungen mit allen möglichen romantischen Elementen vermischen, wie die Kinder von Limburg, können nicht ohne große Ausführlichkeit besprochen werden und diese verdient die Sache nicht.

Was zuletzt angeführt worden, steht mit dem antiken Epos nicht mehr in nächster Verbindung, sondern führt uns bereits zum erotischen Romane und zu der Novelle. Mit dem Untergange Griechenlands erstarb für den Heroismus des antiken Epos jede Empfänglichkeit. Es wurde nie mehr volksthümlich, sondern beschäftigte nur die Kunstliebe der Gelehrten. Man suchte in Asien eine neue Heimat, wo kein republikanisches Staatsleben mehr die Energie anfrischte, sondern die Umwandlung der öffentlichen und häuslichen Sitten, Müssiggang und Weichlichkeit jene Unterhaltungslectüre hervorriefen, welche sich nur an eine überspannte Phantasie und die kränkelnde Empfindung wendete. Dieser Entartung verdankten die Milesischen Märchen, die durch Aristides gesammelt wurden, ihren Ursprung. Mit einer schlüpfrigen Erotik verband sich jenes schwer zu bestimmende Gemisch von Abenteuerlichkeiten, welches die Reiseromane, die Räuber- und Zaubergeschichten anhäufen. Bei dem unaufhaltsamen Hinwelken einer Literatur, deren Wurzeln abgestorben waren, gelang es schwer, der neuen Gattung eine edlere Seite abzugewinnen. Das Höchste leistete Heliodor (4. Jahrhundert) in seinen Aethiopicis und neben ihm Longus (5. Jahrhundert), welcher sich an der tradionellen Idealität des Schäferlebens läuterte, während Andere, wie Achilles Tatius, kaum fähig waren, ihre Abenteuer planmäßig zu ordnen, und trotz der Vorliebe für psychologische Schilderungen kaum einen Charakter zeichnen konnten. Dieses orientalisch-griechische Gepräge scheint

[1]) W. Menzel, „Literaturblatt" (1846) Nr. 87.

ſich viele Jahrhunderte hindurch unverändert erhalten zu haben und ſo zeigt auch der uns beſonders wichtige Roman von Apollonius von Tyrus aus dem 11. Jahrhundert in den materiellen Elementen keine Abweichung. Nun finden ſich in der romantiſchen Poeſie der abendländiſchen Völker ganz ähnliche Richtungen. Vorzüglich gehören dahin die Artusgedichte, die lombardiſchen Sagen, welche Brautfahrten behandeln und die Amadisromane. Aber nicht dies allein, ſondern die ganze Umſchmelzung der alten Heldenlieder in das ritterliche Minneepos ſcheint mit jenen griechiſchen Romanen zuſammenzuhängen, und es handelt ſich darum, dieſen Zuſammenhang und den Weg der Vermittelung nachzuweiſen. Es würde alſo, was unſeren antiken Sagenkreis insbeſondere angeht, in Betracht kommen, welche Zwiſchenſtufen der Formation den Alexander der Geſchichte und den der franzöſiſchen Epiker, die Ilias des Homer und die des Benoit trennen. Solche Werke, wie Kalliſthenes, Dares und Dictys ſcheinen die Uebergänge nicht hinreichend zu bezeichnen, und für die anderen Sagenkreiſe kennt man nicht einmal Zwiſchenglieder von ſolchem Werthe. Nachrichten, wie die von einem griechiſchen Originale des Perceforeſt, welches Alexander in England abfaſſen ließ, ſind eine zu neue Erfindung[1]). Es würde vielmehr zunächſt von Gewicht ſein, daß in Armorica und auf den von Gallern bewohnten Küſten Brittanniens ſchon frühe durch die Römer eine Bekanntſchaft mit jenem griechiſchen Romane eingeleitet werden konnte, welche, wenn nicht die Aufnahme des Sagenſtoffes ſelbſt, ſo doch eine andere Wendung und Umbildung der heimiſchen Mythen zur Folge hatte. In dem Gepäcke eines römiſchen Offiziers fand man, als Craſſus bei Karrhae unterlag, die Novellen des Ariſtides. Siſenna überſetzte dieſelben und Ovid entſchuldigte ſeine leichtfertige Erotik mit dieſem Vorbilde. Petronius unterhielt den Hof Nero's mit Eingebungen der wildeſten Sinnlichkeit. Er ſowol wie Apulejus kannten die Mileſiſchen Fabeln und noch Hieronymus tadelte es, daß man eine ſo entnervende Lectüre nicht aufgab[2]). Es iſt gewiß, daß der Verkehr mit den Römern, die erſten zufälligen Mittheilungen nicht nur aus der Götter- und Heldenſage, worauf wir ſchon in der Einleitung hinwieſen, ſondern auch aus den Schriften, welche dem abenteuerlichen und ſinnlichen Geſchmacke der Maſſen huldigten,

[1]) Die Angaben des Romanes über ſeine Quelle ſind abgedruckt bei Gräße, „Sagenkreiſe", S. 229.

[2]) Bähr, II, 362.

ſchon frühe auch bei den galliſchen und celtiſchen Völkern tiefe Spuren zurückließen. Möglicher Weiſe hatte auch die Verbindung der Gothen und Normannen mit dem griechiſchen Reiche eine ähnliche Wanderung der Sagen zur Folge. So iſt es auch nicht ohne Bedeutung, daß der Ruodlieb eine Gegenwart ſchildert, welche ſich augenſcheinlich unter griechiſchen Einflüſſen geſtaltete, ohne daß es erſt immer der Bekanntſchaft mit beſtimmten Büchern bedurfte. Denn die Denkart der neueren Völker war überhaupt vor Guttenberg weit weniger ein Product der Bücher, als nach ihm. Wenn nun aber im Allgemeinen der Irrthum längſt veraltet iſt, das ganze romantiſche Epos etwa von dem griechiſchen Alexanderromane abzuleiten, an den ſich zunächſt die Karlsſage geſchloſſen[1]), ſo wird es auch kaum geſtattet ſein, jener erotiſchen Dichtung der Griechen im Beſondern die ähnlichen Schöpfungen der abendländiſchen Romantik zuzuſchreiben. Es durchkreuzen ſich zu viele angeborene Richtungen, zu viele Culturwege, und ſo finden ſich auch die Eigenthümlichkeiten des griechiſchen Romanes immer mit ſo vielen fremdartigen Erſcheinungen verknüpft, daß man ſelbſt eine Mitwirkung leugnen möchte, wäre nicht die generelle Aehnlichkeit zu klar. Gervinus hat es durch eindringende Vergleiche fühlbar gemacht, daß uns eine Geſchichte der Dichtungsmaterien fehlt, welche nachzuweiſen hätte, wie ſich die Romantik des Oſtens durch byzantiniſche und neulateiniſche Dichtungen auf den Weſten übertrug. Er ſelbſt warnt jedoch auch davor, mit leichtfertigen Herleitungen abzuthun, was die gründlichſte Prüfung erfordert, beſonders da die Grenze zwiſchen dem urſprünglich Gemeinſamen und dem Erborgten ſo ſchwer zu finden ſei. „Es begegnen ſich nämlich im ſinkenden Alterthume, ſei es im Orient, in Griechenland oder in Italien, eine Unzahl von Erſcheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens, mit ähnlichen Erſcheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordiſchen Nationen aufkeimten, und welche die tauſend und aber tauſend Brücken bildeten, die je unmerklicher und unbemerkter, um ſo feſter die alte und neue Zeit mit einander verſöhnten und verbanden. Es iſt, als ob die Vorſehung die Kindheit der neuen Welt und das kindiſche Greiſenalter der alten, zwei gleich hülfsbedürftige Perioden, wechſelſeitig an einander erziehen und zu einem neuen Leben emporbringen wollen[2])." — In jenem König Apollonius befriedigt

[1]) Vgl. die Kritik dieſer Anſicht bei Dunlop, S. 54—56.

[2]) I, 264 (in der Ausgabe von 1840).

ſich die Phantaſie an denſelben Dingen, die im 4. und 5. Jahrhundert oder noch früher im griechiſchen Romane behandelt wurden. Eine Brautbewerbung durch gefährliche Kämpfe oder Räthſellöſung, die Trennung des Gatten von der Gattin nach kurzem Glücke, die Ausſetzung der Kinder und ihre wunderbare Erhaltung, oder ihre Entführung und Erziehung in weiter Ferne; der abenteuerliche Zug des erwachſenen Jünglings, der für die Bedrängten gegen Ungeheuer, die Gewalt der Rieſen und die Tücke der Zauberer ſtreitet; die Tugendprüfungen der Jungfrau unter Räubern, rohem Schiffsvolk, in Bordellen und im Gegenſatze zu ihrer Keuſchheit die Entartung Anderer bis zur Blutſchande; die vielen Irrfahrten zwiſchen den Inſeln und über Land, bis die Getrennten, die einander todt geglaubt und an betrügeriſchen Cenotaphien beweint, ſich endlich etwa an einem fürſtlichen Hofe wiederfinden und auf dem Scheiterhaufen nochmals ihre Treue bewährend, zuletzt in den Hafen des Glückes einlaufen: aus dieſem Bilderſtrome ſchöpft auch unſer Roman des 11. Jahrhunderts. Die Kreuzfahrer brachten ihn ſofort nach der Heimat und man hat bereits aus dem 12. Jahrhundert Handſchriften einer lateiniſchen Ueberſetzung[1]). Ebenſo ſchnell entſtand eine welſche oder deutſche Bearbeitung, da Lamprecht ſie erwähnt[2]). Doch erhalten ſind nur die metriſche Erzählung Heinrich's von Neuenſtädt (14. Jhrh. A.), dem eine lateiniſche Novelle aus der Gestis Rom. vorlag und das proſaiſche Volksbuch, welches aus einem in des Gottfried von Viterbo Pantheon aufgenommenen leoniniſchen Gedichte gefloſſen iſt. Der alte griechiſche Roman iſt verloren, dagegen wurde 1500 das Volksbuch wieder ins Griechiſche überſetzt. Was ſollen wir nun aus dieſem beſtimmten Zeugniß von der Erborgung eines griechiſchen Romanes folgern? Soll es die Anſicht beſtätigen, daß auch in früheren Jahrhunderten ähnliche Uebertragungen ſtattgefunden, aus denen dann die neuere Romantik erwuchs, oder ergriff man dieſen Zweig der griechiſchen Literatur nur deshalb ſo begierig, weil er mit längſt gewohnten Stimmungen und Vorſtellungen zuſammentraf? Das Letzte ſcheint richtiger, und obwol gewiß iſt, daß dergleichen Aneignungen niemals ohne Einfluß bleiben können, wie z. B. die Artusdichtung ſeit den Kreuzzügen Veränderungen erlitt,

[1]) Gräße, Sagenkreiſe, S. 457.

[2]) Weismann, deſſen Alexander über Bearbeitungen und Inhalt (I, 473) einen Excurs enthält, behauptet gegen die gewöhnliche Annahme, es ſei nicht erwieſen, daß Lamprecht ſich hier auf ein deutſches Gedicht bezieht.

die der modernen Fassung des griechischen Epos entsprechen[1]), so ist gleichfalls unbestritten, daß die neuere Wendung, welche nicht die Poesie allein, sondern das gesammte Leben durchdrang, auch nicht aus einer so vereinzelten Ursache floß. Die Einführung oder Erneuerung gewisser Dichtungsmaterien ist dabei überhaupt gar nicht von solchem Gewichte. Der Charakter der Zeiten spricht sich entschiedener in der Darstellung aus. Denn beinahe für jeden einzigen Zug des griechischen Romanes finden sich entsprechende Scenen in den alten Heroensagen. Die Apista in Indien oder in Thule, welche an Alexander's Geschichte geknüpft, die Brücke zwischen dem Epos und dem modernen Romane der Griechen bauten, lehnen sich an das Aelteste, was die griechische Literatur kennt. Die prachtvollen Werke der Sculptur, die Automaten ꝛc., welche dem Luxus und der tändelnden Kunstliebe des jüngeren Griechenthums angehören und ebenfalls seinen Roman charakterisiren, finden sich gleichmäßig in dem ächten Homer und in den Iliaden des Mittelalters, wo der kunstvolle Baum im Palaste des Priamus alle in Asiens Geschichte berühmt gewordenen aureae vites[2]) überstrahlt, und Hektor's Kammer mit Werken geschmückt ist, an die Herbort wegen seiner Bekanntschaft mit der Magie noch glaubt, die aber Guido trotz des ausdrücklichen Zeugnisses seines Dares als inania somnia verwerfen muß. Solche Parerga des heroischen Epos werden in dem romantischen zur Hauptsache. Nicht die Dichtungsmaterie unterscheidet die Zeiten, sondern der vorherrschende Ton der Behandlung und so wiederholt sich im Osten und im Westen der Niedergang von dem Erhabenen zum Schönen, von der Energie handelnder Zeitalter zu dem anmuthigen Spiele der sentimentalen; Glück genug, wenn die von Flammen umschlossene Walküre Brunhild noch in einer so lieblichen Gestalt fortlebt, wie sie das Dornröschen darbietet. Mögen demnach Epopöen wie Flore und Blancheflur von den Griechen entlehnt, andere, wie Rother, Oswald ꝛc. nach griechischen Vorbildern entworfen sein; die Auffindung der Quellen oder Seitenstücke gäbe uns schwerlich andere Aufschlüsse, als die, welche wir bereits erhalten haben, indem Kallisthenes, Dares und Dictys das romantische Epos der Griechen, Apollonius den Roman, die sieben weisen Meister nebst Anderem die Novelle, und worauf wir gleich kommen, Barlaam die Legende repräsentiren. Allenthalben ergaben sich die

[1]) Gervinus I, 259.

[2]) Dunlop 184 und Anmerkung 247.

Veränderungen von einander unabhängig aus verwandten Grundbedingungen und es fand nur der Anschluß des Aehnlichen an das Aehnliche statt. So anziehend es dennoch wäre, diese Gegenseitigkeit im Besonderen nachzuweisen, so muß dies ganz speciellen Untersuchungen überlassen bleiben.

Nur bei den Romanen von König Rother und von Salomon und Morolph verweilen wir noch einen Augenblick, weil beide zu deutlich den Westen mit dem neueren Griechenthume verknüpfen und der letzte uns über Byzanz hinaus zu solchen Momenten der orientalischen Dichtung führt, von welchen der griechische Roman selbst ergriffen wurde. In König Rother, dem wol eine alte nordische Sage zum Grunde liegt, ist das Heldenthum bereits abgeschwächt und es macht mit seinen Eisenfressern und Schlachten nur Parade. Den Mittelpunkt des Gedichtes bildet die Brautfahrt, das Incognito, die Intrigue. Rother entführt endlich seine Prinzessin, nachdem er ihr bekannt und lieb geworden, indem er sie auf sein Schiff lockt. Desselben Mittels bedient sich ein Spielmann, um Constantin die Tochter zurückzubringen, worauf Rother sie mit Heeresmacht wiedergewinnt. Obgleich einzelne gute Züge nicht zu verkennen sind, wird Niemand behaupten wollen, daß viel Witz und Phantasie auf diese Dinge verwendet worden. Wichtiger als durch sich selbst ist das Gedicht jedenfalls als Denkmal sonderbarer Wanderung und Umbildung der Sagen. Es ist dem griechischen Romane ähnlich und doch könnte es selbst nach seinem erotischen Stoffe im Norden seinen Ursprung haben, wo z. B. die Gudrun uns einen ebenso eigensinnigen Vater und eine noch mehr verwickelte Entführungsgeschichte darbietet, freilich aber über den griechischen Roman hinausragend, sie nur zur Motivirung des Heldenkampfes verwendet. Die Vilkinasage mochte sich daher leicht in dem Besitze des Rother behaupten, und gleichwol durften sich moderne Beziehungen auf Begebenheiten aus den Kreuzzügen anschließen. Wir finden ein Zeugniß für die merkwürdige Erscheinung, daß eine nordische Sage, vielleicht durch die Wäringer[1]), nach Constantinopel wandert, daselbst den heroischen Charakter ablegt und als griechischer und christlicher Roman nach dem Abendlande zurückkehrt, wo wieder Erinnerungen an Karl den Großen aufgenommen werden. In Salomo und Morolph mag kein Tropfen griechischen Blutes sein; doch ist auch dieses Gedicht für

[1]) v. d. Hagen in der Einl. („Deutsche Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching", 1808, 1. Bd.).

unsere Aufgabe äußerst beachtungswerth, weil es durch schärfere Gegensätze die Verschiedenheit, Wandelung und Annäherung des epischen Geistes nach Oertern und Zeiten mitbestimmen hilft und zugleich veranschaulicht, welcherlei Dichtungen im Gefolge des griechischen Romanes bei uns einziehen mußten. Wir meinen aber nicht jenen lateinisch und deutsch vorhandenen Spruchwechsel, von welchem so oft, als ob er die einzige oder die werthvollste Form der Sage wäre, gerühmt wird, daß der kecke Bauernwitz die Katheder-weisheit trefflich parodire; sondern wir beschäftigen uns allein mit dem Romane, der jenes Gespräch gar nicht enthält. Das Abendland scheint sich von dem Oriente vorzüglich darin zu unterscheiden, daß dort die Kraft und hier die Klugheit den Vorrang hat; auf der einen Seite spricht die That, auf der anderen die Lehre; dort herrscht die Waffe, das Getreibe der Männer, hier die Intrigue, das Weiberwesen ꝛc. Solche Gegensätze behaupten sich unter allen Modificationen, doch trafen sie in Vorderasien zusammen und von hier aus zogen die neuen Tendenzen auf den Straßen der Araber, der heimatlosen Juden und der Kreuzfahrer in den Westen ein, um dem was hier der Wechsel der Denkart Aehnliches hervorgebracht, allmählig das Uebergewicht zu geben. Salomo's schöne Gattin läßt sich zweimal von heidnischen Königen entführen, indem ihre natürliche Wandelbarkeit durch Zauberringe und Philtra vermehrt wird. Morolph macht beide Male durch seine Verschlagenheit ihren Aufenthalt ausfindig, unterrichtet den König von der Sachlage und ermuntert ihn, die Untreue mit seinem Heere zurückzuholen, worauf sie im Bade getödtet wird. Er ist aber nicht jenes plebejische Mißgeschöpf, wiewol ihm die andere Fassung der Sage einige Flecken angespritzt, sondern der angesehene Bruder des Königs, den dieser mit seiner Liebe immer mehr auszeichnet, je gefährlicher die Dinge sind, welche er für ihn unternimmt. Morolph weiß zu fechten, aber das Gedicht feiert nicht seinen kriegerischen Muth, sondern seine Klugheit. Wo im Westen den Königen ein Hildebrand, ein Hagen ꝛc. zur Seite stehen, stellt der Osten einen weisen Rathgeber hin. In den Kreisen des Volkes stufen sich solche Helden durch die weisen Juden, durch die Lokman und Aesop ab, bis auch Morolf bei Nithart und dem Eulenspiegel anlangt. Die Intrigue ist das Wesen dieses Romanes. Seine Spitze sucht er darin, daß Morolph in den feindlichen Ländern der Königin, die ihn stets erkennt und fürchtet, mit der größten Keckheit unter die Augen kommt, aber ihre Wachen betrügt und in seltsamen Verkleidungen ihre Späher verhöhnt.

So weit dieſe Dichtung von dem antiken Epos und ſogar von dem griechiſchen Romane abliegt, ſo ſucht ſie ſich doch an beide anzuſchließen. Nicht aber das iſt ein weſentliches Moment, daß die alte Fabel von dem Schatzhauſe des Rhampſinit aufgenommen ſein mag, wenn Morolph die Wachen trunken macht und ihnen Platten ſchert, wie auch Anderen und dem Könige Pharo ſelbſt, ſondern vor Troja ſoll auch David das Saitenſpiel erfunden und ein alter Surian (Syrer oder Tyrier) Heldenthaten verrichtet haben. Noch merkwürdiger iſt der Anſchluß an Rother. Wie dieſer ſteht Salomo, der ebenfalls nach ſeinem Weibe ausgezogen war, bereits unter dem Galgen, dicht von den Feinden umringt; da brechen auf einen Hornruf Morolph's Helden aus dem Hinterhalte und die Scene verwandelt ſich. Welche andere Geſtalt gewannen die Entführungsgeſchichten! Aus Paris' Frevel quillt ein Epos voller Schlachten, im Rother wechſeln die Kraftſtücke der Rieſen mit Erfindungen der Schlauheit; die falſchen Pilger, Harfner und Krämer ſpielen ihre Rollen; unſer Gedicht verſchattet bereits die Kämpfe mit der Intrigue. Derſelbe Wechſel iſt aber auch dem fernſten Winkel des Abendlandes nicht fremd. Auch hier bedarf König Artus weniger eines Hildebrand als eines Merlin. In Morolph ſind ſolche Aehnlichkeiten angedeutet. Eine Meerminne heißt ſeine Muhme und ihr Sohn, ein Gezwerg, iſt dem Oheim mit ſeiner Nebelkappe dienſtbar. Die jüngere Triſtanſage ſucht in ihrer Weiſe denſelben Erſatz für den Heroismus des alten Epos, indem ſie ſich an den Ränken und Liſten eines treuloſen Weibes ergötzt. Dieſer parallele Gang bringt uns alſo von einem anderen Anfangspunkte wieder zu dem Hauptſtocke der morgenländiſchen Novellen und ſo öffnet ſich auch hier ein Durchblick in die nächſte Zukunft unſerer epiſchen Poeſie.

Die neuere Romantik fand eben Alles zu ihrer Erweiterung tauglich. Nicht nur ganze antike Epopöen wurden übertragen, ſondern ſie verſchmähte auch nicht einzelne Scenen aus den antiken Mythen nachzubilden, einzelne Schwänke, Notizen alter Schriftſteller, ja ein witziges Epigramm zu benutzen. Wir wollen Einiges der Art zuſammenſtellen, müſſen aber auch hier eine gründliche Durchforſchung der Quellen von Denen erwarten, welchen ſie zu Gebote ſtehen und eine vieljährige Beſchäftigung mit den auswärtigen Literaturen die Prüfung erleichtert. In unſeren literariſchen Schriften gibt es eine Menge einzelner Herleitungen, doch ſind dieſelben oft ſo willkürlich, daß man ſich verſucht fühlt, den Gegenſtand nach den Kategorien des Gewiſſen, des Wahrſchein-

lichen und des Unglaublichen zu behandeln. Die Sagengeschichte theilt mit der Etymologie das Schicksal, daß in ihr sich Niemand des insanire und desipere enthalten konnte. Namentlich ist, seit Creuzer's Freunde und in anderer Weise J. Grimm auf den vorgeschichtlichen Zusammenhang der Völker solches Gewicht legten, ein Hülfsmittel gefunden, alle Berge zu ebenen und alle Tiefen zu füllen. Dennoch sind auch wieder griechische Erfindungen, deren Ursprung ganz unzweifelhaft ist, so weit in die Welt versprengt worden, daß sich bei solchen Vergleichen jede Kühnheit rechtfertigt. Sigfrid wird herkömmlich mit Achill für identisch erklärt. Mag indessen seine Hornhaut, die dem Verräther nur eine schutzlose Stelle darbot, an Achill erinnern, sein Kampf um Chriemhild am Drachensteine ihn mit Herkules und Perseus auf einer Linie zeigen, selbst die Tarnkappe eine griechische Erfindung erneuern; wir verlieren gleich allen Boden, wenn uns der Untergang der Burgunder an die Niederlage der Helden von Troja oder an den Kampf der Centauren und Lapithen mahnen soll.[1]) Mone setzt die Namen und die Mythen der Chriemhild und Kalypso in Verbindung[2]). Wegen ähnlicher Frevel der Kritik tadelt ihn J. Grimm, und doch, wenn dieser selbst den König Orendel mit Odysseus, den ungenäheten Rock des Herrn mit der Binde der Ino ꝛc. zusammenbringt, so ist dies ein Scharfsinn, der beängstigt[3]). Auch die Fahrten Wolfdietrich's werden mit denen des Odysseus verglichen; sieht man näher zu, so ist Alles anders. Das Abenteuer Hugdietrich's z. B., der in Mädchenkleidern die Burg Salneck betritt und mit Hiltburg einen Sohn erzeugt, wird auf Achill und Deidamia bezogen. Wenn aber hier der verliebte Held sich selbst in den Kunstarbeiten der Mädchen übt, um unter der Maske den König zu täuschen, welcher geschworen, seine Tochter keinem Manne zu geben, so scheint die ganze Grundlage der neuen Dichtung verschieden. Wenigstens ist gewiß, daß mit der Absicht der Thetis, den Sohn zu verbergen, mit dem Umstande, daß das Mittel so unnatürlich gewählt war, und endlich mit dem Hinblick auf ein gefahrvolles Unternehmen die ganze Bedeutung der antiken Sage wegfällt. Nithart will zu seinem Vergnügen die losen Bauern in Mönche verwandeln; er macht sie trunken und schert ihnen große Platten. Diesen so nahe liegenden und eben deshalb oft

---

[1]) Gräße, „Sagenkreise", S. 37.
[2]) „Anzeiger" 1836, S. 168.
[3]) „Mythologie", I, 347; weiter ausgeführt von Vilmar, S. 213.

wiederkehrenden Schwank will v. d. Hagen auf Herodot's Erzählung von dem Schatzhause des Rhampsinit zurückführen[1]). Zwölf Schächer kommen in eines Riesen Haus. Nachdem elf verzehrt sind, will der letzte sich wehren, erfährt aber zu seinem Schaden, daß nur vereinte Kraft etwas ausrichte. Hier denkt v. d. Hagen an Polyphem[2]). Auf diese Weise werden Paris und Helena zu Tristan und Isolde, der Sonnentisch der Aethiopier zur Tafelrunde, der Dionysosbecher zur heiligen Schaale[3]), der Hort der Nibelungen, an dem das Unglück haftet, zum Halsband der Eriphyle. Warum ist nicht der Strang, welchen Klinsor geflochten, und den ihm ein rechter Meister lösen soll, ohne einen Faden zu zerschneiden, der gordische Knoten? warum sollte es nicht eine Nachahmung von Hektor's Abschied sein, wenn man den kleinen Loherangrin seinem Oheim Feirefiz zum Kusse reicht, das Kind sich aber erschrocken von dem bunten Manne abwendet, der herzlich lachen muß? warum sollten nicht unsere Knaben das Steinwurfspiel, welches sie in derselben Weise treiben, wie Penelopes Freier, der Notiz eines Scholiasten verdanken? Durchlaufen wir die Vilkinasage, so gewinnen wir gleich festen Grund. Die Mutter der Schildmägde verscherzt die Gunst des Lichtelfenkönigs wie Psyche. Er durchstreicht als Schwan die Lüfte und gleich der Tyndaride kommen ihre Töchter im Ei zur Welt. Wieland schmiedet um den Schwanenring seiner Geliebten zu bergen 700 gleiche, wie man das Ancile sicherte. Um sein Fahrzeug schwimmen singende Sirenen. Wie Apelles entwirft er an der Wand das Bild seines Neiders, dessen Namen er nicht wußte. Er wird gelähmt und seine Füße schwanken wie Vulcan's und aller Schmiede. Seine Bälge scheinen von selbst zu blasen. Er härtet den Stahl, indem er ihn zu Vogelfutter zerfeilt, und aus dem Unrath herausschmelzt, wovon auch Plinius erzählt. Er rächt sich an Neiding mit einem Thyestischen Mahle. Bei Eigil's Tanzliedern verstopft man die Ohren mit Wachs. Der kunstreiche Dädalus befreit sich und seine Freunde durch nachgemachte Schwingen. Hier ist die Entlehnung ebenso kenntlich, wie die Kunst, das Fremde den einheimischen Anschauungen anzufügen, bewundernswerth.

Nicht anders verhält es sich mit manchen Momenten der Artus-

[1]) „Minnesänger", IV, 441.

[2]) Das., S. 725.

[3]) Die Gralburg und die mehrmals vorkommenden prachtvollen Paläste, in denen man von unsichtbaren Händen bewirthet und bedient wird, bringt man auch mit der Geschichte der Psyche in Verbindung.

sage. Des Königs Abkunft hält Schmidt für eine Erinnerung an Hercules[1]). Nahe lag auch die Sage von August (bei Sueton), den Apollo in Drachengestalt erzeugte. Hier ist ein Anschluß an Alexander unverkennbar und so kehrt bisweilen die Täuschung der Olympias durch Nectanebus wieder. Elberich betrügt vermittelst seiner Tarnkappe die Mutter Otnit's. Der Teufel erzeugt Merlin mit einer frommen Jungfrau. Die Mutter Dietrich's von Bern findet auch einmal einen bösen Geist neben sich im Bette, den sie für ihren Gatten hielt. In allem Diesem liegt eine Abschwächung der uralten, auch den Griechen eigenen Vorstellung, daß die Heroen überhaupt von einer Seite her den Göttern entsprossen sind[2]). Der jüngere Volksglaube ersetzte ihre Stelle durch den Teufel und die Gelehrten citirten dazu die antiken Dämonen. Von den Prophezeiungen Merlin's geht auch die einer dreifachen Todesart, nach einem für alt gehaltenen Epigramme der lateinischen Anthologie[3]), an Jemand in Erfüllung. Die irländische Tristansage gibt dem Könige Marke oder Maoin Pferdeohren. Jeder, der ihm die Haare schor, mußte sterben. Der Sohn einer Wittwe wurde begnadigt und flechte von dem Geheimniß, bis ein Druide ihm rieth, es einer Weide zuzuflüstern. Als des Königs Harfner den Baum gefällt, tönt aus der neuen Harfe das Geheimniß. Frauenlob kannte die Sage[4]). Eine der beliebtesten Rhapsodien ist die von dem Mantel der Fee Morgane, welcher nur einem treuen Weibe und keuschen Mädchen paßte, und bald zusammenschrumpfend, bald sich ausdehnend die Königin Ginevra und ihre Damen in Verlegenheit setzt. Anderwärts dient ein Stein, eine Brücke, ein Quell, ein Trinkhorn, ein Spiegel, eine Rose, eine Lotosblume zur Prüfung der Keuschheit oder der Redlichkeit. Die Erfindung stammt vielleicht aus dem Oriente; gleichwol möchte zu viel gewagt sein, wenn man sämmtliche abendländische Fictionen, von denen vielleicht nicht einmal jede jüngere einer älteren entsprossen ist, auf Herodot's Erzählung von dem blinden ägyptischen Prinzen zurückführt, dem das Orakel befahl, seine Augen mit dem Urine einer keuschen Frau

---

[1]) Wiener Jahrb., Bd. 19, Art. 4. Dunlop, S. 66.

[2]) Grimm, „Mythologie", S. 318.

[3]) Lessing, XVII, 94.

Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne.

[4]) v. d. Hagen, „Minnesänger" IV, 566 und 734. Morolph (1438) will dem Rohre seine Sünden klagen. (?)

zu waſchen [1]). Die Aufziehung weißer oder ſchwarzer Segel ſollte, wie in Plutarch's Theſeus, dem kranken Triſtan ankündigen, ob das Schiff Iſolde mitbrächte oder nicht. Konrad läßt Menelaus, als er abreiſt, mit Helena Aehnliches verabreden, und in den Kindermärchen dienen rothe und ſchwarze Fahnen zu Signalen. Je weiter ſich die Sagenbildung von den volksthümlichen Anfängen entfernt, deſto beſtimmter erſcheint die Entlehnung. Wenn Amadis von Griechenland ebenfalls die Prinzeſſin Nikäa in Mädchentracht erbeutet, wobei die Parodie hinzutritt, daß der alte Sultan ſich in ihn verliebt, ſo ſcheint die Nachahmung gewiſſer, da der Sohn jener Verbindung, der Ritter vor dem brennenden Schwerte, griechiſche Götter verehrt, da im Floriſel, wo jene Erfindung wieder benutzt iſt, auch die Entführung einer Helena vorkommt, deren Verlobter die Fürſten zu einem Rachezuge verſammelt. Im Rogel und Ageſilaus von Colchos gewinnt der Letztere den Löwengreif (Pegaſus) und befreit den König der Garamanten, welcher für ſeinen Stolz mit Blindheit geſchlagen worden und welchem ein Drache die Speiſen beſudelt, wie die Harpyien dem Phineus. Seine Verlobte, Diana, findet er auf einer wüſten Inſel, wo ſie, wie Andromeda, unbekleidet für den Gott Tervagant ausgeſetzt iſt. Griechiſche Namen, griechiſche Götter, Amazonen, Cynocephalen ꝛc. bezeichnen hier deutlich die Vorbilder; ja die Verfaſſer machen ſogar auf den Ruhm des antiken Styles Anſpruch und berufen ſich auf griechiſche Originale [2]).

Manche einzelne Stoffe ſind auf eine wunderbare Weiſe in die Ferne gewandert. Die Oghuzier und die Ehſten kannten Polyphem. Bei den letztern führt ſich der Teufel unter dem Namen Iſſi (Selbſt) bei einem Knechte ein und bittet ihn um neue Augen. Dieſer gießt ihm geſchmolzenes Blei in die Augen und der Teufel entläuft mit der Bank auf dem Rücken (Odyſſeus' Widder), auf welche er zuvor gebunden worden. Die Leute fragen: wer that dir das? und lachen ihn aus, als er Selbſt that's, antwortet [3]). Der Umſtand, daß hier nicht der Uebelthäter, ſondern der Leidende, keinen Namen hat, beweiſt mit der Corruption der Sage die Erborgung. Ich weiß nicht, ob ich das bei R. von Neuenburg vor-

[1]) Gräße, „Sagenkreiſe", S. 184. Vgl. auch Dunlop S. 85 mit den Anmerkungen des Ueberſetzers.

[2]) Schmidt, Wiener Jahrb. 33, S. xxxiii. Clarus gibt hierüber gar keine Aufſchlüſſe.

[3]) Grimm, „Mythologie", S. 521 und 979.

kommende: Thor, thu dich Fluchens abe, selber thäte, selber habe! und Laß sein, selber thäte, selber habe! bei Burghard von Hohenfels hiermit in Verbindung setzen darf [1]). Das Volkslied vom verlornen Schwimmer ist ein Nachklang von Hero und Leander. Die Kindermärchen bestrafen ihre Hexen, wie die Karthager den Regulus, indem sie dieselben in ein Faß mit Nägeln stecken.

Achtes Capitel.

Die Legende. Ihr verschiedener Charakter im Orient und im Abendlande. Die Uebertragung der griechischen Legende. Barlaam und Josaphat. Der allgemeine orientalisch-byzantinische Charakter des Gedichtes. Der Antheil des classischen Alterthums. Der Incest und der Vatermord des Oedipus. Antikes in den Legenden von Brandan und von dem heiligen Georg. Der MarienDienst. Die Wanderungen Christi und Petri. Legendarische Traditionen von Plato, Aristoteles, Virgil. Sagen von Ovid und Horaz.

Die Christenverfolgungen von Stephanus ab sind für die Legende, was die Völkerwanderung und die Stammkriege für das weltliche Epos: es sammelt sich eine Fluth von Sagen, welche unabweislich zur schriftlichen Abfassung hindrängt. Während aber dort die mündliche Ueberlieferung durch die Jahrhunderte hin immer mehr das Wichtige und Aechte ausscheidet, fanden die kirchlichen Sagen gleich anfangs schreibfertige Dolmetscher, und so häufte sich hier neben dem Werthvollen ohne Wahl auch das Mittelmäßige und Schlechte. Nur wenige deutsche Dichter fanden selbst in der Blüthezeit des weltlichen Epos einen würdigen Ton für diese Gegenstände, und der Verfall beider mußte gemeinschaftlich erfolgen. Die Legende ist so alt wie die Kirchengeschichte. Beide nehmen mit Eusebius ihren Anfang, der die Geschichte der Märtyrer in mehreren Ausgaben sammelte. In der abendländischen Kirche kann Hieronymus als der Autor der Legendenliteratur betrachtet werden, da er gleich seinem Vorbilde Eusebius an seine allgemeineren historischen Werke eine Reihe von Lebensbeschreibungen solcher Männer, die seit Christo sich um die Kirche verdient gemacht, anschloß. Eine Menge Martyrologien in Prosa und in Versen machten das Be-

[1]) v. d. Hagen, „Minnesänger", I, 20 und 209. Auch bei Boner, ed. Benecke, Nr. 24, findet sich: Selb tet, selb hab den Schaden din. Möchte man aber wol das Wortspiel mit dem Niemand in Shakespeare's „Edlen von Verona" (3. Act, 1. Scene) auch für eine Reminiscenz aus der Odyssee erklären?

ſtreben des Karolingiſchen Zeitalters, die hiſtoriſche Biographie zu ſubſtituiren, vorübergehend. Bonifacius, Gallus, Columbanus, Otmar ꝛc. waren den neuen Heiligen der Legende ſo unähnlich, wie Einhard, Rhabanus Maurus, Lupus, Walafrid Strabo ꝛc. ihren Nachfolgern[1]). Denn als die Geiſtlichen an Kirchen und Klöſtern wetteiferten, ihre Patrone zu verherrlichen, ferner auch verdiente Biſchöfe, Aebte, die freigebigen Gründer frommer Stiftungen ihre laudes haben mußten, die wegen der Concurrenz nicht kärglich zugemeſſen werden durften; als endlich ſo viele heilige Knochen, Späne und Lappen Anſpruch auf einen Homer machten: da häuften ſich die Paſſionen, die ascetiſchen Tugenden, die Wunder, aber auch die abgeſchmackten Erfindungen ohne alles Maß.

Im Allgemeinen iſt zwiſchen der griechiſchen und der lateiniſchen Legende folgender Unterſchied. In Byzanz herrſchten von jeher die dogmatiſchen Bewegungen vor. Wie im Innern eine Streitfrage die andere drängte, ſo behielt man auch hier den Islam und das alte aſiatiſche Heidenthum im Auge. Ja es ſcheint ſogar die fortdauernde Beſchäftigung mit der alten griechiſchen Literatur Verhandlungen wie die zwiſchen Origenes und Celſus unvergeßlich gemacht zu haben. Im Abendlande zeigt die Entwickelung der Kirche, wie ſchon früher angegeben, weit minder dialektiſche Momente. Hier bewegt ſich auch die Legende nicht ſowol um Glaubens- als um Tugendprüfungen. Wenn nun gleichwol die große Mehrzahl der lateiniſch behandelten Legenden jenen byzantiniſchen Charakter darlegt, wenn die Heiligen mit dem Teufel und den Dämonen kämpfen, den Bekennern des Jupiter und Apollo, der Venus und Diana oder des Mahomed und Tervagant ihre Irrthümer vorwerfen, ſo muß man ſich immer in den Orient verſetzen, woher die ganze Gattung entlehnt iſt.

Die berühmteſte jener Legenden, die ein griechiſches Original haben und durch eine kunſtvollere dichteriſche Bearbeitung in unſere Literatur eingeführt wurden, iſt der Barlaam und Joſaphat des Rudolph von Montfort[2]). Das Gedicht zerfällt in drei Hauptabſchnitte. Der erſte iſt vorzugsweiſe exegetiſch, indem Joſaphat, den ſein Vater vor den Einflüſſen des Chriſtenthums vergebens durch die Erziehung in einem einſamen Palaſte zu ſichern geſucht, von dem Einſiedler Barlaam mit den heiligen Geſchichten des Al-

[1]) Bähr, „Die chriſtlichen Dichter und Geſchichtſchreiber Roms“ (1836), S. 118.

[2]) Ausg. Köpke (1818); F. Pfeiffer (1843).

ten und Neuen Testamentes bekannt gemacht wird und über die Person Christi, das jüngste Gericht, Taufe und Abendmahl Belehrung erhält. Die Unterweisung geschieht in der uralten morgenländischen Form, in Parabeln und Beispielen. Einige Gleichnisse stehen im Bidpai, die Mehrzahl ist aus der Bibel entlehnt und entbehrte damals nicht des Reizes der Neuheit. König Avenier veranlaßt, um den Sohn seines Irrthums zu überführen, eine Disputation. Damit beginnt der dialektische Theil des Gedichtes. Die Chaldäer, Griechen, Aegypter und Juden vertheidigen ihre religiösen Ansichten und werden von Nachor siegreich widerlegt, der anfangs nur zum Scheine für das Christenthum stritt, aber plötzlich zu Paulus wird. Der Schluß hat eine ascetische Tendenz, indem der Zauberer Theodas durch schöne Frauen und Anfechtungen des Teufels den Prinzen für die alte sinnliche Religion zu gewinnen hofft, aber endlich selbst seine Zauberbücher verbrennt. Der König und das ganze Volk geht zum Christenthume über und Josaphat weiß in seinem 25. Jahre nichts Nützlicheres zu thun, als Thron und Land zu verlassen und 35 Jahre lang sich in der Wüste zum vollständigen Heiligen auszubilden, worauf denn an seinem und Barlaam's Grabe die nöthigen Wunder geschehen. Die kirchlichen Schriftsteller der Griechen wandten ihre Blicke früh nach Indien. Einige bereisten jene Gegenden und wir verdanken ihnen topographische und ethnographische Nachrichten. Vorzüglich aber war es das Mönchsleben, welches durch die Therapie der jüdischen Nazaräer in Palästina und Aegypten eine Verbindung mit dem uralten Waldleben der indischen Gymnosophisten herstellte. Somit geht auch diese Legende weniger aus dem neuern Griechenthum, als aus der allgemeinern Gattung des Christlich-Orientalischen hervor. Mit dem classischen Alterthume hängt sie nur insofern zusammen, als die Religion der Griechen entwickelt und bekämpft wird. Es ist aber hier nicht an eine tiefere Auffassung zu denken, sondern den Göttern werden nur alle Laster, die ihnen die Mythologie angedichtet, ohne Schonung vorgeworfen. Saturn habe seine Kinder verschlungen, Jupiter ihn verschnitten. Das, woran er gekappt worden, sei ins Meer geworfen und davon sei Venus geboren: welche Thorheit daher, diesem Gotte seine Kinder zu opfern, zumal da ihn Jupiter selbst in die Hölle geworfen. Dieser Bösewicht bekommt alle seine Liebschaften zu hören und seine Söhne und Töchter heißen Sodomiten, Räuber, Zauberer und falsche Lügner. Bei Vulcan wird gefragt, ob Gott ein armer Handwerksmann sein und ein lahmes Bein haben solle. Mars war ein Mörder und Ehebrecher, Bacchus

ein tobetrunkener Wütherich, den zuletzt die Titanen erſchlugen. Apollo ſpielt ungefähr die Rolle eines Landſtreichers, der ſich mit Jagen, Muſiciren und Prophezeien das Tagebrot verſchaffte. Adonis und Aktäon wurden von Thieren umgebracht. Neptun war ein Seeräuber. Phöbus ließ ſich für das Geſchenk des Sonnenſcheins verehren, doch er iſt fort und die Sonne ſcheine noch, wie ſie ſchien, ehe eines Menſchen Name genannt ward. So iſt auch Aeolus todt und noch wehe der Wind. Die weiblichen Göttinnen werden ſchon wegen ihres Geſchlechtes verworfen. Maria iſt nicht ausdrücklich ausgenommen, wo es heißt, man möge ſich ſchämen, einem Weibe Gotteskraft zu geben, das doch ſchwach ſei und dem Manne unterthan. Namentlich wird Venus gebrandmarkt, da ſie ſtets Deſſen ward, der ihrer begehrte. Kaum kann man ſich einreden, daß ein ſolches Geſchwätz aus dem Munde eines griechiſchen Biſchofs gekommen. Rudolph konnte ſelbſt Latein. Er arbeitete nach der lateiniſchen Ueberſetzung des Johannes von Damascus (geſt. 780). Das griechiſche Original ſoll von einem äthiopiſchen Chriſten verfaßt ſein, doch Schmidt hält Johannes für den erſten Autor [1]).

Bedeutſamer iſt es, daß wir in einigen Legenden altgriechiſche Fictionen entdecken. Beides, die Tiefe der Buße und der Gnade, gehört zu den weſentlichſten Momenten des Chriſtenthumes, und ruft zum concreten Anſchluſſe die Bilder des größten Verbrechens hervor. Dieſe ſind der Aelternmord, der Inceſt und der erklärte Abfall zum Teufel mittels der Verſchreibung. Für das letzte bot die antike Mythologie nichts Analoges dar. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wandte die Kirche ihre Aufmerkſamkeit auf die Ehe. Die Lehre von dem Cölibate und die von den verbotenen Graden regte ganz Europa auf, die Geiſtlichen wie die Laien. Indeſſen machte die harte Beſtrafung einer mit Abſicht und Kenntniß des Verbotes eingegangenen verbrecheriſchen Verbindung einen minder ſchrecklichen Eindruck, da ſie vermieden werden konnte. Die Erfindung der ſchlaueſten und boshafteſten Tyrannei dagegen war es, daß die Kirche es ſich zum Geſchäft machte, wo es ihr beliebte, auch die Verwandtſchaft der Gatten zu prüfen, die ſich von dem Frevel rein wußten und durch zufällige, vielleicht auch fingirte Entdeckungen ins Verderben geriethen. Dieſe Momente eben, die unvermuthete Enthüllung eines geheim gebliebenen Vorganges und die Laſt eines unverſchuldeten, doch unabwendbaren Fluches ſind auch die Grundlagen der Fabel des Oedipus. Sie hat auf die

[1]) Wiener Jahrb. a. a. O.

Erfindung ähnlicher Legenden Einfluß gehabt. Wir geben zur Prüfung zunächst den Inhalt des Gregor auf dem Steine, welchen Hartmann von der Aue gegen Ende des 12. Jahrhunderts nach einer lateiniſchen Erzählung des 11. Jahrhunderts verfaßt hat, von der ein Fragment in leoniniſch gereimten, jedoch jambiſchen Halbzeilen aufgefunden iſt [1]). Ein Fürſt ermahnt auf dem Sterbebette Sohn und Tochter, die Zwillingskinder ſind, zu treuer Liebe. Der Teufel verführt ſie zur Blutſchande. Der Bruder wandert gebrochenen Herzens nach dem heiligen Grabe und kommt in der Ferne um. Die Schweſter gebiert einen Sohn. Sie übergibt ihn in einem Kahne den Wellen und legt eine elfenbeinerne Tafel bei, auf welcher die Geheimniſſe ſeiner Herkunft verzeichnet ſind. Das Kind wird von Fiſchern aufgefunden und erzogen. Nach ſechs Jahren kommt es in ein Kloſter, wo es für den geiſtlichen Stand ausgebildet wird. Der Knabe wächſt heran; da wird ihm durch Zufall ſeine fürſtliche Abkunft bekannt. Er fühlt einen Ekel vor dem Kloſter und beſchließt in jugendlicher Friſche, auf ritterlichen Fahrten Ruhm zu erjagen. Er beſteigt einen Kahn und überläßt ſich den Wellen. Sie tragen ihn in das Land ſeiner Mutter. Hier kämpfte er gegen ihre Feinde und erhält zum Lohne die Hand der Fürſtin. Allein die Mutter muß entdecken, daß ſie ihren Sohn geheirathet. Da fühlt Gregor die herbſte Verzweiflung; doch er hat in den Büchern geleſen, daß Gottes Gnade für den Büßenden unermeßlich iſt. Er ſucht im Meere einen einſamen Fels und lebt hier 17 Jahre, bis Boten aus Rom ihn aufſuchen und ihm melden, daß er nach Gottes Befehl zum Papſt erwählt ſei. Von dem Rufe ſeiner Heiligkeit angezogen, kommt ſpäter auch die Fürſtin nach Rom und beichtet. Mutter und Sohn, Gattin und Gatte erkennen ſich wieder und bleiben vereint zu Büßungen und gottſeligem Leben; ja es gelingt ihnen auch noch, Gregor's Vater von der Verdammung zu erlöſen.

Greith behauptet die Identität der Sage mit der Oedipusfabel, von welcher die Legende nur den heidniſchen Fluch weggenommen, ſo daß die griechiſche Mythe innerhalb des Chriſtenthums ihren endlichen Abſchluß erhalte [2]). Andere ſtimmten ihm bei, während wieder Andere mit Unwillen jede Zuſammenſtellung verwarfen. Sicher iſt, daß ſolche den Inceſt behandelnde Dichtungen weder allein aus einer Erinnerung an Oedipus entſtehen durften, noch

[1]) Grimm, „Lateiniſche Gedichte", S. XLV; Haupt, Zeitſchrift, II, 486.

[2]) Spicilegium Vaticanum (1838).

auch immer aus einem religiösen Ernste entsprangen. Sowol eine unreine Phantasie als das müßige Spiel fanden eine Unterhaltung darin, unnatürliche und räthselhafte Verwandtschaften zu combiniren. Bei Ovid, der Manches dieser Art darbot, ruft Myrrha: soll ich die Bettgenossin der Mutter, die Frau des Vaters, die Schwester meines Sohnes und die Mutter meines Bruders werden? Oedipus und Gregor vermählen sich mit ihren Müttern; es ist der Fall denkbar, daß die Mutter auch zugleich die Schwester ist. Diese unerhörte Verwandtschaft behandelt die Vita S. Albini, den ein Kaiser in Blutschande mit der Tochter erzeugt und endlich auch mit derselben vermählt. Aussetzung, Erziehung in der Ferne, große Thaten und Anagnorismata veranlassen Greith, auch diesen Albinus für einen Abkömmling des Oedipus zu halten. Das zweite Moment der griechischen Fabel, den Vatermord, fand er in der Legende vom heiligen Julian. Wer indessen die Herleitung des Gregor nicht billigt, der wird verwundert fragen, wo im Julian nur die geringste Aehnlichkeit zu finden. Ich will eine Legende hinzufügen, die den Aelternmord und den Incest zugleich umfaßt und ergreifender als alle jene Heiligengeschichten ist, weil Buße und Gnade nicht gemisbraucht sind, sondern die Verdammung ihre schreckliche Gewalt ebenso aufrecht hält wie jener Schicksalsfluch im Oedipus.

Die Legenda aurea erzählt: Zu Jerusalem wohnte Ruben Simeon aus dem Stamme David. Seine Gattin Ciborea träumte, sie gebäre einen Sohn, welcher der Verräther des ganzen Geschlechtes sein werde. Ihr Mann beruhigt sie damit, daß sie ein Spiritus phitonicus getäuscht. Da es sich aber erweist, daß Ciborea in der Nacht, als sie träumte, schwanger geworden, so beginnen die Aeltern sich zu ängstigen. Sie wollen den neugeborenen Knaben nicht tödten und übergeben ihn in einem Korbe den Wellen. Das Kästchen schwimmt an die Insel Scarioth. Hier geht eine Königin spazieren und ist in Kummer darüber, daß sie dem Reiche keinen Nachfolger gebiert. Plötzlich findet sie das Kästchen; sie ist über den schönen Knaben erfreut und läßt ihn heimlich auffüttern. Sie stellt sich schwanger und schiebt nach einiger Zeit das Kind unter. Der König, ihr Gatte, und das Volk sind entzückt. Nicht lange darauf wird die Königin aber wirklich schwanger und schenkt ihrem Gatten einen Sohn. Beide Kinder erwachsen. Judas zankt häufig mit dem jüngern Bruder und thut ihm allerlei böswilliges Unrecht. Die Königin kann ihn weder durch Ermahnungen noch durch Schläge davon abbringen und erklärt endlich, daß der Friedensstörer nur ein Findling sei. Judas ist über die Schande so

erbittert, daß er seinen Pflegebruder erschlägt. Er flieht und kommt nach Jerusalem; hier empfiehlt er sich bald dem Pilatus, quum res similes sibi sunt amabiles, und wird Präfect einer ganzen Curie. Eines Tages blickt Pilatus von seinem Söller in einen Obstgarten hinab und fühlt ein unwiderstehliches Gelüsten, von den Aepfeln zu kosten, die da hängen. Judas springt dienstfertig in den Garten und pflückt einige Früchte. Als der Eigenthümer darüber hinzukommt und böse wird, wirft Judas nach ihm mit einem Steine, und der Alte stürzt nieder. Man findet die Leiche und glaubt, der Mann sei plötzlich gestorben. Pilatus aber schenkt seinem Lieblinge nicht nur die Güter des Ermordeten, sondern gibt ihm sogar die Witwe zur Gattin. Diese seufzt eines Tages beklommen. Judas fragt, was ihr sei, und sie ruft: ich bin das unglückseligste Weib! meinen Sohn habe ich ertränkt, mein Mann ist todt, und nun hat Pilatus mich in meiner Trauer und wider meinen Willen mit dir vermählt. Judas wird aufmerksam, und nach einigen Fragen ist ihm klar, daß er seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet. Beide fühlen die Last ihrer Verschuldung. In eigenem Schmerze und auf Zureden Ciborea's sucht Judas unsern Herrn und bekennt seine Sünde, doch weiß man das Ende. Hier sind Anklänge an Moses, an Naboth's Weinberg, an Bathseba und warum nicht auch an Oedipus?

Es ist merkwürdig, daß Niemand sich versucht fühlte, die Odyssee in der Weise nachzudichten, wie es mit der Ilias und Aeneis geschah, obgleich sie nicht nur an sich einen bedeutenden Reichthum phantastischen Stoffes darbot, sondern auch mit ihren Naturmythen einem beliebten Zweige der Romantik entsprach. Selbst eine nationale Erinnerung hätte die Einführung des Heros erleichtern mögen, wenn wir glauben dürfen, daß die Laertesaltäre des Tacitus keine willkürliche Erfindung sind und daß jener Helias oder Elis, der im Schwanenschiffe anlangend, das Asciburgum bei Clewe erbaut, auf Ulysses zu beziehen sei. Dagegen enthalten alle bedeutenden Reisegedichte immer einzelne Momente aus der Odyssee. Die Legende von dem heiligen Brandan spiegelt die Abenteuer des Herzog Ernst in geistlicher Fassung zurück und mag mit diesem manche antike Reminiscenzen aufgenommen haben. Noah's Fahrten in der unbegrenzten Wasserwüste und so manche Scene auf dem See Tiberias, ferner die Bauart der Kirchen gaben dem Schiffe die Weihe eines religiösen Symboles. Tauler singt: Es kommt ein Schiff beladen bis an sein höchsten Bord, trägt Gott's Sohn voller Gnaden ꝛc. Die Irrfahrt des Abtes Brandan und seiner

Jünger knüpft sich an diese Bilder. Sein Schiff hat Masten vom Baume des Lebens, einen weißen, der die Unschuld und mit Maria die Jungfräulichkeit bezeichnet, einen rothen, der die Liebe bedeutet, und sein grüner Segelbaum ist die ausharrende Hoffnung. Der Glaube aber trägt das Schiff und es bricht nicht, so lange man nicht zweifelt. Die Wunder der Ferne sind geistlicher Art. Statt der Skiapoden, Cynocephalen ꝛc. erblickt man auf den Küsten und Felsen Büßende, Gestrafte, Teufel und Engel im Kampfe um Seelen ꝛc. Die Prüfungen und Gefahren vereinigen ihre Eindrücke zur sittlichen und religiösen Läuterung der Reisenden. In diesem Rahmen treffen wir auch antike Erfindungen. Die Hesperiden, Elysium, die Insulae fortunatae, und auf der andern Seite der tiefe finstere Orkus kehren auch hier als die Endpunkte der Reise wieder und helfen Paradies und Hölle versinnlichen. Die Sirenen singen ihre verführerischen Lieder; die Teufel werfen, wie der Cyklops, einen glühenden Mast nach dem Schiffe, um es zu zerschmettern. Der Vogel Greif erbeutet, der Scylla ähnlich, mit seinen Klauen einen der Brüder; doch schlägt ihn Phönix zurück. Judas steht auf einem Felsen und brennt und friert zur Hälfte zugleich [1]). Wie Orpheus die Höllenpein Ixion's und Tantalus' mit Gesängen unterbricht, so verschafft Jenem das Gebet Brandan's ein wenig Ruhe.

Zu den anziehendsten Gegenständen der Alterthumskunde gehört die unbewußte Fortpflanzung heidnischer Götterfagen und Religionsgebräuche in die christlichen Zeitalter, wodurch eine Art christlicher Mythologie ausgebildet wurde. Der heilige Georg tödtet in Afrika den Drachen, welchem das Volk seine Kinder opfern mußte und zuletzt die Königstochter auslieferte. Die Beziehung auf Perseus wird durch eine Erinnerung an die Hippokrene verstärkt; denn in der Marienkirche, welche der dankbare König erbaut, entspringt ein Heilbrunnen. Mit dieser Perseusfabel ist die Legende auf eine merkwürdige Weise in Verbindung gekommen. Die ältern griechischen und lateinischen Redactionen wissen nämlich von Georg's Drachenkampf keine Sylbe. Dagegen wurden in allegorischen Bildern die Märtyrer oft als Besieger von Drachen dargestellt, mit

[1]) Furchtbare Höllenstrafen finden sich gleichmäßig in griechischen, orientalischen und christlichen Mythen. Im Hüon, der mit Sindbad, Abulfauaris (in 1001 Nacht) und Brandan zusammenhängt, wird Judas in einem Strudel und Kain in einem Faß voll Schlangen und spitzer Nägel herumgeworfen. S. Dunlop 128, wo Anderes, was im Ahasver wiederkehrt.

denen man das Heidenthum bezeichnete, die alte Schlange, der Christus den Kopf zertrat. So heißt auch bei Reinbot mehrmals Apollo der Drache, ohne daß es dem Dichter einfällt, das Ungeheuer mit der Lanze bekämpfen zu lassen. Auf den Bildern Georg's sah man nun im Hintergrunde die Kaiserin Alexandrina dargestellt, welche Georg für das Christenthum gewann. Seit den Kreuzzügen begann man die Scene anders zu deuten und seit dem 14. Jahrhundert fand man stets das Abenteuer des Perseus in der Legende [1]). Christus und Petrus wandern umher, um unerkannt die Herzen der Menschen zu beobachten: dies schließt sich an altnordische und zugleich an griechische Sagen, nicht minder auch an die mosaischen Traditionen [2]). Der Mariendienst ging aus dem griechischen Heidenthume hervor, indem thracische und scythische Weiber im 4. Jahrhundert, als sie Christen wurden, die Verehrung der Cybele auf Maria übertrugen; doch es fand auch in ihm der Glaube der Germanen an freundliche Göttinnen und eine Mutter der Götter seine Verjüngung, und das Landvolk in Italien verehrt neben der Maria eine santa Venere [3]).

Es scheint am Orte, noch der legendarischen Auffassung einiger alten Autoren zu gedenken. Aristoteles erhielt für das Mittelalter durch sein Verhältniß zur Alexandersage und durch die Ausbreitung der arabisch-griechischen Philosophie Bedeutung. In der Poesie ward jener wunderliche Niederschlag von christlichen, mohammedanischen, chaldäischen, jüdischen und altheidnischen Elementen vornehmlich durch die Nigromantie repräsentirt, und so tritt der Nekromant bald in schlimmem Sinn als Zauberer und Geisterbeschwörer auf, bald veredelt er sich zum Meisterpfaffen und christlichen Propheten. Aristoteles war ein geborener Jude oder wenigstens ein Proselyt, der die Bibliothek Salomo's kennen lernte und daher in seinen Schriften die Bekanntschaft mit christlichen Lehren und messianischen Weissagungen. Er gebietet aber auch den Geistern und weiß sie als Fliegen in Glas und Rubin zu bannen. Zu Alexander hat er, wie Schmidt bemerkt, dasselbe Verhältniß, wie Hildebrand zum Berner, Mentor zu Telemach [4]). Er war sein Erzieher in der Kindheit und bleibt sein Freund und Rath-

[1]) Vgl. die Einleitung in v.-d. Hagen's und Büsching's „Deutsche Gedichte des Mittelalters".

[2]) Jac. Grimm in Haupt, Zeitschrift, II, 266.

[3]) Grimm, „Deutsche Mythologie", S. XXXI.

[4]) Zu P. Alph. discipl. cl. S. 106.

geber, der sich auch gewaltsamere Eingriffe verstattet. Weit verbreitet waren im Mittelalter die Monita Aristotelis ad Alex., Gesundheitsregeln in Prosa und Versen, lateinisch und deutsch. Die Königin des Nordens (oder aus Indien) schickt ihre Tochter zu Alexander und der Anblick ihrer Schönheit bezaubert den König. Da läßt Aristoteles sie einen Missethäter küssen und als dieser davon sofort den Tod hat, entdeckt man, daß das Mädchen von Jugend auf mit Gift genährt worden [1]). Nach dem Beispiele der ägyptischen Priester untersagt er Alexander den häufigen Besuch der Königin. Dagegen erzählen lateinische Novellen und eine Komödie von Hans Sachs, wie die Königin Persones den Philosophen, der sich in sie verliebt hat, sattelt und reitet, worauf Alexander hinzukommt. Nach einer andern Fassung störte Aristoteles eine Jugendliebe seines Zöglings zu Phyllis, und diese benutzt die Lüsternheit des Alten, um ihn zu zäumen und dem Gelächter der Hofdamen preiszugeben [2]). Endlich fehlte Aristoteles nicht unter den Weisen, welche an des Königs Leiche moralisirten.

Virgil's Lebensgeschichte erhielt schon in der altrömischen Zeit eine sagenhafte Färbung. Das Mittelalter suchte ihn, wie Andere, in den Vorhof des Christenthums hinüberzunehmen. Sokrates beschäftigte mit seinem genius die Phantasie der Denker. Plato hieß der Erste, der das Geheimniß der Dreieinigkeit erkannt. Man hatte falsche Sibyllinische Bücher mit Messianischen Weissagungen und solche werden auch von Herbort der Kassandra in den Mund gelegt. Alexander ließ sich von den Braminen das Geheimniß von der Menschwerdung aufschreiben und vernahm von Aristoteles tiefere Andeutungen. Niemand hielt Boethius für einen Heiden und seit Hieronymus galt der Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus für ächt. So mußte auch dem römischen Dichterfürsten sein Antheil werden. Die Ekloge an Pollio, dem ein Sohn geboren war, wurde messianisch gedeutet. Viele christliche Gedichte der Neulateiner setzten sich ganz aus Virgil'schen Versen zusammen. Virgil hatte auf die Bekehrung Konstantin's Einfluß. Eher als Loyola mit dem Speluncam Dido ꝛc. Dämonen austrieb, bezeichneten die Sortes Virgilianae den Uebergang von dem Charakter des christlichen Propheten zu dem des Magiers. Je tiefer in das Mittelalter hinein, desto enger schließt sich Virgil an Klinsor, Faust,

[1]) Etwas anders bei Frauenlob, „Minnesänger", III, 111.

[2]) Müller's Samml. Zuerst wird die Anekdote in den Panscha tantra erzählt, Liebrecht zu Dunlop, Anm. 253.

Theophraſtus Paracelſus ꝛc., denen er an zahlreichen und wunderbaren Zauberwerken nicht nachſteht. Ja die Volksſagen in ſeiner Heimat wiſſen, daß ſein Geiſt noch jetzt umgehe. Doch muß man auf die Verſchiedenheit aufmerkſam ſein, daß die deutſchen Zauberer gewöhnlich eigene Gelüſte befriedigen, während Virgil, als ein wohlwollender Genius, Waſſerbauten ausführt, ſchädliche Gewürme einſperrt, die Race der neapolitaniſchen Roſſe verbeſſert ꝛc. [1]). Der Wartburgkrieg erwähnt eine myſtiſche Reiſe des Dichters. Zabulon von Babylonien hatte in den Sternen erkundet, daß nach 1200 Jahren ein Kind die Juden ihrer Würden berauben werde. Sein Buch darüber holt Virgil mit einer Ritterſchaar aus Rom vom Magnetberge, und es gelingt ihm, mit Hülfe eines von Ariſtoteles gebannten Meergeiſtes Kleſtron, die gewöhnlichen Gefahren, welche Sirenen, Krokodile und Greife bereiten, zu überwinden und den Bann des Buches zu löſen.

Eine vorzügliche Verehrung bezeigte das Mittelalter den berühmten Namen des Alterthums dadurch, daß es ſie mit dem Schachſpiele in Verbindung brachte. Das Spiel ſelbſt wurde bildlich zu moraliſchen und myſtiſchen Vergleichen, zu Schlachtſchilderungen benutzt und dient oft zu poetiſchen Motiven. (Vgl. Roland, Triſtan, Flore u. Bl., die Heimonskinder, Salomo und Morolph ꝛc.) Weder das berühmte, noch in Paris befindliche Schachſpiel, welches Karl der Große von Harun el Reſchid zum Geſchenk erhielt, noch der Umſtand, daß erſt die nähere Bekanntſchaft mit Arabern und Perſern ſeit den Kreuzzügen im Abendlande das Spiel ſo außerordentlich ausbreitete, bekundeten hinlänglich ſeinen morgenländiſchen Urſprung, ſondern man hielt es für eine altgriechiſche Erfindung. Man wußte zu erzählen, daß Odyſſeus die Unterhaltung ausgedacht, damit die Verwundeten und die Fürſten vor Troja während der Treugen keine lange Weile hätten. Im Renner heißt der Erfinder Abeo, ebenfalls ein Ritter vor Troja [2]). Beide Nachrichten entſprangen der dunkeln Kunde, daß Palamedes, auch in den neuern Iliaden viel genannt, ſchon bei den Griechen für den Autor des Stein- und Würfelſpieles galt und Ulyſſes' Name knüpfte ſich vielleicht an die Unterhaltungen der Freier in Ithaka. Alexander gilt natürlich für einen vorzüglichen Schachſpieler, aber auch Virgil und Ariſtoteles treten hinzu, indem jenes Buch Zabulon's ſeine aſtronomiſchen Berechnungen, wie es ſcheint, an die

[1]) San-Marte zu Parcival, S. 636.

[2]) Schmidt zu P. Alph.

Construction der Schachtafel anschließt und an die Bedeutung der Figuren. Von Aristoteles war ein Bruder jenes Meergeistes in einen Rubin gebannt und half dem Könige Dirol, der ihn an der Hand trug, Schachzabel spielen. Das Volkslied erzählt von einem armen Schreiber, welchen muthwillige Frauen im Korbe zu ihrer Kammer hinaufziehen, aber unerwartet zum Gelächter der Menge an der Mauer hängen lassen. Dieser Schreiber ist nach bestimmtern Sagen Virgil. Er hat mit Aristoteles auch darin ein gleiches Schicksal, daß man diese seine Schmach wie jene Reitscene in den Kirchen abbildete [1]).

Ovid steht natürlich außerhalb des magischen Legendenscheines. Daß er sowol wegen seiner leichten blühenden Diction, als auch durch seine üppigen Schilderungen, zumal unter den Geistlichen, ein großes Publicum gewann, darf man ohne Belege glauben. In der Winsbekin heißt er der weise Mann, der uns verkünde, wie Venus die süßen Herzen wund und gesund und wieder siech mache ꝛc. Wolfram tadelt ihn, nicht ganz dazu berechtigt, weil er die Zucht der reinen Weiber so verdächtigt habe. Nach seinem Verhältnisse zu Konrad von Würzburg wird es uns nicht befremden, ihn in folgender wunderlichen Geschichte als Autor der Lieder von Troja zu finden. Die Chronik Rudolph's erzählt nämlich: Ovidius, ein heidnischer Meister, sei oberster Schreiber eines Königes im Lande Chraizzen gewesen. Wegen eines Verständnisses mit der Königin wurde er in ein Schiff gebracht und den Wellen überlassen. Man gab ihm Feder und Pergament mit. Das Schiff trieb auf dem Meere um, und der freudenlose Meister begann die trojischen Geschichten zu schreiben. Nachdem er an das Land gekommen, vollendete er das Buch und sandte es dem Könige, wofür er begnadigt wurde, und dieses griechische Buch Ovidius de Pontus sei die Quelle der lateinischen Iliaden. Von Horaz gibt es keine Mythen, doch soll man in der Gegend von Palestrina ihn noch jetzt wie Virgil als einen mächtigen und wohlwollenden Genius kennen [2]).

---

[1]) v. d. Hagen, „Minnesänger", IV, 604.

[2]) Liebrecht zu Dunlop, Anm. 251.

Neuntes Capitel.

Göttermythen und Aberglaube. Die drei Perioden der Mythologie. Vergleichung der griechischen und der deutschen Hauptgötter. Die classische Mythologie in den Gedichten des antiken Sagenkreises. Apollo als Träger der abgöttischen Weissagung, Hermes-Tervigant als Dämon der Magie. Diana und die wilde Jagd. Venus als nationale Gottheit. Ihre allegorische Darstellung im Gott Amur. Ihre Erhöhung und Erniedrigung. Die Mächte des Glückes und des Schicksals. Weissagungen und Zaubermittel.

Indem wir es unternehmen, auf die Behandlung der Heldensage einige Andeutungen über die romantische Auffassung der Göttermythen folgen zu lassen, fühlen wir uns zugleich gefördert und auch von manchen Schwierigkeiten gehemmt. Es scheint zunächst, daß ein so eindringendes und umfassendes Werk, wie die Deutsche Mythologie von J. Grimm, uns mühelos die reichste Ernte entgegenbringt. Doch sind hier auch so unzählig viele Wege angebahnt, daß eben die Fülle zur Rathlosigkeit führt, und wieder, so weit sich auch der Fuß in der üppigen Wildniß wagt, von jeder fernsten Stelle ein Durchblick immer noch das Unbegrenzte trifft. Es ist demnach zunächst nothwendig, daß wir uns mit möglichster Bestimmtheit ein Feld abstecken, auf welchem wir, was bereit liegt, für unser gegenwärtiges Bedürfniß verwenden, das Eine aus der Masse hervorheben, das Andere weiter verfolgen und dann wird nach dem besondern Gesichtspunkte eine vielleicht nicht unwichtige Nachlese zu halten sein.

Es machen sich in der Geschichte der antiken Göttersage drei wesentliche Wendungen bemerklich. In der ältesten Periode der deutschen Mythologie begegnen uns manche gemeinschaftliche Vorstellungen, die wie Analogien in der Sprachbildung und vielleicht auch in der Heroen- und Thiersage auf eine uranfängliche Verbindung und Gleichheit der Völker schließen lassen. Zwar ist selbst in dieser primitiven Fassung der Ideen und Bilder die Verschiedenheit der nordwestlichen und südöstlichen Culturformen scharf ausgeprägt; doch eben weil hier der eine Modus dem andern nur verwandt ist und nicht eine Uebertragung aus dem Antiken nachweisbare Umbildungen hervorgebracht, liegt uns eine Zusammenstellung des blos Aehnlichen zu fern. Ueberdies wird selten Jemand den Muth haben, die Untersuchungen Grimm's bis in jene fernen Weltalter zu begleiten. Es gehört dazu mehr als die bloße Kenntniß eines den Meisten unzugänglichen Materiales; es ist dazu gleichsam eine Einwohnung in jene Zeiten, eine Wiedergeburt in das Alter-

thum erforderlich. Denn wie viele Folgerungen Grimm's beruhen hier gerade auf der willkürlichsten Auslegung karger Nachrichten und auf schwachen Analogien, während man trotz der Unzulänglichkeit der Beweise sich doch gedrungen fühlt, an die Resultate zu glauben, da sie eben aus den unmittelbaren Anschauungen eines in dem Leben und Weben der Vergangenheit heimatlich gewordenen Gemüthes entsprangen. Wer also dergleichen Parallelen liebt, dem werden sie von Grimm auf jeder Seite reichlich dargeboten; ja es scheint (zumal in der neuern Ausgabe) das Bedürfniß Anderer nicht genug berücksichtigt, welche den nordischen Geist in seiner ungefärbten Eigenthümlichkeit betrachten möchten und nun veranlaßt werden, jeden Augenblick den Gesichtspunkt zu wechseln.

Angelegentlicher beschäftigt uns die zweite Periode, welche mit der Einführung der alten Literatur durch die christlichen Schriftsteller beginnt. Hier ist nicht mehr die Rede von einer Verzweigung des griechischen Heidenthums mit dem deutschen, sondern es macht sich umgekehrt eine getrübte Auffassung des Antiken geltend. Diese Modification ist aber wieder nur in den seltensten Fällen eine Nachwirkung der alten heidnischen Volksreligion, weit öfter dagegen ein Ergebniß des neuen christlichen Standpunktes, so daß die Dichter, wenn sie sich mit der antiken Mythologie beschäftigen, gewöhnlich das griechische, das arabische und das deutsche Heidenthum verschmelzen. Die dritte Epoche beginnt mit der Herstellung der classischen Studien im 15. Jahrhundert. Hier ist nun das eigentliche Götterthum gänzlich beseitigt. Dagegen hat der Verfall der Kirche es dem Volke erleichtert, seinen altheidnischen Aberglauben zu erneuern. Die ganze Schaar der elementarischen Dämonen, welche auf das Schicksal des Menschen bald einen günstigen, bald einen feindlichen Einfluß äußern, lebt wieder auf in den waldigen Klüften der Berge, auf Scheidewegen, an Flüssen und Bäumen. Die Opfer, die Zaubersprüche, die tausend geheimnißvollen Gebräuche und Gewohnheiten des Aberglaubens kommen wieder in Gang, und nur der Unterschied stellt sich heraus, daß alle freundlichen Götterwesen der alten Religion eine finstere Gestalt annehmen, und ihre Verehrung von dem Bewußtsein getrübt ist, daß die erwünschte Gewährung auch jeder guten Gabe nicht von dem Vater des Lichtes kommt. Wenn man nunmehr eben diesen Aberglauben wieder in der alten, vornehmlich in der römischen Literatur entdeckte, so lag es nahe, alles Verwandte zu vergleichen, und darum schließt sich in dieser dritten Periode wieder das Antike auf das Innigste an das Heimische, bald um zugleich verdammt zu

werden, bald auch um für die gelehrten Kenner selbst die Gefahr der Verirrung zu vermehren. Damit stimmt die Bemerkung Grimm's überein, daß in der eigentlichen Göttersage das Deutsche mit dem Griechischen, dagegen in Betreff des Aberglaubens mit dem Römischen verwandt ist.

Wir werden jede dieser Perioden mit einigen Beispielen erläutern. Zwar scheint es, daß wir die dritte schon hier anzuschließen nicht berechtigt sind, da sie, chronologisch angesehen, erst in das Zeitalter der Reformation fällt; doch ward der heidnische Aberglaube, wie schon angedeutet, nicht mit der alten Literatur im 15. Jahrhundert erst eingeführt, sondern er stammte aus den vorchristlichen Zeiten her, und erhielt, durch viele Jahrhunderte im Stillen gepflegt, jetzt bei der lateinischen Lectüre der Gelehrten, die ihn aufzeichneten und mit dem Fremden verglichen, im Grunde nur seine literarische Existenz, womit allerdings manche Abänderung verbunden war.

Was nun die frühesten Zeiten angeht, so scheint der Gedanke an eine Entlehnung der Göttersagen aus dem Alterthume allgemein aufgegeben, und man spricht nur von einer Urgemeinschaft, sei es, daß dieselbe nach den gebräuchlichsten Ansichten durch Wanderungen aus Asien von Osten herauf erklärt wird, oder daß auf die Züge nordischer Stämme nach Griechenland, Vorderasien ꝛc. Gewicht gelegt wird. Wesentlich ist dabei zu beachten, daß die griechische Religion nach der ältesten Form, in der wir sie kennen, sich in einem andern Stadium befindet, als die der nordischen Völker. Die Homerische Götterwelt ist im Grunde nicht mehr für die Verehrung allein da, sondern in ihrem Absinken zur Entfaltung des epischen Heldenthumes spricht sie ebenso entschieden an das ästhetische Gefühl und die Phantasie. Dagegen haben die nordischen Götter nur einen verhältnißmäßig dürftigen Mythus, weil die Schöpfungen des religiösen Gefühles, das zunächst sich allerdings ebenfalls im objectiven Bilde bewußt zu werden strebte, niemals in jenes epische Stadium der Homeriden gelangt sind. Allein es haben vermuthlich keine Störungen im Culturgange diese (künstlerisch betrachtet) höhere Vollendung der Göttersage unterbrochen, sondern der nach Innen gerichtete Sinn unserer Vorältern widerstrebte jener mehr poetischen als religiösen Entfaltung von Anfang an und stets. Daher hängt die nordgermanische Darstellung des Götterwesens überall weit inniger mit dem symbolischen Begriffe jeder Gottheit zusammen, und diese Gottheiten wieder lösen sich weit minder von der Natur ab, um als persönliche Wesen menschlich gedachte Hel-

denſchickſale zu durchleben. So verſchmolzen dieſe Gottheiten, mochten ſie auf dem Donnerwagen einherziehen und Blitze ſchleudern, in den Hainen und auf den Waſſern rauſchen, die Erde mit Saaten und Gräſern bekleiden ꝛc., wieder zu der allgemeinen Naturmacht, und dies monotheiſtiſch concentrirte Etwas iſt eben jenes heilige Geheimniß, welches die alten Deutſchen in ihren Wäldern mit der höchſten Verehrung anbeteten. Daher tauchen hier auch im vorchriſtlichen Alterthume bereits die Zeichen des chriſtlichen Cultus auf: der innige, trauliche Anſchluß an den Vater des Alls, die ſinnige Vertiefung in jenes hinter dem Schleier der Erſcheinungen ruhende Myſterium, die Sehnſucht nach einer vollendetern Offenbarung, die in den prophetiſchen Bildern von dem Weltbrande und dem Untergange des alten Götterreiches weit beſtimmter als bei den Griechen angekündigt wird.

Die Aehnlichkeiten zwiſchen den griechiſchen und deutſchen Vorſtellungen ſind theils allgemeine, inſofern ſie das Weſen und die äußere Erſcheinung der Gottheiten überhaupt betreffen, theils beſondere, inſofern man beſtimmte Götter mit einander vergleicht. Jene hat Grimm mit ſorgfältiger Beobachtung in dem XIV. Capitel von den Götterverhältniſſen zuſammengeſtellt. Wer wollte, ſo beſchließt er, das überraſchend Zuſammentreffende in den Annahmen von der Unſterblichkeit, der Götterſpeiſe, dem übermächtigen Wachsthume, der Geſtalt, dem Wandern und Verwandeln, den Beinamen, dem Zorn und Frohmuth, der Plötzlichkeit des Erſcheinens und Erkennbarkeit des Verſchwindens, dem Gebrauch der Wagen und Roſſe, den Naturerſcheinungen, Krankheiten, der (beſondern) Sprache, den Dienern und Boten, Aemtern und Sitzen verkennen oder entkräften? Mit Recht aber iſt dies Alles nur als eine unbewußte Urverwandtſchaft angeſehen. Betrachtet man nun aber im Beſondern die Hauptgötter der Deutſchen, wie ſie Grimm zeichnet, ſo drängt ſich uns das Bedenken auf, ob eine ſo ängſtliche Vergleichung derſelben mit den griechiſchen Göttern nothwendig oder auch nur wünſchenswerth ſei, und ob uns nicht die römiſchen Schriftſteller auf eine unrichtige Bahn gewieſen. Donar, der wettergewaltige Gott, entſpricht allerdings dem donnernden Zeus, aber himmelweit von dieſem verſchieden, beſchränkt er ſeine ganze Perſönlichkeit auf jenen einzigen Zug. Wenn nun Gemeinſames in der Vorſtellung und in der Verehrung beider Gottheiten vorkommt, ſo iſt dies eben der Art, daß Abweichungen unmöglich ſcheinen, da ſie das Weſen des Donnergottes verdunkelt haben würden. Wie ſollte man ſich auch den gezackten Blitzſtrahl natürlicher vorſtellen als unter einem ge-

schleuderten Geschosse? Und die Verschiedenheit wieder in den Attributen und Bildern, wie wenn der nordische Gott seinen Hammer schleudert, der griechische Donnerpfeile herabwirft, ist so natürlich, daß sie sich eingestellt hätte, auch wenn eine wirkliche Uebertragung des Zeuscultus stattgefunden. Daher liegt weder in der Aehnlichkeit noch in der Verschiedenheit ein Zeugniß für oder gegen die Entlehnung. Ebendasselbe gilt von den Kriegsgöttern Zio und Ares, deren Persönlichkeit durch ihren Beruf genau bestimmt wird. Am merkwürdigsten möchte die Zusammenstellung Wodan's mit Mercur sein. Wuotan (Odhin, Waide-wut) umfaßt das eigentliche geistige Princip des Lebens und Bewegens; er ist die Weltseele, der lebendige Odem, welcher Alles durchdringt, alle Schöpfungen hervorruft, beseelt und gestaltet. In Wuotan sammeln sich jene monotheistischen Ahnungen; seine Wirksamkeit hat das weiteste Gebiet und er nimmt daher auch die andern Götter in sich auf. Als die schaffende Naturmacht, als der Alles schauende und richtende Lenker der Welt, gleicht er dem griechischen Vater der Dinge, von welchem Donar nur ein einzelnes Merkmal darstellte. Wie Ares das Kriegswesen in seinen concreten Erscheinungen verwaltet, und daher gleichgültig, allein am blutigen Getümmel sich sättigend, von einer Partei zur andern geht, die Entscheidung der Schlachten aber von Zeus geordnet wird, so steht Wuotan, der Geber des Sieges, über Zio, der nur als Theilbegriff in ihm enthalten ist. Wuotan ist aber auch Apollo, da er Genesung und dichterische Begeisterung gewährt. Er ist ferner auch Neptun, da er den Stürmen gebietet, die Wogen ebnet und empört. Wer möchte nach dem Allen, wenn einmal neben Wuotan ein Einziger stehen soll, irgend Bedenken tragen, Zeus zu nennen. Dennoch wird er von Tacitus ab nicht mit diesem, sondern mit Mercur verglichen. Die ganze Aehnlichkeit beschränkt sich darauf, daß Wuotan auch als der Spender alles Segens verehrt wird. Mußte dies aber nothwendig von Mercur entlehnt sein, da Zeus doch ebenso und mehr für den Quell aller Güter angesehen wurde, und bei Hermes selbst jene Gewährung wünschenswerther Besitzthümer nur ein untergeordnetes, mindestens ein vereinzeltes Merkmal war? Die Gleichheit mancher Attribute füllt diese Kluft nicht aus, und es leuchtet ein, daß diese seltsame Vergleichung noch der Aufklärung bedarf. Tacitus muß diesen Wuotan in Beziehungen gekannt haben, die uns verloren sind, und außerdem möchte sich, worauf W. Müller aufmerksam gemacht hat [1]),

[1]) „Geschichte und System der altdeutschen Religion" (1844), S. 203.

bestätigen, daß Wuotan jene reichere Ausstattung erst in jüngern Zeiten erhalten hat. Die Beziehungen zwischen andern Göttern und Göttinnen der griechischen und der deutschen Mythologie muß man bei Grimm nachlesen, weil ein Herausheben der wichtigsten Stellen nicht ausreicht. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient dabei der Isisdienst der Sueven, welchen Tacitus selbst für einen eingeführten erklärt. Die Sitte, ein Schiff in feierlichem Aufzuge über Land zu begleiten, woran sich denn bacchantische Feste anknüpften, entdeckte Grimm noch in den christlichen Jahrhunderten, doch verwirft er selbst hier die Annahme einer Entlehnung.

Die epischen Gedichte des antiken Sagenkreises enthalten mit wenigen Ausnahmen, die wir unten hervorheben, in Allem, was die griechische Mythologie betrifft, keine Erinnerung an die heidnische Volksreligion des Nordens, sondern die Auffassung modificirt sich nach dem christlichen Bewußtsein der Zeit. Erwägt man, mit welcher Freiheit die Epiker Italiens die antike Mythologie zum Schmucke ihrer Dichtungen verwendeten, obgleich der christliche Inhalt derselben eine unpoetische Theokratie hervorbringen konnte; so sollte man erwarten, daß unsere Dichter wenigstens da, wo sie das antike Epos nachbildeten, jene glänzende Welt der Olympier würden aufgenommen haben. Denn in solchen Gedichten war es nicht nur verzeihlich, sondern nothwendig, heidnische Sagen und Ansichten darzustellen, und überdies scheint die Götterfabel von dem anderweitigen Inhalt der alten Epen unzertrennlich. Dennoch finden wir es anders. Zunächst fehlte in Deutschland jene wunderbare Begeisterung für das Antike, welche in Italien, im Charakter der Nation haftend und durch tausend Erinnerungen unterhalten, zu unmittelbaren Reproductionen anregte und geschickt machte. Ferner gelang es nur in Italien, die Mythologie als eine Schöpfung der Phantasie zu betrachten, und die classischen Studien konnten hier, wie man von Politian u. A. erzählt, leichter zum Paganismus verführen, als zu einer Bekämpfung des Antiken aus religiösen Bedenklichkeiten. Allerdings erklärt die Unbekanntschaft mit den Alten zur Genüge, daß bis zum 15. Jahrhundert die Behandlung antiker Stoffe nicht den Geist des Antiken abspiegeln konnte; doch wurzelte die Beschränkung von Anfang an auch in einer religiösen Aengstlichkeit, wie wir bei uns die merkwürdige Thatsache finden, daß bis in die neuern Zeiten hinein gegen die Aufnahme der Mythologie, wie gegen eine Anhänglichkeit an das Götzenthum, gestritten worden. Wenn nun der poetische Geist einer Zeit, da man aller Kritik los und ledig, in den Wundern einer willkürlich

ſchaffenden Phantaſie lebte, überhaupt die Eigenthümlichkeit hervorbrachte, daß man die Sagen und die Geſchichte verſchiedener Nationen und Zeiten vermiſchte und Alles in den Farben und Verhältniſſen der Gegenwart ſah: wie ſollte den Dichtern, welche das antike Epos behandelten, eine objective Auffaſſung der Mythologie möglich geweſen ſein? Sie ſollten das Götzenthum verherrlichen und konnten es nicht billigen; ſie mußten jetzt den olympiſchen Jupiter in die Hölle verſtoßen und dann ihn wieder auf ſeinen Thron erheben. Das Letzte forderte die Sage, das Erſte die Kirche und der Volksglaube. Denn ſchon lange hatte man die Vorſtellungen von der Hölle auch an den antiken Erebos geknüpft. Die Kirchenväter hatten von Plato das Fegfeuer entlehnt; es brannte als Pyriphlegethon in den Klüften der Erde und brach zuweilen aus den Feuerbergen hervor. Alle antiken Götter mußten in die Unterwelt und kamen als dämoniſche Weſen unter die Herrſchaft des Satanas, Lucifer oder Pluto, deſſen Seligkeit ſchon im Alterthume etwas getrübt erſcheint. Herrad, die Aebtiſſin zu Odilien (geſt. 1195), ſetzte in ihrem Hortus deliciarum den claſſiſchen Poeten ſchwarze Vögel auf die Schultern, um anzudeuten, daß ſie immundis spiritibus inspirati artem magicam et poeticam geſchrieben, licet fabulosa commenta von den heidniſchen Göttern. Uebrigens erging es den einheimiſchen Göttern nicht beſſer, man möchte ſagen, noch ſchlimmer. Denn die antike Götterfabel war bereits in einer abgeſchloſſenen Literatur verewigt und erlitt nicht viel Nachtheil durch die Verdammung; was aber im deutſchen Aberglauben noch fortlebte, zumal die reichhaltige Sage von den Elementar- und Schickſalsgeiſtern, verlor, je tiefer in die neue Zeit hinein, deſto mehr Freiheit, Heiterkeit und Reiz, indem ſich über das Ganze jene unheimliche Düſterheit des böſen Gewiſſens lagerte, ſo daß die Weſen der Sage nicht blos verdammt, ſondern auch verdorben wurden.

In der Eneide nimmt ſich die Mythologie noch am beſten aus, wozu es beigetragen haben mag, daß ihr Verhältniß zur Heldenſage im Originale ſchon ſehr einfach iſt. Denn Homer läßt zwar in den Grundzügen ſeiner Dichtung die Götter und die Menſchen gemeinſame Ziele verfolgen; aber er führt die Olympier nicht blos der Menſchen wegen ein, ſondern ſie beſchäftigen ſeine Phantaſie in gleichem Grade wie die Heroen; überdies gibt es eine Menge von Scenen aus der Götterwelt, die gar keinen Einfluß auf die epiſche Entwickelung deſſen, was auf der Erde geſchieht, haben und ihr eigenes Intereſſe erfordern. Aber gerade in dieſer zweckloſen Verwebung des Himmliſchen und Menſchlichen liegt ein nicht ge-

ringer Theil seiner reizenden Naivität, und es wäre ein barbarisches Verfahren, ihn mit dem dignus vindice nodus meistern zu wollen. Bei Virgil dagegen treten die Götter gewöhnlich nur da hervor, wo es der Maschine und des Glanzes bedarf. Wir verweisen auf die oben ausgeführte Vergleichung der deutschen Eneide mit Virgil. Gegenüber den kümmerlichsten Resten der Homerischen Göttersage, welche sich in den Liedern von Troja finden, ist Veldek zu loben, weil er uns doch in den Schicksalen des Trojaners noch den Haß der einen und die Gunst der andern Göttin erkennen läßt und nicht jede Erscheinung der Unsterblichen austilgte. Herbort fand in seiner Quelle weit weniger. Vulcan hat Achill's Waffen gearbeitet und die Furien erregen einmal Sturm. Dies ausgenommen treten die Götter an keiner Stelle handelnd auf, sondern sie sind höchstens als verkappte Teufel in ihren Bildsäulen anwesend, so daß man sie fragen, verehren, bei ihnen schwören und verwünschen kann. Herbort bittet überdies die Idolatrie [1]) zu entschuldigen, weil Alles vor Gottes Geburt geschehen. Sonst wird in den Bethäusern gelesen und geopfert; aber der Teufel in Engelsgestalt entführt das Opfer, wie der Teufel statt Apollo's aus der Säule redet. In den Nosten sind Circe, die Sirenen, Scylla und Charybdis ganz ohne Interesse behandelt. Von Medea u. A. weiß Herbort zwar, daß sie aus ihren Büchern die übeln Geister beschwören konnten, welche Kunst noch zu Toledo gelehrt werde, auch erzählt er von Weissagern und blassen Zauberern, doch Alles in dürrer Prosa. Konrad hält es für nöthig, zuerst sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er erklärt pragmatisch, die Götter seien Menschen von großer Kraft und mannichfaltigen Kenntnissen, zumal in den Geheimnissen der Natur gewesen [2]). Sie hätten einsam mit ihrem Hauptmann Jupiter in Wäldern und Klüften gelebt. Endlich habe man sie als Zauberer und sinnreiche Wesen verehrt, und zwar nach der gewöhnlichen Weise des Götzendienstes, durch Idolatrie. Nachdem er die Sache so im Ganzen abgemacht, nimmt er freimüthig auf, was ihm die Quellen zuführen. Jenes Hinabziehen der Götter in die Kreise des Menschlichen äußert sich dann seltsam genug sogleich da, wo er die Hochzeitsgeschenke für Peleus und Thetis beschreibt. Man merkt an diesen Geschenken

[1]) So gewöhnlich für Idololatrie.

[2]) Diese Auffassung ist im Mittelalter die gewöhnlichste und wurde vermuthlich durch Isidor's „Etymologien" Lib. VIII, Cap. XI, de diis gentium so allgemein.

nichts Ambrosisches, wie die ganze Versammlung der Himmlischen sich zu einem Besuche guter Freunde und Nachbarn herabstimmt. Am meisten poetisch sind noch die Gaben der verschiedenen Nymphen; diese bringen Blumen und blühende Zweige, Vogelsang und Brunnenklang zum Feste. Mercur sorgt für unterhaltende Gespräche, Cupido ergötzt den Hof als Minneschütze. Venus und Hymen erscheinen, weil sie aller Vermählungen walten. Juno beschenkt mit reichem Horte, Pallas bringt neben der Weisheit kostbare Gewebe, Bacchus Wein, Ceres manchen Sack Korn, Diana Jagdzeug und Wild, Apollo Latwergen. Neptun fand sich damit ab, daß er des Hofes Heer auf seinen Schiffen über das Meer geleitete, und Mars mit seinen Schaaren wollte etwanigem Unfug steuern. Endlich erschien noch Proteus, welcher den Lauf der Gestirne kannte und sich in Vögel und andere Thiere verwandeln konnte[1]), um von Achill's Thaten und Ende zu weissagen. Der alte Prophet trug eine phantastische morgenländische Kleidung. Discordia, unsichtbar durch ihren Ring, reitet auf weißem Pferde herbei und bringt den goldenen, gesteinten Apfel mit farbiger Inschrift. Im weiteren Verlaufe des Gedichtes treten die Götter zurück. Venus wird als Beschützerin des Paris, Thetis als Mutter des Achill beschäftigt. Vulcan, der Meister aller Schmiede, arbeitet schöne Waffen und härtet sie in Drachengalle. Neptun erregt das Meer wegen Diana's Hindin. Mercur bringt einmal, durch die Luft fliegend, dem Paris eine Büchse mit Briefen. Nimmt man noch dazu, daß der Leumut oder die Mere zweimal das Geschäft der Fama besorgt, so hat man die epische Entfaltung der Göttersage ziemlich beisammen. Sonst werden den Göttern Bethäuser zuertheilt, in welchen der Pfaffe am Pulte liest. Die Völker bringen Opfer dar und feiern Feste für Venus und Pallas.

Uebrigens erscheint in denselben Gedichten neben Jupiter und den anderen adoptirten Teufeln auch der wirkliche Teufel selbst, wie es auf der anderen Seite schon der Sprache und der subjectiven Darstellung anhaftet, daß auch des guten und treuen Gottes, der Engel, des Paradieses ꝛc. gedacht wird. Ausdrücke wie: Gott walte, will es Gott, Gott weiß es, Gott sei dir gnädig, kommen bei allen Dreien vor. Bei Herbort wünscht Kassandra, daß der Teufel Helena hole. Diomedes erblickt einen Centaur, und fragt, ob es der Teufel sei, oder seine Mutter, oder sein Sohn. Hekuba wünscht bei dem Tode Hektor's, daß der Abgrund sie verschlinge;

[1]) Man glaubt, daß die Artussage ihren Merlin nach Proteus ausgebildet.

Jupiter, der des Himmels pflegt, Mars, der den Streit bewahrt, Pluto, der Höllengott: welcher wolle, soll sie verschlingen. Im Gegentheile läßt Konrad die Helena in Troja als einen Engel und Himmelsboten erscheinen. Venus kleidet den Paris, wie es einem Engel geziemte. Medea holt zur Bereitung ihres Zaubers Wasser aus den vier Flüssen des Paradieses ꝛc.

Von allen Göttern erhielten nur Apollo und Venus einen Anstrich von wirklicher Existenz. Der Teufel ködert die Menschen besonders durch Orakel, und so findet sich überall kein Mißtrauen gegen die Wahrheit des Vorganges, wo in den antiken Gedichten Orakel erwähnt werden, aber man nimmt als ausgemacht an, daß der wahrsagende Apollo der Teufel sei. Unzählige Male ist daher von dem Spiritus pythonicus oder phitonicus die Rede, doch versteht man auch andere Götter unter der Bezeichnung. Guido erklärt in dem Capitel de imagine aurea Apollinis: unreine Geister hätten den Fragenden Antwort gegeben, um die Menschen in ewiger Blindheit zu erhalten. In dem Abschnitte de initio idololatriae erzählt er, Ninus habe, als sein Vater Belus (Baal, Belsabuch) starb, ein simulacrum desselben machen lassen und sein Andenken in dem Bilde verehrt. Der böse Geist aber sei hineingefahren und habe den Assyrern geweissagt. Dies pflanzte sich dann fort zu den Griechen, die ihre Hauptgötter nach den Planeten benannten. Daher kann es denn auch vorkommen, daß griechische Götter, Philosophen und Propheten von Christus weissagen und man gibt Dies geflissentlich an; aber die Bildsäulen zerbrechen bei dem heiligen Namen. Guido erwähnt mit einer Beziehung auf Jesaias: movebuntur sepulcra Aegypti, als der Knabe Jesus nach Aegypten kam, seien daselbst alle Idole umgestürzt. Werner erzählt im Leben Maria's, daß der Lügengott Mars zu Rom des Heilandes Geburt geweissagt; als sie erfolgte, sei plötzlich seine Bildsäule zusammengebrochen, und der Teufel zu seinen Genossen in die Hölle gefahren, wo er nun ewig gebunden liege[1]). Bei diesem biblischen Alterthum der griechischen Götzen darf es denn auch weiter nicht auffallen, wenn Venus gegen die anderen beiden Göttinnen aus der Bibel argumentirt: Salomo's Weisheit, David's Reichthum, Adam's Unschuld und Samson's Stärke hätten sich vor der Liebe gebeugt. Dagegen mag es für ein Zeichen freierer Bildung gelten, wenn Gottfried von Straßburg im Tristan Apollo und die Kamönen anruft.

[1]) Grimm, „Mythologie", S. 958.

Die Dämonen geben ferner von ihrer wirklichen Exiſtenz dadurch ein Zeugniß, daß ſie den Zauberern dienſtbar ſind. Guido hat ſich Manches durch die artes mathematicas erklärt; doch bittet er z. B. die wunderbare Einwirkung der Medea auf die Natur nicht zu glauben, da jeder gute Katholik wiſſe, daß dergleichen nur Gott zuſtehe, wie ſich bei der Paſſio Chriſti gezeigt. Herbort's Glauben war feſter und auch Konrad verſichert (10855): Steine, Kräuter und Worte haben eine endloſe Kraft, daß Niemand ergründen mag, wie viel Wunders durch ſie geſchehen könne [1]). In dieſen Dingen iſt nur nicht mehr Apollo der Repräſentant des unreinen Geiſtes, ſondern vielmehr der Sarazenengott Tervigant, der mit Hermes Trismegiſtus in Verbindung gebracht wird und in anderen Gedichten an die Spitze aller, auch der griechiſchen Heidengötter tritt, wie umgekehrt der nichtgriechiſche Heide Feirefiz Jupiter anbetet [2]).

Die Verſchmelzung des griechiſchen und des ſarazeniſchen Heidenthums beruht auf Folgendem. Vorderaſien hieß Grecia; hier waren die Oſtrömer vor Conſtantin bei den Chriſten in ebenſo ſchlimmem Andenken, wie ſpäter die Sarazenen, welche auch wilde Griechen genannt werden. Zu Mahumed und Tervigant traten Apollo, Saturnus, Jupiter, Venus und Luna, die Regenten der Planeten hinzu, weil das morgenländiſche Heidenthum ſich an die Aſtrologie anlehnte. Im heiligen Georg wird zu dieſen griechiſchen und ſarazeniſchen Götzen noch Hercules hinzugefügt. Apollo gilt hier für den Hauptgott und das ganze Gedicht bewegt ſich um den Kampf zwiſchen Jeſus und Apollo, da der letzte als Sonnengott die anderen planetariſchen Götter überragt. Apollo iſt aber auch hier der Dämon des Abgrunds, der die Menſchen in ſeiner Säule täuſcht. Georg läßt ihn durch ein Kind in des Kaiſers Saal treiben und beſchwört ihn, bis er in der Pein geſteht, daß er zu den unreinen Geiſtern gehöre, die Altissimus in die Hölle verſtoßen, wohin Superbia viele Könige, Grafen, Biſchöfe ꝛc. zum Hofſtaate hinabſende. Als Apollo in den Abgrund hinabfährt, zerbricht auch ſeine Säule zu tauſend Stücken. Dieſe Vorſtellungen finden ſich ſchon in der älteſten griechiſchen Abfaſſung der Legende aus dem 5. oder 6. Jahrhundert vorbereitet [3]).

---

[1]) Vgl. Grimm, „Mythologie", S. 1142. Christianos fidem in verbis, Judaeos in lapidibus pretiosis, et Paganos in herbis ponere.

[2]) „Mythologie", S. 137. San-Marte zu Parcival, S. 520.

[3]) Vgl. v. d. Hagen's Einleitung, S. 13.

Konrad erwähnt in dieſer Beziehung, wo er die Zauberfahrt der Medea behandelt, die Hekate und andere wilde Geiſter. Ob Hekate als Diana in heimiſchen Sagen volksthümlich geweſen, laſſe ich dahingeſtellt. Man ſoll ſich ihrer bei dem wüthenden Heere oder der wilden Jagd erinnert haben. Dobeneck führt die Entſtehung der Sage darauf zurück, daß die Sachſen, welche ihren Göttern Nachts auf Bergen, am liebſten in der wilden verlaſſenen Harzgegend und auf dem Brocken opferten, in ſcheußliche Larven vermummt, dahingeſchlichen ſeien; daß dann die furchtſamen Bergwächter, zu welchen das verworrene Toſen von dem Feſtſchmauſe herüberſcholl, behauptet, jene Schaar ſei durch die Luft gekommen, um unter des Teufels Vorſitz ihre Opfer zu feiern[1]). Vermuthlich hatte aber dieſe Anſicht der Bergwächter in einem älteren Aberglauben ihren Urſprung; denn es iſt wahrſcheinlich, daß das wüthende Heer eigentlich das Heer Wuotan's bedeutet, der als Kriegsgott mit ſeinen Schaaren durch die Luft zieht[2]). Mögen nun im Alterthume Luftheere und nächtliche Orgien der Aegipane und Satyrn erwähnt werden: die Sage ſcheint gänzlich aus heimiſchen Elementen zu beſtehen und nur die beſondere Auffaſſung des Heeres als eines Jagdzuges könnte allenfalls berechtigen, an Diana zu denken, die mit ihren Nymphen in den Wäldern und auf den Bergen herumſchwärmte, beſonders da die Göttin in der Weiſe des Mittelalters das wilde Weſen der Hekate annahm. Dem entſpricht es denn, daß ſtatt Wuotan's oder des Teufels auch Frauen wie Bertha und Holda als Führerinnen des Zuges genannt werden. In Chaucer's Erzählung des Kaufmanns, die nach einer lateiniſchen Quelle entworfen iſt, ſchwärmen Pluto und Proſerpina nächtlich mit ihrem Gefolge in Auen und Wäldern und ſind die Vorbilder oder Stellvertreter Oberon's und Titania's[3]).

Auf der Schwebe zwiſchen der abergläubiſchen und der äußerlich epiſchen Auffaſſung ſtehen die Sagen der Venus. Aus der ganzen Götterwelt hat ſie allein einige Popularität erlangt, weil Frauenliebe die Dichtung beherrſchte, und wo der Moraliſt ihre Ausartung ſtrafte, wieder der Zorn ſich an ein dämoniſches, zaubermächtiges Weſen wenden konnte. Am berühmteſten wurde die Göttin im 14. und 15. Jahrhundert durch die Sage vom Venus-

[1]) „Des deutſchen M. A. Volksglaube" (1815), I, 61.

[2]) Grimm, S. 121.

[3]) Schmidt, „Wiener Jahrbücher, XXXI, 121. Bouterweck, „Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit", VII, 74.

berge. Sie iſt in ihrem Urſprunge räthſelhaft. Grimm vermuthet, Venus ſei an die Stelle einer unterirdiſchen Elbkönigin oder einer Göttin, wie Frau Holda und Fricca getreten. Dobeneck zählt ſie ebenfalls zu den Erdgeiſtern. Schon das Alterthum beſchäftigte ſich gern mit der Fiction, daß ſchöne Knaben von Nymphen entführt und Heroen von ihnen bezaubert wurden. Die Geſchichte ſteuerte bei; denn wie ein mythiſcher Traum muß uns Antonius' Berauſchung in Aegypten erſcheinen. Auch von Cäſar wußte man, daß er bei der Frau der verborgenen Inſel verweilt und mit ihr Oberon erzeugt. An Alexander's Aufenthalt bei Candace knüpft ſich die Annahme, daß ſein Vater Nectanabus ein Sohn derſelben Frau von einem anderen Manne war[1]). Die Uebertragung der Sage auf Venus erſcheint zuerſt in den Kindern von Limburg (14. Jahrh. M.). Venus beſitzt in Calabrien ein Reich, in welchem der Ritter, der dahin verſchlagen wurde, weilen mußte, bis ihn ein anderer ablöſte. Dieſes in der Nähe des Eryx gelegene Reich ſcheint man dann in jene paradieſiſchen Bezirke verwandelt zu haben, wie ſie die Elfen auch ſonſt unter den Bergen beſitzen. Venus zieht in der Mondnacht mit ihrem Gefolge vorüber. Im grünen Schleier wiegt ſich die reizende Geſtalt auf der weißen Hindin; um ihre Schläfe kreiſen Tauben, und Glühwürmer leuchten in den Locken, und wie ſie ſchweigend die Augen mit den langen Wimpern aufſchlägt und der zauberhafte Albleich ertönt, iſt ſie den Harlungen unwiderſtehlich[2]). Ein Seitenſtück zu dieſen Sagen oder, wenn man will, die Verjüngung eines uralten nordiſchen Mythus durch den Anſchluß an dieſe Dichtung iſt die Erzählung von dem Tanhäuſer, der ein Jahr lang im Venusberge weilte, dann beim Papſte Abſolution ſuchte und als dieſer ihn mit Härte abwies, wieder von Maria, der reinen Magd, verzweifelnd abfiel und in den Venusberg zurückging, wo er nun bleiben wird bis zum jüngſten Tage[3]).

Im Gefolge der Göttin werden oft Cupido und Amor, der Minneſchütz und Fackelſchwinger, genannt entweder als zwei Söhne neben einander oder auch einzeln. Sonſt gibt es, wenn man nicht etwa den volksthümlich gewordenen Apfelſtreit hieherrechnet, keine Mythen von Venus. Die Darſtellung der allgewaltigen Göttin, welche die Herzen ergreift, mit der heißen Fackel die Sehnſucht

---

[1]) Schmidt a. a. O.

[2]) Siehe die ſchöne Schilderung in Simrock's Amelungenlied (1846), II, S. 316.

[3]) v. d. Hagen, „Minneſänger", IV, 430; vergl. daſelbſt S. 599.

entzündet, welche dann die Sehnenden beschützt und tröstet, über die Spröden Gericht hält ꝛc. beschränkt sich demnach auf die Personification und auf die allegorische Zeichnung der Attribute. Die Erzählung: der Gott Amur (14. Jahrh.) zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster sich mit jenen Allegorien beschäftigt[1]). Der Dichter hat, durch eine spröde Schöne verletzt, die Liebe abgeschworen. Ein Traum führt ihn auf einen Plan, wo er einen See von Blut und ein gelbes Feuer findet. Hoch auf einer goldenen, reich gesteinten Säule steht der blinde Knabe Cupido, cunctipotens amoris filius, mit Krone, Flügeln, Speer und Fackel, doch sonst nackt, und als Jener fragend hinzutritt, erhält er durch die Deutung dieser und anderer Symbole Aufschluß über Wesen und Gewalt der Minne. Dann kommt Venus auf ihrem Taubenwagen angefahren. Sie trägt eine Krone, auf der ein Adler und viele Vöglein, die wonniglich singen. Ihren Thron haben die Cyklopen geschmiedet. Jeder Stollen trägt ein Thierhaupt und wie der Wagen selbst lateinische Inschriften, welche die verwundende und heilende Macht der Liebe bezeichnen. Außerdem sieht man an dem Wagen die glücklichen Paare abgebildet, von denen das antike und das romantische Epos erzählt, und andere, die noch in Sehnsucht harren. Das Dach ist von Spiegelglas und läßt die heimlichen Gedanken aller Herzen sehen (was an die Säule im Parcival erinnert), damit Venus, wo es nöthig ist, einschreiten kann. Sie verwundet jetzt den Abtrünnigen mit ihrem Pfeile, und als er nun in Liebe entbrennt, verspricht sie ihm ihren Beistand. Der Träumende erwacht und hat Muth genug, in Briefgedichten um die Gunst seiner Erwählten zu werben, die nun auch gefügiger ist. Eine Zusammenkunft vermehrt nur sein Sehnen, worauf Frau Minne ihm seine Blödigkeit vorwirft. Er gedenkt auch lateinischer Sprüche audaces fortuna iuvat ꝛc. und ist das nächste Mal kühner; doch verliert er über seinem Siege nicht die Bescheidenheit, was die klagende Geliebte beschwichtigt. In einem Liede des wilden Alexander führt die Liebe einen Schild mit rothem Felde und einem nackten Kinde. Das ist gekrönet und blind; es trägt den goldenen Strahl und die Fackel und spreitet die Flügel aus. Der Minne Feldgeschrei, das Paris über See brachte, ist nichts denn Ach und Weh! Die Deutung der Symbole, hier unruhig und schwungvoll, entspricht fast in allen Zügen jenem Gedichte von Gott Amur[2]). Die höchste

[1]) Abgedruckt in Müller's „Sammlung".
[2]) „Minnesänger" II, 365.

Verehrung ward im Mittelalter wol der Venus zu Theil, als Ulrich von Lichtenstein seine Donquixoterie ausführte. Er erhob sich, eine Frauenkleidung über der Rüstung, als Minnegöttin und Königin Venus aus dem Meere bei Venedig, wo er sich ihre Heimat nach dem Namensklange gedacht zu haben scheint, und forderte alle Ritter in Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier, Oesterreich und Böhmen auf seinem Durchzuge mit Flöten und Posaunen zum Lanzenbrechen auf. Wer auf ihn einen Speer verstach, erhielt ein gülden Ringlein für seine Liebste; wer von Frau Venus niedergestochen wurde, sollte sich nach allen vier Enden der Welt einer Frau zu Ehren verneigen, und wer sie niederstach, erhielt alle ihre Rosse. Ulrich verstach auf der Fahrt 307 Speere und hatte Gelegenheit, 271 Ringe zu geben ꝛc. Die Frauen waren ihm für seine Huldigung oft zu größerem Danke erbötig, als sich gebühren wollte. Es wirft ein wunderliches Licht auf die Zeit, daß diese Venus im Geleite der Frauen auch gewissenhaft die Kirchen besucht. Ulrich behielt dann seine Frauenkleider bei: ein feines Hemde, darüber einen schwanenweißen Rock und einen weißen Sammetmantel mit goldgewirkten Thierbildern. Unter einer Haube trug er zwei mit Perlen umwundene Zöpfe und ein Schleier verhüllte das Gesicht. So ging er mit knappen Schritten zur Messe und die Frauen trugen ihm die Schleppe[1]).

Wolfram spricht im Parcival mit einem Blicke auf die Eneide nicht zu ehrerbietig von der Minne, welche Amor und Cupido und Venus, der zweien Mutter, mit Geschossen und Feuer erweckt. Wie ungütig die späteren moralisirenden Zeiten waren, mag H. Sachs zeigen. In der Komödie[2]), darin Venus die Wollust und Göttin Pallas die Tugend verficht, läßt er die erstere durch Satan ihre Lockungen feilbieten. Niemand will kaufen; sie schilt ihren Knecht ungeschickt und fordert, daß Cupido seine Pfeile wirken lasse. Doch die Herzen sind hart wie Eisen und die Geschosse prallen ab. Da merkt Venus, daß ihr eine Göttin entgegen sei. Sogleich tritt auch Pallas, welche seit dem Urtheile des Paris die Liebe verschworen, auf die Bühne. Beide Göttinnen streiten um den Vorrang und provociren auf das Urtheil des Kaisers. Dieser eröffnet nun den Prozeß: Epikur tritt als Anwalt der Venus auf und vertheidigt sie, so weit ihn der Anblick von Braten, Eierfladen und vortrefflichen Weinen nicht im Reden stört. Für die andere Partei

[1]) „Minnesänger", IV, 337.

[2]) „Deutsches Theater", herausg. von Tieck (1817), I.

erſcheint Hercules und ficht zum Preiſe der Mannheit ſiegreich auf der Bühne gegen Antäus, Geryon, Cacus und Hippolyta. Der Kaiſer entſcheidet darauf den Streit zu Gunſten der Pallas; auf ſeinen Befehl muß Satan, trotz aller Einreden, Venus und Cupido ins hölliſche Feuer tragen. Dann wird Epikur von Satan und Cacus niedergeſtreckt; ſie verweiſen ihm ſeine Weichlichkeit in einem langen moraliſchen Geſange, und zwiſchen jeder Strophe wird er von ihnen exemplariſch gepritſcht.

Suchen wir noch andere mythologiſche Vorſtellungen auf, welche gänzlich in das poetiſche Bewußtſein des Volkes übergingen und mit dem einheimiſchen Aberglauben verſchmolzen, ſo müſſen wir die perſönlichen Götter aufgeben. Wir ſahen nämlich Mercur und Wodan als Spender des Glückes einander verwandt. Ferner trägt der letztere einen Hut, der dem Petaſos des Hermes gleicht; die Wünſchelgerte iſt dem Caduceus ähnlich; beide Götter werden als Erfinder des Würfelſpieles und der Buchſtaben genannt; daraus folgert Grimm beſtimmter, als er ſonſt pflegt, ihre Identität[1]). Für den jüngeren Volksglauben iſt dieſelbe gleichgültig, indem beide Götter durch die Fortuna und durch die einheimiſche Saelde erſetzt werden. Heidniſche Götter durfte das Volk nicht verehren, aber als perſönliche Begriffe behaupteten ſie ſich im chriſtlichen Zeitalter. Es iſt merkwürdig, daß Weſen, wie die Moiren, die Erinnyen, wie Nemeſis, Dike und Tyche ſelbſt, nicht einmal in der griechiſchen Dichtung eine epiſche Entfaltung erhielten, ſo daß die Plaſtik, da ſie einmal nicht in Handlungen charakteriſiren konnte, bei den Symbolen ſtehen bleiben mußte. Wenn dieſe Gottheiten demnach in der Kunſt und ſelbſt im öffentlichen Cultus vernachläſſigt ſcheinen, ſo läßt ſich gleichwol auch vermuthen, daß man ſich geſcheuet habe, in die Sphäre der ſinnlichen Darſtellung und des Ceremoniendienſtes Dinge zu verſetzen, welche in ihren heiligen Beziehungen auf Reinheit, Gerechtigkeit und das Schickſal des Menſchen die Gemüther des Volkes mehr ergreifen und feſſeln mußten, als ſelbſt der donnernde Zeus und die weißarmige Here. Bei allen übrigen Göttern, die denn doch zuletzt ebenfalls einer religiöſen Anſchauung ihren Urſprung danken, verwiſchte das epiſche Intereſſe ſchnell den Grundzug. Wie aber in jenen Weſen der Mangel an Geſtalt und Mythus den ideellen Kern rein erhielt, ſo konnten ſie auch als perſönliche Begriffe in chriſtlichen Zeiten fortdauern, indem ſie nicht geradezu als Götter von ausgeprägter

[1]) S. 432.

Gestalt erschienen, sondern nur so viel körperliches Wesen annahmen, als das sinnliche Auge der Phantasie nothwendig verlangte. Demnach liegt es auch mehr in der bildlichen Sprache, als in heidnischen Erinnerungen des Mittelalters, wenn Saelde oder Fortuna, als wären sie Personen, ihren Lieblingen lächeln, bei ihnen wachen, wenn sie Diesen begleiten, Jenem den Rücken kehren. Demnach sind auch Glücksrad, Loos, Würfel u. A. weniger unter die Persönlichkeit der Fortuna als unter den Begriff des Glückes gestellt worden. Wir sind hier wieder bei Mercur angelangt. Nicht er hat das Volk interessirt, sondern sein Stab, sein Seckel, sein Hut und seine Sandalen. Der Caduceus Mercur's besitzt, wie die Stäbe der ägyptischen Zauberer, eine wunderbare Kraft. Seiner bedienten sich im Allgemeinen die Zauberer des Mittelalters, und insbesondere ward er für die Physiker das Mittel, Oerter zu entdecken, wo in der Erde edle Metalle verborgen lagen. In späteren Jahrhunderten ist die Metalloskopie eine Wissenschaft geworden und die virgula Mercurialis thut noch heute ihre Wunder. Ob ihre Anwendung im Mittelalter sich auf Beobachtungen gründete, oder ob hier etwas Wahrheit wurde, was in seinem Anfange nur willkürliche Ahnung war, mögen Andere bestimmen. Verglichen ist der Caduceus mit der heimischen Wünschelgerte schon in althochdeutschen Glossen[1]). Ferner war Mercur der Bote der Götter. Die Flügel an Kopf und Füßen, oder an Hut und Sandalen, gaben ihm eine beneidenswerthe Allgegenwart, und so kam es, daß im Mittelalter der Eine mit Siebenmeilenstiefeln über Berge und Klüfte, über Länder und Wasser dahinschritt, ein Anderer mit dem Wünschelhute sich ohne die Mühe des Schreitens und Flügelschwingens in die entferntesten Länder versetzen konnte. Aus orientalischen Dichtungen fügte man noch Ringe, Mäntel, Teppiche hinzu, welche mit derselben Wirksamkeit die Reiselust befriedigten. Hieran schloß sich ferner der Glaube, daß diese Dinge, zumal Hut und Ring, die Kraft hatten, ihre Inhaber während der Luftreisen und sonst nach Belieben unsichtbar zu machen. Endlich gehörte auch der Seckel, wenigstens in Rom, zu den Attributen des Mercur. Hier war er ein bloßes Symbol glücklicher Handelsunternehmungen. Das Volk dichtete eine Wunderkraft hinzu und gab ihm die Eigenschaft, nie leer zu werden. Diese Vorstellungen haben sich in der Sage von Fortunat gesammelt. Das Volksbuch ist entweder aus den Gestis Romanorum oder aus einem altfranzösischen Fabliau

[1]) Grimm, S. 926.

gefloſſen[1]). Doch ſoll der erſte Anſatz der Fiction in des Plinius Nachricht von dem zauberhaften galliſchen Schlangenei zu finden ſein[2]). Beſonders anziehend iſt die Sage noch dadurch, daß jenes Mißtrauen gegen das Uebermaß des Glückes mit dem tragiſchen Schluſſe durch die Nemeſis in der ſittlichen Grundlage der Compoſition eine der wichtigſten Anſichten des Alterthums erneuert[3]). Fortunat hatte Seckel und Hut (ſtatt deren in den Gestis R. noch Anderes erwähnt wird) nicht von Mercur, ſondern von Fortuna empfangen. Der letzteren allein iſt das Glücksrad eigen. Unſere Dichter haben daſſelbe auf eine ſehr verſchiedene Weiſe aufgefaßt; die klarſte und allgemeinſte Vorſtellung iſt auch aus dem Alterthum übertragen. Theophylactus erzählt (Histor. VI, 11), ein Arzt Theodor ſei von einem Feldherrn des Mauricius an den übermüthigen Chan der Avaren abgeſchickt worden und habe denſelben durch eine alte und lehrreiche Geſchichte zur Mäßigung ermahnt: Seſoſtris nämlich habe an Feſttagen ſeinen Wagen nicht von Pferden und Mauleſeln, ſondern von beſiegten Königen ziehen laſſen. Einmal habe einer derſelben ſich oft umgekehrt und auf die Räder des Wagens geblickt. Als ihm nun Seſoſtris zugerufen: was ſiehſt du dich um? was betrachteſt du die Räder? wohin willſt du laufen? habe jener geantwortet: τεθαύμακα τῶν τροχῶν τα κινήματα. ἀνώμαλον ἔχει τὴν κίνησιν· τὰτοίνυν τούτων μέρη μετεωρούμενα αὖθις καταχθόνια γίνεται, καὶ ἔμπαλιν τὰ περιπλία μετὰ τοῦτο ἀπεωρίζεται. Theophylactus ſchrieb ſein Werk im 7. Jahrhundert n. Chr. und ein älteres Zeugniß für dieſe Sage iſt mir nicht bekannt, doch iſt dieſelbe vermuthlich ſehr alt[4]). Diodor (1, 58) weiß auch davon, daß Seſoſtris auf jene Art ſeinen Uebermuth gezeigt, und eine Stelle bei Herodot (1, 207) iſt vielleicht nur deshalb ſo undeutlich, weil ſie eine Anſpielung auf ein damals allgemein bekanntes Märchen enthält. Bei ihm warnt nämlich Kröſus den Cyrus vor dem tollkühnen Kriege gegen die Maſſageten: ἐκεῖνο πρῶτον μάθε, ὡς κύκλος τῶν ἀνθρωπηίων ἐστὶ πρηγμάτων, περιφερόμενος δὲ οὐκ ἐᾷ αἰεὶ τοὺς αὐτοὺς εὐτυχέειν. Gewiß liegt es ſehr nahe, bei dieſem umlau-

[1]) Ueber die Wanderung der Sage durch Nordfrankreich, England und Spanien nach Deutſchland, ſ. Görres, „Volksbücher", S. 71.

[2]) Gräße, „Sagenkreiſe", S. 191.

[3]) Roſenkranz, „Poeſie des Mittelalters", S. 415.

[4]) Die Byzantiner liebten die Anekdote. Siehe Excerpta e Menandri historia p. 138 A. und Constantin. Porphyrog. de administr. imperio 29, wo gar eine Anwendung auf Kaiſer Ludwig II.

senden Kreise an das Rad der Fortuna zu denken, welche die Menschen erniedrigt und erhöhet. Meister Sigeher (Minnes. II, 263) gibt die vier Stufen des Glückes an. Das Rad trage vier Mann: der eine steigt auf, der andere ab, der dritte ist oben, der vierte unten. Ebenso Johann v. Rinkenberg (I, 340). Man läuft dem Rade nach und besteigt es, doch ist es schwer sich oben zu behaupten (Reinmar v. Zweter, II, 193)[1]. — In anderen Stellen ist die Anschauung undeutlich. Der Glückliche hat nicht sowol den oberen Platz auf dem Rade inne, sondern er scheint es wie einen Talisman zu besitzen. So hatte König Joram, Großoheim des Wigalois, ein Rad von rothem Golde. Es steht mitten auf dem Saale und geht da auf und nieder. Daran sind Bilder gegossen, jegliches geschaffen, wie ein Mann. Sinken diese an dem Rade nieder, so steigen andere wieder empor. Der Besitz des Rades bezeichnete, daß es dem Könige nie in einem Dinge misseging, weil ihm das Glück stets folgte. Wigalois selbst führte in dem kohlschwarzen Felde seines Schildes ein goldenes Rad; ebenso befand sich mitten auf seinem Helme ein Rad, welches umlief, wann er buhurdirte. Diese allgemeine Bedeutung veranlaßte, daß die Ehrenholde das Glücksrad auf ihren Wappenröcken trugen; daß man in den Münstern die Fensterrose über dem Portale radförmig gestaltete; daß es ein besonders beliebtes Symbol wurde, als der lange bedrückte Bauer- und Bürgerstand auf den Sturz der Herren hoffte, weßwegen bei Abbildungen die Stellung des Rades wieder so gewählt ist, daß die gekrönten Häupter sich unten befinden. Gänzlich verändert erscheint jene antike Vorstellung in der Sage von den zwölf Jünglingen, welche auf der Glücksscheibe sitzend, durch die Welt reisen und in 24 Stunden erfahren, wast überall geschieht; wofür denn der Teufel alljährlich Einen von der Scheibe fallen läßt[2]. Offenbar wollte man das Rad zugleich als ein schnell dahinlaufendes ansehen, und Dies verträg sich nicht mit der anderen Auffassung, nach welcher der Glückliche den oberen Platz, wenn er ihn einmal hat, nur so lange besitzt, als das Rad steht. Bei Reinbot findet sich die richtige Vorstellung, wo es von Georg (193) heißt: er sei auf des Glückes Rad kommen, das müsse ihm immer stille stehen. Bei Herbort ruft Priamus: eia Glück, eia Heil! nun hast du mir das schwarze

[1] Siehe noch Grimm, S. 826. Ein ähnlich construirtes allegorisches Kunstwerk in Benven. Cell. Göthe, I, 1.

[2] Grimm, „Deutsche Sagen" Nr. 337, vgl. mit 209. Scheibe ist hier wie auch sonst wol gleichbedeutend mit Rad.

Theil allenthalben zugekehrt. Mir sind die weißen Wege versperrt, da ich sonst hinanging ꝛc. So lange ich hatte der Saelden Schein, war all die Welt mein. Frommann vermuthet hier richtig, daß das Gleichniß vom Mondwechsel entlehnt sei. Doch leuchtet auch eine Beziehung auf das Rad hindurch. Diese Verschmelzung zeigt der Vers im Gott Amur:

Est rota fortunae variabilis ut rota lunae,
Crescit, decrescit, in eodem sistere nescit [1]).

Die Nornen und die Parcen haben nicht nur im Allgemeinen den gemeinschaftlichen Zug, daß ihrer zwei dem Menschen Glück und Tugend verleihen, die dritte aber eigensinnig Böses und Unheil hinzusetzt, sondern es geht auch ihre besondere Verwandtschaft daraus hervor, daß man die Fabel von dem Brande des Meleager fast unverändert in die Nornagestsage aufnehmen konnte [2]). In deutschen Gedichten des Mittelalters und im Volksglauben werden sie durch die Feen (fatae von fatum) verdrängt. In diesen haben wir dann freilich nicht mehr die mächtigen Schöpferinnen des Schicksals, welche außerhalb der Menschheit, in gleichem Range mit den Göttern stehen; sondern die guten ihrer Art, welche meistens bei jugendlicher Schönheit die Gabe der Allwissenheit und Zaubermacht besitzen, sind mannichfaltig in die Schicksale ihrer Lieblinge verflochten und müssen sie gegen ihre bösartigen Schwestern und tückische Zauberer beschützen. Dieser weiche Zug einer gemüthvolleren Weiblichkeit mochte indessen schon den Nornen nicht ganz fremd sein und charakterisirt namentlich die verwandten Walkyrien, welche jetzt auf ihren Rossen über dem Schlachtfelde umherjagend die Opfer küren, dann wieder die Liebe dessen, der ihnen das Schwanenhemde raubte, mit inniger Hingebung erwie-

[1]) Das grüne Thor in Königsberg hat die Sentenz zur Inschrift. Bei neueren Dichtern scheint das alte Symbol oft gänzlich verwischt, z. B.

Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen. (Platen.)
Aber es schickt Carthago vandalische Flotten dem Tiber,
So weit hat sich des Glücks rollende Nabe gewandt. (A. W. Schlegel.)

Eine andere Auffassung stellte sich ein, als im 17. Jahrhundert (Afg.) das Lotto in Aufnahme kam. „Wo dreht dein Glücksrad sich? du hast den Einsatz nicht wagen wollen" (Immermann). In Shakesp. „Wie es Euch gefällt", 2, 1, wird das vieldeutige Rad sogar für ein Spinnrad angesehen; doch nur im Scherze und wir dürfen deshalb die spinnende Fortuna „die gute blinde Hausfrau" eben nicht an die spinnenden Parcen anreihen. — Haupt, „Zeitschrift", VI, enthält eine mit vielen Belegen ausgestattete Abhandlung über Glücksrad und Glückskugel von W. Wackernagel.

[2]) Grimm, S. 380.

dem: ein Zug, welchem das starre Wesen der alten Keren nicht zugänglich war. Die Meerminnen, Fluß- und Brunnennixen und die weisen Frauen stehen in nahem Verhältnisse zu den Sirenen, Nymphen und Sibyllen des Alterthums. Die Sirenen sind durch ihre allegorische Auffassung beinahe volksthümlich geworden. Immer umschweben sie die Schiffe, um die Reisenden von Weg und Ziel abzulocken.

Alle diese Vorstellungen, welche die Bestimmung des Schicksals, die Enthüllung der Zukunft angehen, verknüpfen das Alterhtum und die neue Zeit auf das Innigste, und ebenso ward mit dem Glauben, daß der Uebelwollende, wen er haßte, mit Zaubermitteln beschädigen konnte, fast Alles aufgenommen, was dieser Art im Alterthume vorhanden war. Man kannte das Weggaubern der Früchte, das Wettermachen, den Nachtheil des Lobens oder das Verreden, den bösen Blick, das Verderben durch Wachsbilder ꝛc. [1]). Diese Dinge waren größtentheils schon zu Karl's des Großen Zeiten in Umlauf, und es mochte neben noch älteren zufälligen Ueberlieferungen wol die Bekanntschaft mit Plinius und solchen Gedichten, wie Horazens Canidia und Virgil's Pharmaceutria, das Meiste dazu beitragen. Seit der Erneuerung der classischen Studien wurde dann Alles mit wissenschaftlichem Ernste behandelt, was die Opfer der Hexenprocesse schwerlich vermindert hat.

[1]) Vgl. außer Grimm noch Dobeneck, besonders im zweiten Bande.

Dritte Periode.

(Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.)

Einfluß des Alterthums auf die geiſtige und ſittliche Bildung im Zeitalter der Humaniſten.

Zehntes Capitel.

Ueberſicht der poetiſchen Cultur bis zur Erneuerung der claſſiſchen Studien. Weshalb ſich das Ritterthum und die Minnedichtung nicht behaupten konnten. Beim Hervortreten des Bürgerſtandes macht ſich ein neues Bildungsprincip geltend, und auch der Wechſel der äußeren Verhältniſſe verdrängt das Ritterthum. Antheil der alten Literatur an der Umgeſtaltung des Lebens. Auf die Poeſie ſind durchgreifende Wirkungen unmöglich, weil es der jungen Philologie an Reife fehlt und in der nationalen Literatur die Proſa vorherrſcht.

Wir haben den Bildungsgang unſeres Volkes, wie er ſich in poetiſchen Productionen äußerte oder auf ſie einwirkte, bisher in drei weſentlich verſchiedenen Stadien wahrgenommen. Zunächſt wieſen uns Nachrichten von der Urzeit auf jene eigenthümlichen geiſtigen Anlagen des Deutſchen hin, auf die Richtungen ſeiner Denk- und Gefühlsweiſe, welche eine bis dahin unbekannte Kunſtgattung eröffnen und zu einer die antike Welt überragenden Höhe ſteigern ſollten. Die Tiefe der Lebensauffaſſung, die Innigkeit des Gemüthes machen das Sehnen nach einem unendlichen Inhalte zum Quelle der poetiſchen Anſchauung, und wie hier der Geiſt über die Erſcheinungswelt hinausſtrebt, ſo regt ſich auch die Phantaſie in kühnerem Schwunge, nicht nur um die Wirklichkeit in ihrer Schönheit aufzufaſſen, ſondern zugleich um ſie in die Sphäre ſymboliſcher Mythen zu erheben: das ganze äußere Daſein der Natur und der Menſchenwelt iſt nur der ſinnliche Abglanz der Idee. Während ſo in der heiligen Stille der deutſchen Vorwelt die Keime der ächten Romantik ihrer künftigen Belebung harreten, rief die kriegeriſche Bewegung der Völker einen heidniſchen Heroismus

hervor, dessen natürlicher Adel von jenen hohen Ahnungen vielfach durchleuchtet war, der sich darum auch merklich von gleichen Erscheinungen in der hellenischen Heldenzeit unterschied, aber mit Bewußtheit noch keine höheren Principe verfolgte. Diese erste Periode war also noch nicht romantisch, aber die Erinnerungen, welche sie durch die Jahrhunderte fortpflanzte, wurden gleichwol der Boden des Ritterthums.

Mit dem Christenthume begann eine zweite Periode. Dasselbe war an sich jener heidnischen Vorzeit nicht feindlich, sondern suchte und fand in ihr einen natürlichen Anhalt. Aber es waren jene reinen Ahnungen theils zu wenig entwickelt, als daß sich gleich eine Verbindung hätte herstellen lassen, theils waren sie zu tief mit der Masse durch Geschichte und Sitten befestigter Irrthümer verwachsen, als daß eine Ausscheidung und Fortbildung des Aechten möglich gewesen. Das Christenthum selbst ferner kam zu den abendländischen Völkern nicht mehr in der einfachen Klarheit der Evangelien, sondern in der Auslegung streitender Sekten und Kirchen. Die gelehrte Patristik hatte es mit der antiken Bildung in Verbindung gesetzt. Schon die fremde Sprache des Textes mußte die classische Philologie hervorrufen. Mit ihr fanden sich zahlreiche Rückblicke auf die antike Welt ein, und so ward durch Karl den Großen eine christlich-lateinische Cultur eingeführt. Sie blieb im Allgemeinen das Eigenthum eines einzelnen Standes; Anfang und Ziel lagen innerhalb der Kirche. Zwar sollte das aufgeschlossene Bewußtsein der Volksführer durch geordnete Institute und auf tausend ungesuchten Wegen auch die ungelehrten Massen anregen und läutern, aber die gelehrte Bildung, zumal die poetische war keine lebendige und blieb ohne nachhaltigen Einfluß auf die Reste der Volksdichtung. Allerdings versuchten einzelne Lateiner die alten Ueberlieferungen zu gestalten, andere sammelten fleißig die verklingenden Sagen, aber sie erweckten nicht den schlummernden Genius der nationalen Volksdichtung, und ihr Verdienst beschränkt sich auf die Sammlung der Schätze, welche erst eine künftige, von anderen Principien belebte Zeit flüssig machte. Deshalb wurde diese antike Periode auch nicht durch Gegensätze gestürzt, sondern sie erstarb allmählich in ihrer eigenen Beschränktheit und Unvollkommenheit. Der neue Anfang der classischen Studien im 15. Jahrhundert konnte daher nicht einmal an sie anknüpfen, sondern von einer ganz anderen Bewegung ausgehend, mußte er die Reste jener zerfallenen Bildungsepoche erst mühsam wegschaffen.

Auf die christlich-lateinische Periode folgte um den Anfang des

13. Jahrhunderts die romantiſche. Ihre Aufgabe beſtand, wie angedeutet, vornehmlich in der Entwickelung jener bis in die heidniſche Vorwelt zurückreichenden Bildungskeime. In ihrer üppigen Kraftfülle ſtrebt ſie ſo mächtig empor, daß man ſich kaum die Frage geſtatten darf, ob ihr die Mitbenutzung des Alterthums, wenn jene antiken Studien ebenmäßig fortgeſchritten wären, eine höhere Vollendung gegeben. Antworten wir, daß eine ſolche Stütze leicht zu einer Quelle unſeliger Verirrungen werden konnte, ſo iſt die Frage darum noch nicht erledigt. Das Romantiſche tritt mit dem 14. Jahrhunderte abermals zurück, das Antike beginnt abermals ſeine Herrſchaft, und dieſer Kreislauf des Bildungsganges kann auf keinem andern Grunde beruhen, als auf dem, daß jedes Moment dem andern weicht, weil es ſich ausſchließlich geltend machte, daß keins ſich behauptet, weil es in ſich unvollendet blieb, bis endlich in ferner Zukunft einmal beide verſchmelzen, um Unübertreffliches hervorzubringen.

Die allmähliche Entartung des Ritterthums und der gleichzeitige Verfall der Minnepoeſie iſt tauſendmal geſchildert worden, und man wird hier weder eine Herzählung der politiſchen Ereigniſſe, welche den Umſturz der Dinge bewirkten, noch eine Muſterung der Literatur erwarten, in welcher ſich jenes ſtufenweiſe Abſinken kundgab. Schon ein Blick in das Weſen des Ritterthums ſelbſt kann uns zeigen, daß auch unter minder feindlichen Umſtänden die Stunde kommen mußte, in welcher ſeine Blüthe welkte. Wie einſt in Griechenland das lebendige Gefühl des Schönen ſo viele vollendete Erſcheinungen in Dichtung, Geſchichte und Sitte hervorrief, aber da es nicht zum feſten Begriffe gedieh, auch allen Schwankungen der ſubjectiven Willkür ausgeſetzt war und nicht dem Verfalle wehren konnte: ſo war im Grunde auch die ideelle Subſtanz des Ritterthums nur ein ſittlich Schönes, nur das unbewußte Aufleuchten des Göttlichen, nur eine Anſchauung des Gemüthes geweſen. Alle Völker werden in ihrem Jugendalter von einer ſolchen lautern Stimmung ergriffen und unter ihrem Strahle gedeiht das Leben ſchnell zu einer wunderbaren Reife; aber unſere Exiſtenz bedarf eines feſtern Grundes und ohne ein durchgebildetes Bewußtſein bleiben dem edelſten Gemüthe die Täuſchungen gleich nahe wie die Wahrheit.

Die religiöſe Begeiſterung, welche hier den Kreuzritter zum ungeſtümen Todesmuthe entflammte und den ſtillen Pilger durch tauſend Entbehrungen auf ſeinem fernen Wege geleitete, aber auch, weil Chriſtus ſein Reich den Kindlein verheißen, an 50,000 Kin-

der der Schlachtbank überlieferte, sie war eine unklare halbsinnliche Empfindung und man kann nicht zürnen, wenn der Philosoph die Sehnsucht, den lebendigen Christus an seinem Grabe zu suchen, eine Verwesung des Geistes schilt [1]). Aber selbst jene Empfindung wurde verwirrt und geschwächt, als die geistlichen Volksführer ihre träge Unwissenheit immer mehr mit dem prunkenden Opferdienste und der lateinischen Messe verhüllten, als sie den Chrysem verkauften, nur auf Mittel der Brandschatzung sannen, um ihrer Ueppigkeit zu fröhnen, als endlich die Mönchsorden mit aller Tücke einander befeindeten, und das Schisma die Herrlichkeit des Papstthums, in einem sinnlich gestimmten Zeitalter das letzte mächtige Symbol des Glaubens, zerstörte. Die Priester blieben nur die natürlichen Feinde der Laien, die ihnen ihre politische Macht, die Reichthümer und Privilegien, mit welchen eine unverdiente Gunst sie überschüttet hatte, zu entreißen strebten. Der Glaube an die Religion überdauert zwar stets den Glauben an die Priester, doch war das Vertrauen zu der Ueberlieferung erschüttert. Man wollte seine Finger in die Wundenmahle legen. Auf die Zeiten des Glaubens folgten die der Forschung, der Wissenschaft. Doch bis es der Reformation gelang, das religiöse Lebensprincip der Romantik in das helle und sichere Gebiet des Gedankens zu erheben, fand sich kein Ersatz für den gewichenen Pfeiler. Es schwand das Gefühl der Menschenwürde, der Mannes- und Ritterehre, und nur in einem kleinen Kreise war es den Mystikern möglich, die Andacht als Quelle und Richtschnur des Handelns zu retten. Alles andere Salz war dumm geworden.

Nunmehr vermochte auch das Ansehen der Frauen nicht mehr dem tiefern Verfalle zu wehren. Einerseits wurden sie selbst von der Verderbniß mitergriffen, und wo dies nicht war, verschlossen sich die Gemüther der milden Kraft ihres Einflusses. Jene jugendliche Parcivalstimmung, in welcher der Blick der Frauen den selbstischen Trotz der Männer gefangennimmt, das Herz für ideale Zwecke begeistert, die Begierden läutert, die Sitten zur Anmuth gewöhnt, sie verschwand um so schneller, als sie schon in bessern Zeiten sich zu einem unwahren Götzendienste verstiegen. Wollte man nun jene Minne, von der man wohl wußte, daß sie den idealen Aufschwung der glänzenden Jahrhunderte bewirkt, nicht aufgeben, so war mit dem Gefühle für die sittliche Schönheit des Weibes doch die Seele

[1]) Hegel, „Vorlesungen über die Aesthetik", herausgegeben von Hotho (2. Aufl., 1842), II, 211.

der Minne dahin. Die Artusromane leiteten von der sittlichen Huldigung zur sinnlichen über, und selbst wenn man die Herrschaft der Frauen durch Vermehrung und Verschärfung ritterlicher Gesetze zu erweitern strebte, war die Hülfe illusorisch, denn man erschuf nur ein geistloses, in sich nichtiges Ceremoniell. Wie viel die Frauen der Vergangenheit gewesen, und wie sehr man in der Gegenwart ihre Mithülfe vermißte, mochte sich unbewußt darin aussprechen, daß die Satiriker den Verfall der Kunst und der Sitten vorzugsweise den Frauen zur Last legten; ihre ungemessenen Schmähungen bezeichneten aber nur um so deutlicher die Schuld des Geschlechtes, welches das stärkere heißt. Die Zeit hatte kein Herz mehr für die Minne, und damit war der romantischen Cultur der zweite Halt genommen.

War vorhin schon die ritterliche Ehre bei aller vorwiegenden Würde und Reinheit der Verwirrung ausgesetzt, insofern als ihr Inhalt nur auf religiösen und sittlichen Anschauungen und Empfindungen beruhte, so ward sie jetzt der willkürlichen Interpretation gänzlich preisgegeben. Der Ritter hielt sich endlich, wenn er Kaufleute plünderte, die Klöster verbrannte oder die Juden verfolgte, für ebenso edel wie jene Roland und Parcival, und der unmäßigen Völlerei bei den Trinkgelagen gab er weit den Vorzug vor dem weibischen Hofiren im Frauensaale. Wo das Gefühl der Ehre nicht so ganz verwilderte, fand sich vielleicht die Reputation ein, ein ebenso schlechter Ersatz wie jener der formellen Courtoisie für die Minne. Denn jene Reputation nimmt irgend etwas, mag es noch so nichtig und thöricht sein, zum Symbole ihres Principates. Auf ihr beruht vorzugsweise die Abenteuerlichkeit der britischen Romane, in welchen das Heldenthum keine höhern Zwecke kennt und die Existenz an die Behauptung der ersten besten Marotte gesetzt wird.

Dieser Verflachung und Entartung des romantisch-ritterlichen Geistes entsprach in allen Zügen der Ausgang des Epos seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Eine Zeit lang wollte man Wolfram von Eschenbach überbieten. Aber dunkele Gleichnisse und gelehrte Allegorien, beziehungsreiche Sprüche und geheimnißvolle Andeutungen gaben der Titureldichtung nur den Schein eines besondern Tiefsinnes. Dasjenige Epos, welches keine Ansprüche auf den Ruhm einer heiligen Philosphie machte, stellte sich dagegen so ideenlos dar, wie es war. Hier wollte etwa die Phantasie für die Armuth des Gedankens entschädigen. Man wußte in der Wirklichkeit nichts Großes und Anziehendes aufzufinden. Das

Unerhörteste, ganz Abenteuerliche, was die Sagen darboten, trat in den Vordergrund und reizte die übersättigten Sinne zu neuen Uebertreibungen. Diesen Geschmack befriedigte nicht der Alexander Lamprecht's, man entwarf ein anderes Bild des Helden aus den französischen Quellen. Je materieller die Dichtung wird, desto weniger gelingt es der Darstellung, den Stoff nach einer innern Einheit zu begrenzen und abzurunden. Man fühlt die Unvollständigkeit, sucht aber die Ursache nicht in dem Mangel des innern Schwerpunktes, sondern in dem Stoffe selbst. Man will, wie große Eroberer, statt das Errungene endlich auf den Geist zu gründen, immer nur das Material vervollständigen, bis der Bau durch seine Masse zusammenstürzt. Daher bleiben einerseits die kleinern Dichtungen Fragmente; sie wollen ausdrücklich selbst dem Stoffe nach nichts weiter sein, indem sie aus andern Gedichten mit willkürlichem Anfange entspringen und ohne eigenen Abschluß wieder auf andere verweisen. Dagegen sucht man auch wieder in ungeheuern cyklischen Sammlungen Alles zu erschöpfen. Der Mangel an Ideen und Begrenzung im Stoffe bringt dann nothwendig die Abkürznng in der Darstellung hervor. Es wird Alles nur stofflich behandelt, folglich ausgestoßen, was einer geistigen Sphäre angehört. Auf diese Weise ergänzten die Griechen den Homer in Gedichten von vielmal kleinerm Umfange, und die deutschen Lieder von Troja, an deren Masse der unermüdliche Konrad von Würzburg mehr als einmal verzagte, bilden in jenen großen cyklischen Heldengedichten nur eine Episode. Daß übrigens bis auf Weniges das ganze Epos nur aus Umarbeitungen älterer Erzeugnisse besteht, läßt sich aus dem Vorigen ohne weiteres folgern. Das Verschwinden des ritterlichen Geistes spricht sich hier noch in einer besondern Eigenthümlichkeit der Darstellung aus. Je mehr eine Zeit von epischem Sinne durchdrungen ist, desto ungemischter dichtet die Poesie in Facten; ja selbst die tiefern Bewegungen des Gemüthes und die Dialektik der Gedanken pflegen sich nur in Thatsachen auszusprechen. Diesen plastischen Styl finden wir am reinsten freilich nur in der vorchristlichen Volksdichtung, die der Romantik voranging. Die Kunstpoesie des schwäbischen Zeitalters war sentimental, und daher begegneten uns manche unplastische Eigenheiten der Darstellung. Nichts aber scheint so unepisch zu sein als die Allegorie. Sie macht den Inhalt und die Form zum Spiele des Verstandes; statt der Personen erscheinen Begriffe, die Erzählung verliert sich in die Beschreibung. Die lateinischen Epiker des Mittelalters liebten solche Allegorien, wie sie Allen nahe liegen, die ohne Beruf

dichten [1]). Jene Gualter und Odo haben ihre Proditio, Invidia ꝛc., zu denen die antike Mythologie noch Veranlassung gab. Aber auch die höfischen Dichter der bessern Zeiten verirrten schon zu abgeschmackten Schildereien. Man baute allegorische Häuser für die Tugend, die Minne ꝛc. und stattete sie mit allegorischen Automaten aus. Damit sind Vergleiche verwandt, wie diese von Reinmar von Zweter: der Frauen Hemde soll sein Gott lieben, ihr Rock Freude und Leid tragen, ihr Gürtel die Minne ꝛc. Je ärmer eine Zeit an productiver Kraft wird, desto mehr büßt sie den Sinn für den reinen epischen Styl ein. Im 14. und 15. Jahrhundert greift man allenthalben zu den allegorischen Behelfen. Brauchen wir ein Beispiel, welches uns veranschaulicht, wie geistlos das Ritterthum wurde, wie es an großem kräftigen Sinne verarmte und mit seinen kleinen Abenteuern doch die alten Ansprüche festhielt, wie ferner die allegorische Schilderung als der eigentliche epische Styl gesucht wird, so bietet sich uns von selbst der Teuerdank dar, das letzte Ritterepos, der Schatten eines Rauches.

Zwei Jahrhunderte hindurch währte der Verfall der ritterlichen Cultur und aller Zustände, die von ihr getragen waren; ein langer Zeitraum für den Gedanken, der ihn durchmißt, unabsehbar für die Geschlechter selbst, die er hervorrief und verschlang. Aber nicht eine Burgruine auf ödem Felsen, die in Sturm und Regen verwittert, ist das vollständige Bild dieses Zeitraumes. Er gewährt uns zugleich den Anblick der lebendigsten Anstrengungen nach den Grundlagen einer neuen Existenz; doch bleibt zunächst die Negation überwiegend. In der Kirche bedrängen einander die Mönchsorden, die höhern und die niedern Classen der Geistlichkeit, die Päpste und die Concile. Hier lärmen die wüthenden Sekten der klügelnden Scholastik, dort leuchten die stillen Feuer der Mystik. Die Wissenschaft kommt unscheinbar und unerkannt zu ihrem Herde zurück und Irus empfängt sie mit Blicken voll tödtlichen Hasses. Bürger und Bauern widersetzen sich den Vorrechten der Herren, diese plündern den Kaiser, der Kaiser das Reich. Zwar trennen sich die streitenden Massen in zwei große Gruppen: Alles, was Privilegien besitzt, schaart sich um die eine Fahne, und gegenüber sammelt sich, was nach den natürlichen Rechten des Menschen dürstet. Dort herrscht die Macht der Ueberlieferung, hier der freie Gedanke. Aber ein tausendfältig zertheiltes Privatinteresse vervielfacht und verwirrt die Parteien, zerreißt die engsten Bande und knüpft die unnatür-

[1]) Grimm, „Deutsche Mythologie", S. 847.

lichsten Bündnisse. Anarchie war das nächste Bedürfniß, und wer Reformen versuchte, der fand in dem gährenden Chaos noch keine Stätte für den Eckstein des neuen Gebäudes. Trotz dem, daß diese Bewegung alle Kräfte beschäftigte, war das Schicksal nicht sparsam mit neuen Aufgaben. Die Erfindung des Pulvers, des Bücherdruckes, die Erneuerung der Wissenschaften, der Fall von Konstantinopel, die Entdeckungen der Seefahrer ꝛc.: Alles trieb zu einer rastlosen Thätigkeit, und es mußte lange dauern, bis man das Vereinzelte verglich, das Aehnliche zu organischen Gliedern ordnete und von verschiedenen Seiten auf ein gemeinsames Ziel hinarbeitete. Es ergibt sich von selbst, daß das Ritterthum in dieser Umgebung keinen Platz mehr hatte. Daher mochten Versuche, den ächten Geist des Ritterthums, selbst nach den reifen Ansichten eines Thomasin, zu erneuern, vergeblich sein, und die letzten Dichter, welche den Ton der Minnesänger festhielten, glichen, wenn sie ihren Mäcenaten schmeichelten oder gelinde Vorwürfe machten, immer nur den Künstlern, welchen die Abschaffung der Zöpfe das Handwerk verdarb. Nicht daß die Ideen des romantischen Ritterthums veraltet gewesen, denn was ächt ist, das ist auch ewig; aber die Erscheinungen veralten, und es ist ein höchst schädlicher, doch gewöhnlicher Irrthum der meisten Weltverbesserer, daß sie die Erscheinungen festhalten oder erneuern in der Meinung, daß nur so der Geist des Alten wiederkehre. Dieser Irrthum hat die antike Bildung der folgenden Jahrhunderte ebenso gelähmt wie die romantische des 19. Hätte man also auch die idealen Grundlagen des Ritterthums vollständig läutern können, es wäre unmöglich gewesen, dasselbe herzustellen, da, ganz abgesehen von der materiellen Veränderung des Bildungszieles, auch seine äußere Form zerfiel. Denn die gesellschaftlichen Zustände traten in ihr drittes Stadium. Das Princip des Heroenalters ist die Willkür. Der Einzelne besitzt so viel an Rechten, als ihm sein Schwert sichert, seine Pflicht begrenzt sich nach seinem Belieben. Das Ritterthum constituirt eine Genossenschaft, die sich zwar unter die Herrschaft sittlicher Ideen stellt, aber zugleich sich zunftmäßig abschließt. Das gebietende und schützende Gesetz muß sich aber weiter ausdehnen. Es muß alle Classen der Gesellschaft umschließen. Vor ihm kann nicht die Willkür des Einzelnen bestehen, es verneint auch eine exclusive Genossenschaft. Man erhebt sich zu dem Begriffe des Bürgers, in den alle Stände aufgehen. Damit waren die alten Zustände nicht vereinbar. Zwar constituirte sich anfangs das Gesetz nur in verborgenen Gewölben und im Dunkel der Mitternacht. Selbst der

öffentliche Landfriede und das kaiserliche Gericht inquirirte mit der Folter und bestrafte nach den unmenschlichen Grundsätzen der Abschreckung und der Rache. Es faßt ferner nur den Schwachen; der gemeine Raubritter spottet des Urtheils hinter seinen Mauern, der Fürst an der Spitze der Vasallen, so daß die Ohnmacht des öffentlichen Gerichtes immer wieder den Bauer vom Pfluge, den Bürger aus der Werkstätte rief und bewaffnete. Aber es war anerkannt, daß das Recht nicht mehr von dem Einzelnen, nicht mehr von einer Genossenschaft Schutz fordere, sondern vom Staate. Bei dieser Fortbildung des öffentlichen Lebens war der Schwerthelb nicht mehr die personificirte Virtus. Es machen sich andere Verdienste geltend. Den Bürger ehrt seiner Hände Werk, der Kaufmann entwickelt die Mächte des Geldes, die Intelligenz tritt an die Spitze der Cultur und des Lebens. Durch alles Dieses ward das Ritterthum auch in den Grundbedingungen seines äußern Bestehens angegriffen und die Verwendung des Pulvers zu einer unritterlichen Waffe hatte nicht mehr so viel zu ändern.

Fragen wir nun weiter, an welchem der alten Institute sich die Gegenwart aus ihrer Gesunkenheit hätte emporarbeiten sollen, welche Grundlagen des öffentlichen Lebens von Neuem zu befestigen waren, so antwortet Tieck [1]) mit heftigen Angriffen auf die Belebung der classischen Philologie, man habe eine große Kirche, ein herrliches Kaiserthum gehabt, zwei Institute, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Es scheint richtig, daß mit diesen Instituten das Ritterthum und die höfische Minnepoesie auf das Innigste verwachsen war, und doch ist es wieder nur jene antiquarische Verwechselung von Erscheinung und Bedeutung, welche ein solches Bildungsmittel empfiehlt. Die Zeit hat jene großen und herrlichen Institute in ihrem Wesen nicht aufgegeben; sie hat nur den innern geistigen Kern aus der trügerischen Hülle des Papismus und der despotischen Feudalmonarchie herausgeschält. Nicht Institute, welche wie alle Erscheinungsformen mit der Welle steigen und sinken, sondern Gedanken befruchten den Boden der Menschheit; es handelte sich nicht um Papst und Kaiser, sondern um das Evangelium und um das Gesetz.

Nicht leicht ist ein Ereigniß mit größerer Bitterkeit beurtheilt worden, als die Regeneration der classischen Philologie. Gewöhnlich faßt man dabei nur ihre unmittelbaren Einwirkungen auf die nationale Poesie in den nächsten Zeiträumen ins Auge und dehnt,

[1]) Einleitung zu Lenz' Schriften (1828), I, 78.

wenn man hier für die Behauptung Gründe entdeckt, das ungünstige Urtheil auf ihren gesammten Einfluß aus. Kaum gibt es jedoch eine größere Einseitigkeit, eine gedankenlosere Uebereilung. Die ästhetische Cultur ist vorläufig von der sonstigen Umgestaltung des Lebens gänzlich zu trennen. Thun wir dies, so lehrt jeder freie Blick, so enge man auch den Horizont umschreiben will, daß alles Große, was sich im Gebiete des Geistes aufweisen läßt, im Alterthume Wurzel schlug und daher seine beste Nahrung nahm. Die Jahrhunderte, welche uns die neue Zeit heraufführen, beschäftigen sich mit der Schöpfung des Bürgerstandes und man hätte, als der Vorhang aufrollte, seinen Blick nicht auf jene Bürgerstaaten Griechenlands, nicht auf den Rechtskampf der römischen Stände richten sollen? Die Autorität der Kirche verschanzte sich hinter dem Wuste der Tradition; jede elende Lüge einer Legende, einer Chronik, der Naturbeschreibung forderte Glauben und abermals Glauben; die Kirche untersiegelte Alles, da die Finsterniß des Bewußtseins das Element war, in dem sie athmete. Wie sollte man versäumen, gegen diesen Despotismus sich mit der alten Literatur zu waffnen, die durchweg von dem klaren Gedanken durchdrungen ist! Die Mystiker verbanden sich mit Plato gegen die dürre Klügelei der Scholastiker. Die Klarheit und Festigkeit des Wortes, das sie ihm sollten stehen lassen, gründete Luther vornehmlich auch auf die fleißige Erforschung der Sprachen und Historien. Hutten hielt dem entnervten und eigensüchtigen Adel den reinen Sinn der Griechen, die eiserne Kraft der Römer vor. Die Satire und das Lehrgedicht straften und ermunterten mit den Sprüchen und Beispielen der Alten. Wie sich im Allgemeinen durch die Kenntniß der alten Schriften der Gesichtskreis des Volkes unendlich erweiterte, so sind im strengern Sinne alle unsere Wissenschaften dem Alterthume verpflichtet, und zwar nicht allein durch die Ueberlieferung materieller Erkenntnisse, sondern auch durch die Vererbung großer Ansichten und des edeln Styles der Behandlung. Es bewegt sich die Literatur der Alten, ihr gesammtes Sein und Wirken um die tiefe Lehre

Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί!

Dies enthält den Schlüssel zu ihren Vorzügen und zu ihren Verirrungen. Auch von den Griechen und Römern gilt es, daß Christus nicht gekommen war, ihr Gesetz und ihre Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, und wenn die ganze neue Bildung sich die Aufgabe wählt, den Begriff der ächten Menschheit aufzudecken

und dieſen Begriff durch unſer Sein und Werden, unſer Wiſſen und Handeln, durch alle Zuſtände hin auszubreiten, wie ſollte man da ſich nicht mit voller Seele jenen Studien zugewendet haben, die man ſofort als wahre Studien der Humanität erkannte.

Die Einwirkung auf die poetiſche Cultur der Zeit iſt dagegen aus einem ganz andern Geſichtspunkt zu betrachten; ſie war weniger ſchädlich als vielmehr gar nicht vorhanden, und dies erklärt ſich daraus, daß einmal die Philologie erſt ſpät zu der Reife kommt, welche günſtige Einflüſſe verſtattet, und ferner daraus, daß die nächſten Jahrhunderte gar kein Zeitalter der Poeſie ſein konnten. Wir haben bereits gezeigt, warum die liebliche Minnedichtung bis in das Herz hinein abwelkte, und wie die Aenderung der äußern Verhältniſſe ihre Regeneration unmöglich machte. Wir ſahen ferner, daß die Ahnungen des Gemüthes, auf welchen die Cultur der Vergangenheit beruhte, der Läuterung und der Begründung bedurften. Wir ſahen, daß die Intelligenz zu ihrem Rechte gelangt, nach allen Richtungen hin das Ueberlieferte ihrer Kritik unterwirft und für die Zukunft einen feſten Boden ſucht. J. Grimm macht die Bemerkung, daß ſich die Poeſie ohne eine begleitende Proſa nicht halten könne und die Minnedichtung darum raſch gealtert [1]). Dieſer Erfahrungsſatz beſtätigt unſere Herleitung. Nicht eine poetiſche Cultur war das nächſte Bedürfniß; die Reform mußte den Weg der Erkenntniß, der Wiſſenſchaft einſchlagen. Dies rief die Jahrhunderte der Proſa hervor und die eleganten Verſe ſind das Wenigſte, womit die Humaniſten für die deutſche Literatur zu wirken hatten; vielmehr beſtimmt ſich ihr wahres Verdienſt nach ihrer Betheiligung an der Reformation in Wiſſenſchaft, Staat und Kirche. Zwar entgeht es uns nicht, daß gerade jetzt eine Anzahl von Dichtungsgattungen cultivirt wurde, die man ſelbſt während der Blüthezeit wenigſtens in dieſer ſcharfen Ausprägung nicht gekannt. Doch es ſind dies die Sprößlinge der vielarmigen Didaktik und eben dieſe treten mit der Proſa hervor. Das Epos macht den Novellen Raum und von rein poetiſchen Dichtungsformen wäre, wenn man den Meiſtergeſang nicht nach ſeinen hohen Anſprüchen gelten läßt, nur das Kirchenlied und das Volkslied übrig. Das autodidaktiſche Drama zeigte noch zu wenig Farbe und Haltung, als daß es mitzählen könnte. Es war kaum fähig, das römiſche Luſtſpiel zu benutzen, viel weniger ſich mit der griechiſchen Tragödie in Verbindung zu ſetzen.

[1]) Vorrede zu den „Lateiniſchen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts“ S. VI und VII.

Das evangelische Kirchenlied ist ein ganz selbständiges und mit scharfen Grenzen umschlossenes Erzeugniß der Reformation, die ihr Bekenntniß klar und unerschrocken ausspricht und mit frohem Siegesmuthe gegen alle Anfechtung der Papisten, der Rottengeister und des eigenen Fleisches vertheidigt. Sein geistiger Grund hat in dieser unmittelbaren Kundgebung des religiösen Bewußtseins nichts mit den alten Heiden zu schaffen, und seine Form ist, wiewol sie durch die lateinischen Hymnen früherer Jahrhunderte überliefert wurde, ebenso unzugänglich für alle Einwirkungen der antiken Lyrik. Auch das Volkslied ist eine ganz isolirte Erscheinung. Trotz seines Werthes konnte es daher weder durch die Humanisten, noch sonst irgend wie zur Grundlage einer höheren poetischen Cultur benutzt werden. Seine Vorzüge bestehen in der tiefen und naturwahren Gefühlsweise und in der lebendigen Plastik. Es beschränkt sich zwar nicht auf die Liebes- und Handwerkslieder mit ihrem fingerlangen Horizonte, sondern das Gemüth fühlt sich auch mit so manchen anderen und allgemeinen Verhältnissen der Gesellschaft in Verbindung; aber es rührt eben Alles nur an und wo es einmal tiefer eindringt, verschlingt die Stärke des subjectiven Gefühles gleich den Gedanken. Ihm fehlt der Standpunkt einer höheren Lebensbetrachtung und eines durchgebildeten Bewußtseins. Mag nun darin zum Theil seine liebliche Naivität bestehen, so schließt es sich doch dadurch zugleich streng von den höheren Gattungen der Kunstpoesie aus, und selbst das Drama mochte nichts an Stoff erbeuten, da das deutsche Volkslied nur wenige historische und rein epische Momente enthielt. Jenen untergeordneten Standpunkt fühlt man gleich, wenn man an die Poesie der Griechen denkt. Ihre Lyriker und Dramatiker dichteten nicht für die Salons, sondern für die Masse der Nation, und was durften sie in Oden und Chören derselben bieten! Daher haben sie eine Volkspoesie im modernen Sinne gar nicht gehabt, aber ebenso sicher ist auch, was wir unser Volkslied nennen, im Grunde nur das Lied der unteren Stände. Die moderne Cultur, welche auf der Wissenschaft beruht, bringt eine solche scharfe Trennung der Volksschichten nothwendig hervor. Man kann jene Lieder der naiven Stände bewundern, man kann von ihnen in tiefster Seele bewegt werden, wie von den Bildern der transatlantischen Wälder und Ströme, aber man kann nicht wünschen, daß jene Zustände, jene Lieder ihre natürliche Grenze überschreiten und in die Mitte der Nation vordringen. Die Cultur kann, wie angegeben, ihnen selbst keine Vorzüge mittheilen, ohne sie zu verderben. Damit ist zwar

nicht verbunden, daß sie selbst auf die Kunstpoesie keine günstige Wirkung äußern können; aber dies ist nur in dem seltensten Falle möglich. Hat die Technik ihre Formen ausgebildet, hat ein sentimentales Zeitalter die Macht der Ideen entwickelt, ist darüber jedoch die Empfindung getrübt oder zurückgedrängt, der Blick vom frischen Leben abgelenkt, die Plastik zu einer mechanischen Formel erstarrt, so werden von dorther die reinen Naturlaute das Herz erschließen und die Poesie der Kunstdichter wird ihrer höherer Vollendung entgegengehen. Diese Wirkung ist uns das Volkslied nicht schuldig geblieben; sie ward durch Herder vermittelt und doch mußte auch hier erst das höhere Product der Homerischen Volksdichtung zwischen der uncultivirten Natur und der unnatürlich gewordenen Cultur die Brücke bauen. Für eine solche Benutzung des Volksliedes waren die Zeiten der Restauration in keiner Weise reif und so bleibt das Volkslied in activer und passiver Beziehung ohne Zusammenhang mit den Gründern und Trägern der Wissenschaft. Noch weniger tragbaren Fruchtboden gewährte der Meistergesang. Sein Werth ist nur ein moralischer. Wir haben eine ganz falsche Ansicht von diesen Reimen der Handwerker, wenn wir den Maßstab von Hans Sachs entlehnen, der in Allem, was ihn auszeichnet, von dem Style der Zunft abweicht. Das feierliche Ceremoniell des Meistergesanges täuschte über die größte Dürftigkeit der Phantasie sowol, wie des Gedankens und der Sprache. Die Formen waren strenge, aber ebenso schwerfällig und geschmacklos. Was sollte selbst das berühmte Gesetz der Dreitheiligkeit, wenn man sich ein Verdienst daraus machte, die Stollen zu mehr als hundert schleppenden Zeilen auszudehnen, während doch unser Ohr kaum mehr als die vierzeilige Horazische Strophe, oder wenn die Wendungen des Reimes mithelfen, höchstens das vierzehnzeilige Sonett als eine rhythmische Einheit auffassen kann. Diese Meister in der Form ließen den Versaccent verschwinden. Die Regeln der Tabulatur beschränken sich meistens auf eine ganz niedere grammatische und mechanische Correctheit. Und nun der Inhalt! Man kann sich kaum denken, daß es dieselben Menschen waren, welche in ihrer Jugend jene frischen Volkslieder sangen, und welche nun so vergreiseten, um an solchen welken Litaneien Geschmack zu finden.

So vertraten das Kirchenlied und das Volkslied das rein poetische Leben dieser Jahrhunderte, alles Uebrige ist Prosa. Sehen wir endlich noch im Allgemeinen auf die Richtung des Volksgeschmackes. Jene reformatorische Stimmung, welche von der aufgeregten Lebenskraft ausging, hat sich in allen ihren Wechseln auch

in der Literatur dargelegt. Es begegnet uns hier eine endlose Reihe von bittern Vorwürfen und glühenden Vermahnungen, dort straft die Satire mit fröhlichem Spotte, mit herber Verachtung; dann wieder baut und bessert die Lehrdichtung mit ihren Kernsprüchen, moralischen Excursen und tausend Exempeln und das geistliche Kampflied versammelt die Streiter um den Herzog, welchen Gott selbst erkoren. Die untern Stände sind froh im Besitze des ersten Vortheils, welcher auf alle zu hoffen berechtigt. Sie schlürfen in vollen Zügen die Luft der Freiheit, und an dies jugendliche Aufflammen der Lebenslust knüpft sich das Volkslied, der Schwank, die Komödie mit sprudelndem Humor, für welchen Logik und Sitte oft ein gar zu enges Gefäß sind. Ebenso behauptet sich der schlichte Verstand vor dem geschminkten Ideale, das gesunde Herz vor dem weichen Luxus der Empfindung, der kecke Witz durchbricht die blassen Reimspiele des Kunstpoeten. Aber es spricht sich in der Masse des Volkes auch unverholen die Geringschätzung alles Dessen aus, was nicht die sinnliche Lebensfreude bezweckt. Die Kritik der Bauern und der Spießbürger verspottet ohne Wahl die feinen Gefühle der Minnesänger, den zarten Sinn, die idealen Grundsätze und das edle Benehmen der Ritter. Wollte man sich an Kampfbildern ergötzen, so fand man das Heldenthum in den Thaten der rohen physischen Kraft, und man nahm die Gefühllosigkeit und den Blutdurst jener zuschlagenden Fleischer- und Müllerknechte mit in den Kauf. In diesen Kreisen reducirt sich auch das schöne menschliche Interesse für den Gedanken auf das Wohlgefallen an der Schlauheit eines Till, und in eben solcher Verwilderung beachtet man nicht mehr, wie nichtig, ja wie verbrecherisch oft die Thaten waren, durch welche sich jene schlauen Volksmänner auszeichneten. Die Schicklichkeit des Betragens endlich wird dann auch für eine aristokratische Schranke angesehen und der Cyniker findet, von den Lachern gespornt, es nirgends tief genug.

Bei dieser Lage der Dinge konnte die Bekanntschaft mit der antiken Poesie, wäre auch ein gründlicheres Verständniß möglich gewesen, nirgends so eingreifen, daß sich der Anfangspunkt einer zusammenhängenden und fortschreitenden Entwickelung ergeben hätte. Bis auf Opitz hin sind alle Einwirkungen im seltensten Falle dichterisch und ihre Darstellung gehört demnach in die allgemeine Geschichte der wissenschaftlichen und ethischen Cultur. Wir werden uns daher nicht damit aufhalten, die satirischen Schriften aufzuzählen, in welchen etwa der Ton des Lucian anklingt, wir werden nicht Hans Sachs mit Terenz und Plautus zusammenstellen, wir

werden noch weniger verſuchen, die Sprüche und Anekdoten, welche man aus den Schriften der Alten in ſo großer Anzahl und mit gleich großer Entſtellung verbreitete, auf ihre Quellen zurückzuführen, was ohnehin unmöglich wäre; ſondern wir wollen bis auf Opitz, mit deſſen Richtung unſere Unterſuchungen einen neuen Anfang gewinnen, nur in einer allgemeinen Ueberſicht andeuten, auf welche Weiſe die Bekanntſchaft mit der alten Literatur erlangt und wie ſie zur Erweiterung des Geſichtskreiſes und zur Bildung der Denkart benutzt wurde. Es wird ſich zeigen, daß die Ausbeute meiſtens ſtoffartig blieb, indem nur im Drama einige techniſche Verſuche das Bedürfniß der Kunſtbildung andeuten.

Elftes Capitel.

Die niedrige Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung und die Entartung des Gelehrtenſtandes in den letzten Jahrhunderten. Die Herſtellung der claſſiſchen Studien in Italien und in Deutſchland. Verſchiedenheit der äußern Umſtände, der Auffaſſung des Alterthumes und des Bildungszieles. Die untergeordnete Stellung der poetiſchen Cultur in Deutſchland, weshalb weder die antike Dichtkunſt noch die neulateiniſche einen neuen Aufſchwung der nationalen Poeſie bewirken konnen.

Wollen wir uns in einem treuen Bilde den Zuſtand der philologiſchen Gelehrſamkeit im 12. und 13. Jahrhundert vergegenwärtigen, ſo iſt es nicht räthlich, die wenigen Schriftſteller hervorzuheben, welche in der That eine bewundernswürdige Bekanntſchaft mit der alten Literatur beweiſen; ſondern es kommen vornehmlich jene Tauſende in Betracht, welche die eigentliche Claſſe der damaligen Gelehrten bildeten, den Unterricht beſorgten und in täglichem Verkehre auf die Maſſe der Nation einwirkten. Ein Johannes von Salisbury (1110—80), welcher mit den vorzüglichſten römiſchen Dichtern und Hiſtorikern, mit Cicero und Seneca vertraut iſt, findet zwar Zöglinge, die ſich zu gleichen Beſtrebungen angeregt fühlen, aber ihr Kreis iſt klein und die Schulgelehrten des 14. und 15. Jahrhunderts kennen ihn nicht. Was Vincentius von Beauvais (geſt. 1264) mit raſtloſem Fleiße aus lateiniſchen Schriften excerpirte, pflanzte ſich allerdings als hiſtoriſche Anekdote, als moraliſches Beiſpiel ꝛc. durch zahlreiche Sammlungen fort, aber es führte nicht zu der Lecture der Alten zurück und diente in der unkritiſchen Zeit oft mehr zur Verwirrung als zur Belebung ernſter Studien. Denn man gewöhnte ſich an den Kleinhandel mit ge-

lehrter Beute. Legt man auf ſolche einzelne Beiſpiele von großer Beleſenheit viel Gewicht, ſo gewinnt es den Anſchein, als ob die Philologie ſich ſeit den Ottonen in ununterbrochenem Fortſchritte ausgebreitet, und man möchte z. B. aus Wachler's Darſtellung (II, 269) ſchließen, daß zu einer gediegenen und umfaſſenden Wirkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Studien allein die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur gefehlt. Wollen wir dagegen diejenige Philologie kennen lernen, welche ſich in der Mitte des Volkslebens geltend machte und mit dem Bildungszuſtande der Laien berührte, ſo müſſen wir fragen, was die Humaniſten vorfanden. Hier ſind die Epistolae obscurorum virorum die nächſte und natürlichſte Quelle. Sie ſchildern in grellen Farben, aber ſie täuſchen nicht und ihre Kühnheit und Friſche zeugt dafür, daß ſie nur Das geißeln, was Allen vor Augen lag.

Man beſaß eine große Anzahl grammatiſcher und lexikaliſcher Schulbücher. Die Arbeiten des Johannes Garlandius [1]) (c. 1040), des Magiſter Serlo (c. 1160), des Alexander de Villa Dei (1240) waren nicht ganz werthlos, doch litten ſie an dem Fehler, daß ſie weniger zur grammatiſchen und ſtyliſtiſchen Correctheit anleiteten, als zu unfruchtbaren Unterſuchungen über die innern Urſachen der Sprachformation, über Wortſtämme und Ableitung ꝛc. Da man nun überdies die grobe Täuſchung feſthielt, daß das Latein wie eine lebende Sprache zu behandeln ſei, ſo ward die ganze Ausdrucksweiſe endlich ein einziger Germanismus. Man führte das unus als Artikel ein, das quod verdrängte den Accusat. cum Infinit. und meiſtens auch das ut, der Nachſatz erhielt ſein tunc oder ergo, Phraſen und Perioden wurden deutſch, ja ſelbſt die Rection der Caſus emancipirte ſich von der Grammatik. Eine Unzahl barbariſcher Wörter ward eingeführt, da Horaz dies empfohlen, und mit Vorliebe hielt man auch die feſt, welche die ſpätere Gräcität in Umlauf gebracht. Priscianus vapulans klagt bei Friſchlin, man habe ihm durch unerhörte Wortbildungen alle Redetheile verdorben und er beſitze nichts Geſundes mehr als Interjectionen, um ſein Unglück zu beklagen. In dieſer Komödie findet ſich auch das berüchtigte te exorciso in nomine Patria et filia et Spiritua sancta. Eine rechte Paläſtra für die diſputirſüchtigen Gelehrten, welche gleichwol den Gedanken ſcheuten, bot ſich in der Synonymik und in der Etymologie dar. Das Vademecum, Breviloquium, Catho-

[1]) Vgl. Leyſer, S. 311—341, 428, 767.

licon, die Gemma gemmarum und andere Lexika nebſt den Monographien de differentiis verborum, dictionibus aequivocis ꝛc. reizten den Scharfſinn zu den wunderlichſten Einfällen. Benennt man hier den Magiſter nach magis und ter, quia Magister ter magis debet scire quam simplex persona, heißt Presbyter ein Mann, qui praeberet suis iter, gilt Mavors für quasi mares vorans, ſo iſt dies ebenſo ernſt gemeint, wie die gleiche kindiſche Spielerei der griechiſchen und römiſchen Grammatiker. Nach ſolchen Deutungen erfand und erklärte der Heraldiker die Wappenbilder der Familien und der Städte, der Chroniſt die Stammſagen, der Legendenſchreiber das Mirakel. Die heilige Agathe hatte ihren Namen von ἅγιος und θεός oder von α priv. γῆ und θεός, dea sine terra, vielleicht auch von aga loquens und thau consummatio, quasi perfecte loquens oder von agath servitus und thaos superior, wenn nicht lieber von aga solemnis und thau consummatio, alſo solemniter consummata i. e. sepulta [1]). Man verfällt auf Alles, nur nicht auf das Richtige, und von ſolchem Unſinn ſtrotzen die Legenden. Ganz ähnlich ſind die philoſophiſchen und die theologiſchen Quäſtionen, welche in den Kreis dieſer Bildung gezogen wurden. Die jungen Gelehrten Petrus Hafenmuſius, Simon Worſt, Henricus Schafsmulius, Guilhelmus Scherſchleiferius und hundert andere, welche aus Leipzig, Wittenberg, Trier, Mainz, Nürnberg, Freiburg, ja bis aus Rom an ihren guten Magiſter Ortuinus Gratius [2]) ſchreiben, der ſie alle zu Deventer gebildet und Zeitlebens ihr väterlicher Freund bleibt, bitten in treuer Anhänglichkeit bald um Troſt und Aufklärung, wenn ein Verſehen ihr Gewiſſen beläſtigt, bald um Entſcheidung, wenn ihnen ein quaeritur zu kraus iſt. Johann Pellifex hat ſein birretum vor einem Juden gelüpft, den er von fern für einen Magiſter im Amtsrock nahm, und fragt, ob dies auch wirklich kein crimen mortale ſei. Ein Anderer verſchluckt ein bebrütetes Ei, ſonſt ohne Schaden, doch es war Faſttag und ein pullaster ſchien ihm ſicher ein ſündliches Gericht, denn ganz anders ſei es mit den Milben im Käſe, quia vermes reputantur pro piscibus, sicut ego audivi ab uno medico, qui est valde bonus Physicus. So hat

[1]) In der Legenda aurea, v. Ag.

[2]) Ortuin war ein Schüler des Hegius geweſen, der unter Andern auch Erasmus und Hermann v. d. Buſch bildete. Später verband er ſich zu Köln mit Hogſtraten, und die Humaniſten machten daher den Apoſtaten zum Repräſentanten der Barbarei.

man beim Magisterschmause gestritten, ob der junge Gastgeber ein Magister nostrandus oder ein Noster magistrandus zu nennen sei. Man fragt, was früher gewesen, die Art oder der Stiel. Diese lustigen Sachen sind ganz im Charakter der Schulbildung erfunden. Man behandelte ja Folgerungen wie diese mit der größten Wichtigkeit: hätte Gott etwa nichts geschaffen oder schaffen wollen, so gäbe es für ihn kein Vorherwissen, folglich kein Wissen überhaupt und daher existirte er selber nicht. Dieses Räthsel beunruhigte alle Schulen, bis das Orakel des Lombardus jenes Vorherwissen als Factum und als Kraft unterschied; nur das erstere möchte fortgefallen sein, nicht aber das letztere, und so war die Existenz des Schöpfers diesmal gesichert. Derselbe müßige Scharfsinn befriedigt sich an der Untersuchung, ob die Menschen bei der Auferstehung alle ein gleiches Alter und eine gleiche körperliche Gestalt haben werden; ob Gott etwas Geschehenes ungeschehen machen könne ꝛc. Zwar sind dergleichen Fragen nicht immer von den Meistern der Scholastik aufgestellt, aber auch was diese gaben, trug zur Entwickelung der Erkenntniß ebenso wenig bei, wie etwa ein scharfsinniger Zug im Schachspiel. So leer und unfruchtbar wird die Thätigkeit des Verstandes, wenn man sich von dem concreten Leben abwendet. War man zu stumpf, um den Blick auf die Schöpfungen und die Bedürfnisse der Mitwelt zu richten, so hätte jener Entartung wenigstens die Lecture der alten Schriften steuern sollen. Nun ist es zwar gewiß, daß man die vorzüglichsten römischen Autoren besaß und daß sie von einzelnen aufgeklärten Männern auch nachdrücklich empfohlen wurden. So fügt Eberhard von Bethune [1]) (1212), ein sehr geachteter Philolog, der Reihe neulateinischer und christlicher Dichter, die er als classisch bezeichnet, auch Ovid, Virgil, Lucan, Statius, Horaz, Juvenal, Persius u. A. hinzu. Doch fand man es mit der Zeit immer bequemer, Verse zu machen als zu lesen. Als die Humanisten ihre Reformen begannen, war vielleicht im Allgemeinen kein alter Autor verbreitet außer Ovid. Seine Ars amandi schmeichelte den zerrütteten Menschen; ja man hätte ihn gern als einen Muttersohn der Kirche betrachtet und beschäftigte sich ernstlich damit, durch allerhand Auslegungen, über die wir später vielleicht ein Wort hinzufügen, seine mythologischen Fabeln mit biblischen Erzählungen zu befreunden. Die andern Autoren, auch die Prosaiker, wurden spöttisch poetae genannt und grundsätzlich verworfen. Selbst die, welche Verse

[1]) Leyser, S. 795.

machten, brauchten keine weitere Vorbildung als einige Uebung im Scandiren, wozu die Bücher von Alexander, Sulpicius ꝛc. hinreichten. Plinius oder Salluſt zu leſen war überflüſſig, da man auch ohnedas aeternam salutem erlangen könne, und der heilige Hieronymus war überdies von einem Engel für ſeine weltliche Lectüre geſtraft worden. Daher erzählen die Epiſteln: bekannte Jemand in der Beichte, daß er den Virgil gehört, ſo mußte er einige Tage faſten oder ſieben Bußpſalmen beten; ein Examinandus ſei abgewieſen, weil er an einem Feiertage im Terenz geblättert ꝛc. Und welche Früchte trug dieſe unheilbare Verwilderung des Geiſtes für die Sitten! Auf den Univerſitäten ſaßen Magiſter und Studenten die Nächte hindurch bei der Bierkanne. Man lärmte und disputirte, man brüllte jene halblateiniſchen Zotenlieder, man erquickte ſich an jenen ſchamloſen Anekdoten, welche die Nugae venales in zahlreichen Auflagen der Nachwelt überliefert haben. Man wetteiferte mit den Pfaffen in der Verführung der Weiber und jagte einander die Dirnen ab. Non sum angelus und Deus est misericors war die Antwort für das Gewiſſen und den polternden Bußprediger. Dies war im Großen und Ganzen der Zuſtand der Gelehrſamkeit, dies der Charakter des Standes, welcher den Laien zu der Würde und Weihe der Wiſſenſchaft erziehen ſollte. Als die Humaniſten auftraten, erhob ſich daher die ganze Rotte von Leipzig bis Rom, von Paris bis Wien. Die Friedlichen riefen o sancta Maria, ihnen ſchmeckte nicht Eſſen, nicht Trinken; die Andern wütheten mit Verleumdung und Verfolgung; ſie benutzten die Privilegien der Univerſitäten, die Gunſt der Obrigkeit, endlich das ganze Anſehen der Kirche, ſeit Reuchlin wegen ſeiner hebräiſchen Studien von den Pfefferkorn und Hogſtraten verketzert wurde.

Jedes Jahrhundert hat ſeine große Entdeckung, welche die Geiſter bewegt, die Beſtrebungen concentrirt und zu einem Ziele hinlenkt. Nicht leicht aber mag bis auf unſere Tage hin eine Periode mehr von der Gunſt des Schickſals ausgezeichnet worden ſein als jene, die vom Mittelalter in eine Zeit überleitet, die vor allen den Namen der neuen verdient. Heben wir aus der Menge großer Erſcheinungen nur zwei heraus, die Reſtauration der claſſiſchen Studien und die kirchliche Reformation. Es galt hier nicht dies oder jenes Gebrechen der Geſellſchaft auszuflicken, ſondern von dem alten Gebäude durfte kein Stein auf dem andern bleiben. Der Katholicismus war mit ſeinem Hohenprieſterthum, mit der Tradition, der Werkheiligkeit, dem Ceremonienweſen wieder auf dem Punkte angelangt, wo Chriſtus das Judenthum fand. Zum zwei-

ten Male entbrannte die Kraft des evangelischen Geistes, doch jetzt nicht sie allein. Die Macht der Wissenschaft, an sich keinen geringern Gütern der Menschheit gewidmet, ward in derselben Zeit lebendig, ja sie gesellte sich zu jener. Es steht dieser Bund so einzig da, weil er abweichend von den meisten politischen und socialen Bewegungen, nicht blos darauf ausging, die Form zu finden, in welcher sich das freie Wesen der Menschheit ungehindert entwickeln darf, sondern weil er auch geradezu den Inhalt der höchsten menschlichen Cultur hinstellte. Darum durfte diese Zeit mit einem so frischen Herzen, mit einem so weiten Blicke sagen: das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden!

Die Wiederbelebung der Wissenschaft hat nach ihrer Wichtigkeit die Geschichtschreiber unaufhörlich beschäftigt. Wir werden darüber nicht weitläufig sein, weil die Zusammenstellungen von Heeren, Meiners, Erhard, C. von Raumer, Budick ꝛc. allgemein zugänglich sind. Nur zwei Punkte müssen wir hervorheben: man ist zu sehr gewohnt, die literarischen Bestrebungen in Italien und in Deutschland auf einer Linie zu sehen und macht in Folge davon an unsere Restauratoren Ansprüche, welche nur die italienischen erfüllen konnten, während in Deutschland die Philologie gleich anfangs eine andere Gestalt annahm und auch ein ganz anderes Ziel zu verfolgen hatte.

Als Petrarca (gest. 1374) seine Italiener so tief unter den ehemaligen Römern sah und in der alten Literatur ein Mittel zur Kräftigung des Geistes entdeckte, hatte er noch kein anderes Maß für den Werth der Wissenschaft als ihren praktischen Nutzen für die Moral. Der Geist des Alterthums sollte Männer von edeln Grundsätzen, von stoischer Festigkeit bilden, doch mochte er zu der römischen Energie gern ein wenig griechische Milde gesellen, und diese Gesinnung sollte sich in eleganten Reflexionen bewußt werden und äußern. Nicht sowol Seneca und Boethius als vielmehr Cicero war und blieb sein Ideal. Seine zahlreichen Abhandlungen de vera sapientia, de remediis utriusque fortunae, de contemtu mundi ꝛc. bezeugen diese ethische Richtung. Doch Petrarca war auch ein Dichter. Er wetteiferte mit den römischen Epikern, die Gesänge Homer's, die ihm stumm waren, erregten seine tiefste Sehnsucht, eine hoffnungslose Liebe verwies sein Gemüth auf die Güter einer höheren Welt. Nicht jenes moralische Bedürfniß, sondern diese poetische Stimmung verschaffte seinem Unternehmen begeisterte Genossen. Boccaccio (gest. 1375) vermochte den Calabresen Leontius, Homer's Werke ins Lateinische zu übersetzen und zu

Florenz zu erläutern. Als nun die flüchtenden Gelehrten von Konstantinopel herüberkamen, faßte man vorzugsweise die griechische Literatur ins Auge. Man erhielt in diesen Griechen gebildete Lehrer; der Geist des alten Hellenenthums verjüngte sich in ihnen, als sie so unerwartet einen bedeutenden Wirkungskreis vorfanden. Sie selbst wuchsen mit ihren höheren Zwecken. Homer und Plato wurden an die Spitze gestellt und man empfand anders als in Konstantinopel den lebendigen Hauch ihres Wortes. Während Emanuel Moschopolus und Demetrius Chalcondylas u. A. das Verständniß Homer's ausbreiteten, stiftete Gemistus Pletho, in der Heimat als Ketzer verfolgt, zu Florenz die Platonische Akademie, wo sich mit Cosmus von Medici (gest. 1464) das Zeitalter des Perikles erneute. Die lateinische Uebersetzung des Marsilius Ficinus verbreitete eine allgemeine Bekanntschaft mit den Schriften des Weisen. In den Gärten der Villa zu Carreggi feierte auch Lorenz (gest. 1492) mit seinen Freunden Angelus Politianus (gest. 1494) und Picus von Mirandola (gest. 1494) die Platonsfeste, bei denen man die erhabensten Offenbarungen des Sehers vorlas, seine Statue bekränzte und sein Gedächtniß in Hymnen ehrte. Mit gleichem Eifer ging man an die Historiker und Einzelne wetteiferten nicht ohne Glück mit den alten Meistern. Die römische Literatur gelangte nicht zu großem Ansehen, am wenigsten die poetische. Virgil und Horaz wurden erst von Landinus (gest. 1504) mit Fleiß und Liebe behandelt. Im Allgemeinen blieben die Lateiner stets hinter den Griechen zurück. Sie schadeten sich besonders dadurch, daß sie sich zu eigensinnig auf die puristische Kritik des Styles warfen. Ganz überflüssig waren diese Bestrebungen nicht. Wie manche neuere Gelehrte hielten es viele für altmodisch, mit Cicero zu sprechen; man wollte über ihn hinaus und tändelte mit der krankhaften Sprache des Augusteischen Zeitalters, indem man mit alterthümlichen Formen und Wendungen affectirte. Gleich verwerflich war indessen auch der abergläubische Buchstabendienst der Ciceronianer. Laurentius Valla (gest. 1455) vertrieb Georg von Trapezunt aus Rom, weil dieser Quintilian über Cicero gesetzt.

Die lebendigste Thätigkeit verwendeten die Gelehrten auf die Sammlung der alten Autoren. Es gelang ihnen, das Meiste, was bis dahin nicht bereits untergegangen war, aufzufinden und zu erhalten. Schon vor dem Ueberfalle der Araber waren die Bibliotheken zu Alexandrien zerstört und zwar von den Christen, als sie die Tempel eroberten, in welchen sich die Heiden vertheidigten, und

hier waren die großen Sammlungen aufbewahrt [1]). Konstantinopel litt unsäglich unter der Herrschaft der Franken und viele literarische Schätze gingen bei den großen Bränden für immer verloren. Dennoch ist beinahe Alles, was wir von griechischen Schriftstellern haben, aus Konstantinopel in das Abendland gekommen. Die Erhaltung der römischen Literatur dagegen verdanken wir vornehmlich den Italienern. Deutsche Bibliotheken haben sehr Weniges beigesteuert, von dem man sagen könnte, es wäre sonst verloren gewesen. Das große Verlangen nach Büchern verleitete die italienischen Gelehrten zu übertriebenen Hoffnungen. Petrarca schickte, wie nach England und Frankreich, so auch nach Deutschland; aber was man hier niemals gehabt, konnte man auch nicht geben. Während des Kostnitzer Concils suchten die Italiener hier und in der Nachbarschaft nach Manuscripten. Poggius fand allerdings 1414 den Quintilian, einen Theil der Argonautica des Valerius Flaccus u. A. zu St.-Gallen in einem Keller zwischen Staub und Schutt. Er glaubt, daß Jemand, wenn er die Schmutzwinkel durchsuchte, wo diese Barbaren so große Schätze verborgen hielten, noch viele werthvolle Bücher finden würde, die man bereits als verloren betrachte; aber gewiß ist es noch wunderbarer, daß die italienischen Barbaren, wenn man Quintus Calaber abrechnet, wol kein einziges griechisches Manuscript aufbewahrt hatten, daß sie so viele römische Autoren untergehen ließen, wie denn selbst Tacitus' Annalen sich erst aus einer Handschrift der Abtei Corvey einigermaßen ergänzten und wichtige Theile des Livius nur durch die Sorgfalt des Auslandes erhalten sind [2]). Auffallend ist ferner, daß ihnen eine Sammlung der Schriften Cicero's so äußerst schwer wurde. Ein besonderes Glück hatte Poggius; durch ihn empfing man auch Porphyrio, den Scholiasten des Horaz, zwölf bis dahin unbekannte Komödien des Plautus, Columella, Statius, Theile des Lucrez, des Silius Italicus ꝛc. Von griechischen Autoren kam zuerst Homer durch Petrarca nach Italien. Er erbat sich auch Hesiod und Euripides aus Konstantinopel. Aber der schriftliche Verkehr ging zu langsam. Die unruhige Sehnsucht trieb Aurispa, Filelfi und Guarino über das Meer. Der Erstgenannte kam 1423 mit 238 Bänden zurück. Strabo, Arrian, Xenophon, Dio Cassius, Diodor, Lucian, Orpheus' Argonautik, Callimachus, die meisten Oden Pindar's, Oppian, Plotin und der ganze Plato wurden durch ihn in Italien eingeführt.

[1]) Heeren, „Geschichte des Studiums der classischen Literatur", I, 43.

[2]) Bähr, „Römische Literatur", II, 89.

Minder glücklich war Guarino. Er verlor unterwegs eine Kiste mit griechischen Manuscripten; der Schmerz darüber machte ihm in einer Nacht graue Haare. Eine zweite Kiste wurde erhalten, indem das Schiff, auf welchem er selbst fuhr, Verona erreichte. Das Meiste und Wichtigste brachten die flüchtigen Griechen selbst nach Italien und als Byzanz von den Türken zerstört wurde, ging nicht mehr so viel verloren, wie man aus den Klagen des Aeneas Sylvius auf dem Reichstage zu Frankfurt schließen könnte.

Diese literarischen Schätze bildeten die Grundlagen der Sammlungen zu St.-Marcus (durch den Cardinal Bessarion), der Laurentinischen und der Vaticanischen Bibliotheken. Venedig erhob sich durch die Presse des Aldus Manutius zu gleicher Bedeutung mit Florenz, Rom, Ferrara. Die Macht der Bücher verdrängte alle Interessen. Alphons von Neapel zerfiel mit Florenz, doch das Geschenk eines Livius versöhnte ihn. Lorenz erschöpfte seine Reichthümer und wünschte, es gäbe so viel Waare, daß er sein Hausgeräth verpfänden müßte. Für die, welche nicht Griechisch konnten, sorgte man durch lateinische Uebersetzungen, wozu die Gelehrten durch große Summen aufgemuntert wurden; namentlich widmete Nikolaus V. diesem Zwecke seinen Einfluß und sein Geld.

Auch in den Niederlanden ging die Herstellung der Wissenschaft aus einer moralischen Gesinnung hervor, doch zeigt sich gleich der Unterschied, daß Petrarca's Ethik in dem humanen Elemente des antiken Charakters, diese dagegen in der christlichen Ueberlieferung wurzelte. Gerhard de Groote (Magnus, gest. 1384) stiftete seine Brüderschaft zu Deventer, um die Sitten nach der alten apostolischen Reinheit herzustellen. Seine Bemühungen um die Wissenschaft knüpfen sich darum, außer wenn sie die allgemeinste Schulbildung bezwecken, nicht an Virgil oder Homer, sondern er sucht die heidnischen Moralphilosophen, namentlich Seneca, mit christlichen Religionslehrern zu verbinden. Dieser Tendenz gemäß beschäftigte sich noch Agricola mit keinem alten Autor so angelegentlich als mit Seneca. Demnächst machte das Studium der Kirchenväter den Mittelpunkt der Bildung aus. Für die Poesie sorgte man durch die christlichen Dichter. Rudolph von Lange stellte das Ansehen des Boethius her, und so finden wir diese Gelehrsamkeit ganz in derselben Sphäre, welche sich die Carolingischen Institute erwählt. Thomas von Kempen (1388—1471 zu Zwoll), ein ächter Mystiker, dem die Flamme des Christenthums nicht über Alles, was außer ihrem nächsten Kreise lag, finstere Schatten warf, sondern den Blick erweiterte und schärfte, war der Erste, welcher die

tiefere Bedeutung der profanen Literatur erkannte. Er veranlaßte den Grafen Moritz von Spiegelberg (geſt. 1485), Rudolph von Lange (geſt. 1519) und Rudolph Agricola (geſt. 1486) nach Italien zu gehen, wo ſie in mehrjährigem Aufenthalte durch L. Valla, Philelphus, Theodor Gaza mit der neuen Wiſſenſchaft bekannt wurden. Welche ganz andere Aufgabe aber hatten dieſe Männer in ihrem Vaterlande. Noch heute erzeugen ſich bei den Neugriechen und Neurömern die Grundzüge des alten Volkscharakters von Geſchlecht zu Geſchlecht, und wenn nicht die Tugenden, ſo machen wenigſtens die Fehler ihre Abſtammung kenntlich. Der alte Boden, die Denkmale der Geſchichte und der Kunſt, ſelbſt die Sprache bewirkten hier, daß die Herſtellung der wiſſenſchaftlichen Bildung nur ein Beſinnen auf ehemalige Zuſtände zu erfordern ſchien. Mit dem Latein wurde man wie von ſelbſt fertig und das Griechiſche lernte man von geborenen Griechen. Schnell wurde jener enge moraliſche Standpunkt aufgegeben, die Philoſophen und Dichter der Alten erfaßte man, wie ſie zu ihrer Zeit gegolten, die reine Freude am Denken und Dichten, der Genuß des Wiſſens und Lernens erfüllte die Gemüther, ohne daß man Gegenſätze zwiſchen einer heidniſchen Literatur und einem chriſtlichen Zeitalter empfunden hätte. Die Abgeſandten des Thomas von Kempen ſollten dagegen morgen lehren, was ſie heute lernten. Sie fanden nichts, woran ſie anknüpften, ſondern mußten den Quell aus dem Felſen ſchlagen. Ihre junge Wiſſenſchaft durfte ſich nicht in glänzendem Waffengeſchmeide auf der Paläſtra herumtummeln; man berief ſie gleich zu ernſten Kämpfen. Hier galt es nicht, eine gebildete Ariſtokratie zu idealem Aufſchwunge fortzureißen, ſondern mittels ſchneller Umprägung des gewonnenen Metalles das tiefgeſunkene Volk zu erheben. Die italieniſchen Humaniſten glaubten mit Plato über dem Chriſtenthume zu ſtehen, ſie waren eitel genug, auch die Scheinweisheit und die ſittlichen Gebrechen des Alterthums anzunehmen, um als deſſen ächte Zöglinge zu erſcheinen; ſelbſt die Päpſte, wie Nikolaus V. und Leo X., kamen in Verſuchung, die Kirche als eine Dienerin der Künſte zu betrachten, denn ſie boten Ablaß für die Auffindung von Handſchriften und brachten mit Ablaß die Baugelder für die Peterskirche zuſammen. Ganz anders in Deutſchland, wo die gewonnene Erkenntniß gleich zur Prüfung alles Deſſen verwendet wurde, was bis dahin dem Menſchen ſeine heiligſten Güter entzogen hatte. Man lernte zunächſt nicht des Homer, ſondern der Bibel wegen Griechiſch und gab dem Hebräiſchen gleiche Geltung. Niemand hat gewußt, ſagt Luther, warum Gott die

Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangelium willen geschehen ist. Die Hierarchie fühlte, daß ihre letzte Stunde geschlagen. Sie verband sich mit den Universitäten, denn auf diesen war man theils um den Ruhm der Scholastik besorgt, theils um den Genuß einer bequemen Unwissenheit. Während in Italien die Fürsten und die Städte ihre Schätze erschöpften, um Bücher zu sammeln, öffentliche Lehrstühle errichteten, die Gelehrten mit Gold und Gunst überschütteten und gegen einander um ihren Besitz intriguirten, wurden in Deutschland die Humanisten auf das Bitterste verfolgt. Man vertrieb sie von den Universitäten, man bedrohte ihre Anhänger. Hermann von dem Busche (gest. 1534), ein rascher feuriger Mann, durchzog mit den alten Autoren hauptsächlich die norddeutschen Städte und wurde mehrmals aus Rostock, Leipzig, Köln ꝛc. verjagt. Selbst der Adel stellte sich den Humanisten entgegen, denn mit dem Aufblühen der Intelligenz sanken die kriegerischen Vorzüge des alten Ritterwesens noch mehr im Preise und das neue Junkerthum, welches sich beim Jagdspieß und Becher des Daseins freute, mochte ebenfalls seine Nichtigkeit ahnen. Ueberdies fand das aufstrebende Bürgerthum an der Wissenschaft einen Verbündeten. Graf Moritz von Spiegelberg, der Graf von Nuenar und Ulrich von Hutten hatten viel von ihren Verwandten zu leiden, die das ganze Volk der Schreiber verachteten. Solchen Hindernissen zu widerstehen war nur möglich, wenn die Humanisten selbst mit fester Treue zusammenhielten. Wesentlich half ihnen auch der Beifall des Volkes, besonders als man sich seit den Reuchlinischen Streitigkeiten daran gewöhnte, in dem literarischen Kampfe die Ankündigung der kirchlichen Reformation zu sehen. Den besten Schutz gewährte ihnen die Wahrheit ihrer Sache und die wüste Verfassung ihrer Gegner, welche in den Epistolis obscurorum virorum 1516 schonungslos aufgedeckt wurde [1]). Endlich blieben sie auch nicht ohne jede Begünstigung der Umstände. Rudolph von Lange wurde Dompropst am Hochstift zu Münster, Moritz von Spiegelberg Domherr zu Köln und Propst zu Emmerich. Ihre hohe Stellung ermächtigte sie, trotz des Widerstandes der Kölner Magister, neue Schulen

[1]) Siehe die meisterhafte Charakteristik der Briefe bei Erhard, „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung" (1830), II, 380, wo auch mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen ist, daß der erste Theil der Briefe von Johann Crotus verfaßt ist, der Peter Eberbach und Hermann von Nuenar zu Mitarbeitern hatte; zum zweiten Theile kann Hutten beigesteuert haben; Reuchlin, Pirckheymer, Eobanus Hessus lieferten dagegen gar keine Beiträge.

einzurichten. Agricola, Al. Hegius u. A. standen unter ihrem Schutze. Vornehmlich aber erwarb sich Johann von Dahlberg, Bischof zu Worms (gest. 1503), ein ewiges Verdienst dadurch, daß er die verfolgten und oft entmuthigten Männer um sich versammelte. Dietrich von Plenningen und Agricola wohnten bei ihm in vertrauter Freundschaft, mit Entwürfen für die Wissenschaft beschäftigt. Ein entscheidender Schritt geschah, als der Kurfürst Philipp von der Pfalz ihnen die Organisation der Heidelberger Universität übertrug. Sie muß, nach schwachen Vorgängen zu Erfurt, die erste humanistische genannt werden. Hier vollendete Konrad Celtes (1459—1508) seine Studien, der Stifter der Societas Rhenana (1496), die unter Dahlberg's Vorsitz der Wissenschaft ein kräftiges Wachsthum sicherte. In Heidelberg fand auch Reuchlin (1455—1522) eine Zuflucht, der Autor der griechischen Studien in Deutschland, mit dem die Philologie in ihr zweites Stadium schreitet. Er erklärte zuerst den Aristoteles aus dem Originale, wogegen die veternosi sophistae Lärm schlugen. Auf seinen mehrmaligen Reisen nach Italien wurde er mit Picus und dessen Freunden bekannt, die ihn wegen seines Charakters und seiner Kenntnisse sehr hoch schätzten und ihm nachmals durch ihre Fürsprache bei dem Papste gegen die Kölner vielfach nützlich wurden. Nach seiner Rückkehr fand er den Geschmack an der alten Literatur und die nothwendige Vorbildung so allgemein, daß er 1520 zu Ingolstadt den Plutus des Aristophanes mit 300 Zuhörern lesen konnte. Seitdem er sich in Wittenberg niederließ, hörte man auf nach Paris oder nach Italien, als den eigentlichen Wohnstätten der Wissenschaft, zu reisen. Auch Celtes erlebte es noch, daß Maximilian an der Wiener Universität eine fünfte Facultät für das Studium des classischen Alterthums errichtete, und er wurde selbst zum Professor der Eloquenz und Poesie ernannt. Die Universitäten erhielten jetzt eine andere Gestalt. In den Epistolis heißt es [1]: „Die Meister der alten Künste seien in großen Ehren gewesen und wenn die Studenten einen sahen, so waren sie erschrocken, als sähen sie den Teufel. Damals wurden viermal im Jahre Baccalaureen promovirt und jedesmal 50 oder 60. Die Universität war in Flor; mit 1½ Jahren wurde man Baccalaureus, mit 3 oder 2½ Jahren Magister; die Aeltern gaben gern das Geld, weil sie sahen, daß ihre Söhne zu Ehren kamen. Jetzt wollen sie nur Virgil und Plinius und andere neue Autoren lesen, und ob sie 5 Jahre hö-

[1] Ed. 1643, S. 295.

ren, ſie mögen nicht promovirt werden." Neben Heidelberg war beſonders Wittenberg berufen, der Mittelpunkt der neuen Bildung zu werden. Die Univerſität war erſt 1502 geſtiftet; das alte Unweſen der Scholaſtik konnte hier nicht mehr Wurzel faſſen und die humaniſtiſchen Studien fanden freies Feld. Melanchthon erhob Wittenberg zur erſten deutſchen Univerſität. Doch brechen wir hier ab, denn die Beſtrebungen eines Camerarius, Trotzendorf u. A. ſind nicht mehr als erſte Saat, ſondern bereits als Früchte zu betrachten.

Es war unſer Zweck, durch einige Data zu veranſchaulichen, wie in Italien die Reſtauration in jeder Weiſe begünſtigt wurde und die Wiſſenſchaft ganz unabhängig von der Gegenwart ſich im Geiſte der alten Völker regenerirte; wie dagegen in Deutſchland ſich den Humaniſten tauſend Hinderniſſe entgegenſtellten, weil ſie ſich nicht darauf beſchränken konnten, eine ariſtokratiſche Standescultur zu begründen, ſondern im Hinblick auf die höchſten Güter des Lebens die Bildung des Volkes in Angriff nehmen mußten. Unſere erſten Reſtauratoren kann man, was die Gelehrſamkeit betrifft, den Italienern nicht an die Seite ſetzen. Ein Erasmus könnte vielleicht mitzählen. Um ihn buhlten Leo X., Franz I., Heinrich VIII., aber die Luther und Hutten verſchmähten ihn, weil man bei uns gewohnt war, ächten Lebensernſt, Sinn für Wahrheit und Lauterkeit des Charakters als die Frucht einer reifen wiſſenſchaftlichen Bildung zu betrachten. In Italien dagegen iſt keine Spur von dem vorhanden, was den deutſchen Humaniſten ihre Verdienſte ſichert. Wir erhielten keine vornehmen Akademien, aber Gymnaſien und Volksſchulen, welche ſich wie ein Netz über Deutſchland ausbreiteten, ſind das ſegensreiche, wenngleich minder glänzende Ergebniß ihrer Thätigkeit. Wie unendlich viel war da auch von Seiten der Pädagogik zu thun! Luther nannte die Schulen Carnificinen; Agricola ſchauderte vor dem Gedanken, eine Schule zu übernehmen; ſie ſei eine res acerba, difficilis, morosa, adspectu ipso accessuque tristis et dura, ut quae flagris, lacrymis, eiulatu perpetuam carceris faciem prae se ferat. Trotz dieſer gänzlich abweichenden Richtung macht man es nun unſeren Humaniſten doch zum Vorwurf, daß die claſſiſchen Studien nicht wie in Italien zugleich eine äſthetiſche Cultur erzeugten. Dem ſtanden unumgängliche Schwierigkeiten entgegen. Wir haben bereits ausgeführt, daß die Erfaſſung des antiken dichteriſchen Geiſtes dort wie eine unwillkürliche Emanation erfolgte, während man ſich hier mit den Elementen herumſchlug und auch für Plato noch lange nicht

vorbereitet war. Der theologische Gesichtspunkt, in anderer Beziehung gewiß der höhere, mußte ferner nothwendigerweise die poetischen Regungen niederdrücken. Man schwankte beständig zwischen der profanen und der christlichen Literatur. Politian z. B. wurde von Melanchthon der Blasphemie angeklagt, weil er geäußert, die Psalmen David's gefielen ihm sehr wohl, weit mehr aber Pindar. Unsere Humanisten beschäftigten sich daher in ihren Gedichten gern mit religiösen und moralischen Gegenständen. Das unvermeidlichste Hinderniß der dichterischen Cultur lag aber darin, daß im Grunde Niemand poetische Talente hatte. In Italien wurden die classischen Studien gleichsam von der Liebe eingeleitet: jene Laura, Beatrice, Fiammetta befruchteten die Gemüther; es fehlte nur an der Kunst der Gestaltung und diese ließ sich leicht lernen. Die deutschen Humanisten hatten kein Herz für die romantische Minne, nicht Leichtsinn genug für die antike. So rühmten die Zeitgenossen an Agricola und Hermann Busch, daß sie mit keiner Zeile der weltlichen Erotik gehuldigt. Celtes, obwol mit Feierlichkeit als kaiserlicher Poet gekrönt, hatte weder Wärme und Phantasie, noch auch stylistische Anmuth. Seine Amores sind eine Reisebeschreibung. Zwar mischt er, um nicht hinter Ovid und Tibull zurückzubleiben, Erotica ein, aber ihre Plumpheit bezeugt die Unschuld seines Sinnes, noch mehr sein dichterisches Unvermögen. Ulrich von Hutten ließ sich seine Verse nicht von den Grazien, sondern von der Indignation dictiren. Von den römischen Dichtern war es vornehmlich Ovid, der die Humanisten anzog. Der glatte und lockere Rhythmus seines Verses formte ihre Perioden. Sein Gedankenspiel, die Wortfülle und seine blühenden Bilder gaben ihnen Beredtsamkeit. Aber selbst die berühmteren Lateiner, J. Micyllus, G. Sabinus, Johann Stigelius, flogen nicht höher, als die Diction ihrer Vorbilder sie trug. Immer war es die gebildete Sprache, die für sie dachte und dichtete. Der einzige Peter Lotichius Secundus (geb. in Churhessen 1528, gest. 1560) kann ein Dichter genannt werden. Seine Poesie war nicht das Product der Schule, sondern eines höchst bewegten Lebens, und er mußte seine reifere Entfaltung mit einem frühen Tode bezahlen. Die übrigen, nebst den tausend ungenannten Schulpoeten, hatten keine höhere Aufgabe, als nach Herder's Ausdruck den Alten ihre Lection aufzusagen. Niemand mochte im Stande sein, sich den Werth eines alten Kunstwerkes durch eine tiefer eindringende Analyse zum Bewußtsein zu bringen. Man wählte sich einen Lieblingsdichter, man lebte sich in seine Ansichten und Empfindungsweise hinein, man gewöhnte sich

an seine Ausdrücke, an Gang und Wendung seines Styles, seiner Rhythmen, und so spiegelte weniger die poetische als die philologische Begeisterung das Bild zurück, welches man wie mit sinnlichen Organen aufgenommen. Solche Nachbildungen des mechanischen Kunsttriebes glückten daher auch nur in der lateinischen Sprache. Fordert man, daß die dort gewonnene Bildung zur Veredelung der nationalen Poesie hätte verwendet werden sollen, so vergißt man, daß dieses kaum am Ende des 18. Jahrhunderts gelang, obgleich damals eine ausgebreitete Alterthumskunde und eine vielfach geübte ästhetische Kritik den Geist und den Styl der antiken Dichter schon beleuchtet hatte. Die italienischen Dichter können uns hier gar nicht zum Maßstabe dienen. Alles erleichterte ihnen die unmittelbare Verschmelzung des Antiken und des Romantischen, während wir den langen Weg der Philologie und der kritischen Erkenntniß einschlagen mußten. Die große Kluft zwischen dem Antiken und dem, was unsere Philologen im 15. Jahrhundert von deutscher Poesie vorfanden, zeigt sich als unübersteiglich, wenn man ermißt, wie roh Alles ausfällt, was dieselben Männer mit gutem Willen im Deutschen reimten, welche sich in ihren lateinischen Elegien mit Leichtigkeit die Eleganz des Ovid und Tibull aneigneten. Da diese neulateinische Poesie nur ein Erzeugniß mechanischer Uebung war, so konnte es natürlich auch keine Fortschritte geben. Nach 100 Jahren steht der Einzelne auf demselben Flecke; nur der wesentliche Gewinn ist erreicht, daß die poetische Vorbildung allgemeiner wird, und so konnte endlich Opitz, als er die lateinische Cultur in die deutsche Poesie verpflanzte, durch ganz Deutschland hin und in allen Kreisen der Gesellschaft verstanden und unterstützt werden. Wir sehen hier noch ganz davon ab, ob diese Anwendung der classischen Studien zu rechtfertigen ist, doch dürfen wir geltend machen, daß wir die Bedingungen, unter welchen in Italien die lateinische und die nationale Poesie aufblühte, bei uns nicht erfüllen konnten, ohne höhere Güter einzubüßen. Neben jenen Petrarca und Dante, den wahren Weisen, trug Boccaccio kein Bedenken, die glatte Lüsternheit seiner Novellen damit zu entschuldigen, daß nichts so unzüchtig sei, daß man es nicht anständig erzählen könne, und daß er sich nicht mehr erlaube, als was man täglich im Leben von Männern und Frauen vernehme. Die fortschreitenden Studien hielten diese Zerrüttung nicht auf. Neben dem edeln Picus gehört Politian, welchen Meiners nicht von dem Vorwurf grober Laster reinigen konnte, zu den Platonikern. Poggius machte Satiren auf das Verderbniß der Geistlichen und schrieb selbst seine schmutzigen

Facetien. Endlich sitzen dort Cardinäle und Päpste auf den Thronen, deren Ansichten von Religion und Sitte am gelindesten Wahnsinn heißen. Sie umgeben sich mit Dichtern wie Aretin, welcher den arbiter elegantiae eines Nero weit überflügelt, mit Wüstlingen wie Molza, mit Päderasten, Kupplern und Dieben, deren Leben eine strengere Zeit Triumphe der Unverschämtheit genannt hat. Der Deutsche hat Jahrhunderte lang im Schweiße des Angesichtes gearbeitet und in herber Resignation die Ernte erharrt; darum ist seine poetische Hegemonie nicht wie die politische des alten Theben, welches mit zwei Männern stieg und fiel, sondern das fest gegründete Ergebniß gediegener Volksbildung und eines siebenmal geläuterten Nationalcharakters.

Zwölftes Capitel.

Dagegen trägt die alte Literatur zu der geistigen und sittlichen Erhebung der Gegenwart bei. Reuchlin, Luther und Hutten vertreten die Bewegung der Nation in den wichtigsten Verhältnissen. Man ringt nach einer freien Wissenschaft, mit der sich die Energie und Reinheit des Charakters verbindet, nach einer freien Kirche und einem freien Vaterlande. Der lebendige Anschluß an das Alterthum zeigt sich in den zahlreichen Uebersetzungen moralischer, rhetorischer und historischer Schriften.

Wenn nun die gewonnene wissenschaftliche Bildung nicht unmittelbar auf die Belebung und Veredelung des poetischen Geistes hinwirkte, so war sie gleichwol von unberechenbaren Folgen für die Erweiterung des Gedankens und die Kräftigung des Charakters. In diesem Punkte trifft nun die Aufdeckung des literarischen Alterthumes mit den anderen vorhin angegebenen Zeitbewegungen in der Didaktik zusammen. Wir unterscheiden hiebei die Einwirkung des Alterthumes nach dem didaktischen Inhalte und nach der Ausbildung bestimmter Darstellungsformen. Nur die letzten dürften eine größere Berücksichtigung verdienen, denn das erste Moment verliert sich aus dem Gebiete der schönen Literatur und muß in der allgemeinen Bildungsgeschichte erwogen werden. Doch gibt allerdings auch die Literatur davon Zeugniß, daß man vornehmlich durch Lehre und Beispiel der Alten begleitet, den Sinn zur Mannheit bildete, die Bürgertugend ehren und üben, die freien Menschenrechte erkennen und behaupten lernte, mochte man sich als Vernunftwesen überhaupt oder als Mitglied der Gesellschaft betrachten. Diese ethische Einwirkung des Alterthumes wollen wir uns an den

Männern vergegenwärtigen, welche den Aufschwung der Nation in den bedeutendsten Gebieten der Reform bewirkten.

Reuchlin eröffnete den Zugang zu den Griechen, er achtete auf Plato und auf die orientalische Literatur. Er sprach das Machtwort: Stehe auf! komm herauf, Todter! Der Todte kam, wie er war, mit rabbinischen Grabtüchern umwunden und sein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbala verhüllt; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: Löset ihn auf und lasset ihn gehen! Dies ist das Verdienst der Folgezeit Reuchlin's gewesen. Wir suchen aber in ihm hier keinen Repräsentanten der bloßen Wissenschaft; mehr erhebt Herder mit Recht des seltenen Mannes innere Größe. Es habe in seiner Seele eine Stille und Tiefe des Geistes geherrscht, die da zeigte, daß er die Perle gefunden und über die Schalen und Hüllen der Wissenschaft ihren Kern gekostet. Seine Briefe und sein Betragen zeigten eine außerordentliche Mischung tiefer Stärke und heldenmäßiger Bescheidenheit ꝛc. [1]) Dies ist es, was wir hervorheben: es war die edelste Frucht der jungen Wissenschaft, daß der Charakter mit dem Gedanken reifte, und nichts zeigt uns so grell, wie die Entartung der wissenschaftlichen Bildung den Verfall der Sitten beschleunigt, als das Benehmen der Gegner Reuchlin's. Vergebens sucht man in der Menge auch nur einen zu entdecken, der sich aus Ueberzeugung gegen ihn erhob, nur einen, der sich ehrlicher Waffen bediente; es öffnet sich nur ein Abgrund von niedriger Eigensucht, wüthendem Hasse, von schamlosen Lügen und Ränken. Wer nach Allem, was wir eingewendet, noch daran glaubt, daß eine Erneuerung der Romantik im 15. und 16. Jahrhundert möglich oder räthlich gewesen, der müßte von seinem Irrthume zurückkommen, wenn er die ganz verschiedenen moralischen Bedürfnisse dieser Jahrhunderte betrachtet. Die Romantik ist in ihrem tiefsten Wesen eine schmelzende Kunst. Sie erweicht die eisernen Gemüther des heroischen Zeitalters, sie verwandelt ihre Herbigkeit in Milde, sie leiht der erhabenen Juno den Gürtel der Anmuth. Ganz anders jetzt, wo ganze Stände einer entnervenden Sinnenlust anheimfielen, die Herrschaft des Pfennigs bald zu Habsucht und Erpressung verführte, bald jede Redlichkeit und den Himmel käuflich machte, wo bei dem Streite aller Interessen die maßvolle Klugheit des Sinnes, die Tapferkeit des Gemüthes, die Gerechtigkeit des Wandels zu Schutz und Trutz unentbehrlich waren. An diesen Cardinaltugenden der Alten sollte sich die Gegenwart stählen. Die

[1]) Herder, „Philosophie und Geschichte", XV, 85.

Romantiker ermuntern gewöhnlich nur zu den weiblichen Tugenden der Milde, Bescheidenheit, Keuschheit; selbst die Treue und Stätigkeit, von denen sie rühmen, beweisen sich meistens nur in der stillen Resignation bei schweren Prüfungen. Diese Jahrhunderte haben durchaus einen männlichen Charakter; sie entwickeln, wie das Alterthum, die Tugend im Handeln. Reuchlin mochte gleich Melanchthon mehr Grieche sein; in Luther und Hutten verjüngt sich der energische Geist der Römer. Den Einen, dessen äußere Macht ein Nichts war, entflammte die Liebe zur Wahrheit, oder richtiger der Haß der Lüge zum Angriff auf die höchste Gewalt der Erde. Seine Kraft beruhte hier vornehmlich auf der Aufklärung des Bewußtseins und darum liebte Luther die Schriften der Alten. Er ermahnte die Bürgermeister und Rathsherren in deutschen Landen, auch um der Sprachen willen die Schulen zu pflegen. Der Teufel habe dieselben durch die hohen Schulen und Klöster nicht aufkommen lassen, sondern aufs Höchste dawider getobt. Denn er roch den Braten wol, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Luther hatte zunächst nur das sprachliche Verständniß der Schrift im Auge; wie viel aber die Studien sogleich auch dadurch nützten, daß für die Theologie eine wahre wissenschaftliche Ordnung, Bestimmtheit und Tiefe gefunden ward, bezeugt die Augsburgische Bekenntnißschrift Melanchthon's, durch welche die Reformation erst ihre kirchliche und wissenschaftliche Existenz erhielt. Weit entfernt von der Kurzsichtigkeit so mancher furchtsamen Gläubigen wollte Luther in seiner Liberei und in den Schulen die Poeten und Oratores haben, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch. Demnächst empfahl er vornehmlich die Geschichte, da nach Varro die allerbeste Weise zu lehren sei, wenn man zu dem Wort Exempel oder Beispiel gibt. Und wenn mans gründlich besinne, so seien aus den Historien und Geschichten fast alle Rechte, Künste, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Trösten, Stärken, Unterricht, Fürsichtigkeit, Weisheit, Klugheit, sammt allen Tugenden als aus einem lebendigen Bronnen gequollen: das macht die Historien sind nicht anders denn Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, sonderlich die Menschen, erhält, regiert, hindert, fördert, strafet und ehret. Später sehen wir, mit welchem erstaunlichen Eifer man die Geschichtschreiber der Alten ausbeutete, theils in Sammlungen, theils durch vollständige Uebersetzungen, und wie jeder Zuwachs an Erkenntniß auch zur Erläuterung des Charakters verwendet wurde.

Für Luther war die alte Literatur nur eine Hülfsmacht, Ulrich von Hutten fand in ihr die Wiege seiner großen Gedanken. Er sammelte, wie die Humanisten von Fach, die Flores aus Sallust und Curtius, er edirte und vervollständigte den Livius, er schrieb Satiren gegen die Ignoranz der Kölner, aber dies Alles unternahm er nicht aus dem Gesichtspunkte des Gelehrten, sondern Wahrheit, Recht und Freiheit erfüllten seine große Seele. Die Ränke der Hochstraten gegen Reuchlin und die feige Ermordung seines Vetters durch den Herzog Ulrich von Würtemberg (1515) entfesselten zuerst jene Gewalt der Rede, die im Spotte und im Zorn unüberwindlich war, weil sie dem vollen Herzen entströmte. Es zeichnet Hutten vor Allem aus, daß er seine Kraft nicht in kleinen Händeln erschöpfte, sondern wie fast Niemand neben Luther die gesammte Hierarchie in ihren höchsten Trägern angriff. Luther ging von dem Dogma aus, Hutten von der Politik; jener kämpfte als Anwalt des zerstörten Christenthums, dieser als Deutscher für das geschändete Vaterland. Er strebte im Volke und in den Fürsten den Funken der Selbstachtung zu entflammen. Daß der Papst und seine Schaaren mit ihrem Schacher die Länder aussogen, um mit ihrem Marke die römischen Laster zu mästen, daß sie mit ihren Intriguen den Fürsten das Schwert aus der Hand spielten, daß diese unersättlichen, schmutzigen, unwissenden Lüstlinge dazu den deutschen Namen höhnten: das war es, was in Hutten den Mann und den Deutschen empörte, was er in seinen glühenden Schriften mit immer neuen Wendungen, Beweisen und Zeugnissen den Römern entgegenschleuderte, den Deutschen ans Herz legte. Eine Beredtsamkeit, deren Quelle die edelsten Motive, deren Argumente Thatsachen sind, die ihre Invectiven durch Wahrheit, ihr Ungestüm durch die Gefahr rechtfertigt, legt in der That die Erinnerung an Demosthenes nahe. Hutten war vermuthlich der erste Deutsche, welcher mit vaterländischem Gefühl der Teutoburger Schlacht gedachte. Er hielt Friedrich dem Weisen, Karl V., dem Erzherzog Ferdinand jenen Arminius, und den freien Bürgern jene kühnen Germanen vor. Den alten Römern habe der Deutsche widerstanden und nicht den jetzigen Römlingen, deren Herrschaft ja unerträglicher wäre, als die der Türken, welche wenigstens tapfere Soldaten seien. Unermüdlich darauf bedacht, den deutschen Stolz zu erwecken, machte er verschollene Schriften gegen das Papstthum, namentlich auch eine Darstellung der Erniedrigung Heinrich's IV. wieder bekannt, und zu demselben Zwecke schrieb er seinen Dialog Arminius, den Melanchthon 1538 mit der Germania des Tacitus herausgab.

Weder Verſprechungen, noch Drohungen konnten ihn, „nachdem er's gewagt", von dem Kampfe für die Wahrheit abbringen. So lange er mit den Fürſten und der Geiſtlichkeit verhandelte, ſchrieb er lateiniſch. Als aber der Papſt ihn in Ketten nach Rom forderte, die Mächtigen ihn nicht ſchützen mochten, und vornehmlich, als man dem Volke ſeine Anſichten und Abſichten verdächtig machte, begann er deutſch zu ſchreiben und auch ſeine früheren lateiniſchen Schriften zu überſetzen. Es wurde ihm ſchwer, den gewandten Ton ſeiner lateiniſchen Satiren nachzubilden, die Rede zeigte nicht denſelben perlenden Fluß und die Heftigkeit mochte ſich mit dem rauheren Organe leicht als eine ungezähmte Wildheit darſtellen. Seine Sätze werden auch bisweilen ſchleppend, während Luther ſich faſt überall mit bewunderungswürdiger Klarheit und Rundung ausdrückt. Doch erhebt ſich Hutten auch in ſeinen deutſchen Schriften oft zu einer rhetoriſchen Fülle und Anmuth, die er nur den beſten Lateinern ablernen konnte. Man darf nur ſeine Klagſchrift an alle Stände deutſcher Nation leſen, um den Zögling des Cicero zu erkennen. Rühmt er nun beſcheiden, wie viel er für das Vaterland erſtrebt mit großer Arbeit, mit hartem und ſchwerem Wandern durch ſo viele und bittere Unfälle, wie er eine ſchmähliche und verächtliche Armuth getragen, viele Jahre im Elend umhergezogen, und das Alles in der beſten Zeit, in ſeinen blühenden Jahren, während der römiſche Biſchof ihm durch Verſprechungen den Weg zu einem ganz andern Looſe eröffnet, ſo zeigt ſich dieſe Größe des Charakters erſt in ihrer vollen Erhabenheit, wenn er ſich tief unter Luther ſtellte mit dem Bekenntniß: dein Werk, heiliger Mann, iſt aus Gott und wird bleiben; mein's iſt menſchlich und wird untergehen. In der That hatte Luther, auch wo er ſeine Reformation mit politiſchen Beziehungen verknüpfte, immer einen tieferen Grund, und ſein Muth gewann darum eine ſo köſtliche Freudigkeit, daß er ſich oft den Schutz der Fürſten verbat, damit ſie nicht der Macht ſeines Gottes vorgriffen. Indeſſen war auch Hutten's Streben nicht ſo ſehr ein vergänglich Menſchenwerk, und er mochte mit Recht ſich ein andermal auf Pythagoras' Ausſpruch berufen, daß die Menſchen den Göttern am ähnlichſten werden, wenn ſie Wahrheit reden.

Reuchlin hat uns den Kampf für die freie Wiſſenſchaft, Luther den für die freie Religion und Hutten den für das freie Vaterland bezeichnet; was ſie erſtrebten, das lebte in Tauſenden. Den Antheil des Alterthums an dieſer Erhebung des Geiſtes und Charakters im Einzelnen nachzuweiſen, wäre eine unnöthige Arbeit.

Alle Schriften der Humaniſten bis auf die vertraulichen Briefe hinab, nicht minder die deutſche Didaktik in Verſen und Proſa ſind durchwebt mit Ausſprüchen der alten Weiſen, mit Erinnerungen an große Männer, deren Beiſpiel die Gegenwart erzog. Vornehmlich beliebt waren die moraliſchen, rhetoriſchen und geſchichtlichen Schriften der Alten. Sie wurden in zahlreichen Ueberſetzungen auch den ungelehrten Claſſen der Nation dargeboten und ihre Verbreitung mag ein Zeugniß für ihren Beifall und ihre Wirkung ſein [1]).

Die höheren philoſophiſchen Studien hatten noch nicht den glücklichſten Fortgang. Ariſtoteles war durch die Scholaſtiker ein Geſpenſt geworden, das man mit Luther nun auch am hellen Tage fürchtete. Plato ferner ſahen wir durch Reuchlin aus einem gefährlichen Geſichtspunkte behandelt, woraus indeſſen nicht folgt, daß er nicht im Einzelnen manche geſunde Nahrung darbot. Neben Agricola, Celtes, Hutten, Peutinger ꝛc. ſuchte ſich vorzüglich W. Pirckheymer an ihm zu bilden, der auch einige Dialogen 1523 ins Lateiniſche überſetzte. An deutſche Bearbeitungen wagte man ſich jedoch nicht vor dem Ausgange des 18. Jahrhunderts. Mehr Beifall gewannen Plutarch und Cicero, welche durch keine tiefe Speculation ermüdeten und die erwachende Reflexion durch zahlreiche hiſtoriſche Belege und praktiſche Anwendungen unterſtützten. Neben ihnen waren Boethius und Seneca beliebt. Indeſſen waren es nicht gerade die Philoſophen von Fach allein, ſondern ebenſo Dichter, Redner, Hiſtoriker, an deren geiſtiger und ſittlicher Reife man die eigene praktiſche Lebensweisheit ſchneller entwickelte. Agricola und ſeine Freunde, die von Thomas von Kempen angeregt waren, ſetzten darin einen vorzüglichen Zweck der Studien. Auch jüngere folgten, wie Hermann von Buſch, der 1506 in Leipzig über ein Spicilegium von Grundſätzen und Meinungen, die er aus 35 Philoſophen gezogen und über Cicero de officiis las. W. Pirckheymer (geſt. 1530) ſammelte ebenfalls ein Theatrum virtutis et honoris, welches 1606 herausgegeben wurde. Es enthielt 22 Nummern, unter denen einige von alten Autoren. Die Ueberſetzung griechiſcher Schriftſteller ins Lateiniſche war eine beliebte Beſchäftigung der Gelehrten. Jedoch beſchränken wir uns, obwol lateiniſche

[1]) J. F. Degen, „Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Römer“ (1794—99, 3 Bde.), der Griechen (1797—1801, 3 Bde.). Ebert, „Allgemeines bibliographiſches Lexikon“ (1821). Erhard, „Geſchichte des Wiederaufblühens der wiſſenſchaftlichen Bildung“ ꝛc.

Bücher damals weiter in das Volk drangen als heute, auf die Angabe deutſcher Ueberſetzungen. Emſer, der bekannte Gegner Luther's, verfaßte 1519 Plutarchus, wie ihm Einer ſeinen Feind nutz machen kann; Georg Spalatin 1520: wie der Freund vom Schmeichler zu unterſcheiden ſei, nach dem Latein des Erasmus. Das Theatrum enthielt von Pirckheymer folgende deutſche Arbeiten: Iſokrates, ſittliche Vermahnung an den Jüngling Demonicus, aus dem Griechiſchen. Deſſelben Unterweiſung, dem Nikokles gegeben. Plutarch, wie einer von ſeinen Feinden Nutzbarkeit erlangen möge. Sallustii Vorrede über ſein Buch von Catilina und deſſen Anhang. Ein ſchöner und lehrreicher Ort aus dem Cicerone de officiis, was dem zu handeln gebühret, der im Regimente iſt. In dem Theatrum befanden ſich auch Theophraſt und Cebes. Die Ueberſetzung des Letzteren, eine faſt kunſtreiche und artige alte Tafel, darin das ganze menſchliche Leben mit lebendigen Farben abgemalet wird, mit nützlicher und heilſamer Unterweiſung eines uralten Philoſophen, wird ebenfalls Pirckheymer zugeſchrieben. Nach ihr entwarf vermuthlich Hans Sachs ſeine gereimte Bearbeitung (1570). Von Xenophon iſt nur der Hercules Prodicius durch Lucas Mutzelowius 1503 ins Deutſche überſetzt. Dagegen übertrugen Mich. Herr (21 Bücher guter Sitten 1535) und H. von Eppendorf (Tugendſpiegel der Hoch- und Weltweiſen von löblichen guten Sitten und Wandel 1551), die Moralia Plutarch's. Dem Erſteren verdankte man auch eine Bearbeitung Seneca's (ſittliche Zuchtbücher, 1536). Einen dauernden Ruhm erwarb ſich Fiſchart's Ehezuchtbüchlein 1578, das indeſſen nicht ganz aus Plutarch gefloſſen iſt und auch nicht Fiſchart allein zum Verfaſſer hat [1]). Auch Hieron. Ziegler 1545 und Joh. Cherpontius 1581 verſuchten ſich an dem beliebten Tractate von der Kinderzucht. Degen vergleicht Fiſchart's Arbeit mit der von Mich. Herr und gibt der letzteren den Vorzug. Von Cicero's Schriften erſchienen zuerſt die Officien, ohne Angabe des Ueberſetzers 1488, dann noch vor 1495 De natura Deorum vom Prediger Gottfried von Odernheim. Sehr thätig für ſeine Verbreitung zeigte ſich der Ritter Hans von Schwarzenberg. Er ließ, da er ſelbſt nicht Latein verſtand, durch ſeinen Kaplan J. Neuber De senectute überſetzen, und Ulrich von Hutten übernahm die Durchſicht. Es folgten De officiis, das erſte Buch der Quaest. Tuscul. und De amicitia. Die Fines bonorum et malorum, von der alten Philoſophen Seligkeit und Paradora ſechs, ſammt ihrer

[1]) Jördens' „Lexikon" I, 536.

Probirung und Schlußreden von der Seligkeit, 1536 (?), sind nach Ebert nicht Ueberſetzung, ſondern eine eigene freie Zuſammenſtellung [1]). Alle dieſe Schriften erſchienen von 1531—37 nach Schwarzenberg's Tode (1528), nur De senectute erſchien ſchon 1522. Zahlreiche Auflagen beweiſen eine allſeitige Theilnahme; die Ueberſetzung der Officien iſt ſogar in dem einen Jahre 1531 dreimal gedruckt worden, nämlich im Februar, im April und im December, wozu die ausgezeichneten geiſtreichen Holzſchnitte beigetragen haben [2]).

Nichts nahm man aber wol begieriger auf als die alten Hiſtoriker. Was man bis dahin von jenen berühmten Ländern und Völkern erfahren, konnte nur die Sehnſucht erregen, nun wirklich einmal in die alte Welt einzutreten, über welche ſelbſt die einheimiſche Poeſie und die verwandte ritterliche Vergangenheit einen märchenhaften Zauber verbreitet. Wüßte man nicht, daß das ritterliche Epos anderer Urſachen wegen aus der Literatur verſchwand, man könnte faſt vermuthen, die Vorliebe für die Geſchichte habe ihm ein Ende gemacht. Obgleich wie gewöhnlich zur Anbahnung einer wiſſenſchaftlichen Auffaſſung die Geſchichte in moraliſche Beiſpiele, Charakteriſtiken und einzelne merkwürdige Begebenheiten aufgelöſt wurde, ſo ſuchten doch Einzelne, wie Reuchlin, ſein Freund Nauclerus u. A. einen tieferen univerſalhiſtoriſchen Ueberblick zu gewinnen. Der Erſte entwarf für den Kurfürſten von der Pfalz eine Geſchichte der vier Weltmonarchien. Der Landgraf Philipp von Heſſen berief Hermann von Buſch 1526 als Profeſſor der Geſchichte nach Marburg, wo er über Livius und Cäſar las. Eine der wichtigſten Folgen war die, daß das vaterländiſche Intereſſe angeregt wurde. Celtes durchreiſte ganz Deutſchland für ſeine Germania illustrata, die jedoch nicht ausgeführt wurde. Von Pirckheymer erhielt man eine Germania perbrevis explicatio. Die Germania des Tacitus ließen Celtes und dann Melanchthon mit Hutten's Arminius drucken. Nicht minder zeugen Celtes' Ausgabe der Rhoswitha, des Ligurinus ꝛc. von patriotiſcher Begeiſterung, ferner die Ausgabe des Jornandes und Paul Diaconus durch Peutinger und die des Eginhard durch Ruenar. Ein äußerſt fleißiges Werk waren die Annales Boiorum Aventin's, zu denen die Sammlungen 20 Foliobände einnahmen; ſie leiteten zu ſeiner Deutſchen

[1]) Bibliographiſches Lexikon Nr. 4682.

[2]) Daſelbſt Nr. 4690.

Chronik über, mit der in höherem Sinne unſere Literatur der Geſchichte beginnt.

Als Ueberlieferung aus der früheren Periode müßte man den Valerius Maximus des Heinrich Mugelin von Meißen, der 1369 verfaßt und jetzt 1489 gedruckt wurde, an die Spitze ſtellen. Alle unſere Literaturgeſchichten kennen ihn und Gervinus ſcheint ihn geſehen zu haben [1]). Indeſſen verſichert Ebert, der nicht zu irren pflegt, daß Mugelin gar nicht den Valerius ſelbſt, ſondern nur eine Erklärung deſſelben von Dion. a Burgo überſetzt habe [2]). Was Degen anführt, läßt wenigſtens auf eine äußerſt freie Bearbeitung ſchließen. Die erſte wirkliche, wenngleich ebenfalls noch freie Ueberſetzung des Valerius erhielt man von Peter Selbet 1533. Im Jahre 1505 erſchienen Römiſche Hiſtorien aus Tito Livio gezogen. Sie enthielten nur ungenaue Auszüge, wurden jedoch in ſchnell folgenden Ausgaben ergänzt und verbeſſert [3]). Livius verdiente und erlangte das Glück, daß ſeine Ueberſetzungen bis in die neueſte Zeit ununterbrochen fortgehen. Von Ringmann, genannt Phileſius, wurde Cäſar 1507 und 1530 vollſtändig übertragen. Dietrich von Plenningen ſchrieb des Salluſtii zwo ſchöne Hiſtorien, nämlich von des Catilinen und auch des Jugurthen Kriegen; dabei auch die Reden Cicero's wider Catilina und deſſen Verantwortung, 1515. Es folgte 1530 eine Ueberſetzung von Georg Schrayer, die in der Auflage von 1535 auch Aurelius Victor aufnahm. Die größte Aufmerkſamkeit verdient Hieronymus Boner, Oberſtmeyſter zu Colmar. Er hat in wenigen Jahren außerordentlich viel geleiſtet und gehört zu den Erſten, welche für die Ausbreitung der griechiſchen Literatur thätig waren. Im Jahre 1531 überſetzte er Juſtin's Weltgeſchichte und Herodian's Römiſche Kaiſer, 1533 Thucydides, 1534 des Demoſthenes Philippiſche Reden und Plutarch's Biographien (zunächſt nur acht), die man, nachdem ſie vervollſtändigt waren und viele Auflagen erlebt, 1580 unter Xylander's Namen von Neuem einführte. Von Boner erſchienen ferner Herodot 1534, Oroſius 1539, Xenophon's Anabaſis, Cyropädie und Hellenica 1540. Inzwiſchen waren Joſephus 1531, und Hegeſippus von dem jüdiſchen Kriege ꝛc. 1532 durch Casp. Hedion überſetzt, und Tacitus' Hiſtorien nebſt dem Büchlein von der alten Teutſchen Brauch und Leben 1535 durch Jacob Micyllus oder Moltzer, Rec-

[1]) II, 132.

[2]) Nr. 23345.

[3]) Ebert Nr. 12134. Die erſten Bearbeiter waren Schöferlin und Wittig.

tor zu Frankfurt. Heinr. von Eppendorf, schon oben bei Seneca genannt, übertrug auch die drei ersten Bücher des Florus und des Erasmus Sammlung von Apophthegmen. Ein größeres Verdienst war es, daß er sich an Plinius' Naturgeschichte versuchte, die bis dahin den Ungelehrten nur in ganz verworrenen Traditionen bekannt war. Man empfing durch ihn fünf Bücher (7—11) 1543, später durch J. Heyden Buch 7—10 und einen Auszug des 11. Sueton wurde 1536 durch Jak. Polychorius aus Straßburg übersetzt. Im Jahre 1554 erschien von Joh. Herold die Heidenwelt und ihrer Götter anfänglicher Ursprung aus vieler gelehrten, theurer Männer Schriften gezogen. Sie enthält den Trojanischen Krieg des Dictys und Anderes, wozu die ersten Bücher des Diodor als Einleitung gelten. Zum Beschlusse erwähnen wir einen Curtius von 1573, dessen Uebersetzer nicht bekannt ist, und den Polybius des Xylander 1574.

Wir beabsichtigten nur, die rastlose Thätigkeit zu veranschaulichen, mit der man im 16. Jahrhundert die alte Literatur auch den Ungelehrten zugänglich machte, und glauben dies erreicht zu haben, auch wenn wir immer nur den ersten Uebersetzer und den ältesten Druck angaben, welchem in der Regel mehrere Auflagen folgten. Werfen wir noch einen Blick auf die Art und Weise, wie man bei den Uebertragungen verfuhr. Dieselben zerfallen im Allgemeinen in zwei Classen. Da man nicht für den Kundigen arbeitete und noch weniger die stylistische Nachschöpfung eines Kunstwerkes bezweckte, so kam es zunächst nur auf die Ueberlieferung des Inhaltes an. Man wollte verständlich sein und half sich durch Umschreibungen, erklärende Einschaltungen u. dgl., was das Volumen oft um ein Drittel vermehrte, der Ausdrucksweise des Autors alles Eigenthümliche nahm und oft auch die Verhältnisse nach dem Gesichtspunkte der Gegenwart auffassen ließ. Wie schwer mochte es sein, eine richtige Ansicht von Rom zu gewinnen, wenn der Deutsche die Bürgermeister, Zunftmeister, den Rath und den Adel ꝛc. seiner Städte und Lande im Tacitus wiederfand. Was sollte er sich dabei denken, daß Augustus den Claudius Marcellus zum obersten Priester und Bauherrn (aedil. curulis), Nero und Drusus (imperatoriis nominibus auxit) zu Kaisern ernannte. Andererseits warf man unbedenklich fort, was man für schädlich oder müßig ansah. Joh. Sieder ließ in seinem Apulejus 1538, was ohne Schamröthe nicht mag gelesen werden, unverdeutscht in der Feder. In einer Uebersetzung des Livius von Zacharias Müntzer 1568, die als neu angekündigt wurde, nehmen, wie in der alten von

1505, die erſten 15 Capitel vom 23. Buche nur eine Folioſeite ein. Der Diodor von Herold ſoll oft einem Auszuge gleichen. Endlich fehlte es auch nicht an wirklichen materiellen Aenderungen. Man verbeſſerte und ergänzte den Autor; man legte ihn nur zum Grunde und ließ die Umſchreibung mit freien Ausführungen und Excurſen wechſeln. Sobald man in Reimen überſetzte, konnte kaum etwas Anderes als eine Periphraſe herauskommen. Dergleichen lernen wir ſpäter namentlich bei Terenz kennen, den man dem Volkstone möglichſt nahebrachte. Eine zweite Claſſe bilden die Uebertragungen, welche ſich genau an den Text anſchließen und Wort für Wort in der rohen Sprache wiedergeben, wobei ſich Ausdrücke zuſammenfinden, die entweder ganz unverſtändlich ſind oder doch im gewöhnlichen Sprachgebrauche eine andere Bedeutung haben. In dieſer Weiſe bearbeiteten Nythart u. A. den Terenz, Niclas Wyle den Boethius. Wie ſchwerfällig iſt z. B. dieſe Stelle aus dem Letzteren: Wer einen geſchlachten Acker beſäen will, der entlöſet vor das Feld oder Furchen von den Sommerlatten. Und da von wer da gewaltig ſein wölle, der ſoll das Gemüthe zähmen, daß ſein Hals nicht überwunden werde von dem Luſt der Unkeuſch und ſich einlaß unter die ſtinkenden Zügel [1]). Dem entſpricht der Anfang aus Seneca de benef. von Mich. Herr: Unter vielen und mancherlei Irrthumen deren, ſo in Unachtſamkeit und ohn Vorbedenken leben, acht ich, lieber Ebuti Liberalis, am ſchädlichſten ſein, daß wir die Wohlthaten weder geben noch aufnehmen können. Dann es will je folgen, wo ein Ding nicht wohl angelegt wird, daß es nicht gute Schuld ſei, davon wir auch zuletzt ohnmuthlich klagen, wo ſie nicht wiedervergolten werden, dann es iſt in dem verloren worden, da es geben iſt. Ein Uebelſtand von großer Bedeutung war es, daß die Ausgaben der Texte ſo fehlerhaft ausfielen. Die Drucker ſcheuten ſich, wenn ein Manuſcript unlesbare oder offenbar verdorbene Stellen hatte, Lücken zu laſſen, weil die Käufer vollſtändige Exemplare verlangten, und ſo wurde denn eine Ergänzung gemacht, die blos für das Auge da war und ſelbſt vorwärts und rückwärts den Sinn zerſtörte. Daher konnten ſpätere Kritiker rühmen, aus einem Autor Tauſende von Fehlern ausgemerzt zu haben. Was machte inzwiſchen der Ueberſetzer? Aber auch

[1]) Qui se volet esse potentem,
Animos domet ille feroces,
Nec victa libidine colla
Foedis submittat habenis.

seine Arbeit erhielt wieder neue Druckfehler. Schon allein dieser Ursache wegen ist es z. B. nicht möglich, den deutschen Terenz von 1499 zu verstehen, wenn man nicht stets das Original vergleicht. Die Unwissenheit trug natürlich das Ihrige bei. Griechische Werke übersezte vielleicht erst Xylander aus dem Originale. Von den Uebrigen sagt Casaubonus: Vertere est Romanae interpretationis sexcentos errores aliis totidem cumulare atque Graeciae linguae peritiam in prima libri fronte mentiri. Auch des Lateinischen waren die Uebersetzer oft wenig kundig, wovon wir später Beispiele bei Terenz anführen [1]). Solche Merkmale der Barbarei dürfen uns nicht zur Undankbarkeit verleiten. Wir müssen uns als verlorene Söhne betrachten, die sich erst wieder durch unsägliche Anstrengung zur Würde der Wissenschaft emporrangen, und so gebührt auch den Uebersetzern, so wenig es Manchen glücken mochte, ihr Lob. Sie betrachteten ihr Werk als so wichtig, daß sie gewöhnlich schon auf dem Titelblatte nicht nur das Jahr, sondern auch Tag und Stunde angaben, wenn sie es beendigt. Die Titel enthielten ausführliche Anzeigen vom Inhalt und Nutzen der Bücher; Alles war sehr wohl mit Figuren und Reimen durchziert, damit das Volk ein rechtes Wohlgefallen an den schönen Sachen hätte. Namentlich pflegte man Sentenzen, wo sie in den Autoren vorkamen, wie zum Auswendiglernen in Reimen zu übersetzen oder auch einzuschieben. Was kann populärer sein, als diese Stelle aus Cicero de senectute von Chilian Piscator 1564:

Sophokles in dem Alter sein
Hat gemacht Tragödias gar fein,
Welcher, als er sei'm Studio
Für Allem lag so fleißig ob,
Daß auch die Kinder meinten frei,
Daß er unsinnig worden sei,
Denn er ließ fahrn das Hausregiment
Acht' wenig ander Leuten Stendt,
Derhalben sie zu Haufen kamen
Und ihn bald für den Richter nahmen,
Wollten ihm ein Zaum lassen legen ein,
Daß er nit mehr sollte Meister sein ꝛc.

Piscator sagt von seiner Uebersetzung ganz recht, daß er sich nicht den gelehrten und spitzfindigen Momis zu Lieb und Gefallen dieser

[1]) Sehr auffallende Fehler der Art im Valerius des Mugelin stehen bei Degen, „Römische Literatur", II, 515. Selbst die Uebersetzung der Bibel wurde sehr unwissenden Leuten überlassen. S. Meister's „Beiträge" (1780), II, 182.

Arbeit unterfangen habe, ſondern allein dem gemeinen Mann, der zu ſolchen und dergleichen Büchlein ein Luſt und Freud hat.

Uebrigens gelang das Meiſte beſſer, zum Theil vorzüglich. Jener Mich. Herr hat den Plutarch mit vieler Gewandtheit überſetzt, und eine Stelle aus Lucian, die ſich lebhaft in verſchlungenen Perioden fortbewegt, iſt von Niclas Wyle (nach Poggio's Latein) ſo klar und geſchmeidig wiedergegeben, daß Degen mit Recht verwundert iſt, wie eine ſolche Sprache, man möchte nicht ſagen, vor Jahrhunderten, ſondern vor Wieland möglich war. Für das rühmlichſte Denkmal einer gebildeten Sprachgewandtheit gilt der Cicero des Neuber, den Schwarzenberg ſelbſt in den Ausdrücken nachbeſſerte. Wir wollen eine Stelle vorlegen; einzelne Abweichungen und Irrthümer müſſen nicht befremden. De offic. lib. 3, 58 lautet: Wann als derſelb (Canius, eques Romanus, homo nec infacetus et satis literatus) in die Stadt Syrakus von Ruhe und nicht von Handtirung wegen gekommen war und ſich gewöhnlich hören ließ, wie er gern etliche Gärten, darin er ſeine Freund laden und ſich darinnen unverhindert (sine interpellatoribus) erluſtigen möchte, kaufen wolt; ſaget ihm der Pythius, der zu Syracuſis Rentmeiſter war (qui argentariam faceret), er hätte wol dergleichen ſchöne Gärten, die ihm doch nicht feil wären; aber er wollt ihm derer genüglich zu gebrauchen vergönnen und lud damit den genannten Canium auf den nächſten Tag zum Nachtmal in den Garten. Da nun Canius zu kommen verhieße, hat Pythius als ein gewaltiger, der bei allen Menſchen angeſehen war (ebenfalls unrichtig aufgefaßt), die Fiſcher berufet und an ſie begehrt, daß ſie auf ſolchen Tag bei ſeinem Garten fiſchten, mit Befehl, alle Fiſche, die ſie fingen, ihm zu (über-) antworten. Alſo kam der Canius zu rechter Zeit zum Nachtmahl und war die Wirthſchaft von Pythio luſtig und ſcheinbarlich bereit, auch eine große Menge der kleinen Schifflein (damit die beſtellten Fiſcher fiſchten) vor den Augen (der Gäſt) und ſchüttet ihrer jeder, was er fing, vor die Füße des Pythii. Da aber Canius zu Pythio ſprach: ich bitte dich, wie kommt das, daß ſo viel Fiſch und Schifflein hie ſeien? antwortet Pythius: es iſt kein Wunder, denn was von Fiſchen bei den Syrakuſanern ſind, die haben hie ihr Fiſchweid und dieſer Gärten und Wohnung mögen die Syrakuſaner nicht entbehren.

Endlich machen eine beſondere Claſſe die Ueberſetzungen aus, welche in usum puerorum beſtimmt waren. Sie gewähren mehr ein pädagogiſches als ein literariſches Intereſſe. Es wechſelt die lateiniſche Zeile mit der deutſchen, doch pflegte man der wörtlichen

Uebertragung zur Anbahnung größerer Eleganz noch eine freie hinzuzufügen. So komisch die Umschreibungen klingen, sind sie doch kein unwichtiges Zeugniß des herrschenden Geschmackes. Einige Zeilen werden hinreichen. Eine Stelle aus Cicero de offic. 1, 130 lautet bei Rhenius 1628: Histrionum nonnulli gestus ineptiis non vacant, etliche Gebärde der Gaukler und Spieler stehen sehr närrisch (sind voll Lapperei und Narrenspossen); modo ne sit ex pecudum genere, wofern er nur nicht gar aus viehischem Geschlechte ist (wenn er nur nicht gar eine Saue ist) ꝛc.

Dreizehntes Capitel.

Die antike Fabel. Eine reine Auffassung derselben war hauptsächlich wegen ihrer Verbindung mit Calila we Dimna nicht möglich. Aus welchen Quellen sie bis zum 15. Jahrhundert bekannt wurde. Die Fabel des Bonerius. Der Aesop des Planudes und das große Ulmer Fabelwerk. Bei Burkard Waldis sind die Umrisse der Aesopischen Fabel verwischt und auch die deutsche Thierdichtung erlitt eine Veränderung. Der deutsche Froschmeuseler ist weniger idyllisch als selbst die Batrachomyomachie, indem das Didaktische vorherrscht.

Wir sahen, warum die deutsche Literatur in diesen Jahrhunderten einen lehrhaften Charakter annahm. Deshalb erscheinen auch die einzelnen Zweige der didaktischen Dichtung in schärferen Umrissen. Den Vordergrund füllt die breite Masse der Fabelliteratur, die sich nur noch im 18. Jahrhundert ein gleiches Ansehen verschaffen konnte. Das Abendland kannte Fabeln, die nach ihrem Stoffe und nach ihrer Fassung Aesopisch genannt werden müssen, so lange es hier eine Thierdichtung gab. Was die verschiedensten Quellen darboten, das wurde seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit größerem Fleiße benutzt. Zwar kommen die Fabeln auch jetzt noch zerstreut vor; man verwendet sie gelegentlich in Spruchgedichten, Satiren, allgemeinen Exempelbüchern, Predigten ꝛc., aber man veranstaltet nun auch selbständige abgeschlossene Sammlungen und stellt dieselben unter den Begriff der Gattung. Niemand würde es uns Dank wissen, wenn wir es versuchen wollten, die Fabeln aufzuzählen, welche in dieser oder jener moralischen Schrift vorkommen. Es muß uns wichtiger sein zu ermitteln, welche Ansicht man von der Gattung hatte und welches die Quellen waren, aus denen man schöpfte. Es ist eine reine Auffassung der antiken Form, wie sie durch Lessing festgestellt wurde, auch jetzt nur annäherungsweise gelungen, und dies lag größtentheils daran, daß der ächte Aesop

erst spät bekannt wurde, und daß selbst die mittelbare Tradition aus der Masse des Antiken sich mit anderen Ueberlieferungen durchkreuzte. Die antike Fabel ward nämlich von zwei Seiten her eingeengt, indem die orientalische Fabel die Erweiterung der lehrhaften Tendenz begünstigte und die Parabel, den Schwank, die allgemeine moralische Erzählung in ihrem Gefolge hatte, und indem die einheimische Thierdichtung die Neigung nährte, das epische Moment ausführlicher und selbständiger zu behandeln, als die bloße Veranschaulichung des moralischen Inhaltes erforderte. Daher gelang es der antiken Fabel nur schwer, sich aus dem fremden Elemente hervorzuarbeiten; ebenso ward aber auch die nationale epische Thierdichtung von einer lehrhaften Tendenz durchbrochen. Gleichmäßig stellten sich die Nachschößlinge der Batrachomyomachie, welche in früheren Jahrhunderten, als noch eine rein deutsche Behandlung möglich war, sich in völlige Thiermärchen hätten verwandeln können, nunmehr fast gänzlich unter die Satire und Didaktik. Betrachten wir zuvörderst, was aus dem Oriente eingeführt wurde.

Die arabische Fabelsammlung Calila we Dimna, um die Mitte des 8. Jahrhunderts verfaßt, hatte sich durch eine altpersische Uebersetzung aus Indien fortgepflanzt, wo man in ungewisser Zeit (2. bis 5. Jahrh.) aus früheren Ueberlieferungen die fünf Bücher (Pancha tantra) zusammengetragen. Viele jüngere Völker des Orientes haben sich dieselben durch Uebersetzungen angeeignet [1]). Die griechische, übrigens treue Bearbeitung des Calila we Dimna von Simeon Sethi, Στεφανίτης und Ἰχνηλάτης, um 1100, war aber nicht die Quelle für das Abendland, sondern eine hebräische des Rabbi Joel, nach welcher Johannes von Capua 1262 sein Directorium humanae vitae, alias parabolae antiquorum sapientum (1480) verfaßte. Endlich veranstaltete Eberhard im Bart eine vollständige deutsche Uebersetzung aus dem Lateinischen 1480 und dies Buch der Weisen oder Beispiele der Weisen ꝛc. wurde in fünf Jahren viermal aufgelegt und dann noch mehrmals im 16. Jahrhundert.

Schon in einem früheren Abschnitte haben wir im Allgemeinen nachgewiesen, daß das Morgenland Aesopische Fabeln kannte, daß es dieselben jedoch auf eigenthümliche Weise umgestaltete. Wir wollen uns jetzt ausführlicher mit jener wenig bekannten Sammlung beschäftigen, theils um nachzuweisen, daß ihre Einführung uns

[1]) „Morgenländische Erzählungen", verdeutscht von Philipp Wolff (1837), I, XLIV.

ſeit dem 15. Jahrhundert einen Zuwachs von Fabeln brachte, die urſprünglich Aeſopiſche waren oder dem Stoffe nach den griechiſchen völlig entſprechen, theils um ſie in Betreff der ganz abweichenden Behandlung mit Aeſop und der deutſchen Thierdichtung zu vergleichen. Eine gedrängte Analyſis des erſten Abſchnittes wird uns dazu die feſteſte Baſis gewähren. Die Anlage des Ganzen iſt folgende: Der König Dabſchelim läßt ſich von ſeinem Philoſophen gewiſſe moraliſche Caſus durch Gleichniſſe und Beiſpiele verſinnlichen. Der erſte Abſchnitt behandelt das Thema, wie ein Ränkemacher zwei Freunde trennt und zu Feindſchaft aufregt. Die Freunde ſind Löwe und Stier, der Ränkemacher Dimna, ein Schakal, den der Neid zu Verleumdungen bewegt. Der Löwe zerreißt wirklich den Stier, aber die Lüge wird entdeckt und auch Dimna, den ſein Bruder Calila vergeblich gewarnt, büßt mit dem Leben. Hieran ſchließen ſich andere Aufgaben des Königs und andere Beiſpiele. Der Titel des Ganzen iſt nach den Repräſentanten des Böſen und des Guten im erſten Abſchnitte gewählt, von dem wir nun eine Skizze geben. Nicht jene Geſchichte vom Löwen, Stier und Schakal iſt die Hauptſache; dazu fehlt ihr alles epiſche Detail, ſondern ſie bildet nur den äußerſten Ring, in welchen eine Menge von Reflexionen und Fabeln, eine in die andere, eingeſchachtelt ſind. 1) Dimna vertraut nämlich zunächſt dem Bruder ſeine Pläne, ſich am Hofe Gunſt zu verſchaffen. Calila warnt ihn durch die Fabel vom Affen, welcher ſich in der Holzſpalte quetſchte, als er den Zimmermann nachahmte. Es folgen lange Unterredungen über der Könige Art und die Gefahren des Hofes. Dies iſt das beliebteſte Thema auch im Hitopadeſa. Dimna preiſt indeſſen den Muth, der Alles unternehmen kann, und geht zu dem Löwen. Dieſem imponirte damals das Gebrüll eines Stieres. Es gelingt Dimna, ſich gleich ein Verdienſt zu erwerben, indem er den Löwen durch die Fabel von dem Fuchs, der eine dickleibige, zwiſchen den Baumäſten ſchallende Pauke mit großen Erwartungen aufbiß, aber leer fand, von ſeiner eiteln Furcht befreit. Er bringt den Stier ſogar an des Königs Hof. 2) Wider ſein Erwarten werden beide die innigſten Freunde und Dimna ſieht ſich verdrängt. Calila tadelt nun das unkluge Benehmen des Bruders und vergleicht ihn mit jenem Mönche, welcher ſein Vertrauen einem Diebe ſchenkte und darüber ein koſtbares Kleid verlor. Der Mönch habe, als er den Dieb ſuchte, geſehen, wie zwei Böcke ſich blutig ſtießen, dann aber gemeinſam über einen Hund herfielen, der das Blut aufleckte. So wollte auch eine eiferſüchtige Frau ihren Buhlen vergiften, ſie

tödtete sich aber selbst dabei ꝛc. Dimna gesteht, daß er gleich dem Mönche, dem Hunde und dem Weibe an seinem Schaden selbst schuld sei, hofft aber gleichwol den Krautfresser wieder vom Hofe zu entfernen; denn der Schlaue siege über den Mächtigen, wie jener Rabe (nachdem er erfahren, daß einst der Krebs einen Fischreiher mit seinen Scheeren erwürgte) sich einer feindlichen Schlange erledigte, indem er einen gestohlenen Schmuck vor ihren Schlupfwinkel warf und dadurch die Menschen herbeilockte. Ja wenn der Stier neben der Stärke sogar auch Klugheit besitze, hofft Dimna, als der Klügere, ihn zu besiegen, da selbst der schwache Hahn einmal einem Löwen entrann, indem er ihn verleitete, auf seinen Schatten im Wasser loszustürzen. 3) Nunmehr macht Dimna den König furchtsam: er empfiehlt ihm, zu den Vorsichtigen, mindestens zu den Umsichtigen, und ja nicht zu den Schwachsinnigen zu gehören, was durch das Beispiel von drei Fischen erläutert wird, von denen einer dem Netze auswich, während der andere zwar gefangen wurde, doch durch verstellten Tod die Fischer täuschte, der dritte aber im Netze blieb. Vor Allem möge der Löwe nicht zu sicher sein; denn eine Laus, die in einer Decke eine sichere Wohnung hatte, ward entdeckt, weil sie einen leichtsinnigen Floh zu Gaste lud, welcher den Mann, der auf der Decke schlief, zu unverschämt zwickte, was eine genaue Durchsuchung veranlaßte. 4) Dimna wird nunmehr beauftragt, die Gesinnung des Stieres zu erforschen. Er macht auch diesen argwöhnisch. Eine Ente habe, weil sie Nachts vergeblich nach dem Stern im Wasser schnappte, nun auch am Tage einen Fisch für einen bloßen Lichtflecken gehalten, und so könne der Löwe, von falschen Freunden umgeben, am Ende auch den Stier zu denselben zählen. Arglistige Gegner würden seinen Untergang herbeiführen und durch ihre Verbindung ihm überlegen werden. Einst boten ein Wolf, ein Rabe und ein Schakal sich aus scheinbarer Anhänglichkeit dem kranken Löwen zur Speise dar, blieben aber wohlbehalten, indem jedesmal, wenn er zu einem Appetit hatte, die beiden andern versicherten, daß solche Speise dem Könige schädlich sei. Dadurch verleiteten sie ein Kameel zu demselben Anerbieten, doch unverhofft erklärten die falschen Freunde, daß das Fleisch des Krautfressers ihm ganz gut bekommen werde. 5) Der tapfere Stier will sich demnach zum offenen Kampfe rüsten. Da macht ihn Dimna furchtsam. Er bittet ihn, seine Warnungen nicht zu verachten, wie jener Eisvogel, der zu nahe am Meere sein Nest gebaut, die Warnungen des Weibchens verschmähte, das ihm fol-

genden Vorfall erzählte: Zwei Enten trugen eine Schildkröte, indem sie sich an einem Stocke festbiß, aus einem versiegenden Teiche nach einem wasserreichen. Sie baten dieselbe, damit sie nicht den Stock losließe, ja zu schweigen. So erhoben sie sich in die Luft. Da riefen die Menschen unten verwundert: eine Schildkröte zwischen zwei Enten! Die Schildkröte öffnete darüber den Mund zu einer Verwünschung [1]) und fiel sich todt. So ward auch die Brut des zu sicheren Eisvogels von dem Gotte des Wassers fortgerissen und nur zurückgegeben, als der Eisvogel den König Greif nebst allen Vögeln gegen ihn versammelte. Der Stier beschließt nun, dem Löwen wie sonst mit Ruhe entgegenzugehen und nur aufmerksam zu sein, ob die Gebärden desselben eine feindliche Gesinnung verrathen. 6) Noch einmal erinnert Calila den Bruder daran, daß er ein gefährliches Spiel treibe, doch weiß er, daß tauben Ohren nicht zu predigen sei, wie der Vogel den Affen vergeblich bewies, daß der Funke, mit dem sie Feuer machen wollten, ein Glühwurm sei. Aber der Betrüger nehme sicherlich ein schlechtes Ende: so vergruben zwei Männer einen Fund; der Eine holte ihn heimlich und bezüchtigte den Anderen, daß er das Geld genommen. Dieser rief den Baum zum Zeugen seiner Unschuld an, doch leider bestätigte eine Stimme aus dem Baume das Gegentheil. Der Richter ließ nun Feuer um den Baum legen: da stieg der Vater des Betrügers aus dem hohlen Stamme. 7) Calila will sich deshalb von Dimna trennen, denn der Falsche bereite Anderen und sich nur Schaden. Ein Kaufmann betrog einen Handelsfreund um 100 Pfund Eisen, das die Mäuse gefressen haben sollten. Der Hintergangene wußte sich jedoch an dem Sohne zu pfänden und erklärte dem besorgten Vater, in diesem Lande der Wunder, wo die Mäuse Eisen fräßen, habe den Sohn ein Falke entführt, worauf denn eine Auswechselung des Eisens gegen den Sohn erfolgte. 8) Der Stier wird endlich doch getödtet und Dimna befestigt sich in des Königs Gunst. Ein zweites Buch behandelt in gleicher Weise den Prozeß Dimna's und seinen Tod. Die übrigen zwei Drittel des Ganzen enthalten nichts mehr von Calila und Dimna; doch werden ähnliche moralische Themen erörtert, z. B. wie aufrichtige Freunde einander finden und unterstützen, wie man der Heuchelei eines Fein-

[1]) Andere Redactionen sind deutlicher. Nach dem Hitopadesa wird die Schildkröte von den Menschen bereits als ihre sichere Beute angesehen und der Stephanites läßt sie darum voll Unwillen und Vorwitz ausrufen: ihr Thoren, ich fliege ja schon hoch über Euch!

des nicht trauen solle, wie es schwerer sei, ein Gut zu bewahren als zu erwerben ꝛc.

Wenn man nun diese Fabeln blos nach den Momenten der Lehre und des concreten Factums kennen lernt, so möchte sich Niemand davon überzeugen lassen, daß sie nicht in den griechischen und lateinischen Sammlungen stehen könnten; doch werden sie etwas ganz Verschiedenes durch die Darstellung. Die antike Fabel läßt immer noch das epische Moment vorherrschen, diese orientalische aber gehört entschieden zu der moralischen Didaktik. Nicht nur der Weise, welcher dem Könige die Fabeln vorträgt, sondern die Thiere selbst ergehen sich allenthalben in Reflexionen und Exegesen. Das Gleichniß, das Sprüchwort und die Sentenz stehen dabei in gleicher Berechtigung neben der Fabel, die auch nur als Exempel eingelegt ist. Diese parabolische Haltung läßt aber auch den Charakter der Thierdichtung nicht unverändert. Sie zerstört jede naive Objectivität der Thierwelt, man vergißt über den klugen Vorträgen der Thiere oft, daß man Thiere vor sich hat. Wenn eins der größten Geheimnisse der Thierdichtung darin besteht, daß die moralische Individualität der Thiere mit ihren physischen Eigenschaften, mit ihren Sitten und ihrer Lebensweise verschmilzt, so bleiben wir auch hier der Thierwelt ganz fern, weil allenthalben eben nichts als die moralische Symbolik berücksichtigt ist und jenes objective Element sich meistens nur leise andeutet, oft auch gänzlich unterdrückt ist. Mögen demnach auch hin und wieder den Thieren Eigennamen beigelegt sein, mag im Hitopadesa stets ein bestimmtes Local genannt werden, sie gewinnen nirgends jene physische Persönlichkeit. Was dann noch von epischem Leben da ist, das scheint sich nicht ohne Einfluß der griechischen Fabel eingefunden zu haben, die allerdings zu Calila we Dimna beisteuerte, obgleich die Abweichung des Entlehnten auf eine unsichere und getrübte Quelle deutet. Wie anders ist die Fassung der Fabel von der Schildkröte, die aus der Höhe stürzt! Bei Aesop schnappt der Hund aus einer naturwahren Gier nach der Beute im Wasser, hier der Löwe aus unschicklicher Einfalt. Die Schlange im Busen des Mannes steht hier nur als Gleichniß und ist völlig unverständlich, wenn man nicht aus Aesop die Erzählung supplirt. Unsere Unbekanntschaft mit dem ältesten Stamme der griechischen Fabel hindert zu entscheiden, was eine spätere Entlehnung, was eine frühe gegenseitige Mittheilung war. Daß aber der antiken Fabel das epische Moment, der orientalischen das parabolische eigenthümlicher ist, erweist sich aus dem Hitopadesa einer indischen Redaction der Pancha

tantra, die weit älter als Calila we Dimna ist [1]). Denn er enthält noch mehr Reden, noch weniger Fabeln und in diesen ebenso wenig epische Besonderheit. Vielmehr ist überall kaum so viel concrete Substanz, wie Lessing zur Veranschaulichung des Inhalts forderte und nirgends eine Spur von jenem sich selbst vergnügenden Eingehen auf das Leben und Weben der Thiere. Im Hitopadesa bildet die Bemühung des Schakals, den Stier und den Löwen zu entzweien, ebenfalls den Mittelpunkt. Das Aggregat von Sprüchen, Gleichnissen, Fabeln, Beispielen ꝛc. unterscheidet sich von dem in Calila we Dimna nur darin, daß die Weisheit sich feierlicher und tiefsinniger gebärdet, und die Sprache so glanzvoll ist, wie es sich für die Heimat des Lotos, der Pfauen, Flamingos ꝛc. geziemt.

Einzeln betrachtet stehen also die indische und die arabische Fabel dem deutschen Thierepos nicht einmal so nahe wie die griechische; darin aber, daß sie sich zu einem größeren Ganzen zusammenfügen, während die griechischen Fabeln vereinzelt bleiben, scheinen sie den deutschen Gedichten ähnlicher zu sein. Dies ist indessen auch nur ein Schein. Denn ebenso wenig, wie man etwa die Proverbien Salomo's ein Lehrgedicht nennen kann, wird jene Sammlung von Fabeln zu einem Epos. Sie ist nur ein zusammengelesener Strauß von Blumen, dem das äußere Band keine organische Einheit gibt. Ja im Hitopadesa bleibt die Hauptfabel vom Stier und Schakal, in welche die anderen hineingelegt sind, ohne Abschluß und verliert sich in die Episode vom Kriege der Flamingos gegen die Pfauen, der wiederum durch einen Katechismus der Staatsweisheit verschüttet wird. Selbst die einzelnen Sentenzen, so sinnreich sie sind, folgen einander oft nur nach jener Logik, die uns in Sancho Pansa's Sprüchwörtern aus dem Hundertsten ins Tausendste führt. Die Bekanntschaft mit diesen Sammlungen vernichtete den epischen Ton der deutschen Thierdichtung und hinderte die reine Auffassung der antiken. Sie führte jene didaktischen Spruchgedichte ein, in welchen die Fabel nur Exempel ist, sie vermengte die Fabel mit dem Gleichniß und der Parabel, sie leitete jene weitschichtige unbestimmte Gattung der moralischen Beispiele ein, die Fabeln, Parabeln, historische Anekdoten, Gleichnisse, Schwänke und hundert andere Dinge umfaßte. Hans Sachs behandelt sogar seine Dramen als Fabeln und, nachdem der Begriff der Gattung so getrübt war, mochte nach Bonerius, der im

[1]) Aus dem Sanskrit zum ersten Male deutsch von Max Müller (1844).

14. Jahrhundert den ächten Ton des Aesop traf, ihre reine Ausbildung unmöglich sein.

Der althochdeutsche Reinhart pflanzte sich nur in fragmentarischen und verdunkelten Erinnerungen fort. Erst die niederdeutsche Bearbeitung des niederländischen Reinaert brachte die heimische Thierdichtung wieder in Umlauf. Namentlich hatten Luther, Erasmus Alberus (gest. 1553) und Burkard Waldis (1548) für den Werth der Fuchssage Empfänglichkeit, während Hans Sachs dieselbe übersah [1]). Vom 12. bis zum 16. Jahrhundert dagegen behaupteten die arabischen und die antiken Fabeln das Uebergewicht. Der Aesop des Planudes wurde indessen dem Abendlande auch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts bekannt. Bis dahin lernte man die griechische Fabel durch Babrios und Phädrus, oder vielmehr durch ihre Umarbeiter kennen. Babrios (73 nach Chr.) wurde von Avienus (2. Jahrh.?) benutzt, der jedoch statt der Skazonten elegische Verse wählte, und von Titianus (2.—3. Jahrh.) in Prosa übersetzt [2]). Einzelnes aus diesen Beiden und aus Phädrus mochte sich sehr früh verbreitet haben. Eine allgemeinere Bekanntschaft mit dem Letzteren fällt in das 10. Jahrhundert, welches uns Handschriften von ihm überliefert hat. Bald wurde jedoch das Original durch neue Umarbeitungen verdrängt. In welchem Verhältnisse die elegischen rhythmi fabulares eines Baldo oder Waldo (779 Abt zu St.-Gallen) zu den römischen Fabeln stehen, ist unbekannt. Dem ächten Phädrus zog man die Sammlung eines Romulus vor, der 80 Fabeln desselben in Prosa nacherzählte. Aus diesem Romulus nahm Vincentius von Beauvais (gest. 1289) die 29 Fabeln, welche sein Speculum doctrinale enthält [3]). Hildebert von Tours (1057—1136) brachte 60 Fabeln des Romulus in elegische Verse. (Er ist der sogenannte Anonymus des Nevelet, gedruckt 1610, und der Anonymus des Nilant 1709 mit 67 prosaischen Fabeln ist wieder nur ein verdorbener Romulus.) Ebenso flossen die elegischen Fabeln eines Galfredus aus Romulus [1170?] [4]). Nach Avienus wurde ebenfalls nicht nur Einzelnes frei erzählt, sondern es gab auch vollständige lateinische Umarbeitungen. Titian dagegen ließ man inzwischen unbeachtet, wie den ächten Phädrus.

---

[1]) Grimm S. CCXII.
[2]) Lachmann, Praef. zum Babr.
[3]) Lessing, XVIII, 285.
[4]) Grimm, S. CCLXX.

Der erste deutsche Dichter, welcher die Fabel als eine abgeschlossene Gattung behandelte, war Bonerius, ein Geistlicher aus der Schweiz, den Lessing in die zweite Hälfte des 14., Benecke minder richtig in die Mitte des 13. Jahrhunderts setzen. Von seinen hundert Beispielen sind 22 aus dem Avienus und 52 aus dem versificirten Romulus genommen; die übrigen sind theils eine Ueberlieferung älterer deutscher Erfindungen, theils morgenländischen Ursprungs. Die Art der Behandlung ist folgende: Zunächst wird schlicht und deutlich, „ohne krumme und gezierte Worte" die Fabel erzählt; dann folgt eine Moralisatio, ausführlicher als in den antiken Mustern und nicht selten von Sprüchwörtern, Gleichnissen ꝛc. durchbrochen, damit „des Kernes Süßigkeit" recht empfunden wird. Eigenthümlich ist es, daß die abgezogene Lehre gewöhnlich nicht ihre Allgemeinheit behält, sondern sich auf ein bestimmtes Verhältniß richtet; da der Sammler ein Ritter Gottes war, machte er seine Anwendung nicht selten auf Dinge, die in seiner besonderen Sphäre lagen. Dem Affen z. B., der die Nuß nicht aufbeißen mag, gleicht nicht überhaupt ein Mann, der Gewinn ohne Mühe will, sondern es heißt: wer sich Gott ergeben will, der muß große Leiden übernehmen, wie den Rauch nicht scheuen darf, wer ein Feuer anblasen will ꝛc. Solche concrete Beziehungen geben Boner Gelegenheit, die Laster und Gebrechen aller Stände zu strafen, und seine Fabeln streifen auf diese Weise an die Sittenpredigt und an die Satire, welche umgekehrt ihre Beispiele gern aus der Fabel wählten. Uebrigens ist die Moral bei Boner in den meisten Fällen so treffend, wie die Erzählung anschaulich. Das Ganze bekundet sich durchaus als ein Werk des klaren Verstandes und der reifen Gesittung. Wie sehr Boner beliebt war, zeigt nicht nur seine vielfache Benutzung in Lehrgedichten, Beispielsammlungen u. dgl., sondern auch die große Zahl seiner Handschriften und der Umstand, daß seine Fabeln das erste deutsche Buch waren, welches gedruckt wurde [1]).

Eine willkommene Vervollständigung des antiken Fabelschatzes brachte der Aesop des Planudes, den man im 15. Jahrhundert zunächst in Italien kennen lernte. Einzelnes wurde von Laurentius Valla u. A. übersetzt; vollständig erhielt man c. 1476 das Leben und 100 Fabeln in lateinischer Uebersetzung durch Rimicius oder

[1]) Ueber die Handschriften vergl. Jördens' Lexikon und die Anmerkungen in Pfeiffer's Ausgabe (1844), über den Bamberger Druck 1461 berichtet Lessing.

Rynucius. Gleich darauf veranstaltete der Buchdrucker Zeiner das berühmte Ulmer Fabelwerk, welches zwischen 1476 und 84 gedruckt ist. Dasselbe enthält lateinisch und in deutscher Uebersetzung durch den Arzt Heinrich Steinhöwel die Vita Aesopi des Planudes, dann den prosaischen Romulus nebst dem rhythmischen des Hildebert, ferner 17 sogenannte Fab. extravagantes, die neuer Erfindung sind; hierauf folgen 17 Fabeln aus Planudes, die nicht in älteren Aesopischen Sammlungen standen, endlich 17 Fabeln aus dem Avienus und zum Beschlusse 23 Apologe und Schwänke aus Adelphonsus (d. i. Petrus Alphonsi), Doligamus und den Facetien des Poggius. Daß die Vita des Aesop einen erwünschten Zuwachs zu den Anekdoten von Marcolph und den anderen Volksweisen hinzubrachte, ist von Gervinus ausführlich erörtert. Die Fabeln selbst gingen ebenfalls in die Volksliteratur über und namentlich war auch für Hans Sachs der Ulmer Druck eine ergiebige Quelle. Die zahlreichen französischen, spanischen, englischen, böhmischen Uebersetzungen, welche alle noch in die achtziger Jahre fallen [1]), scheinen mit dem Fabelwerk des Rimicius und Steinhöwel's in Verbindung zu stehen und ebenso bezeugen die Drucke der verschiedenen lateinischen Fabelbücher, daß die Dichtungsgattung seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts mit der ungewöhnlichsten Vorliebe gepflegt wurde.

Außer kleineren Sammlungen gewährten nun das Buch der Weisen, der Ulmer Aesop und der niedersächsische Reineke eine solche Menge von Fabeln, daß die Nacherzähler volle Beschäftigung fanden. Dazu kam, daß die schwankhaften Erzählungen und Anekdoten mit ihrem moralischen Beschlusse gleich berechtigt erschienen und daß das Ueberlieferte doch auch die Erzähler anregte, sich in eigenen Erfindungen zu versuchen. Von einem engeren Anschlusse an die Darstellungsweise der Alten konnte, die Uebersetzung mancher einzelnen Fabel abgerechnet, jedoch nicht mehr die Rede sein, und in dieser Beziehung blieb Boner ohne Nachfolger. Vorzüglich richtete man sein Augenmerk auf zwei Dinge. Es wurden die Fabeln und Erzählungen vorgezogen, welche eine heitere Intrigue, eine witzige Pointe enthielten, und man suchte ferner den moralischen Gehalt möglichst auszubeuten, wobei vorzüglich der Kampf gegen die Geistlichen und die privilegirten Stände berücksichtigt wurde. Als den eigentlichen Repräsentanten der Fabeldichter des 16. Jahrhunderts müssen wir den Kaplan Burkard Waldis aus

[1]) S. Ebert's Lexikon v. Aesop.

Heſſen betrachten. Sein Eſopus ganz neu gemacht 1548 verdient vor den anderen ſchon durch den Umfang Aufmerkſamkeit, denn er enthält vier Bücher mit je 100 Nummern. Waldis beſchränkt ſich jedoch keineswegs auf Aeſop, oder auch nur auf Fabeln, ſondern er zieht vielmehr Alles in ſeinen Kreis, was die ganze Zeit mit der Fabel auf einer Linie ſah. Seine Darſtellung iſt weit entfernt von dem knapperen Style des Phädrus und Boner's; er verirrt nicht ſelten zu der Breite der Unbeholfenheit und Geſchwätzigkeit. Ebenſo wortreich iſt ſeine Moral. Er begnügt ſich nicht, die einfache didaktiſche Bedeutung hervorzuheben, ſondern er beleuchtet die Fabel, wie einen Bibeltext, von allen Seiten, um für ſeine Reflexion möglichſt viele Geſichtspunkte zu finden. Sprüchwörter, Gleichniſſe, Beziehungen auf ähnliche Fabeln, Vorgänge und Lehren ſind ihm dabei ſtets willkommen.

Eine der wichtigſten Folgen von der allgemeineren Bekanntſchaft mit den morgenländiſchen und claſſiſchen Fabeln möchte man in der Umwandlung der deutſchen Thierdichtung erkennen, doch ward dieſelbe ebenſo nothwendig durch den unausbleiblichen Untergang eines naiven Naturlebens bedingt. So behaglich nämlich mitunter ein H. Sachs, Luther und ſelbſt Burkard Waldis ihre Fabeln erzählen, ſo iſt doch deutlich, daß ſich die Phantaſie nicht mehr an dem gemüthvollen Umgange mit der mitlebenden Schöpfung begnügt. Die witzige Laune der Erzähler ſtreift bereits an die bewußte Ironie, der lehrhafte Zweck, die Uebertragung des allgemeineren moraliſchen Geſichtspunktes auf die polemiſchen Bewegungen in der Kirche und im Staate vernichten die Unſchuld des Märchentones: wir treten aus dem Gebiete der Idylle in das der Satire, aus dem Lande der Phantaſie auf den Tummelplatz profaner Tendenzen. Der niederſächſiſche Reineke erreicht daher, obgleich ihn ein höchſt günſtiger Dialekt unterſtützt, nicht mehr den harmloſen Ton des alten Reinhart. Er nimmt in ſeinem zweiten Theile ſogar Aeſopiſche Fabeln mit der Nutzanwendung auf, und ſo war es natürlich, daß einzelne Abenteuer aus ihm von den Erzählern herausgehoben und vermittelſt eines moraliſchen Beſchluſſes in vollſtändige Fabeln verwandelt wurden.

Wir mögen nun die Literatur der Fabel nicht weiter verfolgen, da wir ſie im Ganzen bei Hagedorn und ſeinen Freunden auf dem gegenwärtigen Standpunkte wiederfinden. Auch nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ward ſie zwar in mancherlei Geſtalten, in Bilderbüchern, lateiniſch und deutſch, in Proſa und in Reimen dargeboten; doch trat ſie mit der ganzen volksmäßigen Literatur

allmählich in den Hintergrund. Am wenigsten erloſch, wie billig, das Andenken des Reineke. Er hatte auch bei den Gelehrten Aufmerkſamkeit erregt, wie Hartmann Schopper ihn 1567 in jambiſchen Quaternarien ad elegantiam et munditiam Ciceronis ins Lateiniſche überſetzte. Es war demnach vorauszuſehen, daß das Volksbuch mit der lateiniſchen Cultur in Wechſelwirkung treten würde. Die Batrachomyomachie diente zum Anhalte. Sie unterſcheidet ſich von dem Reinhart dadurch, daß ſie nicht zum idylliſchen Thiermärchen gehört, ſondern in beſtimmten Beziehungen auf den Vortrag, wie auf das Helden- und Götterweſen, den Inhalt und das Pathos des ernſten Epos parodirte. Dem deutſchen Nachahmer, Georg Rollenhagen, Rector zu Magdeburg, fehlte eine ſolche feſte Baſis, da die Ritterdichtung hier längſt verſchollen war und nicht wie in Spanien dem gleichzeitigen Lope de Vega für ſeine Gatomachie ein Gegenbild darbot. Bei Rollenhagen ſetzt ſich die Allegorie daher nur allgemein dem Behaben und Handeln der Menſchen in Krieg und Frieden gegenüber und daran mag es zum Theil liegen, daß ſein Gedicht keine organiſche Einheit gewann. Je enger er ſich an den Plan und Gang des griechiſchen Gedichtes angeſchloſſen hätte, deſto mehr mußte ſeine Arbeit gelingen. In der Ausführung des Einzelnen konnte er dabei immer ſeinem unleugbaren Talente und ſeiner Laune freien Raum gewähren. Vermuthlich war ſein erſter Entwurf (1566) eine ſolche anſpruchloſe Reproduction, und man hat Urſache zu bedauern, daß er ſich bereden ließ, die Rathſchläge von Regimenten und Kriegen hineinzubringen und daraus gleichſam eine Contrefactur der damaligen Zeit zu machen. Nun wurden vermuthlich alle jene epiſchen und didaktiſchen Epiſoden eingeſchaltet, die das Gedicht, welches endlich 1595 fertig wurde, uns als eine bunte Muſterkarte erſcheinen laſſen. Rollenhagen hatte gewiß Beruf zu ſeinem Unternehmen. Er zeigt einen heiteren Sinn, Liebe zur Natur, eine lebhafte Beobachtung und ein großes Talent für den komiſchen Ausdruck. Er kannte nicht nur den Reineke und die anderen Fabelbücher, ſondern er berührt auch die Märchen und das ernſte Epos (z. B. Aſchenbrödel, Marcolph, Ecken Ausfahrt). Ferner waren ihm der Aberglaube, die Denkweiſe und die Gewohnheiten des Volkes bekannt. Die Fabeln, die er ſelbſt erfunden, und die Nachbildung mancher Züge des griechiſchen Gedichtes bezeugen, daß er mit Schärfe auffaßte und man wird ihm das ingenio facilis, was er unter ſein Bild ſchrieb, gern zugeſtehen. Dennoch konnte ſein Froſchmeuſeler weder volksmäßig werden, da ihm zum Idyll die Naivität, zur

Parodie das Gegenbild einer nationalen Ilias fehlte, noch auch eine kunſtmäßige Nachſchöpfung des Griechiſchen werden, da er ſich nicht auf ſeine Vorlage beſchränkte. Am gefälligſten erſcheint das Gedicht daher in der Ausgabe von G. Schwab 1819, der Alles ausſchloß, was nicht Anfang, Fortgang und Ende des Krieges betrifft. Dieſe Parthieen, die Hofhaltung, Bewaffnung, Aufmarſch und Angriff, enthalten ſo lebendige und liebliche Schilderungen, wie ſie nur Reineke darbietet. Das Meiſte iſt treue Ueberſetzung aus dem Griechiſchen [1]). Doch reichen einige Zeilen hin, um zu zeigen, wie viel komiſche Kraft dadurch verloren geht, daß der Ausdruck ſich nicht in einer allbekannten Ilias abſpiegelte.

Es war aber ein kühner Held
Für allen Mäuſen auserwählt,
Des frommen Brodfeinds lieber Sohn,
Wie der Simſon muthig und ſchön,
Der mannhaft Ritter Brockenfraß,
Der allen Mäuſen ſehr lieb was,
Darum daß unter allen Knaben,
So von Mäuſen ihr'n Adel haben,
Keiner ſo lang' und ſo verwogen
Allen Kriegen war nachgezogen;

— — —

Der trat allein hin an das Meer
Und hub ſein Haupt gar hoch empor,
Schwur überlaut ein theuren Eyd,
Er wollt den Fröſchen thun groß Leid
Und ſie da alleſammt ermorden.

Welche Fülle von komiſchen Beziehungen liegt Dem gegenüber in der Sprache des Griechen

Ἦν δέ τις εἰνὶ μύεσσι νέος παῖς, ἔχοχος ἄλλων,
Ἀγχέμαχος, φίλος υἱὸς ἀμύμονος Ἀρτεπιβούλου,
Ὄρχαμος, αὐτὸν Ἄρην φαίνων, κρατερὸς Μεριδάρπαξ,
Ὅς μόνος εἰνὶ μύεσσιν ἀριστεύεσκε μάχεσθαι.
Στῆ δὲ παρὰ λίμνην γαυρούμενος, οἷος ἀπ' ἄλλων,
Στεῦτο δὲ πορθήσειν βατράχων γένος αἰχμητάων.

Durchlaufen wir nun das Ganze, ſo ergibt ſich leicht, daß die Einlagen dem Gedichte nicht Vortheil gebracht. Das Hoflager des Froſchkönigs am Waldbrunnen, die Ritterſpiele des Maifeſtes und der Geſang der grünen Junker ſprechen uns anfangs mit jenem heimlichen Naturgefühle an, welches das griechiſche Gedicht nicht

[1]) Vgl. Lütke, „Abhandlungen zu den Programmen des Gymnaſiums zum grauen Kloſter" (Berlin 1846 und 1847).

kennt. Rollenhagen übertraf hier ſein Vorbild, den Croacus eines Elisius Calentius Amphratensis, eine freie Nachahmung des Griechiſchen 1503, von dem er ſpäter auch den Zug entlehnte, daß die Mäuſe den Fröſchen auf einer Flotte nachſetzen. Die Ankunft des Prinzen Bröſeldieb (Ψιχάρπαξ), ſeine Aufnahme bei dem Froſchkönige Baußback (Φυσίγναθος), dem er über ſich und ſein Geſchlecht Auskunft gibt, ſtimmt dem Gange nach mit dem Griechiſchen. Dann erzählt Baußback, wie Odyſſeus' Gefährten von der Circe verwandelt wurden und nur ungern wieder ihr früheres Weſen annahmen, weil ſie ſich als Thiere wohler befunden. Dieſe ungehörige Epiſode nimmt vier Capitel ein. Daß Bröſeldieb mit der Fabel von der Stadtmaus und Feldmaus antwortet, iſt zu rechtfertigen, wie anderwärts die Aufnahme der Ovidiſchen Sage von der Verwandlung der lyciſchen Bauern und mancher anderen Fabeln. Bröſeldieb erzählt nun weiter mit dem griechiſchen Gedichte, daß Mäuſefallen, Katzen ꝛc. die gefährlichſten Feinde ſeines Geſchlechtes ſeien. Murner's Erwähnung führt auf Reinicke und nun läßt ſich Rollenhagen durch den Reiz des alten, mit einer Fülle ſchöner Erfindungen ausgeſtatteten Epos und durch Blicke auf die Zeitgeſchichte verleiten, faſt durch 20 Capitel hin, Fuchsſagen einzuſchalten, um endlich zu folgern, daß Murner's eine Kunſt beſſer ſei als Reinicke's ganzer Sack voll. Im griechiſchen Gedichte folgte unmittelbar, wie Bröſeldieb auf dem Rücken des Froſches über das Waſſer will und ertrinkt. Rollenhagen verwendet zuvor an 40 Cap. des zweiten Buches auf die Darlegung ſeiner Staatsweisheit. Baußback erzählt nämlich, wie die Fröſche anfangs unter Familienhäuptern gelebt und dann ſich ein Prieſter des weltlichen Regimentes bemächtigt. Er ſei abgeſetzt worden und nun hätten ſieben Fürſten über Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie berathen. Sie entſchloſſen ſich zu der letzteren und wählten, nachdem ſie mit Block und Storch nicht zurechtgekommen, im See ihren eingeborenen König, den Ahnherrn Baußback's. Wenngleich es nicht an concreten Schilderungen aus der Thierwelt fehlt und Einzelnes mit großer Anmuth behandelt iſt, wenn ferner auch die Doctrin in der jüngſten Geſchichte Deutſchlands, in dem Kampfe gegen das Papſtthum und Karl's Abſolutismus eine reale Grundlage ſucht [1]), ſo beläſtigt, dichteriſch angeſehen, dieſe Einlage, wie jedes Nebenwerk. Wir gelangen erſt mit dem dritten Buche an den Anfang. Aber die Lehre von den Verfaſ-

[1]) Gervinus, III, 60.

ſungen fordert auch hier erſt ein Seitenſtück vom Kriegsweſen. Wieder beſchäftigt ſich ein Abſchnitt damit, daß der Krieg ein ſündlich Werk ſei, da ſelbſt kein Thier ein anderes ſeiner Gattung angreife. Der Mäuſekönig berathſchlagt, ob man ſich rächen ſolle oder nicht, ob man Bundesgenoſſen ſuchen oder allein ſtehen ſolle, ob eine Belagerung oder eine Feldſchlacht vorzuziehen ſei. Auch hier ſind liebliche Thiermärchen eingeflochten, z. B. eine Variation von den Bremer Stadtmuſikanten. Das griechiſche Gedicht ging ohne alle dieſe Unterbrechungen in ſchöner Einheit und Rundung gleich zu den Kriegsrüſtungen über. Von hier ab folgt nun auch Rollenhagen ſeinem Originale, zwar nicht ohne Veränderungen und Erweiterungen, doch im Ganzen ſo, daß das Meiſte in treuer Ueberſetzung beibehalten iſt. Die Götterverſammlung war anfangs neutral; zuletzt mußte Zeus, um das ſchreckliche Morden zu enden, mit ſeinen Blitzen dazwiſchenfahren und den bedrängten Fröſchen die Krebſe zur Hülfe ſchicken, worauf mit Sonnenuntergang die Schlacht ein Ende nimmt. Dieſen lüderlichen heidniſchen Tand von Jupiter konnte Rollenhagen nicht adoptiren; denn da nach dem Pſalmiſten alle Thiere Gott loben, ſo dürfen auch Fröſche und Mäuſe nicht unter dem Teufel ſtehen. Er läßt ſtatt der Olympier die kleinen Heinzelmännchen mit ihren ſpitzen Bergmannskappen und die Waſſernixen eine Verſammlung halten, und weil die tollen Völker ſich weder durch Gepolter und Feuerregen noch durch Ueberfluthungen ſchrecken laſſen, Unthätigkeit geloben. Dies iſt kein übler Tauſch, doch wurde der Einfall nicht benutzt. Der Engel Raphael nämlich verſcheucht ſogleich die kleinen Geiſter, damit keine Zuſchauer den Tumult vergrößern und endlich muß der liebe Gott ſelbſt es ſein, der ſchrecklich donnert, die Mäuſe mit den Krebſen ſchlägt und mit den Käfern verfolgt. Das ganze Gedicht iſt ein Beleg zu jener ſchönen Vorſchrift: Hüte dich durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur zu kränken und höre nicht auf Rath von allen Seiten! Die anderen zahlreichen Thiergedichte übergehen wir, weil ſie zu der Batrachomyomachie kein näheres Verhältniß haben.

Vierzehntes Capitel.

Die Beispieldichtung. Die vier großen Zweige der lateinischen Sammelwerke. Das antike Beispiel umgeben von der geistlichen Anekdote und der morgenländischen Parabel. Vincenz von Beauvais sucht der Mishandlung des antiken Beispieles zu steuern. Die Gesta Romanorum. Ihr Verhältniß zu den Quellen, namentlich zu Valerius Maximus. Ausartung der Beispieldichtung in den Facetien. Der Vorgang der Humanisten begründet eine würdige Benutzung der alten Literatur. Die Verschmelzung ihres sittlichen Lebensgehaltes mit dem deutschen Charakter bei Seb. Brant.

Den Fabeln an Menge weit überlegen, doch dem Werthe nach äußerst ungleich, sind die sogenannten Beispiele, welche mit ihnen gleichzeitig beliebt wurden. Wie sie sich in der deutschen Literatur ausbreiteten, indem man sie zu Predigten, Lehrgedichten, Satiren und Dramen benutzte oder Uebersetzungen und eigene Sammlungen voll Schimpf und Ernst veranstaltete, ist von Anderen vielfach erörtert. Wir gehen daher einen Schritt zurück und betrachten die lateinischen Sammelwerke, aus denen man schöpfte.

Es lassen sich vier große Familien unterscheiden. Am meisten verbreitet war die geistliche Anekdote. Sie überliefert Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen und der Unheiligen; Alles wird als Thatsache hingestellt, nach der christlichen Glaubens- und Sittenlehre geordnet und beurtheilt, und der ganze Zweig macht auf den Namen der Kirchengeschichte Anspruch. Daran schließt sich die morgenländische Parabel, die sich oft ausdrücklich als Erfindung eines Weisen bezeichnet. Sie ist theils didaktisch, versinnlicht dann aber nur allgemeine moralische Momente, theils gehört sie im Anschluß an die Novellen zur bloßen Unterhaltungsliteratur. Eine dritte Classe bilden die Anekdoten aus der Geschichte der Griechen und Römer. Obgleich sie der Willkür jedes Erzählers preisgegeben und ohne alle Kritik gesammmelt wurden, vindiciren sie sich eine historische Geltung. Eine Zeit lang bemächtigt sich ihrer die Kirche durch mystische und moralische Interpretationen, bis endlich doch wieder das Interesse an den Facten überwog. Zuletzt fand sich eine vierte Gattung ein, die weder Moral noch Geschichte lehren, sondern nur als das launige Spiel des Witzes belustigen wollte. Sie umfaßt das große Gebiet des Schwankes. Zwar versuchten ernste Männer, wie H. Sachs, Pauli ꝛc. auch hier noch sittliche und erbauliche Momente anzuknüpfen, doch scheuen Andere nicht die ungebundenste Leichtfertigkeit und wieder Andere huldigen mit Absicht einem frechen Cynismus.

Die geiſtliche Anekdote ſchließt ſich unmittelbar an die Erzählungen des N. Teſtamentes. Die Geſchichte Chriſti und ſeiner Jünger, von Anbeginn zur Erbauung in den Gemeinden benutzt, forderte die Geiſtlichen zu ähnlichen Sammlungen auf. Die Chriſtenverfolgungen erneuerten tauſendmal die Geſchichte des Stephanus, ſeine Standhaftigkeit bei den Martern, ſeine Verklärung durch die Viſion und die Wunder. Das Leben der Kirchenväter und der Heiligen in den Klöſtern und in den Wüſten wurde in ſolche einzelne Scenen aufgelöſt, und was nicht Stoff zu einer größeren Legende gab, lief wenigſtens als Anekdote durch die Welt. In der That ſind dieſe Erzählungen der großen Mehrzahl nach nur ſolche Legendenſchnitzel. Auch ihre Anwendung zur Erbauung lehnt ſich an die Lehrweiſe Chriſti, auf deſſen Parabeln man ſich ſtets beruft. Vermuthlich haben die Geiſtlichen in jeder Zeit den Anekdotenſchatz wie die größere Legende bei ihren Predigten und ſonſt benutzt. Als nun aber die Scholaſtik auch auf die Kanzel kam und dem Volke weder Erbauung noch Aufklärung darbot, erinnerten Andere mit Nachdruck daran, daß Chriſtus vornehmlich durch Beiſpiele gelehrt hatte, und ſo wurden große Sammelwerke veranſtaltet. In dieſem Sinne wendet ſich das Speculum exemplorum an den ſtolzen Prediger, welcher mehr ſich ſelbſt als Chriſtum verherrlicht: Rogo te, flecte paululum elatum scientia verticem et turgidum humanis favoribus pectus inclina. Parce capiti tuo, parce laboribus tuis et illas magis materias plebium auribus ingere, per quas non tam in tuas laudes quam in divinum amorem et suae vitae correctionem assurgant. Jenes Speculum exemplorum [gedruckt 1481 und oft [1])] ſammelt über 1200 Beiſpiele aus kirchlichen Schriften und bisweilen aus mündlicher Tradition. Man wird bald nach Griechenland, bald in die fernen Wüſten der Anachoreten, bald nach Italien oder England geführt. Die Sagen aller Zeiten und Länder floſſen zuſammen. Der ſonſt unbekannte Autor hat ſeine Quellen genannt. Die wichtigſten ſind Gregor der Große, Petrus Damiani (11. Jahrh.), die Vitae patrum des Hieronymus (?), die Kirchengeſchichte Beda's, die geiſtlichen Abſchnitte im Speculum des Vincent. Bellov. (13. Jahrh.), der Apiarius des Thomas Cantimpratenſis (1222), der Liber exemplorum des Ciſtercienſer Cäſarius, die zahlreichen Vitae der Heiligen und der Patrone aller geiſtlichen Orden, der Formicarius

[1]) Ebert, „Bibliographiſches Lexikon" Nr. 21588.

des Joh. Nyder, die Scala coeli des Johannes Junior, das Buch De septem donis ꝛc. [1])

In welcher Weise die Exempel von den Geistlichen benutzt wurden, zeigen die Predigten des Dominicaners Herolt oder, wie er sich aus Demuth nannte, Discipulus. Seine Sermones (geschrieben 1418) sind eine ergiebige Quelle für die Sittengeschichte, da er seine Themen nicht mit scholastischer Sublimität ausführt, sondern mit steter Anwendung auf die Handlungsweise und das Benehmen der Menschen. Am Schlusse der Predigt, oft auch am Ende eines Hauptabschnittes, erzählt er ein erbauliches Exempel. Dieselbe Manier pflanzte sich fort bis zu Schuppius, Cobern, Abraham a St.-Clara, nur daß die Letzteren eine größere Anekdotenwuth zeigen und der Popularität wegen das Burleske eher suchen als meiden [2]).

Herolt hat seinen 212 Sermonen noch ein Promtuarium exemplorum secundum ordinem alphabeti hinzugefügt. Es sind die Tugenden und die Laster nach dem Alphabete geordnet und jedes wird mit Beispielen belegt. Den Schluß macht ein Promtuarium de miraculis beatae Mariae virginis mit 100 Beispielen. Seine Quellen sind meistens dieselben, welche das Speculum exemplorum benutzte. Für eine unerschöpfliche Schatzkammer durfte Val. Schmidt jedoch weder das eine noch das andere Buch ausgeben; denn jedes leidliche Märchen muß man mit hundert ganz nüchternen erkaufen, wie in Wagnitz Moral in Beispielen und in ähnlichen neueren Sammlungen. Zuweilen werden Seitenstücke zu biblischen Erzählungen aufgestellt; so enthält die Vita Francisci Anklänge an Moses und Christus, aber sie copirt nur die Scenen und die Mirakel und es fehlen allenthalben die großen segensreichen Gedanken. Alle diese Sachen sind nicht von der Phantasie erfunden, sondern von der Erbauung, und die Pointe liegt stets in den Schrecken der Strafe und in den Reizen des himmlischen Lohnes. Obgleich bei dem Wunderglauben alles Unerhörte der Phantasie zugänglich war, zeigt sich doch fast einzig in der Ausmalung der Hölle und des Himmels einige Dichtungskraft. Hier begegnen uns schwelgerische Mönche, wilde Soldaten, unkeusche Weiber,

---

[1]) Von Einigen handelt Val. Schmidt zur Discipl. cleric. S. 98.

[2]) Schuppius hat vielleicht diese Sermonen gekannt. In seiner berühmten Predigt „Gedenk daran Hamburg" weist er z. B. nach, daß die Spieler gegen alle zehn Gebote sündigen; ganz in derselben Weise findet Herolt den Spieler jeder einzelnen Todsünde schuldig. Serm. de temp. Nr. 12.

Spieler, Tänzer, Gotteslästerer. Die Dämonen verlocken in allerlei Gestalt den Guten und den Bösen; die Verbrecher werden erwürgt, auf schwarzen Rossen entführt und in den Abgrund gestürzt, wo man ihre Seelen in Schwefelflammen badet oder einander mit spitzigen Krallen zuwirft. Dem undankbaren Sohne springt eine Kröte an das Gesicht, die nicht fortzubringen ist; lustige Herren und Mädchen, welche den Gottesdienst störten, müssen ein Jahr lang singen und tanzen; der Buhler muß in jeder Nacht die Ehebrecherin auf schwarzem Rosse verfolgen, zu eigener Pein mit dem Schwerte durchbohren und ins Feuer stürzen ꝛc. Dem gegenüber prangen Keuschheit, Demuth, Gehorsam, die fromme Entsagung junger Novizen, die Treue der Märtyrer im schönsten Glanze. Sie hören die Musik des Himmels, ihre Zellen füllen sich mit klarem Lichte, mit entzückendem Wohlgeruche; um ihr Sterbelager schweben die Apostel, die Engel, Maria mit den heiligen Jungfrauen ꝛc. Vornehmlich wird die Mater misericordiae als der grundlose Born des Heils und der Erbarmung gefeiert. Während Christus als künftiger Weltrichter mit seiner herben Gerechtigkeit einschüchtert, spricht die Thräne jedes Reumüthigen an ihr Mutterherz. Sie schützt den Lästerer vor den Dämonen, sie vertritt die Mörderin vor Gericht, sie labt den Schmachtenden mit der eigenen Brust. Wenn nun der Schatz dieser Historien und Märchen durch ihre Leere und Eintönigkeit sehr zusammenschmilzt, so fehlt es keineswegs gänzlich an lieblichen und geistvollen Erfindungen. Manches, was in neueren Bearbeitungen allgemein bekannt geworden, steht auch in jenen Sammlungen. Herder's geretteter Jüngling findet sich im Spec. exempl. Dist. IV, 65; der Mönch und das Vögelein von Fr. Kind in Herolt, Serm. 84; Langbein's Gedicht von der Roßdecke in Her. Promt. Lit. F. Nr. 15 ꝛc.[1]) Das Alterthum hat indessen äußerst wenig beigesteuert; vermuthlich weil seine Beispiele nicht die gewohnte Klosterluft athmeten und das Moment einer unmittelbaren miraculösen Bestrafung und Belohnung erst überall hinzugefügt werden mußte. Einige Traditionen sind allerdings vorhanden. Eine Mutter sitzt im Gefängnisse und die Tochter ernährt sie mit ihrer Milch, Serm. I, 24. Ein Valerius Solentus will dem Sohne wegen Ehebruchs beide Augen ausreißen lassen, um dem Gesetze, das er selbst gegeben, zu genügen. Als die Bürgerschaft Fürbitte einlegt, sucht er einen Ausweg, wie

[1]) Götzinger, „Deutsche Dichter. Erläutert" (1844) I, 705, erinnert an Aehnliches in Aristoteles' Ethik.

Zaleucus. Ein Abbas Pero trägt den großen Sack mit eigenen Fehlern auf dem Rücken, den kleinen mit fremden vor der Brust. Diogenes verschmäht die Gunst des Alexander. Ein Kaufmann wirft seinen Ring ins Meer, findet ihn jedoch später im Bauche eines Fisches. Er preist sich glücklich, stirbt aber beim ersten Bissen. Diese und andere Beispiele erzählt das Promtuarium aus mittelbaren Quellen.

Eine Reihe von Sittensprüchen und Parabeln, die einander ohne strenge systematische Ordnung folgen, sind ein ächtes Erzeugniß des Morgenlandes. Bisweilen liebte es die Dichtung, sie einem Weisen in den Mund zu legen, der seinen Zögling in die Welt sendet und nun in der letzten Unterredung noch den ganzen Schatz seines Nachdenkens und seiner Lebenserfahrung öffnet, um noch einzelne Ansichten zu berichtigen, die wichtigsten Lehren der Tugend und Klugheit zu empfehlen und durch Beispiele zu beleben. Dergleichen ging, durch die Bibel vorbereitet, schon früh in die christlichen Literaturen über. Der didaktische Zweig der Minnedichtung zeigt uns solche Spruchgedichte und einzelne wie König Tirol, der Winsbek und die Winsbekin ahmen sogar jene Einkleidung nach. In den mannichfaltigsten Formen begegnet uns immer wieder jene Verbindung von Lehre und Beispiel; sie dringt in die Legende ein, sie gibt den Fabeln des Orients ihre eigenthümliche Färbung, nach ihr ordneten sich, wie der Ruodlieb zeigte, sogar die Abenteuer des weltlichen Romans. Das 15. Jahrhundert, welches Alles sammelte, was jener episch didaktischen Gattung angehörte, zog auch Petrus Alphonsi hervor. Er war ein Jude, welcher sich 1106 in Spanien taufen ließ. Seine Disciplina clericalis [1]) (reddit enim clericum disciplinatum) enthält die Gespräche eines Vaters mit seinem Sohne. Die Sprüche und die Erzählungen sind meistens aus arabischen Quellen entlehnt, doch hat auch hier das classische Alterthum wieder einen kleinen Beitrag geliefert. Es sind einige Aesopische Fabeln aufgenommen, merkwürdiger Weise aber auch jener Schwank aus den Thesmophoriazusen, wie ein Weib mit Hilfe der Mutter ihren Liebhaber hinter dem ausgespannten Laken entschlüpfen läßt, als sie der Gatte überrascht. Die Schrift ist nicht vollständig ins Deutsche übersetzt, aber Einzelnes wurde oft benutzt.

Während diese Erzählungen sich an die geistlichen Beispiele anlehnen und durch ihre sinnreichen Erfindungen dieselben wahrhaft

[1]) Ausg. von Val. Schmidt (1827).

bereichern, haben andere durchaus einen weltlichen Charakter. Der Morgenländer hat seine Freude an dem Scharfsinn, man möchte sagen, an der Phantasie des Verstandes. Die abgesperrten Weiber intriguiren beständig gegen ihre Männer, zur Auffrischung des eintönigen Daseins ist jeder Liebhaber willkommen. Die Verschlagenheit, mit welcher sie ihre eifersüchtigen Wächter täuschen, ist schon im Hitopadesa ein beliebter Gegenstand. Nicht minder reizt der Scharfsinn der Richter, welche bei dem ganz naturalistischen Prozeßverfahren schlauer sein mußten als die Schuldigen, um ihre Ränke aufzudecken. Die ganze indische Fabelsammlung nahm das Gepräge eines Prozesses an, wie der Deutsche Reinhart, und so war es denn der Scharfsinn der Weiber und der Richter, welcher unzählige kleine Novellen und größere Märchen veranlaßte. Alle Momente umfaßten die sieben weisen Meister, welche aus dem Syrischen oder Hebräischen ins Griechische und so in die Literaturen des Abendlandes übergingen. Das Ganze enthält einen Prozeß. Die Mutter, eine Potiphar, verklagt ihren Stieffohn, der eine Zeit lang nicht sprechen darf. Der Vater soll entscheiden. In sieben Novellen, welche zeigen, daß jede Nachsicht verderblich ist, dringt die Mutter auf schnelles Urtheil und die Lehrer des Jünglings stellen sieben Novellen entgegen, welche darthun, daß nichts eine schmerzlichere Reue verursacht als eine übereilte Bestrafung [1]). Die Verurtheilung wird dadurch aufgeschoben, bis der Unschuldige wieder reden und sich rechtfertigen kann. Ordnen sich somit diese Novellen um einen moralischen Satz, so behandeln einzelne auch wieder jene Ränke der Weiber. Die Novellen sind nicht in allen Redactionen dieselben. Eine lehnt sich wunderbar genug an Herodot's Erzählung von dem Schatzhause des Rhampsinit. Hier sucht sich jedoch der Sohn dadurch zu retten, daß er den Vater tödtet, und dieser muß es zu spät bereuen, daß er ihn durch Vorliebe und Nachsicht verzogen. Ferner sind aus Petron die getröstete Wittwe und aus Plautus Miles gloriosus die zwei Träume aufgenommen [2]).

---

[1]) Das Dorf Beddgelard, d. h. Grab des Hundes Gelart, hat aus der Sammlung die Erzählung von dem Hunde, welcher das Kind seines Herrn gegen eine Schlange schützte, aber weil er mit Blut befleckt war, von dem heimkehrenden Herrn (hier dem wälschen Fürsten Llewelyn) vorschnell getödtet wurde, in seine Chronik aufgenommen. Kohl, „Reisen in England und Wales" (1844), I, 242.

[2]) Dunlop 197. Die Geschichte der 40 Vezire und der Sultanin in 1001 Nacht hat ihre Märchen in denselben Rahmen eingefaßt.

Aus dem classischen Alterthume war eine Menge von historischen Anekdoten theils aus den zugänglichen Autoren selbst, theils durch die kirchlichen Schriftsteller bekannt geworden. Einer entlehnte sie von dem andern, ohne daß man dabei sich irgend an Kritik und Treue band. Vincentius Bellovacensis gedachte dieses wüsten Treibens mit Unwillen. Als er sein großes Speculum entwarf, war es, wie er in der Einleitung angibt, hauptsächlich auch seine Absicht, so viele gemißhandelte Traditionen nach den ursprünglichen Quellen zu berichtigen und die ächten Autoren nachzuweisen, da man oft so mancher eigenen Sentenz mit den Namen des Sokrates, Aristoteles, Seneca ꝛc. die Weihe gab, was dem Einen gehörte, einem Andern zuwies ꝛc. Er wollte zugleich zur Erleichterung für seine Zeitgenossen und die Nachkommen das Beste aus der alten Literatur zusammenstellen und zwar mit Beibehaltung der Worte, damit ihnen die unermeßliche Arbeit, welche er auf die Lecture der alten Schriftsteller verwendet hatte, erspart würde. Schon damals klagte er, es sei kein Ende des Schreibens und Lesens, und so war er darauf bedacht, den Bildungsweg abzukürzen. Sein Speculum maius ist nun auch eine wahre Laienbibel geworden; das Pantheon des Gottfried von Viterbo reicht in keiner Beziehung an dieses Werk, wurde jedoch ebenfalls fleißig benutzt.

Volksmäßiger als alle Beispielsammlungen, welche mehr oder minder auf den Ursprung aus classischen Quellen Anspruch machen, waren die Gesta Romanorum. Es gibt zwei lateinische Redactionen, von denen eine in Deutschland, die andere in England verfaßt ist; keine stimmt mit der andern in den Erzählungen überein und die deutsche Uebersetzung hat wieder besondere Abweichungen. Eine noch größere Unsicherheit herrscht in dem Verhältniß der Erzählungen zu ihren Quellen. Die Autoren werden oft verwechselt oder ganz willkürlich citirt; Inhalt und Vortrag sind meistens so verändert, selbst wo man gangbare römische Schriftsteller vergleichen konnte, daß gewiß in den meisten Fällen nur eine zufällige Fortpflanzung stattfand. Die ersten Ansätze zu diesen Sammlungen kennt man nicht; gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen die Erzählungen mit mystischen und moralischen Applicationen zum Vorschein.

Die Gesten enthalten weder allein römische Geschichten, noch sind sie einzig aus classischen Autoren hervorgegangen. Es ist Alles benutzt, was wir bisher erwähnt: die geistlichen Anekdoten, die Legende, Barlaam und Josaphat, Einzelnes aus Calila we Dimna, Petrus Alphonsi; die sieben weisen Meister sind ganz nach-

erzählt. Die große Hauptmasse verdankte man jedoch allerdings dem classischen Alterthume. Viele Capitel enthalten Merkwürdigkeiten der Natur; hier waren Seneca's Quaestiones naturales die Quelle und besonders Plinius, dessen Nachrichten von den Mißgeschöpfen des Orients hier nochmals wiederkehren. Daran schließt sich eine Anzahl Aesopischer Fabeln. Manches schöpfte man aus Cicero, Justin, Gellius, Macrobius, doch fand gewiß fast nirgends eine unmittelbare Entlehnung statt; selbst die neueren Nacherzähler, wie Augustin, Gottfried von Viterbo, Vincenz von Beauvais, waren nicht immer die nächste Quelle, und es erweckt eine ganz falsche Vorstellung, wenn man, wie Gräße in seiner Ausgabe der Gesten 1842, einzelne Mythen mit Apollodor und Hygin belegt. Es bleibt Valerius Maximus zu erwähnen. Seine Memorabilien waren frühe im Mittelalter beliebt, und unter den ältesten Drucken finden sich seit 1470 zahlreiche Ausgaben. Sie bilden offenbar den Kern der Gesten, doch wurde Valerius zum großen Nachtheile für den Werth der Sammlung äußerst leichtsinnig benutzt, so daß auch hier noch der Zweifel bleibt, ob der letzte Diaskenast ihn selbst vor Augen hatte. Weniges ist treu erzählt, das Meiste verändert und verdorben; sein beliebter Name wurde einer Menge herrenloser Erfindungen vorgesetzt, wie so viele nüchterne Geschichtchen sich dadurch aufzuhelfen suchten, daß ein alter Philosoph oder ein Kaiser mit einem römisch klingenden Namen eingeführt wurde. Valerius durchschreitet in strenger Ordnung den ganzen Kreis der antiken sittlichen Lebensbetrachtung. Jede Ueberschrift bezeichnet genau die Tugend, welche erläutert werden soll; jedes Beispiel schließt sich in schlagender Wahrheit an den Satz. Die Beispiele sind der Mehrzahl nach an sich unterhaltend und gewinnen noch mehr Reiz durch den realen Hintergrund der Staatengeschichte. Wollen wir bei den Gesten schon dieser historischen Haltung entsagen, so sind doch Klarheit und Rundung in der Behandlung keine unbillige Forderungen. Man sieht aber, daß die Erzählungen eine Zeit lang ohne den moralischen Grundbegriff durch die Welt gelaufen und sich nach zufälligen Anlässen änderten. Jetzt will man sie wieder erbaulich machen; man verfehlt jedoch die ursprüngliche Bedeutung und ändert an dem Material; die Handlung wird verdreht, der Charakter verwischt und Alles fällt aus einander. Ebenso übel war es, daß eben Alles seine moralische oder mystische Application erhalten mußte. Eine Notiz aus der Naturkunde, ein Schwank, der nichts weniger als erbaulich ist, ein nichtssagendes Geschichtchen: Alles wird auf gewaltsame Weise commentirt und so erwächst das

Ganze zu einer wüsten Compilation. Vielleicht mag es noch Manchen ergötzen, daß ihn dieses Buch in das idyllische Zeitalter unserer Geschichtskunde zurückführt, wo die bekanntesten Namen und Facten noch Sagen waren und die Confusion eine beispiellose Freiheit genoß. Ein wirkliches Interesse dagegen gewährt es, zu beobachten, wie diese Zeiten das Alterthum nach seiner ganzen Erscheinung auffaßten. Man hat keinen Sinn für die Würde und Bildung der alten Welt; ihr Adel wird, man möchte sagen, auf den Socrus herabgesetzt. Daß hier ein Marc Aurel, als sich in Rom der Schlund öffnet, bereit ist, sich mit seinem Rosse hineinzustürzen, jedoch sich ausbedingt, zuvor ein Jahr lang nach Herzenslust schwelgen zu dürfen, ist eben keine Verbesserung, aber nach den Zeitbegriffen natürlich. Dagegen erinnert es an jene nüchterne Auffassung der alten Götterſagen bei Veldek und Konrad, wenn z. B. Jo nicht die Geliebte des Zeus, nicht die Nebenbuhlerin der Juno, sondern nur eine gute Kuh ist, der man goldene Hörner machen ließ, weil sie schön weiß war und viel Milch gab. Auch Hermes ist ein bloßer Dieb, der den Hirten einfingt, um die goldenen Hörner zu entwenden. Bei dem Wettlaufe der Atalante sind die drei Aepfel mit einem Rosenkranze, einem seidenen Beutel und einem goldenen Balle vertauscht und Hippomenes erhält beide Male, als er eingeholt wird, Ohrfeigen. Ferner erfahren wir, ein Sklave habe dem römischen Triumphator Backenstreiche geben und gnoto seauton (sic) zurufen müssen, damit er nicht stolz würde. Wie mißlich ist es, Erzählungen von dieser Fassung auf einen bestimmten alten Autor zurückzuführen. Auch der Sprache nach sind die Gesten nicht anziehend. Niemand würde wünschen, die declamatorische Manier des Valerius wiederzufinden; dagegen fehlt auch gänzlich jener präcise und klare Ton der deutschen Sagen, welche die Brüder Grimm herausgegeben. Es wird vielmehr in dem bequemen Schlendrian erzählt, welchen das entnervte Klosterlatein und unsere größeren Volksbücher annahmen.

Diese drei Zweige der Beispieldichtung gehörten sämmtlich noch zu dem alten kirchlichen Bildungskreise. Sie waren eine Anpflanzung nicht der Poesie, sondern der Erbauung. Es scheint zwar, als ob die Mystiker bei ihren Bestrebungen, durch die Kirche und durch die Schule den Charakter des Volkes zu reinigen und zu kräftigen, mit diesen Beispielsammlungen nicht unzufrieden sein durften, denn sie verfolgten in der That ebenfalls die Absicht, jener gemüth- und geistlosen scholastischen Dialektik die Bilder eines edleren Lebens und namentlich die moralische Würde der antiken

Welt entgegenzustellen. Aber sie gingen nur von demselben Anfange aus und die Humanisten, welche von ihnen auf das Alterthum hingewiesen wurden, begnügten sich nicht damit, Beispiele und Sentenzen zu sammeln, sondern sie suchten sich auch im Ganzen und Großen der alten Literatur zu bemächtigen und durch die Gesammtanschauung der antiken Welt einen edleren Lebensgehalt aufzustellen. Die Lecture der alten Schriftsteller und selbst die Uebersetzungen verbannten daher jene Beispielsammlungen aus dem Kreise der Gebildeten. Auch der Volksgeschmack, namentlich durch Pauli's Schimpf und Ernst geläutert, traf eine strengere Auswahl und was durch die Jahrhunderte noch heute im Munde der Ammen und Bauern fortlebt, ist meistens der orientalischen Parabel angehörig, die sich von Anfang an durch poetischen Gehalt und klare Beziehungen auszeichnete. Auch von den Kanzeln verschwand jener Fabelwust. In ihren erbaulichen Schriften benutzten Luther und seine Freunde zwar häufig die antiken Fabeln und Exempel, aber man findet in Allem die verständige Weise der Humanisten. In neueren Zeiten haben die Fabulisten, Legendendichter u. A. Manches aus jenen Beispielen erneuert. Auch die Pädagogik lenkte wieder ein. So mögen die ursprünglich nach Rollin's Plan entworfenen Historiae selectae von Fischer 1728 wol in ihrem Kreise das erreicht haben, worauf die Gesten ausgingen. Ferner setzten die beliebten kleinen Erzählungen von Chr. Schmid jene orientalischen und antiken Beispiele wieder in Umlauf und wurden durch verständige Wahl und ansprechende Behandlung die gelungenste Arbeit des Verfassers.

Wir zeigten, daß die Erneuerung der classischen Studien in Italien ebenfalls von einem sittlichen Gesichtspunkte ausging. So schließen sich Petrarca's Rerum memorandarum libri IV an Valerius. Bald überwog jedoch die ästhetische Richtung. Boccaccio vermittelte Beides. Er verfaßte seine Bücher De casibus virorum illustrium und De mulieribus claris (dieses deutsch von Steinhoewel 1473) im Sinne des Plutarch, gab aber auch durch die geistvolle Behandlung der französischen Contes und Fabliaux der Novelle die ausgedehnteste Herrschaft. Neben ihr wurden die Sammlungen kleiner piquanten Anekdoten beliebt, welche wir den anderen als vierte Gattung hinzufügen. Freilich sind sie, da sie nur höchst selten von einer Lehre begleitet werden, keine eigentlichen Beispiele, doch hängen sie wieder mit denselben insofern zusammen, als die Moralliteratur viele sehr weltliche und leichtfertige Schwänke unter dem moralischen Präterte aufnahm. Die Facetiae von Poggius,

1470 und oft, wurden in Deutschland fleißig gelesen und auch übersetzt. Die wichtigste lateinische Nachahmung sind die Facetiae von Heinrich Bebel. Man vergnügt sich hier an der Einfalt und Plumpheit der Bauern, an der Dieberei der Müller, dem Unverstande und Egoismus Betrunkener, an den Buhlereien der Weiber; vornehmlich aber tischen die Priester auf. Ihre Unwissenheit und Frechheit beim Gottesdienste, ihre Habgier, Völlerei und Unzucht machen den Skandal unerschöpflich. Anderen kraftvollen und würdigen Bestrebungen gegenüber muß es auffallen, daß in dieser Zeit ein verdienter Schulmann diese Facetien verfaßte und daß man, eine deutsche Uebersetzung von 1558 ungerechnet, sie vierzehn Mal einzeln herausgab. Rühmlicher ist es, daß Bebel die deutschen Sprüchwörter sammelte, um sie, freilich in lateinischer Uebersetzung, den Adagien des Erasmus an die Seite zu stellen. Seine Adagia germanica waren die Grundlage für J. Agricola und Seb. Franck. Die ebenso beliebten Jocoseria von O. Melander 1617 haben manche gute historische Anekdote, aber noch mehr ganz fade Kalendergeschichtchen und ihre Grundmasse fällt mit jenen Facetien zusammen. Einen wahren Abhub von leeren und frechen Witzeleien sammelte man endlich in den Nugae venales, die nach dieser Richtung hin das Ende der Beispieldichtung bezeichnen.

Inzwischen war bereits, wie angedeutet, ein besserer Weg eingeschlagen. Die Humanisten betrachteten es bei ihren Studien als ein Hauptgeschäft, sich sachliche Collectaneen anzulegen. Sie ordneten sich nach locis communibus Sprüchwörter, Sentenzen, Gleichnisse aus den alten Schriften und immer standen ihnen Beispiele aus den Mythen und aus der Geschichte zu Gebote. Erasmus hat eine instructive Ratio colligendi exempla hinterlassen. Seine Adagien, Parabeln und Apophthegmen beweisen, wie emsig man das Werthvolle suchte. Die Humanisten durchflochten mit solchem Schmucke ihre Reden und Briefe, ihre Prosa und Verse. Bisweilen mochte man auf diese Weise mit der Gründlichkeit und dem Umfange seiner Studien prunken wollen, und es kann uns mitunter als etwas Gemachtes befremden, wenn z. B. U. v. Hutten bei der heftigen Aufregung über die Ermordung seines Verwandten zierliche lateinische Trostschreiben verfaßt, in welchen Cato, beide Decier, Brutus, Cassius, Kleopatra, selbst der greise Priamus mit ihren Schicksalen Beruhigung spenden. Doch zeigte sich im Allgemeinen, daß dieser Bund mit den edelsten der Alten kein Schauessen war. Citirte hier Jemand in seiner Bedrängniß das aequam memento und rebus adversis animosus, so erstarkte seine Seele

mit der Rede, und wer im Angesichte der Welt mit dem alea est iacta die Fahne Cäsar's erhob, der mußte unwillkürlich ihr auch im eigenen Denken und Handeln folgen. Wollen wir schließlich ein deutsches Werk erwähnen, welches wahrhaft national ist, indem es Das, was die Natur von sittlichem Ernst und schlichter Lebensweisheit in den deutschen Charakter gelegt, nach allen Seiten des Volkslebens ausbreitet und soll dies Werk zugleich zeigen, wie zwanglos sich der deutsche Geist nach seiner inneren Verwandtschaft an dem antiken entwickelt, so müssen wir das Narrenschiff von Sebastian Brant erwähnen. Alle Geschichten der deutschen Literatur halten es in Ehren. Man wird sich freuen, auch von einer anderen Seite her die volle Zustimmung zu vernehmen [1]: „Der Eifer für deutsche Art und Weisheit geht bei S. Brant mit tiefer classischer Bildung Hand in Hand; auch in diesem ächt volksthümlichen Buche blicken die classischen Studien seines Verfassers durch, aber nicht als ein fremdartiges Element, sondern als ein dasselbe wesentlich durchdringender und veredelnder Bestandtheil; so daß wir daran ein vorleuchtendes Beispiel erkennen, wie der wiederaufblühenden humanistischen Bildung des 15. und 16. Jahrhunderts keineswegs der Vorwurf gemacht werden darf, daß es an ihr gelegen habe, deutsche Sprache und vaterländische Gesinnung zu unterdrücken, sondern wie sie vielmehr, recht angewandt und verarbeitet, nur dazu dienen konnte, beide zu veredeln."

Funfzehntes Capitel.

Neben dem Schauspiele des Volkes entwickelt sich ein anderes nach Terenz, den man hauptsächlich als Sittenlehrer feiert und studirt. Die Dramen der Humanisten sind eigentliche Schulstücke oder kirchliche Kampfdramen oder sie behandeln biblische und auch weltliche Geschichten; eine kleine Anzahl schließt sich an die Volksnovelle. Das Wesen der Gattung wurde nicht erkannt, wie selbst Naogeorg und Frischlin beweisen. Mehr als das humanistische Drama hätten daher der Volksbühne die Uebersetzungen der Alten nützen können. Die deutschen Terenze bis 1627; einzelne Stücke anderer Dramatiker.

Sollten wir erst die Periode des deutschen Dramas berücksichtigen, in welcher sich der Einfluß der antiken Vorbilder in tieferen Beziehungen kund gibt, so müßten wir noch ganze Jahrhunderte ausfallen lassen, denn selbst die Humanisten haben wenig mehr

[1] Erhard, III, 352.

gesehen als die äußere Form des römischen Lustspiels und die ungefähre Entfaltung des Dialogs. Dennoch existirt neben den volksmäßigen deutschen Schauspielen ein antikisirendes; beide gehen neben einander fort und die Literatoren haben den Einflüssen, welche in der That vorhanden sind, eine große Wichtigkeit beigelegt, weshalb wir wenigstens ihre Ansichten darzulegen verbunden sind. Eine größere Bedeutung müssen wir ohnfehlbar dem römischen Lustspiele deshalb beilegen, weil es in den lateinischen Schulen mit solchem Eifer für die Bildung des Verstandes, der Sittlichkeit und der Lebenserfahrung benutzt und wenigstens in den letzten Beziehungen auch dem Volke zugeführt wurde. Wir verkennen nicht, daß sich hier bereits ein Versuch, an den Kunstwerken der Alten die poetische Formbildung zu lernen, ankündigt und daß das Drama insofern den Uebergang zu einer neuen Epoche in der Geschichte unserer Dichtung bildet; da indessen jene ethischen Zwecke vorherrschen, tragen wir kein Bedenken, in dem Drama des 16. Jahrhunderts noch ein Ergebniß der materiellen Auffassung der alten Literatur zu sehen.

Die Anfänge unseres Dramas gingen aus dem Gottesdienste hervor [1]). Die Geistlichen führten an den hohen Festen, namentlich in der Charwoche und an den Ostertagen, Scenen aus der Lebensgeschichte Jesu auf, besonders die Passion des Heilandes, indem die oft schon dialogisirte Erzählung der Evangelisten in getheilten Rollen recitirt wurde. Der Schauplatz war in der Kirche, man beschränkte sich auf die Worte der Vulgata. Seltener wählte man das Leben eines Heiligen. Im 12. Jahrhundert legte man an Ruhepunkten der Handlung lyrische Strophen ein, wie sie die Hymnen darbieten. Der Dialog blieb lateinisch und getreu der Vulgata. Die lyrischen Einlagen, welche sich zu Arien und Chören, zu Duetten, Terzetten und zu mannichfachen Wechselgesängen entwickelten, wurden im 13. Jahrhundert mit Uebersetzungen begleitet. Die Verknüpfung der lyrischen Glieder durch die Erzählung des Evangelisten rief das Recitativ hervor. Im 14. Jahrhundert nahm das Volk an der Darstellung lebhafteren Antheil. Das Latein wich aus den Texten und die Haltung wurde weltlicher. Man hatte anfangs nur eine lebendige Vergegenwärtigung der heiligen Vorgänge im Auge und in diesem Sinne gestattet man sich solche geistliche Schauspiele noch heute an manchen Orten. Allmählich näherten sie sich jedoch den berüchtigten Esels- und

[1]) Mone, „Schauspiele des Mittelalters" (1846).

Narrenfesten, indem der Volkshumor und das abgestumpfte religiöse Gefühl die grellen Gegensätze von Schlemmen und Fasten, von austobendem Jauchzen und dumpfer Klage auch auf das Schauspiel übertrug. Man verfiel auf die weltlichen Fastnachtspiele. Das Gefühl der Kraft und der Freiheit, welches die jungen Bürgerschaften erfüllte, trieb zu frohen Unterhaltungen; die Wohlhabenheit machte sie möglich und man warf sich, von Epos und Lyrik übersättigt, auf das Schauspiel, dessen Genuß ohnehin ein geselliger ist. Bis dahin hatte sich die Schaulust an kirchlichen Pompen und Turnieren befriedigt. Diese Dinge kamen aus der Mode; die Theilnahme war nur eine passive gewesen und das Volk wollte nunmehr selbst agiren. Ein Haufen junger Leute führte, ohne Buch und Costüm, von einem gastlichen Hause zum andern wandernd, die Schwänke auf, welche die Poeten dem Volke erzählt, und man war der Verzeihung gewiß, wenn man es auch etwas zu grob gesponnen. So war das Schauspiel aus der Kirche auf das Volk übergegangen, der feierliche Ernst dem Frohsinn, das lyrische Element dem epischen gewichen. Dies war das Erbe, welches die Nürnberger Poeten antraten.

Hier ist nun kein einziger Umstand, der sich nicht in naturgemäßem Gange von selbst einfinden konnte. Man darf daher an die Bacchusfeste der Griechen, an die Floralien und Saturnalien, an das anfängliche Uebergewicht des Lyrischen, an die Mischung von Ernst und Scherz wol erinnern, um das gleiche Gesetz des Bildungsganges zu ermitteln, aber die Herleitung irgend eines Momentes aus antiken Traditionen sollte Niemand unternehmen wollen, denn jene Dinge sind so wenig von Athen oder Rom nach Nürnberg gekommen, wie der Frohsinn selbst. Mit gleichem Rechte läßt sich aber auch behaupten, daß ein antiker Zweig des Dramas von noch älteren Zeiten herauf in ununterbrochenem Zusammenhange gepflegt wurde.

Römische Joculatoren und Histrionen hatten auch die nordwestlichen Barbaren mit ihren Künsten bekannt gemacht. Sie erwarben sich späterhin mit ihren mimischen Darstellungen, wie an den Höfen der Vandalen und Gothen, so auch bei den Karolingern, Geld und Beifall, bis Alcuin sie verbannte [1]). Dagegen hatten die Geistlichen bereits an Terenz einen Liebling gewonnen, der ihnen nicht zu entreißen war. Ihre Verehrung vererbte sich auf die Humanisten, und so gehörte er mit Virgil und Ovid an 1000 Jahre

[1]) „Leben Alcuin's von Lorenz", S. 158.

zu den Auserwählten. Bekanntlich unternahm die Hroswitha (c. 980) einen Angriff auf ihn. Es beunruhigte sie, daß ihre geistlichen Schwestern aus seinen Lustspielen so viele böse Dinge lernten; sie wollte daher, als die starke Stimme im Stifte zu Gandersheim, Lustspiele von der Keuschheit heiliger Jungfrauen an die Stelle setzen. Gallicanus, dem Constantia, die Tochter Constantin's, als einem Heiden, ihre Hand versagt, wird auf dem Feldzuge gegen die Scythen durch einen Engel unterstützt und bekehrt. Auch seine beiden Töchter nahmen, durch Constantia überzeugt, den Schleier. Dulcitius und Sisinnius stellten drei Jungfrauen nach, welche, mehrmals gerettet, endlich ihre Keuschheit mit dem Leben büßen. Kallimachus' unkeusche Bewerbung um Drusiana veranlaßt ihren Tod. Er selbst stirbt durch einen Schlangenbiß. Das Gebet des heiligen Johannes erweckt sie beide und Kallimachus wird bekehrt. Der Einsiedler Abraham bewegt eine sehr weltlich gewordene Klausnerin, der Einsiedler Paphnutius die Buhlerin Thais, ihren Wandel zu ändern und sich strengen Büßungen zu unterziehen. Fides, Spes und Charitas erleiden unter Hadrian den Martertod. Ihre Mutter Sapientia bestattet die Reste und stirbt am Grabe. — Vermuthlich hatten die Schwestern an diesem ehrbaren Ersatze wenig Wohlgefallen. Denn wenn z. B. ein Buhler, der ins Kloster dringt, plötzlich bethört wird und Bratpfannen und Töpfe umarmt, so mochte sein schwarzes Gesicht doch nur eine mäßige Heiterkeit erregen und man kannte ohnehin den Spaß aus der Legende. Die ernsten theologischen Demonstrationen und die frommen Gebete waren noch unerquicklicher. Wichtig sind diese sechs Dramen nur durch ihre frühe Existenz [1]). Dasselbe gilt von einer Uebersetzung der Andria von Notker im 11. Jahrhundert.

Obgleich das neulateinische Drama auch in Italien frühe angebaut wurde, ist es doch unwahrscheinlich, daß unsere Humanisten zu eigenen Versuchen dieses Vorganges bedurften. Der Gesichtspunkt ist in beiden Ländern wieder ein ganz anderer. Zwar wurden dort Tragödien nach Seneca und Euripides verfaßt; der Philodoxeos des Leo Battista Alberti (Mitte des 15. Jahrh.) konnte lange für die Komödie eines alten Römers gelten ꝛc. Es hatten jedoch diese lateinischen Arbeiten keinen rechten Zweck, weil nach

[1]) Die französische Kritik hat neulich mit großer Begeisterung auf die Dichterin hingewiesen und in ihren Werken die Ankündigung eines künftigen Racine gefunden. Vgl. Bendixen, „Die Komödien der Nonne Hrotswitha, übersetzt und erläutert", erste Hälfte (1850), S. 5.

der innigen Verschmelzung mit der antiken Welt die alten Dramatiker dem Zeitalter ebenso nahe standen, wie ein neuer Autor. Pomponius Lätus brachte daher zu Rom die Dramen des Terenz und Plautus (c. 1484) auf die Bühne. Berühmt wurde in dieser Beziehung das Theater zu Ferrara, wo man keinen Aufwand scheute. Die Aufführung der Menächmen kostete dem Herzog Hercules I. über 1000 Ducaten.

Unsere Humanisten verlassen gleich wieder den poetischen Boden. Ihre Dramen verfolgen die Schulbildung oder sittliche und kirchliche Culturzwecke. Hätte das Volk zu bestimmen gehabt, so würde Plautus der Liebling des Zeitalters geworden sein. Die Wahl fiel auf Terenz, weil man auch hier sich zunächst durch ein moralisches Bedürfniß bestimmen ließ. Terenz wurde nicht nur wegen seiner größern Decenz vorgezogen, sondern tausendmal wird in Ausgaben und Uebersetzungen darauf hingewiesen, daß er der rechte Sittenlehrer sei, treffliche Beispiele zur Nachahmung und Warnung aufstelle, gutes Betragen und Lebensklugheit lehre. Die Uebersetzung von 1499 entwirft daher, wie jene Exempelbücher, ein Register von Fehlern und Tugenden und belegt es mit Beispielen aus den Dramen. Das Latein war ferner die Sprache des Umganges, nicht nur der Wissenschaft. Hier erschien nun der volksmäßige Dialekt des Plautus unpassend. Bei Terenz redet die feine Welt und ihre Ausdrucksweise schließt sich ohne große Lücken an die Schriftsprache der besten Prosaiker. Unsere Schulen sind daher bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht nur lateinische, sondern manche bewegen sich, namentlich in den unteren Classen, wo man die Sprache zunächst aus dem Verkehr lernte und dann zur Lecture der Philosophen, Historiker und Dichter überging, ganz allein um Terenz. Der erziehende und der wissenschaftliche Zweck trafen hier zusammen, um diesen Autor unsterblich zu machen, und Plautus ward in beiden Beziehungen eigentlich nur geduldet. Luther wollte, daß gleich nach dem Aesop Terenz auswendig gelernt würde, dann eine Auswahl aus Plautus. Melanchthon sagt in seiner Vorrede zum Terenz, fast Niemand sei würdiger in Aller Händen zu sein als dieser Dichter. Er bilde das Urtheil über die Welt besser aus, als die meisten philosophischen Bücher und kein Autor lehre reiner sprechen, keiner gewöhne die Knaben an eine Redeweise, die ihnen mehr zu Statten komme. Friedrich der Weise errichtete für Terenz eine eigene Professur [1]). Die erstaunliche Gewandtheit der Sprache

[1]) K. v. Raumer, „Geschichte der Pädagogik", I, 175, 213, 320 ff.

in den Colloquien des Erasmus mochte den Pädagogen wol als das Ziel vorleuchten, welches mit Terenz und Cicero erstrebt werden könne. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die humanistischen Studien ausarteten, indem Niemand mehr auf die Realien achtete und die Alten weder zur Erweiterung des Gesichtskreises noch zur Ausbildung des Charakters gebraucht wurden, mußte Terenz nur noch mehr Geltung gewinnen. Jene Trotzendorf und Sturm verfolgten das Deutsche und verfielen auf den halb wahnsinnigen Gedanken, das Latein nicht nur als Schriftsprache festzuhalten, sondern wirklich zur Umgangssprache zu machen. Man hatte die Absicht, sich ganz ins Lateinische zu übersetzen. Die Sprachstudien waren nicht der Literatur wegen da, sondern umgekehrt. Der Triumph Trotzendorf's bestand darin, daß Knechte und Mägde Latein sprachen, daß man glauben müßte, Goldberg liege in Latium. Sturm betrachtete es als den größten Vortheil der Alten, daß sie ohne Schule Latein sprechen gelernt, und auch er schuf den deutschen Knaben eine solche lateinische Umgebung. Der Anfang des 17. Jahrhunderts brachte eine Gegenbewegung. Man wollte auch auf die Muttersprache Werth legen. Wolfgang Ratich, der 1618 in Köthen Aufnahme fand, reformirte das Schulwesen und damit stand die Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft, die ebenfalls die deutsche Sprache und Literatur ins Auge faßte, in Verbindung. Aber von Terenz war einmal nicht loszukommen. Die neue Methode im Sprachunterricht bestand nur darin, daß man die Alten erst mit den Knaben in Uebersetzungen las, bis sie den Sensum und die Res weghatten, worauf man mit gewohnter Ausdauer die Uebungen im Originale vornahm. Eine Folge davon war nur, daß man mit neuem Eifer Uebersetzungen anfertigte. Joh. Kromayer, einer der bedeutendsten Anhänger Ratich's, ließ den Terenz dreimal deutsch lesen und dann nach der Steigerung der grammatischen Curse sechsmal lateinisch durcharbeiten.

Zu dieser maßlos ausgedehnten Lecture kamen noch die Aufführungen. Man wollte mit ihnen zum Theil das Publicum unterhalten, zum Theil die Schüler selbst in der Redefertigkeit üben. Diese scenischen Schulactus repräsentiren einen Zweig des neulateinischen Dramas und riefen auch halb und ganz deutsche Seitenstücke hervor. Sturm wollte, daß das Schultheater in keiner Woche unbenutzt bliebe. Die Jesuiten folgten ihm in der Methode, ersetzten aber die Dramen der Alten grundsätzlich durch eigene Arbeiten.

Zu diesen Schuldramen im engern Sinne gehören zunächst die, welche Stoffe aus der alten Mythologie und Geschichte behandeln[1]). Frischlin entwarf Dramen nach Virgil, wie Venus und Dido, Casp. Brulowius eine Andromeda nach Ovid 1612, Paul Crusius einen Crösus, 1611 übersetzt ꝛc. Bei Virgil fand Frischlin in jedem Buche eine tragische Katastrophe, die sich für ein Drama benutzen lasse; er wurde nur mit Venus und mit Dido fertig, die er aus dem ersten Buche mit Beibehaltung aller Ausdrücke zusammenstellte, um den Schülern die Erlernung der Phrasen zu erleichtern. Ebenso schrieb er Cäsar's erstes Buch de Bello Gall. in die Comödie Helvetiogermani um, ohne sich zu fragen, ob die ausführliche Schilderung politischer Verhältnisse und Cäsar's Operationen gegen die Schweizer und gegen die Germanen, welche Gallien bedrohten, sich irgend für ein Drama eigneten. Ihm kam es wieder nur darauf an, für die Schulen zu sorgen, wo die Jugend durch den Ernst der Wissenschaft von weibischen Neigungen abgelenkt werden sollte, und darum wollte er, wie er in dem Prologe angibt, das Verlangen des Volkes nach deutschen Dramen nicht berücksichtigen. Welche Abenteuer mögen die Schulzwecke dem Chr. Hegendorf (1500—40) eingegeben haben, der Dramata in Dialecticam Petri Hispani und Dramata locorum tam rhetoricorum quam dialecticorum dichtete. Js. Gilhausen schrieb eine Grammatica, d. i. eine lustige Comödia, darinnen die rudimenta grammatices kürzlich und artig beschrieben, 1590; Frischlin einen Priscianus vapulans, comoedia faceta et utilis. Andere betraten das Gebiet der Pädagogik. So schrieb Chr. Stymmel 1579 Studentes, de vita et moribus studiosorum, eine Comödie, die übersetzt und viel gelesen wurde, Heyneccius einen Schulspiegel 1582, Alb. Wichgrev zu Rostock einen Cornelius relegatus 1600.

Sehen wir nun hier, wie neben dem deutschen Volksdrama sich ein zweites ohne merkliche Wechselwirkung im strengsten Zusammenhange mit dem Schulwesen ausbildet, so erscheint uns gleichzeitig eine andere wieder ganz unabhängige Gattung. Das Zeitalter war polemisch. Der Kampf gegen Rom und die Bewegungen in der neuen Kirche selbst riefen die Satire hervor und diese bemächtigt sich der verschiedensten Darstellungsformen. Hier begegnet

---

[1]) Gottsched's „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Schaubühne" (2 Thle. 1757); eine Quelle, die sehr dürftig, aber namentlich für die ältere Zeit fast die einzige ist.

uns eine Allegorie aus der Thierfabel, wie die Synodus avium[1]), dort werden mythologiſche Bilder gedeutet wie im Labyrinthe des Zwingli[2]). Theſeus geht durch die Gemächer. Ihn ſchrecken Bilder von Löwen, Hähnen, Bären, die er anfangs für lebendig hielt. Theſeus wirft dem Minotaurus Ariadne's Knäuel in den offenen Schlund und erſticht das ſodomitiſche Unthier. Es bedeutet Schand und Laſter. Ariadne iſt der Lohn der Tugend, welche dem Freunde ihren Knäuel, d. h. den freien Gebrauch der Vernunft darreicht. Die Thierbilder ſind papiſtiſche Irrthümer. Welcher Menſch nun nicht den leitenden Faden empfängt, der läßt es ſich wohl ſein im Labyrinthe der Erde, bis er plötzlich von der Sünde und ihrem Verderben, nämlich von dem Minotaurus, überfallen wird. Keine andere Form war ſo beliebt wie der Dialog. Seit Jahrhunderten hatte man ihn bei der Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände angewandt. Reuchlin theilte die Ergebniſſe ſeiner platoniſchen Studien ebenfalls in Dialogen mit, die er mit großem Glücke nachbildete[3]). Indeſſen mochte die Prozeßform der Disputationen, welche die damalige Weiſe der wiſſenſchaftlichen Discuſſion mit ſich brachte, unmittelbar zur Wahl des ſatiriſchen Dialoges leiten, und hier war Lucian mit ſeinem beißenden Spotte, ſeiner gewandten Dialektik und mit ſeinen unterhaltenden ſceniſchen Erfindungen der Liebling der Humaniſten. Die Ausgaben, die lateiniſchen und deutſchen Ueberſetzungen drängten einander. Zu den vorzüglichſten Zöglingen des Spötters mochten Hutten, Erasmus und Pirckheymer gehören. Der erſte verfuhr vielleicht mit einer zu bittern Leidenſchaftlichkeit und ſeine Angriffe richteten ſich auf zu ernſte Gegenſtände, als daß er den Ton Lucian's recht treffen konnte, doch war dieſer Mangel in anderer Hinſicht gewiß ein Vorzug. Erasmus dagegen war gleich Wieland ein ächter Abkömmling Lucian's. Sein Leichtſinn geſtattete ihm die freieſte Bewegung und ſein Ciceronianus gegen die Puriſten iſt, nach dem unvergleichlichen Vorbilde gemeſſen, gewiß ein Meiſterwerk. Man lernte indeſſen von Lucian noch mehr als witzige Einfälle und eine gewandte Dialektik; man ſuchte ihm auch in der ſceniſchen Einkleidung nachzukommen, und ſo war nur ein Schritt zur ſatiriſchen Komödie nöthig. Der Eckius dedolatus von Pirckheymer 1519

[1]) Flögel, „Geſchichte der komiſchen Literatur" (1784—87), III, 317, und Gervinus.

[2]) L. Meiſter, „Beiträge ꝛc." (1780), II, 285.

[3]) Erhard, II, 245.

zeigt dieſen Uebergang [1]). Durch ſeine Unmäßigkeit hat ſich Eck eine tödtliche Krankheit zugezogen, die ſich namentlich durch einen unauslöſchlichen Durſt kundgibt. Ein Arzt behobelt ihn und zieht ihm die Haut ab, um ungefähr wie in H. Sachſens Narrenſchneiden die Unreinigkeiten zu entfernen. Ein Chor ſchilt indeſſen den Arzt einen Narren, weil er etwas ganz Vergebliches verſuche. An dieſes Schema knüpfen ſich ernſte und komiſche Anſpielungen auf Perſonen und Ereigniſſe. Die Form iſt halb dialogiſch, halb ſceniſch, und ſo war man denn auch auf dieſem Wege, ohne daß das Volksdrama und die Schulkomödie nothwendig vorangehen mußten, wieder an der Schwelle des Schauſpieles angelangt.

Dieſes proteſtantiſche Kampfdrama fand äußerſt zahlreiche Bearbeiter, die bald in allegoriſcher Weiſe die feindlichen Principien einander gegenüberſtellten, bald auch den allgemeinen Streit an perſönliche Satiren anknüpften. Am meiſten haben ſich in dieſer Gattung Friſchlin und Naogeorg berühmt gemacht, auf die wir noch zurückkommen. Die italieniſchen Dichter Arioſt, Triſſin, Machiavell übertrugen aus Terenz und Plautus die Kupplergeſchichten mit den leichtſinnigen Jünglingen, den geizigen Alten und den betrügeriſchen Knechten; dennoch mochte das Volk für ſeine burlesken Poſſen nicht ihre Commedie erudite eintauſchen. Was hätte man dort zu dem Schauſpiele unſerer Humaniſten geſagt, welches von Gelehrſamkeit und bitterem Ernſte ſtrotzte.

Eine dritte Gattung war harmloſer. Mochte man eine Erinnerung an die alten Myſterien feſthalten, oder überhaupt von dem Wunſche geleitet werden, die erbaulichen Geſchichten des alten und neuen Teſtamentes in einer beliebten Form auszubreiten und ſowol der Jugend als dem Volke ſtatt des Terenz, den man trotz aller Empfehlungen doch immer auch mit Kopfſchütteln aufnahm, eine würdigere Nahrung darzubieten: Gottſcheb's Sammlungen zeigen, daß kein Drama fleißiger angebaut wurde als das bibliſche. Die Humaniſten gingen voran. Friſchlin hatte den Einfall, dem profanen Terenz einen bibliſchen an die Seite zu ſetzen. Der Eunuch ſollte in Joſeph und Potiphar, die Adelphi in Joſeph's Brüder, der Heautontimorumenos in den trauernden Jacob übergehen, die Hecyra ſich in die Ruth verwandeln. Sein unruhiges Leben hinderte ihn an der Ausführung und er beendigte nur Rebecca und Suſanna. Von Naogeorg erhielt man einen Haman, Jeremias, Judas Iſcharioth, von Joh. Bitter einen Joſeph in Aegypten

[1]) Erhard, III, 31.

1583 ꝛc. Auf dieſem Gebiete waren die Schulrectoren und die Geiſtlichen zu Hauſe. Man begann für dieſe Dramen die deutſche Sprache vorzuziehen, und das bequemere Mittel erleichterte das Geſchäft. Hier knüpften auch die Volksdichter an, welche durch den Meiſtergeſang auf die Behandlung ſolcher Stoffe vorbereitet waren. Das Paſſionsdrama verjüngte ſich. In unabſehbarer Reihe folgen einander die Hiſtorien von der Weltſchöpfung an, die Evangelien, die Apoſtelgeſchichte u. ſ. f. bis zum jüngſten Gerichte.

Begebenheiten aus der weltlichen Geſchichte wurden ſeltener dargeſtellt, doch fehlt es nicht an einzelnen Beiſpielen. Einen älteren halb mythiſchen Stoff erwählte ſich Friſchlin in ſeiner Hildegardis [1]), deutſch 1581 von Frau Wendelgart, Kaiſer Hennigs des erſten aus Sachſen Tochter und ihrem Gemahel Graf Ulrich von Binckern, was ſich von 915 und 919 mit ihnen zugetragen. Cramer behandelte den ſächſiſchen Prinzenraub, Plagium 1593, Locher (Philomuſus † 1528), der Ueberſetzer von Brant's Narrenſchiff, den Krieg der Franzoſen gegen Neapel 1495, die Unternehmung der chriſtlichen Fürſten gegen die Türken und Andere Anderes.

Der großen Mehrzahl nach ſind dieſe Dramen nur aus Gottſched nach ihren Titeln bekannt. Indeſſen würde auch eine nähere Kenntniß vermuthlich keine wichtigen Reſultate geben, wenn man ermitteln wollte, in wie weit ſich die Verfaſſer über das Weſen des Dramas Aufklärung verſchafft. Wir würden immer nur erfahren, in welchem Grade die äußere techniſche Geſtaltung von den alten Dramatikern abhängig geweſen. Wie enge ſich Einzelne an Terenz anzuſchließen ſuchten, zeigen die Titel. So lieſt man bei Gottſched unter dem Jahre 1631: Pomeris, Tragico-Comoedia nova de Pomeride a Castlevio afflicta, et ab Agathandro liberata. Acta ludis Apollinaribus, VI Kal. Febr. Anno III. Olympiados DCII. Egit Philalethes, modos fecit Parrhasiastes, tibiis Swantevorianis.

Wichtiger iſt jedenfalls der kleine Reſt von Dramen, deren Stoffe aus dem Novellenſchatze des Volkes entlehnt ſind, oder, wenn ſie frei erfunden wurden, demſelben entſprachen. Auf eine erfreuliche Weiſe verknüpft ſich hier die klare Auffaſſung einer tiefſinnigen Fabel mit der Empfänglichkeit für die Gebilde der Phan-

[1]) Vgl. Grimm, „Deutſche Sagen", No. 437. Bei Friſchlin iſt Hildegard die Gemahlin Karl's des Großen und ſein Halbbruder Taland ſpielt die Rolle des Golo. Die Sage entſpricht der Fabel von der Genovefa, doch fehlt die liebliche Idylle von ihrem Schmerzenreich.

taſe. So iſt von Tieck mit Recht der Hecaſtus eines unbekannten Humaniſten, der auch Ariſtophanes benutzte, als ein ausgezeichnetes Werk hervorgehoben [1]). Der reiche Mann empfängt von dem Legaten des höchſten Richters eine Vorladung. Niemand will ihn in den Tod begleiten, nicht Freunde, Gattin, Söhne, Diener, welche er alle mit Güte überhäuft. Auch Plutus in der Geldtruhe bleibt bei ſeiner Art, von Einem zum Andern zu wandern, bis endlich Virtus und Fides, die Freundinnen ſeiner Jugend, ihm nahen und dem Tode den Stachel nehmen, der Hölle den Sieg entreißen. Das lateiniſche Original iſt verloren gegangen, doch gibt es Bearbeitungen von H. Sachs und Anderen. Als ein Seitenſtück mag ein anderes Drama erwähnt werden, das zwar nicht lateiniſch verfaßt iſt, aber mit vielen anderen deutſchen in dem Bildungskreiſe der Humaniſten liegt und nicht zu der Volksbühne gehört, ſondern nur zu ihr überleitet. Nach einer alten Novelle [2]) melden ſich drei Jünglinge zu dem Erbe eines Verſtorbenen. Sein einziger Sohn war ſeit Jahren in der Fremde; jeder von jenen will der ächte ſein. Der Richter befiehlt, die Leiche aufzuſtellen; wer das Herz trifft, kommt in den Beſitz. Die erſten beiden ſchießen fehl, der dritte legt unter Thränen den Bogen aus der Hand. Dieſe Fabel hat M. Rinckhart in ſeinem Eislebiſchen chriſtlichen Ritter 1613 ähnlich benutzt, wie Leſſing jene von den drei Ringen. Pſeudopetrus und Johann aus der Schweiz ſind zum Schuſſe bereit, doch Martin aus Eisleben verwirft in kindlichem Gefühle den Vorſchlag und erhält die Krone. Zu ſolchen ſymboliſchen Umdichtungen benutzte man auch die alte Mythologie. Oben erwähnten wir das Labyrinth von Zwingli; wegen der dramatiſchen Form mag hier das Iudicium Paridis 1502 von Locher angeführt werden. Es handelt de triplici hominum vita, de tribus deabus, quae nobis vitam contemplativam, activam et voluptariam repraesentant, et quae illarum sit melior tutiorque [3]).

Von komiſchen Dramen, welche nach Volksnovellen entworfen ſind, will ich die anführen, welche wol allen den Rang ablaufen: ich meine des Heyneccius aus Borna Hansoframea sive Momoscopus 1581, deutſch von ihm ſelbſt 1582 [4]). Hans Pfriem oder Meiſter Kecks, ein Fuhrmann, kommt ins Paradies und erhält

---

[1]) „Deutſches Theater" (1817), I, XIII.

[2]) Herolt im Promtuar. exempl., Gesta Rom. von Gräße, Cap. 45.

[3]) Erhard, III, 190.

[4]) Der Inhalt iſt mir nur aus Meiſter's „Beiträgen" bekannt.

Erlaubniß, daſelbſt zu bleiben, wenn er ſich hütet, irgend etwas zu tadeln. Er ſieht hier Leute, die gleich den Danaiden mit Gefäßen ohne Boden Waſſer ſchöpfen, und Aehnliches. Doch begnügt er ſich mit ſtiller Verwunderung. Als er aber einen Fuhrmann findet, welcher, um einen Wagen aus dem Kothe zu ziehen, vorn und hinten zugleich Pferde anſpannt, kann er ſich, als der Sachen wohl kundig, nicht halten, den Geſellen zu ſchelten. Sofort wird Petrus abgeſandt, um Hans Pfriem aus dem Garten zu weiſen. Dieſer hofft, mit zwei unſchuldigen Worten die Strafe nicht verdient zu haben; denn Petrus ſelbſt bleibe ja im Himmel, obgleich er den Herrn verrathen. Petrus entfernt ſich ſchweigend. Nach einander erſcheinen nun Paulus, Moſes und Magdalena; der Fuhrmann will immer nicht gehorchen, da dem erſten die Verfolgung der Chriſten, dem andern ſein Unglaube und Magdalenen nicht ihre Jugendſünden behalten ſind. Endlich ſchickt Gott der Herr die unſchuldigen Kindlein. Gegen ſie kann H. Pfriem keine Anklage vorbringen. In der Noth beſteigt er aber einen Baum und ſchüttelt Aepfel. Die Kinder vergeſſen ihren Auftrag und man muß den Sünder ſchon laſſen, wo er ſo gerne iſt.

Dieſen ebenſo lieblichen wie ſinnreichen Schwank erzählten auch Luther und Andere in ihren Predigten. Die Wahl ſolcher Stoffe war gewiß verdienſtlich; das poetiſche Talent und die dramatiſche Einſicht werden jedoch richtiger nach den freien Erfindungen beurtheilt. Wie gewöhnlich belebte die Erbitterung der perſönlichen Satire den Witz. Berüchtigt iſt die Monachopornomachia des S. Lemnius gegen Luther und ſeine Freunde 1530, der man in ihrer Sphäre einen poetiſchen Schwung nicht abſprechen kann [1]). Viel Aufſehen machte auch der erſte dramatiſche Verſuch Reuchlin's trotz ſeiner matten Erfindung. Die Rache des Auguſtiners Holzinger hatte ihn nach Heidelberg vertrieben. Er ſchrieb hier ſeinen Sergius sive Capitis caput. In einer muntern Geſellſchaft reicht Jemand den nackten und hohlen Schädel des Sergius wie eine Reliquie herum und einfältige Leute füllen ihn mit Opfern. Unterdeſſen ward Sergius nach allen Eigenſchaften jenes Auguſtiners geſchildert. Dalberg hinderte die Aufführung und Reuchlin ſchob eine unverfängliche Komödie unter [2]).

---

[1]) Vgl. über die äußerſt ſeltene Schrift und den ärgerlichen Streit Gottſched „Nöth. Vorrath", II, 192; Leſſing, IV, 69, und Flögel, „Geſchichte der komiſchen Literatur", III, 238.

[2]) Meiners' Lebensbeſchreibung, I, 62.

Wenn man unſere deutſchen Faſtnachtſpiele durchläuft, kann man ſich nicht verbergen, daß Betrug und Zoten, Verſchmitztheit, Buhlerei ꝛc. auch in unſerm Volksleben einen breiten Boden gewannen und daß der Verbreitung des römiſchen Luſtſpiels ſein obſcöner Inhalt nicht in dem Grade entgegenſtand, wie man glauben möchte. Demnach muß es auffallen, daß die Humaniſten nicht häufiger ihren Terenz und Plautus zu materiellen Nachahmungen benutzten. Einen ſchwachen Anfang machte Reuchlin in ſeinem Henno 1497 [1]). Der Bauer nimmt ſeiner Elſa einen heimlichen Schatz von acht Dukaten. Dromo ſoll ihm dafür Tuch zum Rocke kaufen. Die Frau entdeckt ihren Schaden. Eine Nachbarin räth ihr, bei einem Aſtrologen Troſt zu ſuchen. Dieſer bezeichnet den Dieb, legt ihm jedoch zugleich ſo viel Leichtfertigkeit zur Laſt, daß die ehrliche Elſa doch in dem Bilde ihren Mann nicht erkennen mag. Inzwiſchen betrügt Dromo den Bauer um das Tuch und den Kaufmann um das Geld. Er antwortet vor Gericht auf alle Fragen mit Ble und wird als Schwachſinniger entlaſſen. Das letzte Mittel hatte ihm ein Advocat empfohlen, der nun auch mit dem Ble um ſeinen Sold betrogen wird [2]). Man gibt dem Diener die Tochter und er behält die Dukaten als Ausſtattung. Dahin gehört auch von Locher das äußerſt ſeltene ludicrum drama, Plautino more fictum, de sene amatore, filio corrupto et dotata muliere 1502 [3]); ferner die Comoedia nova von Chr. Hegendorf, 1520. Sie iſt der Hecyra nachgebildet. Die Buhlerin eines leichtfertigen Jünglings läßt ihr Kind ſeinem redlichen Bruder überreichen. Der Vater will ſeinen Liebling von der Schmach reinigen und jener verlorene Sohn läßt ſich leicht erkaufen, ſeine Buhlerin zu heirathen. Mit dieſer Komödie habilitirte ſich die dramatiſche Muſe in Gottſched's liebem Leipzig und er hat ſie daher abdrucken laſſen. Friſchlin führte in ſeine Helvetiogermani, um der Jugend einen Spiegel vorzuhalten, einen verzogenen Taugenichts ein, der mit ſeinem Knechte und einer lüderlichen Thusnelda aus Suevien zu Cäſar's Soldaten ein trauriges Gegenſtück bildet. Es fehlt nicht an plumpen Zweideutigkeiten und den gemeinſten Schimpfreden, die vermuthlich der Sprachkenntniß wegen ſo gehäuft ſind. Als Beiſpiel von künſtleriſcher Verworrenheit und ſittlichem Stumpf-

[1]) Abgedruckt bei Gottſched, „Nöth. Vorrath", II, 142.

[2]) Ein Volksſchwank, der auch in G. Wickram's „Rollwagenbüchlein" (1555) erzählt wird.

[3]) Erhard, III, 198.

ſinne, den ſicher die Gewöhnung an das römiſche Luſtſpiel ſteigerte, erwähnen wir noch die Stargaris oder der Stadt Stargard Glücks- und Unglücksfälle. Das Drama hat 92 Perſonen, unter denen Mars, die Furien, Herzog Bogislaus IV., ſeine Räthe, Hofjunker und Pagen, Dr. Bugenhagen, ein Bürgermeiſter, ein Herold, die Wolluſt, Alaſtor, die Sicherheit, drei betrunkene Bürger, zwei Ehebrecher, ihre Weiber, die Ehebrecherin, ihr Mädchen, kaiſerliche und ſchwediſche Oberſten nebſt ihren Soldaten, die drei Gratien, die Hoffnung, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit, der Friede, Apollo und die neun Muſen. Im dritten Acte traten die Ehebrecher mit den verbuhlten Weibern auf. Es wurde eine nicht ehrbare Unterhaltung geführt, bis die Ehefrauen der Männer erſchienen und dieſe mit Pantoffeln und Spinnrocken verfolgten. Verfaſſer war der Rector Chr. Prätorius zu Stargard, der dies Drama der Kurfürſtin Dorothea von Brandenburg [1]) zueignete und von ſeinen Schülern vor den verſammelten Landſtänden aufführen ließ [2]).

Das Werthvollſte, was man in Betreff der Erfindung entdecken könnte, werden wir bei jenen Novellenſtoffen zu ſuchen haben. Ihre Wahl verräth wenigſtens poetiſchen Sinn. Wollen wir jedoch das Maß von dramatiſcher Einſicht ſtrenger prüfen, ſo müſſen wir Dramen betrachten, die der Tradition gar nichts verdanken und ganz frei erfunden ſind. Wir wählen aus der Gattung des Kampfdramas die beiden berühmteſten Werke, und ſie laſſen uns leider wahrnehmen, daß man auch nicht einmal die Nothwendigkeit einer dramatiſchen Fabel erkannte und daß folglich zu den übrigen Stoffen nur ein dunkler Inſtinct und der glückliche Zufall geführt hatte. Einen ausgezeichneten Ruhm erwarb ſich der Pammachius von Thomas Naogeorg 1538 [3]). Den factiſchen Inhalt kann man mit wenigen Worten erſchöpfen. Petrus und Paulus erſtaunen über den argen Zuſtand der Chriſtenheit und möchten, daß der jüngſte Tag erſcheine, doch Chriſtus geſtattet den Aufruhr, damit ſich der Weizen von der Spreu ſcheide. Kaiſer Julian hat die Taufe genommen und läßt den Religionsfrieden verkünden, doch der Papſt

[1]) Alſo nicht vor 1668. Gottſched verzeichnet es unter 1650.

[2]) Im „Prisc. vap.", einer Schulkomödie, meint Corydon, daß das Alter ſeine Frau nicht vor Ausſchweifungen ſchütze, denn vetus corium multo majori indiget adipe etc.

[3]) Ueber ſeine anderen Dramen vgl. Flögel, „Geſchichte der komiſchen Literatur", III, 293.

Pammachius hindert die Ausführung. Er ist des Christenthumes, welches Demuth und Entsagung bis in den Tod fordere und doch im Jenseits nur eine zweifelhafte Entschädigung darbiete, von Herzen überdrüssig. Sein Rath Porphyrius bestärkt ihn in dem Streben nach Reichthum, Ueppigkeit und Macht. Julian, der hinzukommt, erschrickt über ihre hierarchischen Ansprüche. Inzwischen versammelt Satan seine Statthalter und Diener Planus, Stasiades, Chremios, Dromo. Nach der Weise des Faustmythus geben sie Rechenschaft von ihrem Tagewerk: Sektenspaltung, Bauernkriege und alle Gottlosigkeit wuchern unter ihrer Pflege. Der Papst und sein Rath erscheinen. Man verständigt sich bald und Pammachius empfängt von Satan die dreifache Krone; man trägt ihn auf den Schultern und küßt ihm den Fuß. Dieses neue Evangelium wird ausgerufen und die Völker huldigen, wie von Wahnsinn ergriffen. Bald thront der Papst im vollsten Glanze zu Rom. Das Volk betet ihn an und auch der Kaiser, den sein Rath vergebens zu ermuthigen sucht, nimmt das Reich zu Lehen. Satan feiert den Triumph durch ein sybaritisches Gastmahl. Inzwischen erscheint Christus wieder mit den Aposteln. Er lenkt ihren Blick auf die Elbe, die von Böhmen herauf immer wachsend durch die sächsischen Länder ins deutsche Meer hinströmt. Dies ist die Straße des Heils und die überall verfolgte Wahrheit findet in Sachsen ein Asyl. Teufel und Papst mit den Schmausenden werden plötzlich benachrichtigt, daß ein Aufruhr gegen sie losbreche. Sie rüsten sich, die ganze Welt steht in Brand. Damit schließt der vierte Act und den fünften, sagt der Dichter, sehen wir am jüngsten Tage. — Dies Beispiel zeigt uns deutlich den Charakter, welchen das Kunstdrama in seinen Anfängen zu haben pflegt. Jene Fabel hat keine Handlung, sondern sie umfaßt nur eine Reihe von Vorgängen. Es handeln nicht Personen, sondern es spricht das personificirte Abstractum, Pammachius ist nicht der Papst, sondern das Papstthum, Julian das Kaiserthum ꝛc. und so erscheinen auch Veritas und ihre Dienerin Parrhesia sogar ohne die Individualität des Eigennamens. Die Ansprüche des Volkes auf eine plastische Veranschaulichung waren bei diesen Dramen so gering, wie das poetische Interesse überhaupt; Werth und Wirkung beruhen vielmehr auf der getreuen Zeichnung des Papstthums und die langen Reden, in welchen das hierarchische System mit seinen Irrlehren und Mißbräuchen, die Geldsucht, die Ueppigkeit, die Anmaßung des Papstes und seiner Legion geschildert werden, sind der eigentliche Kern des Spieles. Mit einem Worte, das Drama befindet sich in dem Stadium der Allegorie.

Nicht einen höheren, wenngleich einen anderen Charakter hat das Phasma, hoc est Comoedia posthuma, von Friſchlin 1592. Es ſcheint Vortheil zu bringen, daß die Hauptperſonen ſämmtlich hiſtoriſch ſind, gleichwol gibt es keine Verwickelung, keine Auflöſung, überhaupt nicht einmal einen beſtimmten Vorfall, von welchem aus ſich Charaktere und Anſichten entfalten, ſondern wir erhalten nur eine Reihe von Disputationen. Zwingli fertigt einen Mönch und eine Nonne ab, welche klagen, daß die ſchönen Tage für ſie vorüber ſind. Luther und Brentz disputiren zu Marburg mit Zwingli und Carlſtadt. Die Argumente ſind ſorgfältig ausgeführt und durchweg mit Schriftſtellen belegt. Dann beſchließt Pius IV. mit Campegius und Hoſius zu Trident die Verdammung der neuen Lehre. Luther und Brentz erleben es, daß die Sektirer ein klägliches Ende nehmen, da Carlſtadt durch eine Erſcheinung geſchreckt in drei Tagen geſund und todt iſt, Zwingli ferner in der Schlacht fällt und ſeine Leiche minutatim zerriſſen wird. Auch hier tritt Chriſtus mit Petrus und Paulus auf. Sie disputiren mit dem Papſte, der ſich ihnen als unberufener Erbe aufgedrängt. Endlich eröffnet Chriſtus einen Gerichtstag mit ſeinen Beiſitzern. Der Papſt und ſeine Freunde, Zwingli und Carlſtadt, alle verſuchen eine Rechtfertigung; Schwenckfeld muß aus ſeinen Schwärmereien erwachen, den Bauer Meliböus ſchützt nicht ſeine Unwiſſenheit: immer wieder heißt es: in ignem aeternum. Friſchlin entſchuldigt ſich, daß ſein Luſtſpiel ſo ernſthaft ende, doch würden alle gute Chriſten im Himmel Freude genug haben. — Auch dieſes Drama will alſo nicht ein poetiſches Erzeugniß ſein, ſondern eine Streitſchrift. Man dachte mehr darauf, die Zuſchauer zu überzeugen, als zu unterhalten. Für die, welche nicht Latein verſtanden, verwandelte ſich das Drama freilich in ein ganz unlebendiges Bild, da eben nichts geſchieht und allein geredet wird; doch ſorgte Friſchlin einigermaßen dadurch für das Verſtändniß, daß er den Acten deutſche Prologe und deutſche Argumente vorſetzte. Das Phasma hat eine beſondere Scena germanica eingelegt, die gewählt ſcheint, um dem niederen Volke den anſchaulichſten Beweis von der Verirrung des Papſtthums zu geben. Maria beklagt ſich nämlich bei Chriſtus über ſchamloſe Verleumdungen; die Aebtiſſin Beatrix lief mit lüderlichen Mönchen fort, und die Gottesmutter, ſagt man, verſah 20 Jahre ihre Stelle; einer Nonne habe ſie bei der Entbindung geholfen und das Kind entfernt; zwei Biſchöfe habe ſie geküßt, einen geheirathet; einem alten Pfaffen die Hoſen geflickt, einen Blinden mit ihrer Milch geheilt, einen Kranken ge-

fängt, mit einem Mönche unter der Decke gelegen, und der Papſt habe dieſe entſetzlichen Lügen, von denen allerdings einige in den Exempeln und Legenden vorkommen, beglaubigt. Von den übrigen acht Dramen Friſchlin's ſind nur noch zwei frei erfunden, doch entbehren ſie ebenſo der Handlung [1]). Im Julius redivivus, der ſich ſonſt durch eine ſinnvolle Ausführung empfiehlt, kommt Cäſar mit Cicero auf die Oberwelt, um die Verwandlung Deutſchlands zu bewundern. Der Anbau des Landes, die mächtigen Städte und die großen Erfindungen der neuen Cultur machen auf ſie einen erſchütternden Eindruck. Cäſar intereſſirt ſich vornehmlich für Flinten, Kanonen, die neue Taktik und die Verfaſſung, Cicero für die Bereitung des Papieres, den Bücherdruck (hier durch Fauſt erfunden) und die Literatur, mit deren Trägern in allen Zweigen er von Eobanus Heſſus bekannt gemacht wird. Ein Savoyarde, der den Deutſchen als Krämer, freilich auch als Sittenverderber, und ein Italiener, der ihnen als Kaminfeger dient, ſcheinen eingeführt, um die Größe Deutſchlands zu heben. Der eine ſpricht franzöſiſch, der andere italieniſch, um den Römern die Reſte ihrer alten Sprache zu zeigen. Im Priscianus vapulans wird den Philoſophen, Juriſten, Medicinern und Theologen der alten Schule Gelegenheit gegeben, ſich in ihrer verdorbenen Handwerksſprache zu äußern. Priscianus kommt jedesmal hinzu und beſchuldigt ſie, daß ſie ihn ſchlagen und verwunden. Da ſie ihm nichts thun, ſo halten ſie ihn natürlich für toll. Die beſtändigen Klagen des alten Grammatikers ſind äußerſt ermüdend, beſonders da ſich jener Witz, daß er nur figürlich von Schlägen ſpricht, während man ihn anders verſteht, durch alle fünf Acte hinzieht. Endlich erſcheinen Erasmus und Melanchthon. Der liebliche Balſam ihres reinen Lateins heilt ſeine Wunden und es wird ihm möglich, die Barbarei, die er hat einſchlucken müſſen, aus den Eingeweiden zu ſchaffen. Der Kern des Stückes iſt disce grammaticam. Von dem Witze und der Grazie des Ariſtophanes, den Friſchlin ins Lateiniſche überſetzte, möchte nicht viel zu entdecken ſein.

Das neulateiniſche Drama ſollte nach ſeiner natürlichen Stellung zwiſchen dem Antiken und der Volksbühne vermitteln. Viele Stücke

---

[1]) Die pars scenica der poetiſchen Werke 1589 enthält ſechs Komödien: Rebecca, Susanna, Hildegardis, Julius redivivus, Priscianus vapulans und Helvetiogermani; ferner die zwei Tragödien Venus und Dido. Den Namen der Komödie führen jene ſechs Dramen wol hauptſächlich deshalb, weil ſie in der Sprache des Terenz verfaßt ſind.

wurden überſetzt, manche von den Verfaſſern ſelbſt; aber ein nachhaltiger Einfluß war ſchon deshalb nicht möglich, weil es, Alles in Allem betrachtet, viele Verſe gab, doch keine Poeſie. Demnach hatten ſelbſt die Ueberſetzungen der alten Dramatiker ein näheres Verhältniß zum Volke. Wir wollen die wichtigſten anzeigen, doch müſſen wir auch hier vorausſchicken, daß dies weniger deshalb geſchieht, weil eine dramatiſche Bildung auf die Volksbühne übertragen ward, als vielmehr weil die Art, wie die Poeſien des Alterthums ausgewählt und aufgefaßt wurden, bemerkenswerth iſt. Wir wählen diesmal die chronologiſche Ordnung.

Die alte Bearbeitung von dem Eunuch und dem Heautontimorumenos, welche Gottſched im Manuſcript aus der Zwickauer Schulbibliothek empfing, war keine Ueberſetzung. Sie ſcheint indeſſen wirklich zur Aufführung benutzt zu ſein, doch behandelte man dann das erſte Drama wie eine Reihe von lebenden Bildern. Die Perſonen traten auf die Bühne, ſprachen aber meiſtens nicht, ſondern ſtanden da wie die ſtummen Figuren der Holzſchnitte; inzwiſchen trat ein Knabe auf, um ihren Charakter und die Vorgänge zu ſchildern. Im zweiten Stücke ſprechen die Perſonen ſelbſt, doch iſt, wie es ſcheint, nur ein kurzer Auszug dialogiſirt. Eine wirkliche Ueberſetzung iſt dagegen der Eunuch von Hans Nythart, Bürger zu Ulm 1486. Einige Zeilen aus der erſten Scene mögen uns in jene dürren Anfänge verſetzen [1]):

Phädria. Was thun ich nun? Wird ich auch noch nit gan, ſo ich unbegerend (ultro) bin berieffet? Oder will ich mich alſo ſtellen, daß ich der Buhlerin Schmachheit nit verdulde? Sie hat mich usgeſchloſſen. Sie beriefft mich wieder. Werd ich wiederumb hingan? Nain — ob ſie mich flehnete (obsecret).

Parmeno. Bei Hercle, ſo iſt nuntz fordrer noch ſterckers, ob du das thun mocht. Aber wirdeſt du das anfahen und nit wißlich volbringen, ſo Du es nit erleiden mocht; in ungemachten Friede wirdeſt unberieffet zu ir kummen, erzäigende ſie lieb haben — und din abweſen nit mügen erleidenn: dann iſt es beſchehen, du biſt verdorbenn, ſie wird dich verachten, wann ſie dich überwunden ſicht.

Phädria. Darum ſolt du aber und aber gedenken, dywil die Zyt iſt.

Parmeno. Herr, welche Ding nit Rat, noch Maaß in yn haben, die macht (magſt) du durch Rat nit regieren. In der Lieb ſind dieſe Laſter alle: Schantwort, Arckwon, Veintſchaft, Fridſatz

[1]) L. Meiſter, „Beiträge zur Geſchichte ꝛc.", I, 192.

(Aussöhnung), Krieg, dann wider Frid. Willt du die ungewissen Ding durch Vernunft gewiß machen, so wirstu nit mer thun, wann daß du flyßig syest, wie du mit Vernunft mügest unsinnen (insanias). Und da du nun zorniger mit dir selbst betrachtest: solt ich die? die den? die mich? die nit? laß nun, ich wolt lieber sterben. Sie muß entpfinden, was Manns ich sye. Bei Herkle, diese Wort alle wirt ain falsches Zehrlin, das sie die Ougen reibende kum mit Gewalt herustrucket, gestillen. Und wirdest dann dich selber schuldigen und zu Buß erbieten.

Der erste vollständige Terenz erschien 1499. Nythart's Eunuch ist mit unbedeutenden Abweichungen in ihn aufgenommen und das Uebrige zeigt dieselbe Unbeholfenheit. Es fließen vollständige lateinische Constructionen ein, wie ich schätze also werden sprechen den Vater opinor dicturum patrem. Viele sehr gewöhnliche Ausdrücke sind gar nicht verstanden. Es heißt z. B. quid exsequar was werd ich ausfolgen, operam dare Fleiß geben, paululum obsoni ein wyntzig Schlaftruncks, quasi necesse sit, si huic non dat, te illam uxorem ducere, als wäre noth, wenn ers dem nicht giebt, dich zu einer Hausfrauen führen ꝛc. Zu diesen Greueln kommen zahllose Druckfehler. Jeder Scene ist ein Holzschnitt beigegeben. Die Figuren stehen leblos mit gesenktem oder seitwärts erhobenem Kopf und schwebender Hand, und die Gesichter haben alle die gutmüthige Beschränktheit der Heiligenbilder. Selten entdeckt man ein Lächeln oder einen lebhaften Gestus.

Den ganzen Terenz bearbeitete auch Valentin Boltz von Ruffach 1539, ebenfalls leider aufs Trefflichste referirend. Gottsched findet ihn weit gewandter; doch zeigt ihn die in Meister's Beiträgen abgedruckte Stelle ebenso roh wie seine Vorgänger. Sie fühlten ihre Unverständlichkeit und fügten Glossen hinzu, welche den Text etwas deutlicher umschreiben. Die Andria von Joh. Agricola aus Eisleben 1544 scheint nur für die Schule gemacht. Er beginnt: Poeta dieser Fabeln Meister, cum primum appulit animum im Anfang, da er ihm hat fürgenommen, ad scribendum Komödien zu beschreiben, credidit, hat ers nicht anders gemeint, dari sibi ihm sei befohlen und aufgelegt, solum id negotii allein darauf am meisten Gedanken und Fleiß zu legen, ut placerent daß sie nicht mißfallen sollten, populo euch allen lieben Herren, quas fabulas fecisset seine Bücher, die er gemacht und gedichtet hätte.

Boltz versprach seine Uebersetzung, wenn man sie zur Aufführung benutzen wollte, zu reimen. Dies wäre ohne Zweifel in einer Hinsicht von Nutzen gewesen, da der Reim eine wörtliche Ueber-

tragung unmöglich machte und der Verfaſſer ſich des Rechtes, verſtändlich zu reden, ungehindert bedienen konnte. In dieſer Weiſe hatte ſchon 1535 der Magiſter Heinrich Ham die Andria und den Eunuch bearbeitet. Indeſſen zeigen wenige Verſe, daß der freiere Gang eine völlige Umſchmelzung bewirkte. Pamphilus ſtellt ſich (Andr. II, 5) auf Davus' Rath bereit, ſich von dem Vater die Gattin wählen zu laſſen. Der Vater iſt überraſcht, da er eine Weigerung vorausgeſehen und gewünſcht hat.

Pamph. Neque istic, neque alibi tibi erit usquam in me mora.

Dav. Ommutuit.

Dieſe wenigen Worte lauten bei Ham:

Pamph. Ja lieber Vater, das ſoll ſein,
Schickt Ihr uns nur gut Bier und Wein.
(Heimlich zu Davus:)
Und wenn mich nun der Teufel beſchieß,
Und er die Petz herführen hieß
Und ließ mirn ſchmieren an die Hand?
Schau Dave, wie wir ſind ang'rannt,
Ich hab's geſagt mit freiem Muth,
Es mag nun werden bös odr gut.

Dav. Ach ſchweig, lieber Herr, was gelt,
Er wußt nicht, was er ſagen ſöllt,
Da er von dir die Red vernahm
Und ging davon in großer Scham.

Wir haben nun die Schulverſion, die treue proſaiſche Uebertragung und die gereimte Umſchreibung kennen gelernt; unter dieſe Gattungen mögen ſich alle die zahlreichen Ueberſetzungen bringen laſſen, welche ohne Unterbrechung bis in das folgende Jahrhundert fortgehen. Da die Verzeichniſſe weder bei Ebert, noch bei Gottſched und Degen übereinſtimmen und vollſtändig ſind, will ich eine Zuſammenſtellung hinzufügen. Man darf annehmen, daß die gereimten Bearbeitungen immer auch zur Aufführung beſtimmt waren. Dahin gehört eine deutſche Hecyra, welche durch Dr. J. Muſchler 1535 (?) auf dem Rathhauſe zu Leipzig geſpielt wurde; ob ſie von ihm verfaßt iſt, läßt Gottſched unbeſtimmt. Am beliebteſten waren von Terenz die Andria und der Eunuch. Beide wurden von El. Steph. von Buchaw 1554, der Eunuch von Joſua Loner 1586 und die Andria von Mich. Babſt von Rochlitz 1590 übertragen und zwar ſämmtlich in Verſen. Von dem letzteren führt Ebert eine Ueberſetzung des ganzen Terenz an 1596, Gottſched kennt außer der Andria nur eine Rithmologia in die ſechs Komödien T.,

darin eines jeden Actus und Scenä ſummariſcher Inhalt neben vielen nothwendigen Lehren der Jugend zum Unterricht 1590 und 1596. Den ganzen deutſchen Terenz in artigen und künſtlichen Reimen von Joh. Episcopius ſetzt Gottſched in das Jahr 1566, Ebert erſt 1568. In Proſa war in dieſem ganzen Zeitraum nichts erſchienen als die Schulverſion der Andria und des Eunuch von Ste. Riccius 1586 [1]).

Im 17. Jahrhundert beginnt ein neuer Cyklus von Ueberſetzungen, die ſämmtlich durch Ratich's Reformen im Schulunterricht veranlaßt wurden [2]). Es wird jetzt nicht mehr für die Bühne gearbeitet; man wählt auch nicht mehr Verſe, ſondern befleißigt ſich, bei dem Hinblick auf die Ausbildung der deutſchen Sprache, einer fließenden Proſa. Die erſte dieſer Ueberſetzungen, welche „zur Lehrart" Cöthen 1620 von der Fruchtbringenden Geſellſchaft beſorgt wurde, war die beſte. Schon 1623 folgten der ſtudirenden Jugend zum Beſten, die lateiniſche Sprache deſto beſſer und füglicher zu erlangen, die ſechs Freudenſpiele in gute, reine [3]), übliche deutſche Sprache verſetzt durch Mch. Meiſter zu Halle. Die Ueberſetzung von Dav. Höſchel und Matth. Schenck 1624 und die von Rhenius 1627 kehrten wieder zu dem Tone der eigentlichen Schulverſion zurück, die wir bei Agricola kennen lernten. Die freien Umſchreibungen und die Verdoppelung des Ausdrucks zeigen, wie eifrig man ſich bemüht, den Sinn recht zu treffen und fließend zu reden. Der Geſchmack ſcheint indeſſen nicht viel feiner geworden. Riccius überſetzte aus dem Eunuch (II, 3): quodnam quaeso hercle doch um Gottes willen, was iſt das für ein Geſchenke, obsecro ich bitte dich um Gottes willen, illumne inhonestum hominem will er ihr den unflätigen Laur ſchenken, quem mercatus est heri den er geſtriges Tags gekauft hat, senem welcher ein alter Hund iſt, mulierem und ein rechter weibiſcher Kerl iſt. — Dem entſpricht bei Höſchel und Schenck Folgendes: Hem ſehe einer, repudiatus nachdem man mich hat ausgeſetzt oder (genug verkleinert, verachtet und ausgericht hat) geſchupfft; repetor ſo kommt man wieder an mich, quamobrem wie wollt es anders zugehen. Von Rhenius' unglücklichen Verſuchen in elegantem Deutſch gaben wir bereits oben bei Cicero ein Beiſpiel. Wir müſſen ſolche Stellen

[1]) Die Andria von Lymberger, welche Gervinus (III, 76) mit 1614 bezeichnet, gehört wol nicht in dieſe Periode, da Gottſched ſie unter 1674 anführt.

[2]) Vgl. K. v. Raumer, „Geſchichte der Pädagogik", II, 21.

[3]) Bei Gottſched ſteht unrichtig in gute reim.

im Gedächtniß behalten, wenn wir das Verdienſt des Opitz, welcher von allen dieſen Naivitäten frei iſt, richtig ſchätzen wollen. Mehr gerühmt wird der Terenz des Ratichianer Joh. Kromayer, Superintendenten zu Weimar 1626 [1]), ebenfalls in Proſa, doch behielt die Cöthen'ſche Ueberſetzung von 1620 den Preis und man fand ſie noch 1691 zu einer neuen Auflage geeignet.

Damit war Terenz nach einer ungemeinen Ausbreitung wieder in die Schule zurückgekehrt, von der er ausgegangen. Für die Volksbühne war ſeine Komik zu matt; ſie wurde doppelt gelähmt durch die ſteife und breite Sprache der Ueberſetzer, doch mochte man immer noch an der complicirten Fabel und an der bunten Welt ſeine Freude haben. Alles ward jedoch in Schatten geſtellt durch Plautus. Seine Menächmen und die Bacchides in der Ueberſetzung von Albrecht von Eyben 1511 ſind das Höchſte, was dieſe ganze Seite der Literatur darbietet. Wiederholte Auflagen und die Benutzung der Menächmen von H. Sachs und J. Ayrer beweiſen, daß dieſe Ausſaat zu keimen begann, und wäre ein entſchiedener Einfluß der alten Komödie möglich geweſen, es hätte gewiß nicht jener Schwarm der Terenze, ſondern der Plautus des Albrecht von Eyben ihm Bahn gebrochen. Jetzt nützte indeſſen dieſer Fund der Volksbühne ſehr wenig. Eybe's Sprache iſt nicht nur verſtändlich, ſondern allenthalben ſicher und lebhaft. Sie athmet den frohen Muth der Komödie. Er beherrſcht ſeinen Dichter. Nirgends in dem Grade abhängig, daß er Bedenken trüge, was nur dem Römer verſtändlich war, fortzulaſſen, iſt er in ſeinen Aenderungen und Zuſätzen wieder auch höchſt beſcheiden. Man kann ſich nicht genug daran erfreuen, mit welcher Feinheit er den Volksdialekt des Plautus nachbildet. Für jene Peniculus, Menächmus, Soſicles, Erotium, welche damals die deutſche Zunge kaum nachſprach, hat er ſeinen Hayntz, ſeinen Lutz den Fremden und Lutz den Rechten, die Barbe ꝛc. Immer ſind ihm Bilder aus dem Volksleben zur Hand; er weiß mit ihnen die fremden Phraſen zu erſetzen, er ſtreut ſie ein, auch wo Plautus ſie nicht hat. Man wird ſich eine Scene aus dem ſehr ſelten gewordenen Buche gefallen laſſen und einen Vergleich mit Plautus nicht bedauern.

Bacch. I, 2 emancipirt ſich ein munterer Jüngling mit köſtlicher Frechheit von der Aufſicht ſeines Hofmeiſters, um den Mädchen Geſellſchaft zu leiſten. Der Schulmeiſter Götz ſtraft ihn, wie folgt:

[1]) Er iſt der Ungenannte bei Gervinus, III, 76. Vgl. Freiesleben's „Nachleſe zu Gottſcheb", S. 24.

Götz. Lentz, ich bin dir lang heimlich nachgangen und hab gewartet, wo du hin willst, und als ich sehe, so möcht ein Karthäuser (Lycurgus) an den Enden verführt werden. Sag bald, wo willst du hin mit solchem Muth, mit diesem Kleid, mit solcher Hochfahrt und mit solchem Umgeug (? pompa).

Lentz. Dahin.

Götz. Wie dahin? wer wohnet da?

Lentz. Es wohnt da Liebe, Wollust, Venus, Freud, Schimpfscherzen, Spiel, süße Red, Halsen und Kussen. (Amor, Voluptas, Venus etc.)

Götz. Was Heiligen sind das, was Gemeinschaft hast du mit solchen verfluchten Heiligen? (cum diis damnosissimis.)

Lentz. Das sein böse Menschen, die frommen Leuten übel reden und du redest auch übel den Heiligen; wahrlich du thust nit recht.

Götz. Ist auch ein Heilig, der da heißet Halsen und Kussen?

Lentz. Hast du das nie gewisst? O Götz, du bist fürwahr ein grob Mensch; ich wollt wähnen, du wärst weiser denn Salomon (Thales), so bist du der größt Narr, der da lebt, und bist so alt und weißt noch nit, wie die Heiligen heißen.

Götz. Wie dem Allem, mir gefällt nit das Kleid, das du anhast.

Lentz. Man hat es nit gemacht, daß es dir gefallen soll, sondern es soll mir gefallen.

Götz. Du spotteſt mein; ja und hättest du zehen Zungen, so sollt du doch stillschweigen deinem Schulmeister.

Lentz. Sicher Götz, es ist nicht ein jegliches Alter gut zum Schimpf; ich gedenk jetzund mehr, wie ich hab ein guten Koch, der das Mal zubereite.

Götz. O Lentz, ich sehe wol, es ist alle Mühe und Arbeit an dir verloren, was ich dich je Gutes hab gelehrt.

Lentz. Da hab ich (auch) mein Müh verloren, dir zuzuhören, so du dein Müh hast verloren, mich zu lehren; dein Lehrung ist weder dir noch mir zu nutz kommen.

Götz. O du verfluchtes Mensch!

Lentz. Schilt mich nit, Götz; schweig still und geh mit mir zu den Frauen.

Götz. Sieh ein Mann zu, du heißt mich Götz und nit Schulmeister?

Lentz. Es ist nit ziemlich, so ich bei den Frauen bin und half und kuß sie, daß du gegenwärtig seiest als ein Schulmeister, sonder als ein Götz und gut Gesell.

Götz. Wird das dein Mahl ſein, Halſen und Kuſſen?

Lentz. Ich hoff es, aber es ſteht zu Gott.

Götz. Und wirſt du bei dir haben deinen Buhlen?

Lentz. Ja, ſo du es ſehn wirſt, wirſt du es glauben.

Götz. Wahrlich, es geſchicht nit; ich laß es nit zugehn; ich will es deinem Vater offenbaren.

Lentz. Thu das nit, Götz, willſt du dich hüten vor Uebel.

Götz. Wie ſagſt du, hüten vor Uebel?

Lentz. Ja, ich bin deiner Ruthen entwachſen (iam excessit mihi aetas ex magisterio tuo).

Götz. O Höll (barathrum), wo biſt du, daß du mich nit verſchlingeſt! ich hab länger gelebt, dann mir lieb iſt ꝛc.

Die Menächmen wurden nochmals 1570 von Jon. Bitner überſetzt, damit man ſähe, daß des hochverſtändigen Plauti Komödien viel ein ander Werk ſeien, als die Menächmen von H. Sachs, der die fürnemſten Schimpfreden, läſterlichen und wunderlichen Irrthumb und ſchönſten Sprüch und Lehr vergißt und auslaßt, welche doch der Komödie ein rechte Geſtalt, Schein und Glantz bringen. Sonſt ſind von Plautus nur noch die Aulularia in Reimen durch Joachim Greff von Zwickau 1535 (nach Leſſing nicht mißlungen), ferner die Captivi durch Heyneccius 1582 und der Amphitruo durch Wolfhart Spangenberg 1608 überſetzt [1]). Die griechiſchen Dramatiker mußte man in naturgemäßem Gange ſich erſt durch lateiniſche Nachbildungen näher rücken. Für Ariſtophanes war vornehmlich Nic. Friſchlin thätig. Deutſche Ueberſetzungen von einzelnen Stücken mag es gegeben haben, da die Nachahmungen von H. Sachs und J. Ayrer darauf hinweiſen. Sonſt ſind die Nubes von Fröreiſen 1613 als der einzige Verſuch vor Goldhagen (ſeit 1767) bekannt. Sie wurden zu Straßburg aufgeführt, doch ſcheint die deutſche Ueberſetzung nur die erſten Scenen vollſtändig gegeben zu haben. Von Euripides ſind nur zwei Dramen überſetzt, die Iphigenia Aul. durch jenen bei Terenz genannten Paſtor Mich. Bapſt von Rochlitz 1584 und die Hecuba durch Wolfh. Spangenberg. Der letztere überſetzte auch 1608 den Aias des Sophokles nach dem Latein des jüngeren Scaliger, deſſen Aiax lorarius 1587 zu Straßburg mit artigen Zuſätzen agirt worden [2]). Sonſt wagte man ſich an die griechiſchen Dramatiker und auch an Seneca nicht vor dem Ende des 18. Jahrhunderts, und nur Opitzens Antigone und Troja-

[1]) Leſſing, X, 187.

[2]) Gottſched, „N. Vorrath", I, 164.

nerinnen liegen dazwischen, zu deren Würdigung man eine Stelle aus Spangenberg's Ajax im Auge behalten mag:

Jetzt seh ich o Ulysse mein,
Wie du oft so weidmännisch fein
Der Spur nachgehst und sorgsam bist
Vorzukommen des Feindes List.
Ich treff dich recht an hie im Feld
Bei des Ajacis Schiffsgezelt
In der Armaden Hinterhalt,
Da seh ich, wie du dergestalt
Nachgründest und nimmst wohl in Acht
Die Fußtritt, so erst sind gemacht. ꝛc.

Sechzehntes Capitel.

Hans Sachs. Auch der Bürgerstand bildet sich an der alten Literatur. Der sittliche Gehalt in den Dichtungen des H. Sachs. Der Umfang seiner Lectüre. Seine Poesie ist in allen Gattungen didaktisch. Die epische Richtung: Fabel und Beispiel. Die allegorische: Personification. Die dramatische: das Kampfgespräch (nach Xenophon und Lucian) und das eigentliche Drama. Stoffe aus der alten Literatur. Art der Behandlung. Nachbildung antiker Dramen. Jacob Ayrer und der Verfall der Volksbühne. Ob die Humanisten ein nationales Drama im Keime erstickt oder doch seine Ausbildung vernachlässigt.

Das Fastnachtspiel und Terenz bezeichnen die beiden Hauptäste des Dramas. Beide entspringen von einander unabhängig aus besonderen Quellen; sie laufen nur gleichzeitig neben einander hin. Zwar einzelne Annäherungen konnten nicht fehlen; wie die Humanisten zuweilen eine volksmäßige Fabel aufgriffen, so erhob sich das Volksdrama zur Behandlung ernster und historischer Stoffe: aber von einer Einsicht in den Kunstbegriff der Gattung kann nirgends die Rede sein.

Jene relative Erhebung der Volksbühne wird durch H. Sachs (1494—1576) vertreten. Ein Blick auf seine Werke führt uns aber weit über das Drama hinaus und nöthigt uns zum Abschluß der Periode noch einmal die sämmtlichen Richtungen der damaligen Literatur und ihr Verhältniß zum Alterthum zu durchlaufen. Wir haben nämlich weniger die Schriften eines einzelnen Mannes vor uns als die Literatur eines Zeitraums; H. Sachs ist nicht ein Individuum, sondern ein Stand. Der ganze Antheil der Bürger an der damaligen literarischen und ästhetischen Cultur, was sie durch Vermittelung der Humanisten von der alten Literatur an geistiger Aufklärung, an sittlicher Festigkeit, an historischen Kenntnissen,

praktischer Verständigkeit und poetischen Anschauungen erhielten, das Alles würde sich ohne H. Sachs unserer näheren Betrachtung entziehen. Ihm aber war es gegeben, das Vereinzelte in sich zu sammeln, das Unklare mit Sicherheit aufzufassen und der Bildungsmasse, welche nach allen Seiten hin das Wesen und Treiben des Bürgerstandes durchströmte, eine Sprache zu geben. Er versuchte die Receptivität mit der Production zu verbinden und sich so über dem Wasser zu halten. Wie er dadurch selbst seinen Genossen über das, was sie in dunkelm Drange bewegte, zur Aufklärung verhalf und ihnen zur Beherrschung des unermeßlichen Lernstoffes feste Haltpunkte darbot, so besitzen wir in seinen Schriften ein umfassendes Bild von der geistigen Erhebung, für welche sich mit ihm der ganze Bürgerstand empfänglich zeigte.

Auch hier bestätigt sich zunächst wieder die Wahrnehmung, daß das ganze Zeitalter im Grunde keine poetische Bedürfnisse kannte, sondern die überlieferten Reste des dichterischen Ausdrucks nur zur Behandlung von Gegenständen verwendete, die in den Bereich des Verstandes gehören. Man kann daher weder H. Sachs, noch die Meistersänger und den Bürgerstand überhaupt auf die Dauer aus einem ästhetischen Gesichtspunkte zu Ehren bringen. Unsere Wieland und Göthe täuschten sich, indem sie eine Persönlichkeit, die allerdings in ihrer idyllischen Naivetät geeignet war, die Dichter anzusprechen, für einen Dichter nahmen, als ob jeder gute Christ nothwendigerweise auch ein guter Prediger sein müßte. Daher konnte es trotz des Enthusiasmus für H. Sachs zu keiner neuen Ausgabe seiner Werke kommen, und es regen sich nun von manchen Seiten Widersprüche, die uns verleiten könnten, das kleine Capital von wirklich dichterischen Anschauungen und Empfindungen, welches H. Sachs denn doch besaß und mit großem Fleiße anlegte, zu gering anzuschlagen. Wahrer und dauernder ist allerdings das Lob, welches H. Sachs wegen seiner Gesinnung beanspruchen darf. Alle seine Erzeugnisse, welchen Namen sie führen mögen, gehören zur moralischen Didaktik und es ist zunächst auf den Schatz von Lebensweisheit zu achten, welcher für alle der gemeinsame Inhalt ist. Die Sophrosyne, die Gesundheit des Sinnes und des Gefühls, welche ihn selbst veredelt und ihn zugleich antreibt, auf die Veredelung der Zeitgenossen hinzuwirken: dieses stille sittliche Feuer ist die Muse, welche H. Sachs zum Dichter machte. Es wäre mindestens einseitig, wollte man behaupten, daß Alles, was H. Sachs von ächter Humanität in sich trug, durch die vertrautere Bekanntschaft mit der alten Welt in ihm angepflanzt worden.

Denn die Bibel begann seit der Reformation ihre sittliche Macht mit aller Jugendfrische zu entfalten und der deutsche Charakter trieb von selbst in dem neuen Sommer frische Zweige hervor. Wol aber darf nicht übersehen werden, daß jener innige Bund, welchen die Humanisten mit den Reformatoren geschlossen, selbst in der Sphäre des schlichten Bürgers sich wiederfindet. Es eröffnete sich eine wahre Gymnastik der sittlichen Lebensbetrachtung, wenn hier die Meinungen der alten Philosophen einen Vergleich mit den christlichen Lehren forderten, dort wieder die tausend edeln und schlimmen Vorgänge, welche die Geschichtschreiber und die Dichter des Alterthums überlieferten, nach dem moralischen Momente erwogen und auf die Zustände der Gegenwart angewendet sein wollten. Der Blick auf die reiche Lebensentfaltung eines ganzen Weltalters befähigte zunächst den allgemeinen Begriff der Sittlichkeit durch die verschiedensten Verhältnisse hindurchzuführen. Wenn sonst das Lehrgedicht in den Kunstperioden vornehmlich daran leidet, daß es sich von der Erfahrungswelt abwendet und nur reflectirt, so bewirkt hier der Geschichtsstoff des Alterthums, daß die didaktische Volksdichtung stets von dem Concreten ausging und die Mannichfaltigkeit des Factischen brachte von selbst eine solche Fülle sittlicher Ansichten und Lehren hervor, daß in der That kaum Etwas unberücksichtigt bleibt, was in dem Gesichtskreise des Bürgers Raum findet. Es würde vergebens sein, diesen Reichthum erschöpfen zu wollen. Dem Reiche und den Ständen, Geistlichen und Laien, allen Volksklassen, Männern und Frauen, dem Alter und der Jugend ruft H. Sachs, durch die Vielseitigkeit der Beispiele geleitet, in tausend Beziehungen zu: ist irgend eine Tugend, irgend ein Lob, dem jaget nach! Vornehmlich hält er den Blick auf dem Hause fest. Hier weiß er den Segen der stillen Eintracht, des Fleißes und der Ordnung, des weisen Regimentes über Kinder und Gesinde recht fühlbar zu machen. Was uns in allen diesen Dingen so wohlthuend anspricht, das ist vornehmlich der Geist der Zucht. Nach ihm ordnen sich im Gemüthe des Einzelnen die Wünsche und Entschlüsse, nach ihm bestimmt sich der Wechselverkehr in den kleinen und großen Kreisen der Gesellschaft. Trotz ihrer Strenge ist diese Zucht aber weit entfernt von der steifen Ehrbarkeit des späteren Bürgerstandes, vielmehr verknüpft sich mit der Sicherheit eines geordneten Wandels die lauterste Freude am Dasein. Wenn Göthe nach seiner naiven Eigenheit vornehmlich durch die volksthümliche Kraft und Unmittelbarkeit des Schaffens an diesen Sohn der Natur gefesselt wurde, so war es der reine Lebensgenuß, was Wie-

land zu ihm hinzog; denn es mußte dem vergrämten und verwöhnten Culturmenschen die Kunst, auf allerlei Weise glücklich zu sein, als ein beneidenswerthes Gut erscheinen. Erfährt man hier, wie H. Sachs mit rüstigem Jugendmuth die Länder durchwandert, sich bald an der Pracht der Städte und Schlösser erfreut und mit klugem Blick das Treiben der Menschen durchdringt, bald in den einsamen Gebirgen mit weicher Sentimentalität auf die Sprache der Schöpfung lauscht; wie er heimgekehrt, seine Werkstatt, seinen Herd als ein wahrhaft freier und sein eigener Mensch in Besitz nimmt; wie er sich hier an der Feierlichkeit der Singschule erbaut, dort mit munteren Genossen seine eigenen lustigen Fastnachtspiele aufführt, wie er sich dann in den Mußestunden an den Wundern der Vorwelt berauscht, die ihm seine Bücher zuführen, wie er in glücklicher Beschränktheit sich dieses weite Reich der Phantasie unterwirft und in edler Strebsamkeit für seine Mitwelt ausbeutet; wie er ungestört durch die Launen der Kritik, vielmehr mit wachsendem Ruhme rastlos liest und rastlos schreibt, bis ihn das Alter überschleicht; wie er endlich in der Einsamkeit seines Gartensaales, eine weiße Taube an Gestalt und Herzenseinfalt, über seinem mit Gold beschlagenen Buche die späten Lebenstage dahinträumt: so ist dies ein Lebensgang, der Wieland eine aufrichtige Thräne abnöthigte, denn er sah hier gewonnen, wonach er stets gestrebt und was ihm stets entging.

Jener Reichthum der sittlichen Lebensbetrachtung hat nun bei H. Sachs, wie nicht anders zu erwarten steht, sehr oft mehr Breite als Tiefe. Er konnte weder Philosoph noch Historiker sein; daher ist es natürlich, daß er die bedeutendsten Ereignisse und Personen nicht selten nur nach dem kleinsten Maßstabe der Hausmoral beurtheilt. Nicht anders macht er es mit den tiefsinnigsten griechischen Mythen. Ein Orest, der zwischen Vater und Mutter hingestellt, in schauerlichen Kämpfen den Widerspruch zu beseitigen hat, daß er an Der, die ihm das Leben gab, zum Mörder werden, daß er ruchlos handeln muß, um fromm zu sein, ist ihm gar keine ungewöhnliche Erscheinung. Wie komisch wäre es, wenn hinter Aeschylus' Agamemnon oder hinter Shakespeare's Hamlet, wie am Ende seiner Klytämnestra ein Ehrenhold lehren möchte: der Ehemann soll sich häuslich halten, die Frau nicht die Treue brechen, der Priester keine Weiber verführen, der Ehrenmann einen Waisen retten und der Sohn des Vaters eingedenk sein. Wir würden jedoch sehr irren, wenn wir dem Dichter keine weiteren Blicke zutrauten. In dieser Beziehung findet sich bei Gervinus eine meister-

hafte Charakteristik, zu der die Grundzüge aus den voluminösen Schriften des H. Sachs mit großem Scharfblicke und gewissenhaftem Fleiße gesammelt sind. Wir ersehen, wie der Dichter mitten in dem Strudel des Weltwirrwesens feststeht in dem Frieden seiner schönen Stadt, seines Hauses, seines Herzens. Wie er, während Andere durcheinander rennen, erbärmlich klagen, verbittert und ungestüm toben und wüthen, mit klarem Blicke und überlegener Besonnenheit die tolle Wirthschaft durchmißt, ohne an der inneren Kraft und Ständigkeit der Welt irre zu werden. Hier deckt er, mit Luther verbunden, die Entartung des Pfaffenthums auf und die tausend Misbräuche des alten Götzendienstes, dort streitet er mit Hutten für die Rechte des Menschen und des Volkes. Er überblickt den politischen Verfall des Reiches, das Verderben aller Stände, welches ihn herbeiführt: die Tyrannei der Fürsten, die Raubsucht der Geistlichen und des Adels, die Ränke der Juristen, die Frechheit der Soldaten. Er sieht den Bürger selbst dem Trug und aller Ueppigkeit verfallen. Der Bauer, ehemals schlicht, gerecht und fromm, ist nun durchtrieben und verrucht, hartmäulig und ungehorsam. Dem gegenüber entdeckt er zu seinem Erstaunen in der alten Welt so viel gesunden Sinn, so viel sittliche Stärke: da übernimmt er für das Volk die Rolle seines Lieblings, des treuen Eckhart. Tag für Tag forscht er in den Schriften, um dem Volke eine Reihe herrlicher Lebensbilder vorzuführen, um an Anderen die Frevel der Zuchtlosigkeit zu strafen und ihr Ende zu zeigen. Ein Fabius sucht bei ihm das Mittel, mächtig zu werden. Aber Cäsar gesteht, daß dann nicht nach Ehre und Billigkeit zu fragen sei, sondern Gewalt, List und Trug seien die Mittel, die ihn erhoben; doch der Gewinn war ein Leben voll Unruhe und ein früher Tod. Auch Crassus lehrt, man werde nicht durch Frömmigkeit reich, sondern durch Wucher und Betrug. Dafür gehört nicht er, sondern ein Numa, ein Valerius Publicola zu den Männern, welche in Wahrheit Macht und Glück besessen. Wie der Einzelne seinen persönlichen Charakter an den Einzelnen aufrichten sollte, so hebt der Meister für die Städte und das Reich den Gemeinnutz hervor, den Sinn für die Respublica, den Inbegriff aller Bürgertugend. Die Philopömen, welche die Burgen der räuberischen Zwingherren brechen, sind seine theueren Helden und er seufzet mit einem Blick auf den deutschen Adel: o selig wär' auch deutsches Land zu preisen!

Macht dieser sittliche Gehalt in H. Sachsens Schriften einen höchst achtbaren Kern aus, so zwingt uns der Zweck unseres Unter-

nehmens auch die schwächere Seite, die Darstellung, zu betrachten, denn wir haben es weniger mit den sittlichen Einflüssen der alten Literatur zu thun, als mit den künstlerischen Verhältnissen. Noch immer kommt es nicht einmal zur Beachtung mechanischer Formgesetze, viel weniger zu einer höheren Auffassung der antiken Poesie. Man fordert von dem Alterthume nur Stoffe und verwendet sie theils nach ihrem sittlichen Gehalte, theils zur Veranschaulichung einer Lehre. So dienten auch unserem Meister zu seinen didaktischen Zwecken Historia, Mythologia, Fabula und die Sprüche der Alten gar sehr in seinen Kram. Man ist überrascht, wenn man mit einem Blicke die Autoren übersieht, welche H. Sachs gelesen. Beschränken wir uns auf die alte Literatur und wählen wir nur die wichtigsten, so ergibt sich doch eine nicht unbedeutende Zahl. Vorzüglich behagten ihm die Geschichtschreiber, unter ihnen am meisten Plutarchus, sein herrlicher Historiographus, dann Diodor (in der Heidenwelt des Herold 1554) und Livius (in der von Schöferlin und Wittig 1505 begonnenen Uebersetzung), ferner Herodot, Justin, Xenophon, Herodian (alle vier in Boner's Uebersetzung), Sueton (von Polychorius 1535) u. A. Oft sind auch die Genealogia Deorum von Boccaz benutzt und seine Lateinischen Erzählungen aus der alten Welt vom widerwärtigen Glück und von den durchleuchtigen Weibern. Von den Philosophen war ihm wieder Plutarch der liebste, demnächst Seneca, Cicero und Xenophon. Ferner beschäftigte er sich fleißig mit Lucian, dem Liebling des Zeitalters, und mit Plinius' Naturgeschichte. Die Dichter treten zurück. Die Dramatiker, selbst Terenz, sind wenig benutzt. Mehr scheinen ihn die Epiker angezogen zu haben. Die Ilias kannte er nur aus Dictys und den Romanen des Mittelalters, die Odyssee dagegen, für die er eine besondere Vorliebe kundgibt, aus dem ächten Homer (durch Schaidenreisser 1537). Ebenso bereiten ihm die Metamorphosen Ovid's (von Wickram 1545) die angenehmste Unterhaltung. Virgil (von Murner 1515) wird dagegen selten genannt. H. Sachs arbeitete unmittelbar aus den Uebersetzungen, die ihm selbst seltene Autoren, wie Theophrast und Cebes, zugänglich machten, und man kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß ihm befreundete Humanisten Manches nur mündlich mitgetheilt. Einzelne Schwierigkeiten, wie wenn einmal ein Autor falsch citirt ist, die Bearbeitung bedeutend von der Quelle abweicht oder ein älteres Jahr trägt als der Druck der Uebersetzung, oder wenn endlich z. B. zu Hero und Leander Musäus genannt ist, von dem man keine Uebersetzung aus dem 16. Jahrhundert kennt, was

auch von dem Plutus nach Aristophanes gilt, wären allerdings noch zu beseitigen.

Die lebendigste Thätigkeit entwickelten die Uebersetzer im zweiten Viertel des Jahrhunderts und dem entsprechend fallen H. Sachsens reichste Ernten in den Zeitraum von 1540—63. Er las bald in diesem, bald in jenem Autor, und was ihn ansprach, machten die Verse zu seinem Eigenthum. Welche von seinen Lieblingsformen der Darstellung er wählte, bestimmte weniger die Eigenheit des Stoffes als die Laune, und alle seine Dichtungen sind darin gleich, daß erst das historische Material überliefert wird und dann die Nutzanwendung in einem moralischen Beschlusse folgt.

Die Grundrichtung seiner poetischen Operation war demnach von der Fabel entlehnt, und so fällt auch die Benutzung des Steinhöwel'schen Aesop zum Theil schon in frühere Jahre. Reflexionen über eine Sentenz, die ihm die alten Philosophen darboten, kommen im Grunde selten vor, wiewol das Moralisiren ihm eine Herzensangelegenheit war. Er befriedigte diese Neigung lieber in den Anhängen und es fehlt daher meistens nicht an einer concreten Vorlage. An die Fabeln schließt sich eine unabsehbare Reihe von Erzählungen, vorzüglich aus den Jahren 1562 und 1563. Hier bereiten ihm die Historiker, die Epiker und die Mythographen einen rechten Christmarkt. Wir begegnen wieder dem Beispiel, dem Mittelpunkte der ganzen Volksliteratur. Manches ist aus den katholischen Legenden, aus den Speculis und Promtuarien, Anderes aus den morgenländischen Novellen entlehnt, das Meiste jedoch aus der alten Literatur.

Eine größere Selbständigkeit zeigt sich in der zweiten Hauptgattung, die nach ihrem allgemeinen Charakter die allegorische zu nennen ist. Den Uebergang bilden (nicht der Zeit, doch der Sache nach) die Berichte aus Plinius. Die Beschreibung ersetzt die Erzählung, der Vergleich bringt die Moral hinzu. Der Kuckuk hat die Eigenschaften eines Heuchlers, der Panther die des Tyrannen ꝛc. Wir haben an seinem Orte erwähnt, daß beim Hinschwinden des epischen Geistes die Beschreibung und die Allegorie sich als ein Ersatz einfinden. Die neulateinischen Dichter und die späteren Minnesänger schufen sich durch die Personification eine Mythologie. Die Humanisten folgten ihrem Beispiele. Mit der Holzschneidekunst kam ein ganzer Cyklus personificirter Tugenden unter das Volk. Die gepreßten Pergamentdeckel der alten Drucke zeigen uns noch oft als volksmäßige Verzierungen die Cardinaltugenden der Heiden und die der Christen, an deren Stelle dann auch die Bilder

der neuen Heiligen, des Luther, Melanchthon, Erasmus treten. Mit dem lateinischen Namen Probitas, Nequitia, Veritas ꝛc. erschafft sich H. Sachs eine Menge ethischer Gottheiten. Dazu kommen die Frau Milde, die Frau Einigkeit ꝛc. der Minnesänger und außerdem bedient er sich der alten Olympier. Vornehmlich mochte ihn das Bilderwesen zu seinen Schilderungen anregen. Er setzt bisweilen erst ein vierzeiliges Epigramm unter den Namen der Tugend, welche das Thema seines Gedichtes ist, wie sie unter der Figur der Holzschnitte standen, und dann folgt die weitere Ausführung. Den reichsten Stoff gewähren natürlich immer die alten Götter mit ihren Attributen, Mars, Venus, Mercurius, Fortuna ꝛc. Demnächst construirt er allegorische Haine, Grotten, Paläste und Tempel, in denen die Gottheit mit ihrem Hofgesinde verweilt. Die Grundzüge sind von den alten Dichtern entlehnt. Die weitfliegende Fama beschrieb er schon frühe nach Virgil (1534), den Neid und sein Haus nach Ovid (1548). Anziehend sind die Einleitungen. Gewöhnlich berichtet er, wie er in seinen Wanderjahren auf einem einsamen Wege hinschreitend, in eine Wildniß gekommen, wo das grüne Laub, die Blumen und Kräuter, die frischen und klaren Wasserbrunnen, der Abendglanz, die vorüberschlüpfenden Thiere ihm Herz und Sinne gefangennehmen, und wenn er nun weit entfernt von dem Treiben der Welt, zwischen Denken und Träumen dahinzieht, so öffnet sich plötzlich der Wald; er betritt den mythischen Bezirk und entdeckt nun, was ihm die Tradition oder der dichtende Verstand von Sinnbildern vorführt. J. Grimm erschienen diese Eingänge so frisch, daß er bei den Personificationen des H. Sachs in einzelnen Zügen noch nachzuckende Gestalten selbst der deutschen heidnischen Zeit erkennen wollte [1]). Mit den Minnesängern trifft H. Sachs in der That zusammen. So läßt sich z. B. Konrad von Würzburg von der Frau Wildigkeit (Aventure) in einen Wald zum Throne der Gerechtigkeit führen. Sie ist von einer Menge schöner Tugenden umgeben. Die ächte Kunst erscheint in zerlumptem Gewande ꝛc. [2]) Der Tanhuser erbaut sich für seine Leiden ein allegorisches Haus und umgibt sich mit entsprechenden Figuren. Hiebei erinnert v. d. Hagen an ähnliche Vorstellungen in der nordischen Mythologie [3]). Es ist aber überhaupt die Allegorie, als die Sphäre einer nicht völlig erschlossenen Epik, uns

[1]) „Mythologie" (II) S. 847.

[2]) v. d. Hagen, „Minnesänger" IV, 725.

[3]) Das. IV, 425.

wesentlich eigen und so mag dieser tiefgehende Zug sich auch bei H. Sachs verjüngt haben. Nicht selten hat er, nachdem ihn die Lectüre am späten Abende gefesselt, allegorische Visionen. Er träumt nicht immer angenehme Vorfälle; am Morgen ist er dann froh, die peinigenden Eindrücke loszuwerden und der moralische Beschluß ergeht sich in edeln Vorsätzen.

Die dritte Darstellungsform ist die dramatische. Zu ihr leitet der Dialog über, wie ihn H. Sachs unter dem Namen des Kampfgespräches ausbildet. Er ist in einer Beziehung noch nahe mit jenen allegorischen Schilderungen verwandt. Denn auch hier gibt es zuerst eine Einleitung, die ganz in der eben bezeichneten Weise die Scene beschreibt. Dann treten zwei Redner von entgegengesetzter Farbe auf, meistens personificirte Wesen oder auch antike Gottheiten. Ihre Gestalt, Gebärde und Kleidung deuten auf den Charakter. Darauf suchen das Gute und das Böse, die Wahrheit und der Schein, das Nützliche und Schädliche im Gespräche einander den Rang abzugewinnen und der Dichter, oft selbst in einer passenden Maske, z. B. als Waldbruder, fügt endlich die Entscheidung und die Paräneſe hinzu. Das Schema entlehnte H. Sachs von dem Hercules des Prodicus, den er 1556 nach Xenophon bearbeitete. Auch Lucian's Dialoge schwebten ihm vor, doch nur in den allgemeinen Umrissen; denn für die negative Ironie war hier keine Stätte und die Feinheit der Behandlung entzog sich den ungeübten Blicken. Bisweilen schließt er sich ganz enge an jenen Hercules. Auf seiner Wanderschaft kommt er z. B. im Thüringer Walde an einen Scheideweg. Unschlüssig legt er sich unter einen Eichenbaum und die Augen gehen ihm zu. Da erscheinen zwei Weiber, die eine im schlichten Gewande, die andere gleich einer Buhlerin geschmückt. Frau Schalkheit und Frau Frümbkeit disputiren mit einander; sie unterstützen ihre Beweisführung durch viele Beispiele aus der heiligen und aus der weltlichen Geschichte. Der Wanderer erwacht und findet den Spruch des Diogenes bestätigt, daß Jedermann der Frommheit den Preis gibt, aber Niemand ihr folge, wiewol nach Plutarch die gute Sitte das beste Heiratsgut ist. Auf diese Weise verhandelt er die Processe zwischen Kühnheit und Geduld, Zorn und Sanftmuth, Hoffart und Demuth, Wolluſt und Ehre, Virtus und Fortuna, Frau Armuth und Plutus [1]) ꝛc.

---

[1]) Gleichzeitig mit der Komödie Pluto 1531 und aus dem Streite der Penia und des Chremylus in Aristoph. Plutus hervorgegangen. Einzelne Entlehnun-

Einst wird er ungehalten über das herbe Zipperlein. Ein Geist führt den Dichter in die Spaera der klaren Luft an Jovis' Thron, wo die Götter Rath halten. Venus, Bacchus und Plutus klagen über die Ungenügsamkeit der Menschen, Jupiter über das schlechte Regiment auf Erden. Keine Plage kann sie zur Ordnung bringen; Mars wetzt sein Schwert umsonst, da die Schlacht nur die Knechte und Bauern fresse; vertheuert Ceres ihre Gaben, so trifft es auch nur den Armen, und wenn Saturn die Pestilenz sendet, so hilft sich der Reiche mit Flucht und Arznei, und es gehe wieder nur über den armen Mann und die unschuldigen Kinder. Jupiter fürchtet, die Frechheit und Praktik werde wachsen, bis man mit dem Steigzeuge gar in den Himmel dringt. Neptun erbietet sich nun mit einer Fluth, Phöbus mit einem Weltbrande zu helfen. Doch findet der Allvater das zu hart. Da räth Minerva, die Herzen durch Krankheiten zu purgiren. Merkur versammelt im Götterſaale das ganze Heer derselben. Der Dichter erschrickt über die gräßlichen Gestalten und ist endlich mit seinem Zipperlein wohl zufrieden, das ihm Haupt und Herz freilasse, das Leiden zur inneren Läuterung zu benutzen, und endlich auch unverhofft weiche. Ein andermal beruft Jupiter die Götter, um zu ermitteln, warum die Menschen nicht alt werden. Die Parzen messen der Juno die Schuld bei, weil sie so ungleiche Paare oder gar Kinder vermähle, woher ein wüstes Haushalten entspringe. Juno entgegnet, nicht sie, sondern Venus sei zu schelten. Nun spricht Klotho mit Bitterkeit über die Raserei der Liebe, welche das Herz aufzehrt, zu Schand und Laster treibt, ja die rechte Pforte zum Tode sei. Venus will unverklagt bleiben, da Bacchus es sei, der jeder Leidenschaft zu Hülfe komme und sie ausbrüte. Dieser vertheidigt sich wieder gegen die Parzen: er wende den Kummer und erquicke Herz und Mark; nicht er, sondern Plutus verkürze den Menschen das Leben, da er sie zur Unmäßigkeit verführe. Lachesis beklagt nun die Tyrannei des Geldes, die Arglist und Tücke der Gierigen, welche stets ihr Leben aufs Spiel setzen, oder gar es dem Henker lassen. Plutus fühlt sich jedoch ebenfalls rein: nicht das Geld bringe Verderben, sondern der unruhige, muthwillige und ungenügsame Geist, der den Menschen rastlos zum Gewinne reizt und ihm jedes mörderische Mittel empfiehlt: darum sei Mars zu verklagen. Der Kriegsgott weiß

---

gen und ihre Reihenfolge zeigen, daß H. Sachs den Autor vor sich hatte; doch kennt man keine Uebersetzung und gegen seine Gewohnheit nennt er keine Quelle.

für sich nur anzuführen, daß er nicht so schlimm wie Saturn sei, der mit seinem pestilenzischen Duft selbst Weiber und Kinder tödte. Saturn behauptet indessen, daß ihn die Laster der Menschen dazu berechtigen. Atropos seufzt über diesen unauflöslichen Knoten von Ursache und Wirkung, fordert aber doch, daß Jupiter jene sechs Götter entsetze. Das ist nun bedenklich, da räth Minerva, die Virtus auf die Erde zu senden. Dann werde mit den alten Sitten auch die alte Lebenskraft wiederkehren. Virtus weigert sich; die Menschen seien zu verkehrt, sie sei neulich ihrem Hasse kaum entronnen und möge nichts vergeblich wagen. Jupiter fährt in grimmem Zorne auf und schleudert seinen Donnerstrahl hinab, daß die Erde erdröhnt. Der Poet erwacht, um die Erscheinung zu beherzigen. Diese Kampfgespräche gehören zu den besten der Art, welche man etwa nach Lucian benennen könnte.

Der Wunsch, solchen Processen und Disputationen eine größere Anschaulichkeit zu geben, veranlaßte die Unterbreitung einer Begebenheit, die Einführung mehrer Personen, welche theils die Partheien verstärkten, theils als Diener, Räthe, Beisitzer beschäftigt wurden, und mit dieser Aufnahme des epischen Momentes näherte sich das Kampfgespräch noch mehr dem Drama. Ein vortreffliches Beispiel der Art ist die Komödie, darin Pallas die Tugend und Venus die Wollust verficht, 1530. Man wird sich ihrer aus dem Capitel von der Mythologie erinnern, wo wir den Inhalt und den Gang der Darstellung bereits angegeben.

Dichtungen, welche man mit größerem Rechte zu den Dramen zählen könnte, entstanden nicht durch eine gründlichere Ansicht oder durch eine weitere Ausbildung des Kunstvermögens, sondern durch die glücklichere Wahl der Stoffe. Die geschichtlichen Gegenstände, in welchen der Verlauf von selbst eine Verwickelung, eine Katastrophe und eine Auflösung vorzeichnete, brachten es mit sich, daß hier wenigstens die allgemeine dramatische Construction nicht zu verfehlen war. Viele Stoffe wurden aus dem Alterthum entlehnt. Die Odyssee reizte, die Rhapsodie von der Circe 1550 zu behandeln und die Irrfahrten des Ulysses 1555 (richtiger die Heimkehr und den Freiermord). Nach den romantischen Iliaden ist die Zerstörung Trojas 1554, nach Ovid und anderen Mythographen Klytämnestra 1554, Alceftis 1555, Perseus und Andromeda 1558 ꝛc. bearbeitet. Hieran schließt sich eine Reihe historischer Schauspiele, z. B. Lucretia 1527, Virginia 1530, Camillus und der Schulmeister von Falerii 1553, Cyrus 1557, Alexander M. 1558, Arsinoe 1559, Romulus und Remus 1560, Kleopatra und Antonius 1560 ꝛc.

Andere Dramen entſprangen aus Anekdoten und moraliſchen Erzählungen, wie Dionys und Damokles, Klinias und Agathokles 1555 ꝛc.

Alle dieſe Sachen verdienen keine umfaſſende Analyſe. Es iſt immer nur nach einem ungefähren Wechſel von Erzählung, Dialog und Vorgang der hiſtoriſche Stoff überliefert. H. Sachs hat auf dieſelbe Weiſe die halbe Bibel in Dramen verwandelt. Er hütet ſich, irgend ein Moment dramatiſch zu entfalten, ſondern hält ſich ganz ſtreng an den Text, wobei er nie fragt, ob die Darſtellung eines Factums räthlich oder auch nur möglich iſt. Bei der Paſſion Chriſti z. B. wird der Heiland auf der Bühne gekreuzigt, den Schächern werden mit den Kolben Arme und Beine zerſchlagen, ihm ſelbſt die Seite durchſtochen ꝛc. H. Sachs dachte hier an eine wirkliche Aufführung; denn er merkt an, jener leinene Kolben ſoll in rothe Farbe getunkt ſein. Es ſind durchaus alle dramatiſchen Erforderniſſe ſo gut wie gar nicht berückſichtigt. Jeder Charakter iſt nur in den roheſten Umriſſen kenntlich und niemals die Darlegung eines pſychologiſchen Prozeſſes verſucht. Agathokles z. B. wird ein ernſter Philoſoph, wenn ihm Klinias Vorſtellungen macht; er wirft den Seneca weg, ſobald die Verführer nahen. Die Epiker des Mittelalters beſchäftigten ſich ſo eifrig, wenn auch am unrechten Orte, mit der Entfaltung des bewegten Gemüthes. Schade, daß ſich ihre Kunſt nicht vererbte. Wie dürftig erſcheint z. B. H. Sachs, wenn man ſeine Komödie, wie die Königin Perſones den Philoſophen Ariſtoteles reitet, mit der alten Erzählung [1]) vergleicht. Hier iſt die Geliebte Alexander's ein ſo leichtfertiges, ſchlaues und raſches Mädchen, daß man ihr gleich anmerkt, ſie werde ihren Plan, den Sittenprediger auf eine eclatante Weiſe zu beſchämen, durchführen. Der ehrbare Philoſoph, welcher ſich Zaum und Sattel gefallen laſſen und das kindiſche Mädchen auf dem Rücken tragen ſoll, wird dort durch die Aufregung der Sinnlichkeit ſo allmählich zu dem unphiloſophiſchen Benehmen geführt, daß uns die Verirrung ganz natürlich ſcheint. H. Sachs gibt nichts als die äußeren Momente der Begebenheit: Alles bleibt abenteuerlich und widerlich. Wie kein Charakter entwickelt iſt, ſo finden ſich keine Handlungen motivirt. Ja der ſceniſche Entwurf ſelbſt iſt ſo roh, daß auf die poetiſche Wahrſcheinlichkeit nirgends Rückſicht genommen, daß eine Concentrirung des

[1]) In Müller's Sammlung.

Stoffes nirgends versucht wird. Alexander ist im ersten Acte noch nicht geboren, im zweiten 18 Jahre alt und so geht's in rascher Folge fort bis zu seiner Vergiftung. Man findet nicht leicht einen tieferen Gedanken oder ein bewegteres Gefühl. Alles erstirbt in der Eintönigkeit der Knittelverse. Selbst die äußeren Vorgänge sind ohne Lebhaftigkeit geschildert. Wird eine Schlacht geliefert, so heißt es: her, her, her, dran, dran, dran. Dem Dichter liegt nichts weiter am Herzen, als die moralische Nutzanwendung, mit der er stets beschließt. Das beste von diesen antiken Dramen scheint der Perseus zu sein. Hier war es den dürren Reimen nicht ganz möglich, die hochromantische Wildniß der Fabel zu lichten. Der Heros, welcher mit dem Haupte der Gorgone durch die Luft fliegt; Andromeda in Ketten am Felsen, das Meerwunder, die Versteinerung der Fürsten ꝛc.: das Alles redet auch ohne Sprache. Hier erkennt man selbst einen Anflug von naturwahrer Herzlichkeit in der Scene, als der Vater die Tochter in Fesseln legt, und diese mit Resignation, doch auch mit Schmerzen die Götter anruft und der Welt Ade sagt. Ein Fortschritt in den Versuchen ist nirgends wahrzunehmen; höchstens könnte man ihn darin finden, daß der Dichter allmählich den Muth gewinnt, größere Massen zu behandeln. Die frühesten Arbeiten Lucretia 1527 und Virginia 1530 sind die allerdürftigsten Skizzen, in welchen auch kein Wort überflüssig ist, wenn man nur den Vorgang verstehen will. H. Sachs fühlte vermuthlich gar nicht das Bedürfniß einer Fortbildung in der Behandlung. Er arbeitete unglaublich rasch; oft hat ihm eine ganze Woche hindurch jeder Tag ein langes Gedicht gebracht, bisweilen mehr als eins. Von antiken Dramen hat H. Sachs die Menächmen, den Eunuch und den Plutus bearbeitet. Die Jokaste muß man hier nicht mit Gottsched anführen. Sie nennt „Ovid, Boccaz und Andere" als ihre Quellen, aber keine alte Tragödie. Wenige Blätter umfassen die Vorgänge von der Geburt des Oedipus bis zum Tode seiner Söhne Joriſtes und Floriſtes [1]). Oedipus, in demselben Acte Wickelkind und nach einer Minute Feldherr der Korinthier, erschlägt den Laios, welcher die Pheniker anführt, im Gefechte. Von dem Eunuch des Terenz ist nur ein welkes Blatt geblieben. Am treuesten hat H. Sachs den

[1]) Die bei Gottsched abgedruckten Stellen, nach welchen Jokaste einen Zwerg bei sich hat und einen verliebten Marschalk abfertigt, gehören nicht zu diesem Drama, sondern zu dem, welches in der Folioausgabe 1570, Bd. 2 auf die Jokaste folgte. Er hat ein Blatt überschlagen.

Plutus copirt, namentlich in den Scenen, welche die Handlung entwickeln. Da hingegen, wo Ariſtophanes eine Pauſe macht, um in anſcheinend müſſigen Digreſſionen ſeinem anmuthigen Humor zu genügen, wird der ehrbare Meiſter ſehr ſparſam. Die Menächmen enthalten einige Namen aus Eybe's Ueberſetzung, leider aber auch nichts weiter. Hier iſt nicht nur keine Spur von jenem lebhaften Dialoge, ſondern es iſt auch jede feinere Motivirung fortgelaſſen und man erhält nur einen dürftigen Schattenriß der Vorgänge. So ſehr gebrach es ſogar an Befähigung zur Reproduction, während in England das anſcheinend unverbeſſerliche Luſtſpiel des Plautus durch Shakeſpeare eine höhere Vollendung erhielt. So lange bei uns die dichteriſchen Kräfte in dem Grade fehlten, daß ſelbſt eine Vorarbeit wie die Eybe'ſche Ueberſetzung überſehen oder verſchlechtert wurde, konnten die alten Poeten, bei aller Anſtrengung der Humaniſten, nichts helfen, denn ſie bilden nur und das Schaffen iſt eine Gabe von oben.

Einen wunderbaren Gegenſatz zu jenen welken und geiſtloſen Dramen bilden die Faſtnachtſpiele. Kleine Züge aus dem Hausleben, die Naivetät und die Traulichkeit des Verkehres führen uns gleich aus der Scheinwelt der Lectüre zur Natur. Hier lacht uns überall die volle Luſt der Faſtnacht entgegen, ſie ſteigert ſich (wie in der Rockenſtube, im Naſentanz) bis zur Trunkenheit. Der geiſtige Taumel verbindet ſich mit dem phyſiſchen und kann nicht gut in etwas Anderem culminiren als in einer Prügelſcene. Hier fehlt es weder an vollem friſchen Witze, noch ſelbſt an feiner Beobachtung und Gewandtheit. Mit welcher Wahrheit iſt z. B. der Krämerkorb behandelt. Herr und Frau ſitzen bei Tiſche. Der Knecht ſollte Wein holen und bleibt lange aus. Er kommt endlich und erzählt, ein zerlumpter Krämer und ſeine Frau, die über Land zogen, hätten geſtritten, wem es zukomme, den Korb zu tragen; es ſei von Worten zu Schlägen gekommen. Dieſer Vorfall habe ihn aufgehalten. Gleich nimmt die Hausfrau Partei für das Recht der Weiber, der Hausherr vertritt die Würde ſeines Geſchlechtes. Es wiederholt ſich derſelbe Zank, die Anwendung derſelben letzten Rechtsmittel. Der Knecht kann die Narrheit nicht begreifen. Nun kommt die Köchin hinzu. Sie befragt ihn, worüber die Herrſchaft in Unfrieden gerathen, zum erſten Male in ſieben Jahren. Sie hört die Urſache und meint denn doch, ſie hätte in Stelle der Krämerin ebenfalls den Korb nicht getragen. Heintz muß natürlich dieſen Trotz und Dünkel widerlegen und unverhofft eröffnet der Kochlöffel das dritte Gefecht. Wie viele vortreffliche Stoffe kamen

aus den morgenländiſchen Novellen in Umlauf, wie viele entſprangen aus der Mitte des Volkes, das ſeine junge Freiheit 100 Jahre lang in Saturnalien genoß. In dieſen Kreiſen iſt H. Sachs zu Hauſe. Muntere Geſellen und Dirnen, verſchalkte Bauern, weibiſche Männer, ränkevolle und herriſche Weiber, Eulenſpiegel u. dgl. verſtand er vortrefflich zu zeichnen, nur nicht Heroen und Heroinen. In welchem Verhältniſſe die Dramen Jacob Ayrer's (1570—89) zur antiken Welt ſtehen, muß ich nach Gervinus angeben, da mir bei der großen Seltenheit ſeines Opus theatricum ihn aus eigener Anſicht kennen zu lernen nicht möglich iſt. Dem Stoffe nach gehören zum Alterthum ſeine älteſte Römiſche Geſchichte in einer Folge von fünf Tragödien nach Livius, und Theſeus' Sendung nach Kreta. Ueber ſeine Bearbeitung der Menächmen und eines Stückes des Ariſtophanes erfahre ich nichts Näheres. In einem komödiſchen Prozeß gegen die Göttin Podagra erſcheint Priamus auf Krücken, Ulyſſes mit verbundenem Kopfe und Achilles hat das Chiragra. Sie haben H. Sachs zum Anwalt, Petrarca im rothen Talar vertheidigt das Podagra [1]). Ein Anſchluß an die dramatiſche Darſtellung der Alten findet bei Ayrer noch weniger ſtatt als bei H. Sachs. Er wurde, wie es ſcheint, nicht einmal mehr von der ſittlichen Würde des Alterthums getragen und ging zu den ganz uncultivirten Volkspoeten über, die endlich durch die Bekanntſchaft mit den engliſchen Komödianten manche friſche poetiſche Momente erhielten, aber die Form verwildern ließen und ebenſo den Geſchmack, indem ſich das Tragiſche auf blutige Greuel, das Komiſche auf die Luſt an Verkleidungen, Prügelſcenen ꝛc. richtete und ſomit das letzte Kunſtgefühl in der rohen Sinnlichkeit erſtickte.

Noch immer dürfen wir die Behauptung nicht zurücknehmen, daß trotz der weiten Verbreitung des Terenz und des neulateiniſchen Dramas eine Verſchmelzung mit Dem, was zur Volksbühne zu rechnen iſt, gar nicht ſtattgefunden, ſondern daß vielmehr beide Hauptgattungen unabhängig neben einander fortgingen. Man entnahm dem Alterthum nichts als die Stoffe. Einzelne Dramen von Terenz und Plautus wurden bearbeitet, aber der ganze Gewinn an techniſcher Bildung beſchränkte ſich auf die Einführung des Prologes und auf die Eintheilung in Acte und Scenen, wozu vielleicht auch eine größere Regelmäßigkeit in der Anordnung des

[1]) Bouterweck, IX, 470.

Stoffes kam. Die Chöre, welche mitunter angewendet sind, scheinen bald eine vage Tradition aus dem Antiken, bald ein Nachklang der lyrischen Einlagen in den alten Mysterien gewesen zu sein. Der Ludus Dianae von Celtes 1502, in welchem die Donaugesellschaft dem Kaiser Maximilian ihre Huldigung darbringt, rühmt seine Verdienste nur in lyrischen Rhapsodien und Chören. Als frühes Beispiel einer innigen Verschmelzung des Chores mit der Komödie ist Reuchlin's Henno wichtig. Else vermißt ihre Ducaten; der Chor philosophirt über den Glückswechsel und preist dem sorgenvollen Reichthum gegenüber den frohen, hoffnungsreichen Muth des Armen und seine Frömmigkeit. In ähnlicher Weise schließen sich die Strophen über die Gaben der Musen und die Kniffe der Juristen an den Inhalt der Scenen. Hegendorf begleitet seine Fabel in dem oben erwähnten Drama mit Versen über die Kinderzucht und mit bacchantischen Liedern. Lemnius ergötzte sich in der Monachoporнomachia an Catullischen Eroticis. Für Dramen ernsten Inhaltes erfand man ebenfalls Passendes. In Frischlin's Phasma stehen Chöre contra haereses, preces pro magistratu contra Anabaptistas, pro agnitione veritatis, contra Papam et Papistas, Christus cum suis, Satanas cum suis (die beiden letzten deutsch). Auch Venus und Dido haben Chöre, doch verknüpfen sie meistens nur die dialogischen Scenen durch eine lyrisch gefärbte Erzählung. Einige enthalten allerdings Reflexionen. In der Venus beschließt der Chor den zweiten Act, als Aeneas dem Sturm entgeht, mit einer Horazischen Ode quem vultu patrio Jupiter aspicit. Im vierten Act schildert er den Wechsel der res secundae und res adversae mit Horazischen Bildern. Ein Chor in der Dido, welcher die Gewalt der Liebe erwägt, erinnert an die berühmten Strophen in der Antigone. Die deutschen religiösen Dramen nahmen oft Choräle auf und das Volksschauspiel, noch besonders durch die englische Komödie dazu angeregt, vergnügte sich an Buhl- und Trinkliedern, woran sich die ersten Erscheinungen des Singspieles knüpfen. Eine Vergleichung mit dem Chore der Alten ist hier natürlich in keiner Beziehung statthaft. Sonst wird noch hervorgehoben, daß Joh. Cringiger 1555 und Paul Rebhun den Versuch gemacht, in ihren Chören und im Dialog statt der bloßen Sylbenzählung einen prosodischen Tonfall in die Verse einzuführen. Doch betraf dies Verdienst nicht das Drama, sondern nur die Metrik, und auch diese Reform nahm ihren eigentlichen Anfang erst mit Opitz.

Gesteht man nun, daß die Einflüsse des antiken Dramas auf

die Volksbühne nur unbedeutend waren, so werden die Humanisten doch von zwei entgegengesetzten Seiten angegriffen: die Einen behaupten, sie hätten mit dem Wenigen schon zu viel, die Anderen, sie hätten viel zu wenig gethan. Jene weisen darauf hin, daß die Bekanntschaft mit der alten Literatur überhaupt und hier die Pflege des humanistischen Dramas im Besonderen einen äußerst schädlichen negativen Einfluß ausgeübt. Sie habe uns die nationale Sage entfremdet, sie habe die besten Köpfe verleitet, die Volksbühne aufzugeben; das Alterthum habe uns in der Zeit, welche den letzten und einzigen günstigen Augenblick zur Heranbildung eines Nationaltheaters darbot, um diesen Vortheil gebracht und der ganzen Zukunft das wichtigste Erbe entzogen. Dies Alles, wie ich glaube, mit Unrecht. Der Blick auf Shakespeare regt unsere tiefste Sehnsucht auf; der Anflug von ironischem Humor, welcher sich seit den Mysterien her in der Vermischung tragischer und komischer Elemente kundgibt, scheint es zu bestätigen, daß wir auf dem Wege waren, ein Shakespeare'sches Drama zu gewinnen. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt und der Schmerz darüber verleitet zu bittern Ausfällen gegen das Alterthum. Obgleich indessen in England die äußeren Zustände eine Nachblüthe des romantischen Ritterthums begünstigten, die historische Volksballade und die nationale Geschichte zu einem großen dramatischen Gemälde verschmolzen (was uns Alles mangelte): so ist doch Shakespeare nicht das Product der Vergangenheit oder seiner Zeit, seine Kunst nicht der Gipfel eines besonderen nationalen Bildungsganges. Es nimmt vielmehr die neue poetische Cultur in England, wie sie von dem Nationaldrama ausströmt, mit ihm ihren Anfang; sie ist sein Geschöpf, nicht er das ihrige. Unsere H. Sachs und Ayrer behandelten, ungestört durch die Humanisten, Rhapsodien der Heldensage und Volksmärchen, wie Sigfrid, Tristan, Melusine, Fortunat ꝛc.; sie wählen mit Shakespeare dieselben Geschichten aus der alten Welt, dieselben italienischen Novellen. Der Unterschied ist der, daß dort ein eminenter Geist eine neue Welt erschafft, während man hier sein Dasein von den Resten der alten fristet.

Auf der anderen Seite billigt man, daß die Humanisten sich die Cultur der alten Welt anzueignen suchten; man beklagt nur, daß sie ihre Bildung und ihr Talent nicht mit Energie und Hingebung auf die Veredelung der Volksbühne verwendet. Es ist aber eine Täuschung, wenn man diese Bildung hoch anschlägt und wenn man unter den Humanisten irgend Jemand zu finden meint, der mit einem Schatten Shakespeare's zu vergleichen wäre. Unsere

Dramatiker, ſelbſt Friſchlin und Naogeorg, waren gegen ihn trockene Versmacher; ja die neulateiniſche Lyrik hat wenig Erträgliches, wenn man ihr nimmt, was ſie dem Alterthume ſchuldig iſt. Was die Humaniſten zu Stande brachten, iſt überdies der deutſchen Literatur nicht entgangen. Die meiſten ihrer Dramen ſind überſetzt, zum Theil von den Verfaſſern ſelbſt. Unter ihnen verſuchten ſich auch ausgezeichnete Männer wie Heyneccius und vermuthlich Naogeorg in beiden Sprachen. Ferner liegt von Anfang an dem lateiniſchen Drama ein deutſches zur Seite, welches ihm in Allem entſpricht und zumal in der jüngeren Zeit der Zahl nach überlegen iſt, und beide zuſammen machen unſere Commedie erudite aus. Sie verſcholl jedoch ohne durchgreifende Wirkung, aber nicht deshalb weil ihr Verſtändniß eine dem Volke unerſchwingliche Bildung vorausſetzte, ſondern weil ſie ſo wenig dichteriſche Elemente enthielt. Darum wurde auch das deutſche humaniſtiſche Drama von der Volksbühne verdrängt, die ſich als ſelbſt kein H. Sachs mehr auftauchte, der Unpoeſie der Eruditen und zugleich ihren Anſprüchen auf ſittlichen Takt und gemeſſene Formen widerſetzte, bis ſie eine Tragödie voll Schlächtereien und ein Luſtſpiel voll grober Poſſen übrig behielt.

Tieck bemerkt [1]): „Wenn wir uns die Blüthe Nürnbergs, des reichen Mittelpunkts Deutſchlands in damaliger Zeit, denken, in ſchöner Freiheit, von Fremden aller Stände beſucht, von Künſtlern und wohlhabenden Bürgern erfüllt, in welchem ein Theater, wenn auch nur einen ſchwachen Anfang genommen hatte, und wir ſehen nun, daß bei allen dieſen günſtigen äußeren Umſtänden dennoch keine deutſche Bühne entſtand, daß keine Dichter ſich fanden, daß kein Wetteifer verſchiedener Talente eintrat, daß vielleicht im Publicum ſelbſt das Bedürfniß zum Theater nicht lebendig wurde, und daß die Sprache, ſtatt ſich zu heben, ſank, und viel unbedeutender und platter wurde, ſo zeigt ſich wiederum, daß es nicht genügt, eine ſchöne Kunſt zu pflanzen und ihr von außen Gedeihen zu ſchaffen, um ſie zur erquicklichen Frucht zu erziehen, ſondern daß tauſend ſichtbare, wie unſichtbare Urſachen zuſammentreffen müſſen, um eine wahre Schule der Kunſt und Poeſie hervorzubringen, die alle ihre Kräfte entwickelt.“ Daß dieſe tauſend Urſachen zurückgedrängt wurden, lag ſicherlich nicht in der Erneuerung

[1]) In der Einleitung zum „Deutſchen Theater“, Bd. I, S. XVI.

der claſſiſchen Studien; es lag daran, daß die Zeitbewegung überhaupt nicht durch ein äſthetiſches Bedürfniß erweckt und geleitet wurde, ſondern daß, wie wir oben ausführlich nachgewieſen, die Humaniſten mit Allen, welche ſich an dem Alterthume zu einer höheren Bildung erhoben, berufen waren, auf anderen Gebieten zu wirken. Daher verſagte das Schickſal unſerem Vaterlande ein dichteriſches Genie; daher erhielt die wuchernde Kraft eines Fiſchhart die Unform zur Begleitung. Wir ſollten, was die Poeſie betrifft, den weiten und mühſamen Weg des äſthetiſchen Bewußtſeins, der Kritik, der Schulübung betreten, bis uns nach Jahrhunderten der Genuß der freien Production verſtattet ward.

Vierte Periode.

(Das 17. und die erſte Hälfte des 18. Jahrh.)

Die antike Poeſie als Muſter für die Form mit der Beſchränkung auf das Techniſche. Die ſtoiſch-chriſtliche Moral als Kern der Humanitätsbildung. Der frivole Anakreontismus.

Siebenzehntes Capitel.

Man beginnt die antike Poeſie nicht mehr ausſchließlich nach dem Inhalte, ſondern auch nach den Eigenheiten der Darſtellung zu betrachten, doch bleibt man lange bei den techniſchen Formen ſtehen, ohne nach dem Weſen des Schönen zu fragen. Die Poetik des Scaliger. Opitz ſucht die lateiniſche Poeſie der Humaniſten durch eine gleichartige deutſche zu erſetzen. Er findet in der Volksdichtung keinen Anhalt, doch ermuntern ihn verwandte Beſtrebungen in Deutſchland und in der Fremde. Die Idee des Schönen liegt fern und er ſucht der Poeſie ihren Werth durch die Würde des Inhaltes zu ſichern.

Nicht nur ſeine Zeitgenoſſen, ſondern ein ganzes Jahrhundert hat Opitz als den Schöpfer unſerer neuen Poeſie gefeiert. Seitdem wurden ſeine Schwächen immer nachdrücklicher hervorgehoben, und wenn ſich auch ſelbſt in neueren Zeiten eine Stimme mit Billigkeit über ihn ausſprach, ſo lautet jetzt doch das allgemeine Urtheil über ihn ſo ungünſtig, daß er nicht als der Schöpfer, ſondern eher als der Verwüſter unſerer poetiſchen Cultur daſteht. Natürlich wird es Niemand mehr in den Sinn kommen, ſeinen Reimen einen großen poetiſchen Gehalt beizulegen. Wenn aber nicht zu leugnen iſt, daß der Weg der Kunſtübung einmal beſchritten werden mußte, weil wir die künftige höhere Vollendung unſerer Poeſie weit minder dem genialen Productionstriebe als der bewußten Einſicht verdanken ſollten, wenn es ferner der naturgemäße Gang jeder Kunſtübung mit ſich bringt, daß ſie mit der Ausbildung der

Elemente beginnt, so ergibt sich leicht, daß wir nicht berechtigt sind, die sogenannten Poeten von Opitz bis Gottsched hin nach dem Maßstabe neuerer Erkenntnisse zu beurtheilen und sie dafür zu verdammen, daß sie mit gutem Willen und nicht ohne ernste Bemühungen nur Das leisteten, was ihre Aufgabe war. Wir finden fast sämmtliche Träger der poetischen Cultur des nächsten Jahrhunderts gar nicht auf dem Gebiete der Dichtkunst, sondern nur in den Kreisen der technischen Formbildung. Ihre Gedichte sind nur Beispiele zu den kritischen Gesetzen, die sie auffanden und systematisch ordneten, und was Einzelne sonst, nicht von poetischem Inhalte, jedoch von reiferer Weltbetrachtung, verständigen Ansichten und innerem Gemüthsleben in die technischen Paradigmen hineinlegten, das ist fast als eine freiwillige Zugabe zu betrachten. Es ist wahr, daß sie selbst nicht mit solchen bescheidenen Ansprüchen auftraten, aber die neue Kritik hat deshalb kein Recht, sie zu bemüthigen, da sie Das, was damals als das Erstrebenswerthe erkannt werden konnte, vollständig leisteten.

Der Gewinn, den das Antike der deutschen Poesie zugeführt, bestand größtentheils nur in materiellen Entlehnungen, indem man bald die Schöpfungen der Phantasie als bildsamen Sagenstoff, bald auch das geistige und sittliche Element des Alterthums meistens in der Verbindung mit poetischen und historischen Beispielen hinüberführte. Jetzt beginnt man auf die Formen der Darstellung zu achten. Die neulateinische Poesie hatte dieses Stadium der Bildung bereits zurückgelegt, und es waren auch in der deutschen, wie uns namentlich das Drama zeigte, einige mittelbare Einflüsse schon im 16. Jahrhundert bemerkbar. Jetzt sollten die deutschen Dichter sich zu dem Standpunkte der Humanisten erheben. Die antike Poesie ward nunmehr nach technischen Gesichtspunkten durchforscht, doch blieb die lebendige Welt ihres Innern natürlich noch jedem Blicke verschleiert. Die Grundlage der Bestrebungen bildete ein kritisches Werk, welches jenen Fortschritt von dem Stoffe zu der Form vermittelte, aber über dieselbe auch nicht hinausführte. Der ältere Scaliger brachte die Poesie der Alten in die bequeme Form einer Kunstlehre, und wir müssen seine Poetices libri septem 1561 genauer kennen lernen, weil sie uns deutlich kundgeben, was unsere Kritiker und Dichter bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in der alten Poesie suchten und wahrnahmen. Scaliger bemüht sich, ein unermeßliches Material zu bewältigen. Der Historicus, das erste Buch, zählt alle Arten und Unterarten der scenischen, epischen, lyrischen und didaktischen Poesie auf, welche von den

Griechen und Römern ausgebildet worden. Was nun eigentlich das Wesen der Poesie sei, wird nicht ganz übergangen, und man könnte mit der Erklärung, wenn sie richtig aufgefaßt und geltend gemacht wäre, zur Noth auskommen. Er sagt: Hanc poesim appellarunt propterea, quod non solum redderet vocibus res quae essent, verum etiam quae non essent, quasi essent, et quo modo esse vel possent vel deberent, repraesentaret. Hierin wäre die Berechtigung der Phantasie, die Nothwendigkeit des Ideales und der naturgetreuen Darstellung nicht verkannt, aber Scaliger selbst lenkte von der weiteren Ergründung seiner Andeutungen ab. Er verliert sich gleich in die einseitige Bestimmung, daß die Poesie ganz in der Nachahmung (des Wirklichen) bestehe und mit dieser Nachahmung ihren höchsten Zweck, das docere cum delectatione erreiche. Ebenso werden nirgends die Dichtungsgattungen nach ihrem Wesen begrenzt. Die Komödie ist ihm ein poema dramaticum, negotiosum, exitu laetum, stylo populari, die Tragödie eine imitatio per actiones illustris fortunae, exitu infelici, oratione gravi metrica. Dann beginnt sogleich die Arbeit des rastlosen Sammlers. Die Species des Dramas, seine Theile, die verschiedenen Classen der dramatischen Charaktere, nach Geschlecht, Alter, Stand, Maske, der Vortrag, die Musik ꝛc., Alles wird vollständig aufgezählt, und der flüchtige Blick durchläuft alle Kammern und Winkel des Gebäudes, ohne weder den organischen Plan noch seinen lebendigen Einheitspunkt zu entdecken. Liber II, qui et Hyle, handelt von der Materie der Dichtkunst, nicht von ihrem Inhalte, sondern die Versfüße, Metra und Rhythmen, die sorgfältig registrirt sind, gelten für das Material, welches sie bearbeitet. Das dritte Buch, die Idea, nennt die Personen und die Dinge als Gegenstand der poetischen Nachahmung. Scaliger bleibt auch hier bei seiner unerquicklichen logischen Manier. Was nützt die Erörterung der Fragen, worin die Substanz des Menschen zu suchen sei, welche Eigenschaften dem Körper allein, welche der Seele allein zukommen, was die Natur in ihm ausprägt, welche Stellung ihm die Verhältnisse geben ꝛc. Ein zweiter Abschnitt fordert von dem vollendeten Dichter, der durch Lehren und Ergötzen den Preis erwerben soll, die Tugenden der prudentia, varietas, efficacia und suavitas. Die Klugheit werde sich vorzüglich bewähren in der Kenntniß der Natur oder der Physiologie, indem der Dichter mit dem Laufe der Gestirne, mit den Eigenthümlichkeiten der Jahres- und Tageszeiten, mit der Zahl der Winde, dem Charakter der Thiere und der Menschen bekannt sein muß, die z. B. Virgil mit aller

Consequenz darstelle. Ferner müsse der Dichter die Astrologie und die Theologie kennen, die beinahe dasselbe seien. Er muß ferner wissen, daß Venus den Aeneas aus den Händen des Diomed retten konnte, weil sie damals im achten Hause stand, daß er, weil sie einmal eine ungünstige Stellung hatte, durch die Frauen seine Flotte verlor, endlich aber, als sie mit Jupiter die Mitte des Himmels beherrschte, ihm eine Frau und Italien verschaffte. Die efficacia oder die lebendige Wirkung zeige sich in großen Facten, z. B. wenn die alte Macht Trojas stürze, oder in bedeutenden Sentenzen, Epiphonemen, Epithetis, oder in heftigen Affecten. Darin aber, daß dieses Energische in angemessenen Grenzen gehalten werde, sei die suavitas zu suchen. Die varietas besteht in dem Wechsel der geschilderten Gegenstände und des Ausdruckes. Hieran schließt sich das Capitel, welches in allen poetischen Lehrbüchern den breitesten Raum gewann: Scaliger gibt uns das Register von den hundert und einigen Figuren. Ein Anhang verspricht nun genauer von den einzelnen Dichtungsgattungen zu handeln, doch bleibt Alles auf der Oberfläche. Vom Epos erfahren wir nichts als das ne ab ovo und ferner nur totum argumentum petitur e vita civili. Partes tamen potiores inter personas dantur regibus atque heroibus. Dii miscentur. Inter negotia preliis agitur. Cetera attexuntur ad varietatem. Das vierte Buch, die Parasceue, behandelt die stylistischen Erfordernisse und die Unterschiede der hohen, der mittleren und der niederen Schreibart, ihre Vorzüge und Fehler, worauf wieder die Reihe der Figuren des Ausdrucks folgt. Von diesen theoretischen Bestimmungen geht Scaliger nun zu einer Instruction für die Dichter über. Der Poet soll nachahmen, doch nicht mehr, wie früher angedeutet war, die Natur und das Leben, sondern die classischen Dichter. Dabei hat er vor Allem sein Urtheil über sie auszubilden, und nun werden im fünften und sechsten Buche, dem Criticus und Hypercriticus, der Dichterfürst Virgil mit dem wenig vollkommenen Homer, Römer mit Griechen, Römer mit Römern und Neulateinern verglichen. Im siebenten Buche gibt eine Epinomis Nachträge und Excurse.

Dies ist die Quelle, aus welcher die zahllosen Poetiken des 17. Jahrhunderts hervorgingen, und alle blieben auf dem Boden der Technik und der mechanischen Schulübung. Doch brachte auch diese, wie sich unten zeigen wird, keinen unbedeutenden Gewinn, besonders da die humanistischen Schulen und Universitäten eine vertraute Bekanntschaft mit den alten Dichtern unterhielten, und

jeder Gebildete dieselben auf Lebenszeit zu Freunden und Gefährten wählte, so daß jene Kenntniß der Formel, mehr als es heute der Fall wäre, von der lebendigen Anschauung unterstützt wurde.

Martin Opitz (aus Bunzlau, 1597—1639) war es nun, der es unternahm, der neulateinischen Poesie, die auch in seinem engeren Vaterlande mit Eifer und Glück gepflegt wurde [1]), eine deutsche beizuordnen, an der ebenso das Gepräge der alten Classicität kenntlich wäre. So sehr man in anderer Beziehung diese Absicht berechtigt ist zu belächeln und zu verspotten, so darf zuvörderst nicht verkannt werden, daß ein kühner Entschluß und große Ausdauer erforderlich waren, sie auszuführen. Opitz konnte an nichts anknüpfen. Die alte Minnedichtung war durch die Barbarei ihres eigenen Nachwuchses zu Grunde gegangen, und deshalb schlummerten nach der unabwendbaren Verkettung der Umstände die alten Sänger im Kyffhäuser, während die antiken Dichter unter uns für lebende galten. Das Volkslied war roher und dürftiger geworden. Auch die bedeutendsten Erzeugnisse der letzten Jahrhunderte wichen von dem Antiken so sehr ab, daß eine Vereinbarung unmöglich schien. Die burleske Satire hatte sich in Fischart erschöpft und ihre Bedeutung sank mit dem Bedürfnisse, da die großen Streitfragen der Zeit bereits mit dem Schwerte entschieden werden sollten. Das Drama des Volkes sahen wir entarten und der Disciplin widerstreben. Es mochte demnach auch für den eigensinnigsten Patrioten schwer sein, in den Resten der nationalen Poesie ein bildsames Material zu entdecken. Es waren ferner auch nicht mehr die ersten Mittel der Darstellung vorhanden, wenn man nicht die hervorragende Bildung Einzelner, sondern was die Masse der Nation besaß, in Rechnung bringt. Rhythmus und Accent sind verschwunden. Die edle Sprache Luther's kann nicht durchdringen, indem bald der langbeinige Styl der Kanzelei, bald die Solöcismen bäurischer Dialekte an ihr rüttelten, endlich gar die Aristokratie ihre ausländischen Phrasen einmengte. Es lag vornehmlich an dieser Unbeholfenheit der Sprache und der Formen, welche den Gedanken selbst abstumpfte und den Gehalt in das Gemeine herabzog, daß dieselben Männer, die mit Geist und Eleganz lateinisch dichteten, sich in ihren deutschen Versen so roh zeigten; ein Gegensatz, der eben jetzt an J. Balde in dem grellsten Lichte erschien. Opitz sah diese Versunkenheit der deutschen Poesie und Sprache mit dem gebildeten Blicke des Lateiners. Niemand

[1]) Kahlert, „Schlesiens Antheil an der deutschen Poesie" (1835), S. 16.

ſollte ihm vergeſſen, daß er vor dieſer Kluft nicht zurückſcheute, ja daß er es unternahm, ſie auszufüllen, obgleich er dabei Gunſt und Ehre, die ihm gewiß waren, wenn er für ſeine Dichtungen die lateiniſche Sprache wählte, auf das Spiel ſetzte. Wo noch Alles für die Form zu thun iſt, ſcheint der Techniker tauglicher als ein Dichter. Schon Fiſchart zeigte, daß der Ueberfluß an poetiſcher Begabung ſchädlicher wirkte als der Mangel, denn ſo ſehr man ſeine Sprachgewalt bewundern kann, die Behauptung von Gervinus, daß er bei ſeinem ungezügelten Sturme die Anpflanzungen Luther's zerſtörte, wird ihre Wahrheit behalten. Aehnliches gilt von Opitzens ſogenannten Vorgängern, von Meliſſus, Denaiſius, Andreä, Weckherlin. Mit ihrem Schwanken zwiſchen der Volkspoeſie und dem Antiken reſervirten ſie ſich einige Friſche des Tones und einige Lebendigkeit des Gefühles und der Phantaſie, aber ſie konnten auch auf dieſer Seite nicht dem Verfalle wehren, und ihre Halbheit in dem, was zur Form gehört, raubte ihnen auf der anderen allen Einfluß. Jede Kraft, die wirken will, muß einſeitig werden und ſich concentriren. Darum wurde Opitz, ſo weit er ſonſt hinter jenen Dichtern zurückblieb, für den ganzen Bildungsgang unſerer Poeſie bedeutend wichtiger. Beſtändig erneuern wir den Widerſpruch, daß wir für die Blüthe unſerer Poeſie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Alterthume dankbar ſind, aber auf die nothwendigen Progymnasmata des 17. ſchmähen. Wir dürfen jedoch die Erfolge nicht einmal in ſolcher Ferne ſuchen, nicht die deutliche Verkettung der Fortſchritte von Opitzens Reimen bis zu Göthe's reifſten Werken ins Auge faſſen. Schon Das, was wir an Flemming verehren, war ohne Opitz nicht erreichbar. Wenn es, wie J. Grimm behauptet, richtig iſt, daß Opitz nicht der Vater der ſchlank aufgeſchoſſenen Jugend des 18. Jahrhunderts iſt, ſo möchte wieder auch kaum zu bezweifeln ſein, daß dieſe Jugend nur im Beſitze der Formbildung und der Sprachgewandtheit, welche von ihm ausging, ihre poetiſche Reife entwickelte. Darum ſeien wir auch hier des alten Spruches eingedenk, daß den Rauch nicht ſcheuen darf, wer das Feuer will.

Unmöglich hätte Opitz mit ſolchem Erfolge unſere poetiſche Bildung in eine andere Bahn gelenkt, wären nicht die Umſtände, welche er beſeitigen wollte, bereits eine völlig ausgebildete Krankheit geweſen, und hätte er nicht übereinſtimmende Reformen in der Fremde und in Deutſchland ſelbſt wahrgenommen. In den Schulen hatte das Latein ſeinen Gipfelpunkt erreicht. Es wäre zu entſchuldigen geweſen, wenn man die Sprache für die Wiſſenſchaft

und den politischen Verkehr beibehalten hätte, denn das Französische, welches sich nun vordrängte, gab einer fremden Nation als ihre lebende Muttersprache das Uebergewicht und hatte nicht eine allgemeine humanistische, sondern die particulare Literatur einer fremden, ebenfalls in der Entwickelung begriffenen und von ganz verschiedenen Bedingungen geleiteten Nation im Gefolge. Aber jenes Schullatein war auf den Verkehr in der kleinen Umgebung des Hauses berechnet. Die Jugend lernte alle Geräthschaften in der Küche, auf dem Hofe, in der Werkstatt kennen und war gebildet, wenn sie die verschiedenen Marktproducte u. dgl. richtig bezeichnete, z. B. die species placentarum: similae (Semmel), spirae (Pretzeln), crustulae (Eisenkuchen), lagana (Plinzen), liba (Fladen), striblitae (Streublein) ꝛc. Derselbe Comenius, welcher diese Spreu aussäete, suchte jedoch auch schon den Realien und den Muttersprachen ihr Recht zu verschaffen. Vor ihm hatte auch Ratich, obgleich ebenfalls an Terenz gebannt, bereits den merkwürdigen Ausspruch gethan, daß sich alle Facultäten deutsch fassen könnten, und von dieser Zeit ab ward das Deutsche zwar bisweilen zurückgedrängt, doch nicht mehr aufgegeben; ja die Stocklateiner selbst erklärten sich mit der Neuerung zufrieden, weil sie, wenn man die Jugend mit anderen Dingen beschäftigte, ihr edles Gewächs für sich behalten und vor der Verwilderung schützen konnten. So wurde von unten auf der wichtige Zeitpunkt vorbereitet, in welchem Thomasius zu Halle seine Vorlesungen deutsch hielt, wozu er freilich auch den guten Grund hatte, daß er kein Latein verstand.

Inzwischen war von einer anderen Seite eine größere Gefahr hereingebrochen. Die Aristokratie verwandelte die deutsche Sprache, wie Opitz klagt, in das ekele Behältniß, wo der Auswurf aller anderen zusammenfloß. Die Sprachgesellschaften, an deren Spitze der Palmenorden, hätten diesem Verderben mit größerem Nachdrucke steuern mögen, doch geschah immer nichts Unwichtiges schon deshalb, weil das Bedürfniß der Abwehr lebhaft erkannt und von Mitgliedern der Aristokratie selbst ausgesprochen wurde. Man darf nicht bezweifeln, daß dies mit den Schulreformen in Verbindung stand. Denn die anhaltinischen Fürsten, unter deren Autorität der Orden gestiftet wurde, und ihre Schwester, die Herzogin Dorothea von Weimar, bei deren Begräbniß 1617 es geschah, hatten sich an Ratich's Reformen lebhaft betheiligt und die Fruchtbringende Gesellschaft richtete ihr Augenmerk auf die Schulen, wie die deutschen Terenze, die köthensche Sprachübung 1620 mit ihren Uebersetzungen aus dem Griechischen und Anderes beweisen. Opitz wurde also

durch eine vielseitige Kundgebung des Bedürfnisses zum entscheidenden Schritte ermuthigt. Schlesien war überdies zur Anbildung des neuen Elementes vorzüglich geeignet. Die lateinischen Schulen, durch Trotzendorf gehoben, hatten die Bekanntschaft mit den alten Dichtern in weite Kreise verbreitet; die Kriegszüge, obgleich nicht gänzlich abgelenkt, zerstörten doch nicht so völlig wie anderswo mit dem Wohlstande den Sinn für die edeln Spiele des Geistes, und endlich waren in Schlesien, einem Lande, welches erst langsam germanisirt worden und nur eine übertragene Cultur besaß, nicht die Uebel der Vulgarpoesie so tief eingewurzelt, daß sie die neue Aussaat überwuchern konnten.

Ferner reizte das Beispiel des Auslandes. Franz I. hatte bei seinem politischen Verhältniß zu Italien immer auch die literarische Bildung desselben im Auge gehabt. Er verpflanzte die italienische Poesie und die classischen Studien nach Paris. Anfangs durchkreuzten sich alle Richtungen. Clement Marot (1544) entwarf allegorische Gemälde im Geschmacke des Mittelalters, er schrieb Sonette nach Petrarch, Eklogen nach Virgil, Heroiden und Elegien nach Ovid ꝛc. Der gemeinsame Charakter mochte sich als ein Gemisch von sinnlicher Erotik und galantem Tändeln darlegen. Feierlichkeit und Ernst standen ihm nicht wohl. Neben Marot wetteiferte seine Gönnerin Margaretha von Navarra bald mit Boccaz in lüsternen Novellen, bald schrieb sie antiquirte Mysterien und andere fromme Gedichte. Das Theater bewirkte den Sieg des Antiken. Etienne Jodelle verfaßte 1552 eine Cléopâtre captive nach der griechischen Tragödie, so weit er sie kannte, und es gelang ihm, zumal da das geistliche Drama und die Posse sich überlebt hatten, den Hof zu interessiren. Seitdem beherrschen Aristoteles, Seneca und die griechischen Tragiker die französische Bühne, doch vermochten hier selbst reichere Geister bei der Erfassung des Antiken nicht über die mechanischen Formgesetze hinauszukommen. Bedeutender als Jodelle wurde für den gegenwärtigen Zeitpunkt Ronsard, welcher mit jenem an der Spitze der Plejade stand, die den halbrömischen Charakter der Nation benutzend eine Kunstpoesie nach den antiken Dichtern ausbildete. Ronsard's Bemühungen, eine poetische Sprache zu schaffen und den Sinn für Adel und Gehalt zu erwecken, wurde von seinen Zeitgenossen, denen die Leere und Gemeinheit der aussterbenden Vulgarpoesie im Gedächtnisse stand, mit verdientem Beifalle aufgenommen. Heute besitzt er nur den Ruhm, mit großen Fehlern Epoche gemacht zu haben. Auch in den Niederlanden, die seit Erasmus die Wiege der Philologie wa-

ren, erfolgte eine Restauration der Poesie nach antiken Mustern. Der Gang der classischen Studien brachte es mit sich, daß zunächst in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft das Material gesammelt wurde, und es sind nirgends Männer zu finden, die sich diesem mühseligen Geschäfte mit größerer Ausdauer und Liebe unterzogen haben. Merkwürdigerweise gelang es der alten Literatur, mitten unter den mechanischen Geschäften des philologischen Gewerbfleißes nicht Wenige mit wahrhaft dichterischem Feuer zu entzünden. Die Schule Burmann's ward durch die Explanationen zu den lateinischen Dichtern von dem älteren Janus Douza und Dan. Heinsius, der sich auch an die Griechen wagte, in würdiger Weise vorbereitet. Ferner bekundete sich der poetische Sinn in Nachbildungen. Die Uebersetzungen aus dem Griechischen von Georg Ratallerus, Petrejus Tiara und Hugo Grotius waren mehr als eine philologische Stylprobe, und was die neulateinische Poesie bei ihrem Schwanken zwischen Naturwahrheit und erborgtem Leben zu erreichen vermag, das ward von den niederländischen Humanisten in reichem Maße geleistet; ja ein Johannes Secundus (gest. 1536), der Verfasser der Basia, war in dem Gesichtskreise der Properz und Tibull so heimisch geworden, daß man in ihm nicht die Kunst, sondern dasselbe Leben wieder fühlte, welches die alten römischen Dichter beseelte. Wer sich diese Sachen in einer tüchtigen deutschen Uebersetzung näherrückt, um nicht durch die Kälte der fremden Sprache getäuscht zu werden [1]), der wird überhaupt nicht leicht in das bequeme Urtheil einstimmen, daß die lateinische Poesie aller Humanisten nur ein Kranz von seidenen Blumen gewesen. Als man in den Niederlanden an eine Umbildung der nationalen Poesie dachte, waren hier nicht so große Gegensätze zu überwinden, wie in Frankreich und Deutschland. Die Vulgarpoesie, in jüngerer Zeit fast allein durch den Reineke ausgezeichnet, bewies freilich ebenfalls wenig Bildsamkeit und namentlich stand das Volksdrama auf der niedrigsten Stufe. Doch hatte bereits die 1517 gestiftete Kammer der Redner von Amsterdam durch ihre didaktischen Dichtungen die Sprache veredelt und an einen bedeutenderen Inhalt gewöhnt. Nach dem Beispiele der Franzosen wurden nun Dan. Heinse (gest. 1655), Hooft (gest. 1647) und Vondel (gest. 1659) die Schöpfer einer humanistischen Poesie in der Nationalsprache. Vondel erwarb sich die meiste Auszeichnung, weil seine classischen

[1]) Budik, „Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter ꝛc." (1828), 3. Bd.

Studien durch eine bedeutende poetiſche Naturkraft unterſtützt wurden; Hooft kam ihm nahe, doch misfiel ſeine Sinnlichkeit und ſein prunkender Ausdruck. Die Dramen des Erſteren wurden das Vorbild für A. Gryph, Opitz dagegen ſchloß ſich an Heinſius und mit ihm an Ronſard. Beide wurden in den Fall des Letzteren mitverwickelt, obgleich ſie ſich nicht derſelben Fehler ſchuldig machten, wegen derer hauptſächlich Ronſard ſeinen Ruhm in Frankreich einbüßte. Bei dem Streben, ſich mit Horaz und Pindar über den niederen Ton der Volksdichter zu erheben, war Ronſard einem unnatürlichen Schwulſte verfallen. Ferner ging die Plejade in der Nachahmung der Alten ſo weit, daß ſie an dem Reichthume und der Bildſamkeit der eigenen Sprache verzweifelnd eine Menge ſchimmernder Gräcismen und Latinismen einführte. Gegen dieſe Ausſchweifungen erhob ſich Malherbe (geſt. 1627), der noch auf dem Sterbebette die Troſtrede ſeines Geiſtlichen corrigirte und ſein ganzes Leben darauf verwendete, die Sprache zu reinigen. Er ſprang deswegen nicht von dem Antiken ab, aber ſein Streben nach Einfalt, Klarheit und Correctheit ließ wenige Spuren poetiſchen Lebens übrig. Nicht ſowol mit Ronſard als mit Malherbe waren Heinſe und Opitz verwandt. Auch ſie betrachteten Ronſard nicht als untrügliches Vorbild, ſondern ſie ehrten ihn nur als den Reſtaurator einer edeln Kunſtpoeſie, die ſich durch körnigen Gehalt, durch eine gebildete Sprache und feſte Formen auf den Standpunkt der Humaniſten erheben ſollte. Sie wollten gleich ihm der neulateiniſchen Poeſie eine nationale zugeſellen, die das Latein künftig entbehrlich machte; ſie folgten ihm nur, indem ſie die Mittel der Bildung in der alten Literatur ſahen; er war für ſie nicht der Zwiſchenhändler, ſondern nur ihr Wegweiſer zu der Quelle, aus der ſie ſo unmittelbar ſchöpften, wie er ſelbſt, und zwar mit größerer Beſonnenheit und Kenntniß. Dies iſt das wahre Verhältniß, und einige Ueberſetzungen des Opitz aus Ronſard und Heinſe berechtigen nicht zu dem Urtheil, er ſei ein Nachahmer der nachgeahmten Nachahmung eines Nachahmers geweſen.

Bei Opitzens Reformen kommen vorzüglich die Mittel der Darſtellung in Betracht, doch beſtimmt ſich allerdings noch mehr durch Das, was er für den Inhalt der Dichtungen als geeignet betrachtete, ſeine Anſicht von der Poeſie überhaupt. Das Leben um ihn her iſt erſtarrt; nirgends der friſche Wellenſchlag einer idealen Anſchauung, einer begeiſterten Empfindung. Man geht nicht auf das Schöne, ſondern auf „das Würdige" aus. Ein gefaßtes Gemüth zu beſitzen mochte der Zeit als das Ziel der Bildung vorſchweben.

Die Constantia, Temperantia, oder wie man es nennen will, gründet sich auf eine gewisse Richtigkeitsphilosophie, die aus den Stoikern und aus einseitigen christlichen Ansichten ihre Nahrung sog. Eine solche Fassung des Gemüthes, welche für die Würde des Mannes galt, vernichtete nun aber einen großen Theil der Elemente, ohne welche eine Poesie und zumal die lyrische und dramatische undenkbar ist. Ein würdiges gefaßtes Gemüthe duldet keine Aufwallung des Gefühles, keine Leidenschaft, kein Wohlgefallen an sinnlicher Schönheit, keinen Aufschwung der Phantasie. Ein trüber Todesgedanke ist daher der Grundton bei vielen Dichtern der ersten schlesischen Schule. Welche Ansicht man von dem Menschen überhaupt hatte, wollen wir mit Opitzens eigenen Worten angeben: „Des Menschen Macht ist ein Stäublein, sein Licht der Traum von einem Schatten, sein Geist ein bloßer Rauch, sein Leben Müh' und Leid, er selbst des Glückes Spiel, ein Raub der schnellen Zeit, des Wankelmuthes Bild; das Andre Schleim und Galle, geboren, daß es hier in Ungewißheit falle." So wird das Wesen gezeichnet, welches sich nach Plinius von den anderen Geschöpfen schon bei seiner Geburt als flens animal unterscheide. Nicht allein bei Balde und den Katholiken überhaupt herrscht also das memento mori mit dem tiefgefühlten Ingrimm gegen die Nichtigkeit und Verderbtheit der menschlichen Natur, mit der trostlosen Ergebung an den bitteren Tod und die Schauer des jüngsten Tages; auch Opitz und mit ihm so viele Protestanten hatten, durch die Noth der Zeit gebeugt, nichts Besseres, wenn sie jede freie Aeußerung des Frohsinns und jede Klage unterdrückten, um sich als Philosophen und als Christen zu bewähren. Was sollte nun der Dichter besingen, wenn die harmlosesten Lebensgenüsse als eine unwürdige Sinnlichkeit gemieden, wenn die allgemeinsten Verhältnisse, in denen sich das Herz dem Herzen erschließt, von jener kühlen Weisheit aufgelöst und die Natur selbst ihrer heiligen Kraft, den Menschen an den Menschen zu binden, beraubt wurde. Einen vertrauten Freund hat man nicht mehr, sondern nur einen Herrn Bruder, dem man mit schuldigster Dienstfertigkeit und Hochschätzung aufwartet. Die Jugend schwärmt nicht in dem Wohl und Weh der Minne, sondern sie übt sich in den Pflichten, welche ein ehrbarer Hausstand gebietet, denn die Dichter lehren unaufhörlich, daß die Schönheit des Weibes, die frischen Wangen, das braune Haar, der rothe Mund nur zur Verwesung geschaffen seien. Eine Liebe voll Wüthens, voll Ungeduld, voll Weinens und Jammerns, sagt Opitz, sei nur Arbeit des Müssiggangs, Beherrschung eines knechtischen

Studien durch eine bedeutende poetiſche Naturkraft unterſtützt wurden; Hooft kam ihm nahe, doch misfiel ſeine Sinnlichkeit und ſein prunkender Ausdruck. Die Dramen des Erſteren wurden das Vorbild für A. Gryph, Opitz dagegen ſchloß ſich an Heinſius und mit ihm an Ronſard. Beide wurden in den Fall des Letzteren mitverwickelt, obgleich ſie ſich nicht derſelben Fehler ſchuldig machten, wegen derer hauptſächlich Ronſard ſeinen Ruhm in Frankreich einbüßte. Bei dem Streben, ſich mit Horaz und Pindar über den niederen Ton der Volksdichter zu erheben, war Ronſard einem unnatürlichen Schwulſte verfallen. Ferner ging die Plejade in der Nachahmung der Alten ſo weit, daß ſie an dem Reichthume und der Bildſamkeit der eigenen Sprache verzweifelnd eine Menge ſchimmernder Gräcismen und Latinismen einführte. Gegen dieſe Ausſchweifungen erhob ſich Malherbe (geſt. 1627), der noch auf dem Sterbebette die Troſtrede ſeines Geiſtlichen corrigirte und ſein ganzes Leben darauf verwendete, die Sprache zu reinigen. Er ſprang deswegen nicht von dem Antiken ab, aber ſein Streben nach Einfalt, Klarheit und Correctheit ließ wenige Spuren poetiſchen Lebens übrig. Nicht ſowol mit Ronſard als mit Malherbe waren Heinſe und Opitz verwandt. Auch ſie betrachteten Ronſard nicht als untrügliches Vorbild, ſondern ſie ehrten ihn nur als den Reſtaurator einer edeln Kunſtpoeſie, die ſich durch körnigen Gehalt, durch eine gebildete Sprache und feſte Formen auf den Standpunkt der Humaniſten erheben ſollte. Sie wollten gleich ihm der neulateiniſchen Poeſie eine nationale zugeſellen, die das Latein künftig entbehrlich machte; ſie folgten ihm nur, indem ſie die Mittel der Bildung in der alten Literatur ſahen; er war für ſie nicht der Zwiſchenhändler, ſondern nur ihr Wegweiſer zu der Quelle, aus der ſie ſo unmittelbar ſchöpften, wie er ſelbſt, und zwar mit größerer Beſonnenheit und Kenntniß. Dies iſt das wahre Verhältniß, und einige Ueberſetzungen des Opitz aus Ronſard und Heinſe berechtigen nicht zu dem Urtheil, er ſei ein Nachahmer der nachgeahmten Nachahmung eines Nachahmers geweſen.

Bei Opitzens Reformen kommen vorzüglich die Mittel der Darſtellung in Betracht, doch beſtimmt ſich allerdings noch mehr durch Das, was er für den Inhalt der Dichtungen als geeignet betrachtete, ſeine Anſicht von der Poeſie überhaupt. Das Leben um ihn her iſt erſtarrt; nirgends der friſche Wellenſchlag einer idealen Anſchauung, einer begeiſterten Empfindung. Man geht nicht auf das Schöne, ſondern auf „das Würdige" aus. Ein gefaßtes Gemüth zu beſitzen mochte der Zeit als das Ziel der Bildung vorſchweben.

Die Conſtantia, Temperantia, oder wie man es nennen will, gründet ſich auf eine gewiſſe Nichtigkeitsphiloſophie, die aus den Stoikern und aus einſeitigen chriſtlichen Anſichten ihre Nahrung ſog. Eine ſolche Faſſung des Gemüthes, welche für die Würde des Mannes galt, vernichtete nun aber einen großen Theil der Elemente, ohne welche eine Poeſie und zumal die lyriſche und dramatiſche undenkbar iſt. Ein würdiges gefaßtes Gemüthe duldet keine Aufwallung des Gefühles, keine Leidenſchaft, kein Wohlgefallen an ſinnlicher Schönheit, keinen Aufſchwung der Phantaſie. Ein trüber Todesgedanke iſt daher der Grundton bei vielen Dichtern der erſten ſchleſiſchen Schule. Welche Anſicht man von dem Menſchen überhaupt hatte, wollen wir mit Opitzens eigenen Worten angeben: „Des Menſchen Macht iſt ein Stäublein, ſein Licht der Traum von einem Schatten, ſein Geiſt ein bloßer Rauch, ſein Leben Müh' und Leid, er ſelbſt des Glückes Spiel, ein Raub der ſchnellen Zeit, des Wankelmuthes Bild; das Andre Schleim und Galle, geboren, daß es hier in Ungewißheit falle." So wird das Weſen gezeichnet, welches ſich nach Plinius von den anderen Geſchöpfen ſchon bei ſeiner Geburt als flens animal unterſcheide. Nicht allein bei Balde und den Katholiken überhaupt herrſcht alſo das memento mori mit dem tiefgefühlten Ingrimm gegen die Nichtigkeit und Verderbtheit der menſchlichen Natur, mit der troſtloſen Ergebung an den bitteren Tod und die Schauer des jüngſten Tages; auch Opitz und mit ihm ſo viele Proteſtanten hatten, durch die Noth der Zeit gebeugt, nichts Beſſeres, wenn ſie jede freie Aeußerung des Frohſinns und jede Klage unterdrückten, um ſich als Philoſophen und als Chriſten zu bewähren. Was ſollte nun der Dichter beſingen, wenn die harmloſeſten Lebensgenüſſe als eine unwürdige Sinnlichkeit gemieden, wenn die allgemeinſten Verhältniſſe, in denen ſich das Herz dem Herzen erſchließt, von jener kühlen Weisheit aufgelöſt und die Natur ſelbſt ihrer heiligen Kraft, den Menſchen an den Menſchen zu binden, beraubt wurde. Einen vertrauten Freund hat man nicht mehr, ſondern nur einen Herrn Bruder, dem man mit ſchuldigſter Dienſtfertigkeit und Hochſchätzung aufwartet. Die Jugend ſchwärmt nicht in dem Wohl und Weh der Minne, ſondern ſie übt ſich in den Pflichten, welche ein ehrbarer Hausſtand gebietet, denn die Dichter lehren unaufhörlich, daß die Schönheit des Weibes, die friſchen Wangen, das braune Haar, der rothe Mund nur zur Verweſung geſchaffen ſeien. Eine Liebe voll Wüthens, voll Ungeduld, voll Weinens und Jammerns, ſagt Opitz, ſei nur Arbeit des Müſſiggangs, Beherrſchung eines knechtiſchen

Herzens, und ein edles Gemüth müsse ein reifes Bedenken tragen, der Schönheit mit Aufwarten, Flehen, Weinen und Fußfallen zu dienen. Dieser kühlen Weisheit gegenüber muß man erstaunen, daß Flemming sich zu solcher Heiterkeit erheben konnte, daß Dach seine Sterbelieder mit frohen Gesängen zu unterbrechen wagte. Die Erotik durfte sich nur in der Maske zeigen, worauf zum Theil die Einführung der Schäferpoesie beruhte, und oft nehmen die Dichter Veranlassung, den Inhalt ihrer Poesien für fingirt zu erklären, da sie ehrbare Männer seien. Sehr vortheilhaft war es daher, daß eine Reihe von Dichtern sich an Westerbaen, Cats, Jonctys und die französischen Anakreontiker anschloß, um jenem greisen Ernste mit fröhlichem Leichtsinn Trotz zu bieten.

Die Würde der Poesie, welche Opitz herstellen wollte, gründete er ferner darauf, daß sie einen möglichst großen Reichthum von Kenntnissen ausbreitete. An sich ist dieser Zweck natürlich nicht höher als jener der stoischen Charakterbildung, doch unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die Didaktik eintreten muß, wenn die Naturpoesie allen geistigen Lebensgehalt verloren hat, um einen Aufschwung zu den Ideen vorzubereiten. Opitz sagt darüber: „Hat also Strabo Ursache, den Eratosthenes lügen zu heißen, welcher, wie viele unwissende Leute heutiges Tages auch thun, gemeint, es begehre kein Poet durch Unterrichtung, sondern blos durch Ergötzung sich angenehm zu machen. Es ist nichts närrischer, als wenn die Leute meinen, die Poesie bestehe in ihr selber, die doch alle anderen Künste und Wissenschaften enthält." Damit ward der Poesie ihr eigenstes Wesen genommen, und ihr Werth wurde fortan hauptsächlich nach der Nutzbarkeit der Stoffe gewogen. Opitz empfahl vor allen Dingen heilige Lobgesänge, Trostgedichte, Bücher von Kriegsthaten und Friedenskünsten.

Endlich mußte Opitz, wiewol mit Widerstreben, zulassen, daß man, wenn nicht die Würde, so doch den Werth der Poesie auch darin setzte, daß sie mit ihren Reimen die kleine Geschichte des Hauses begleitete. Er klagt: man will uns auf allen Schüsseln und Kannen haben; wir stehen an Wänden und Steinen, und wenn Einer ein Haus, ich weiß nicht wie, an sich gebracht, so sollen wir es mit unseren Versen wieder redlich machen. Die Schlimmsten seien die, welche dem Poeten ihre eigenen Träume einzwingen. Doch war ohne das Gelegenheitsgedicht und ohne die poetischen Lobschriften auf hohe Potentaten nicht jener äußere Schutz zu gewinnen, dessen die junge Kunst zu ihrem Wachsthume bedurfte.

Es ist einleuchtend, daß Opitz die Poesie nach ihrem Inhalte durch die Beziehungen auf äußere Zwecke beschränkte, doch wäre es unrecht, zu verschweigen, was als Ahnung einer reineren Kunst angesehen werden muß. Opitz fordert auch, daß der Dichter εὐφαντασίωτος sei, von sinnreichen Erfindungen und Einfällen; er müsse ein großes unverzagtes Gemüth haben, hohe Sachen bei sich erdenken können, solle anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erde emporsteigen. Ein Dichter müsse den Himmel fühlen und nicht schreiben, wenn er wolle, sondern wenn ihn die Regung des Geistes treibt. Diese volltönenden Ansichten, welche sich ebenfalls in Opitzens Büchlein von der Teutschen Poeterey finden, nach dem wir hauptsächlich seine Charakteristik entworfen, gingen in alle Poetiken über, dürfen uns jedoch nicht zu der Annahme bestimmen, daß man sich im Allgemeinen über jenen didaktischen und technischen Standpunkt erhoben. Opitzens Schriften verrathen nirgends einen Schwung der Phantasie und er selbst schreibt vor, daß ein Christ im poetischen Delirium sparsamer sein müsse als die Helden. Die Größe und Unverzagtheit des Gemüthes beruht vornehmlich auf der stoischen Erhebung über die Gewalt der Sinnengüter, denn oft kehrt die Bemerkung wieder, daß der Weise der wahre Poet sei, und so ist auch der himmlische Enthusiasmus, der den Dichter beseelen solle, wol nur auf die allgemeine Ergebung an die edeln Reize der humanistischen Bildung zu beziehen. Opitz konnte in Wahrheit versichern, daß er es für seine größte Freude und Lust auf der Welt halte, mit jenen großen hohen Seelen, die von hundert, ja tausend Jahren her mit uns reden und empfinden, in Gemeinschaft zu treten; Leute von Stand und Vermögen würden bei gleichen Studien bekennen, daß es weit besser sei, Viel wissen und Wenig besitzen, als Alles besitzen und Nichts wissen. Denn über dieser unglaublichen Ergötzung hätten Viele Hunger und Durst gelitten, ihr ganz Vermögen zugesetzt und fast ihrer selbst vergessen. Alle andere Wollüste zergehen uns unter den Händen, doch diese begleite uns durch alle Staffeln des Alters, sie sei eine Zier im Wohlstande, und in der Widerwärtigkeit ein sicherer Hafen. Derentwegen möge ihm Niemand verargen, wenn er seine Zeit nicht vertändele, sondern mit denen Sachen zubringe, welche die Armen oft haben und die Reichen nicht erkaufen können. Dies Alles schafft nun keinen Dichter, aber es ist gewiß, daß eine Hingabe an die Wissenschaft, welche solche Gesinnungen erweckt, für die edelsten Wirkungen der Poesie empfänglich macht.

Auf diesem Wege war es nur Wenigen gegeben, mit Opitz

gleichen Schritt zu halten, dagegen fand er in Allem, was zur Form gehörte, die gelehrigsten Jünger, und dieser Umstand hat es hauptsächlich verursacht, daß von seinen Bestrebungen die formale Seite so sehr in den Vordergrund tritt. Es kommen hier in Betracht die systematische Unterscheidung der Dichtungsgattungen, welche bewirkte, daß man sich in mancher neuen versuchte und was nicht dem Wesen einer jeden gemäß war, aussondern lernte, ferner die Feststellung des Rhythmus, die Ausprägung bestimmter Versarten und metrischer Systeme, endlich die Ausbildung einer poetischen Sprache, wozu die Ausscheidung fremder Ausdrücke, die Trennung des Edeln von dem Gemeinen gehört, und die Bereicherung der Sprache durch Ableitung und Zusammensetzung, endlich die Belebung der Darstellung durch die Nachbildung der rhetorischen Figuren, durch die Einführung poetischer Epitheta, Bilder und Gleichnisse, durch die Benutzung der Mythologie und durch die Beziehung auf denkwürdige Schicksale, facta und dicta der Alten.

Wir wollen diese Dinge an geeigneten Stellen im Zusammenhange mit den Bestrebungen Anderer betrachten und nur Einiges voranstellen, um die Art, wie Opitz bei seinen Reformen verfuhr, zu veranschaulichen. Er klagt z. B., daß die deutsche Sprache so arm an Epithetis sei, welche doch, wie Stesichorus und Homer beweisen, schon allein fähig sei, den poetischen Sachen Glanz und Anmuth zu geben. Man solle also nach dem Beispiele der Alten solche Epitheta erfinden, doch müssen dieselben den Hauptbegriff unterscheiden, vermehren, wahrhaft sein und nicht gehäuft werden. Niemand sollte hierin eine unzweckmäßige Forderung finden und Opitz selbst hat sich solcher Epitheta stets mit Einsicht bedient. Indessen muß er gerade in diesem Punkte für seine verrufenen Nachfolger büßen, welche das Significante mit dem Gesuchten überboten, die augentia anwandten, wo sie müßig waren, das Wahrhafte nicht von dem Unnatürlichen unterschieden und keine Sparsamkeit kannten. Schon Bouterweck hat jene merkwürdigen Handbücher von Treuer und Peschwitz erwähnt, in welchen die Namen der Dinge lexikalisch geordnet und jedem eine lange Reihe poetischer Beiwörter hinzugefügt war; der göttliche Trieb sollte die Auswahl leiten. Mehr Anerkennung erwarb sich Opitz durch seine Anleitung, neue Wörter durch Zusammensetzung zu erfinden. Es liegt nicht an der Beweglichkeit der griechischen Vocalsprache allein, daß sie so reich an Compositis ist, sondern der poetische Instinct trieb den Griechen, die Hauptbegriffe mit ihren Nebenbestimmungen in Eins zu verschmelzen. Aeschylus und Pindar erhöhten die Kraft

der Compositionen mit der Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung. Nach ihnen bildete Ronsard seine Odensprache. Er nannte den Nordwind le chasse-nue, l'ebransle-rocher, l'irrite-mer. Wir hören nicht mehr eine zufällige Wirkung des Gegenstandes, sondern wir erblicken ihn selbst in eigener thätiger Persönlichkeit und die zerstreuten Vorstellungen verdichten sich durch die Composition zu lebendiger Einheit. Opitz benutzte gleich Heinse dieses Mittel, die poetische Sprache zu veredeln, und ließ sich auch hierbei von Maß und Einsicht leiten, so daß viele seiner Composita, deren Verzeichniß oft aus Schottel abgedruckt ist, allgemein in Gebrauch gekommen sind [1]). Nächst ihm hatte A. Gryph den meisten Tact bewiesen, während die zweite Schlesische Schule, wie in allen Dingen, so auch im Gebrauch der Bindestriche, keine Grenze kannte. Schon früher mußte erwähnt werden, daß es die Plumpheit der Sprache den Humanisten unmöglich machte, sich in deutschen Versen zu versuchen. Das Rohe und das Edle lagen ohne Unterschied durch einander. Opitz mußte den Adel und die Dignität der Sprache herstellen, und er hatte auch hier für den Geschmack keine andere Norm als die Ausdrucksweise der antiken Dichter. So ist es z. B. gewiß, daß er ein Bild, welches ihm seine Phantasie vorführte, nicht leicht niederschrieb, ohne sich zu fragen, ob es auch ein alter Dichter gebraucht. Erwähnt er bei der Schilderung des Vesuv, daß die Natur meistens dem Anmuthigen etwas Feindseliges beigesellt, so lag die Erinnerung an den Stachel der Biene oder an die Dornen der Rose nicht fern. Opitz schreibt:

Das Thier, so Honig machet,
Ist bei der Süßigkeit des Stachels nimmer frei;
Wo eine Rose blüht, da steht ein Dorn dabei.

Diese Bilder stehen jedoch schon bei Claudian neben einander:

Armat spina rosas, mella tegunt apes.

In den folgenden Versen

Wenn böser Zustand ist, da nimmt man Gottes wahr,
Wo gutes Glücke wohnt, raucht selten ein Altar,

würde man auch kaum eine Entlehnung ahnen, aber das Bild ist aus Silius Italicus

Tanta adeo cum res trepidae reverentia divûm
Nascitur et rarae fumant felicibus arae.

[1]) Ausführlich handelt von den älteren Compositis und von denen, die Opitz und seine Nachfolger erfanden, Schottel, „Hauptsprache" (1663), S. 398—532 und an anderen Stellen.

Man kann in Opitz viele Seiten lang fortlesen, ohne einen fremden Schmuck zu vermuthen, und doch beweisen die Citate in der Ausgabe Trillers', wenn auch ein guter Theil sich nicht rechtfertigen läßt, allenthalben den engsten Anschluß an die alten Dichter. Gewiß zeigt sich darin weit minder Bequemlichkeit und Armuth der Phantasie als der redliche Eifer, nur Bilder zu brauchen, deren Adel durch die Autorität der Classiker festgestellt war. Opitz empfahl auch in dieser Beziehung Uebersetzungen aus den Alten als die nützlichste Uebung. Dadurch sollte man eine feste Grundlage für die Invention erhalten, die in den Poetiken immer als die vorzüglichste Thätigkeit der Phantasie hervorgehoben, doch meistens nur auf Bilder und Gleichnisse beschränkt wird.

Achtzehntes Capitel.

Die neue humanistische Kunstpoesie verbreitet sich vorzüglich in Norddeutschland. Viele erniedrigen sie zu einer mechanischen Fertigkeit; begabteren Dichtern gewährt sie durch ihre ausgebildeten Darstellungsmittel große Vortheile. Flemming, Dach und Gryph, die von einander und von Opitz sehr verschieden sind, beweisen, daß die Kunstregel dem Talente und der Individualität keinen Abbruch that. Die Dichter an der Pegnitz durften sogar ein ganz abweichendes Princip aufstellen. Eine Gruppe von Anakreontikern steht zwischen ihnen und den Schlesiern in der Mitte.

Nachdem Opitz die deutsche Poesie der neulateinischen ebenbürtig gemacht und gleich dieser in ein nahes Verhältniß zu der altclassischen gesetzt, fand seine Kunst allenthalben Gönner und Jünger. Der Name Poet hörte auf ein Schimpfwort zu sein, die Dichterkrone war nun auch durch deutsche Verse zu erlangen. Die höheren Stände litten den Dichter in ihrer Mitte, ja sie gestanden dem Ausdrucke des höheren geistigen Lebens so viel Werth zu, daß der Dichter mit dem Geschlechtsadel geschmückt wurde und wieder der Mann von Familie nicht blos „den Hut, sondern auch die Hand mit der Feder zierte": ein Sieg, der ebenso bedeutend ist, wie jener, den im Anfange des 16. Jahrhunderts das Volk der Schreiber mit den classischen Studien über die Aristokratie errang. Das Deutsche war wieder in die Reihe der Literatursprachen eingetreten und verlor mit der Unehre seine bäuerische Rohheit.

Vorzüglich war es Norddeutschland, das in seiner ganzen Breite von Opitzens Reformen angeregt wurde, weil hier die classischen Studien, welche mit der kirchlichen Reformation in festem Zusam-

menhange blieben, ihnen allenthalben den Zugang eröffneten, so daß die protestantischen Universitäten und Schulen, wie für die Religion und die Philologie, so auch für die neue Dichtkunst den gemeinsamen Anhalt darboten. Ueberdies erhielten manche Gegenden erst damals ihre ersten Dichter. Von dem eigentlichen Herde der ritterlichen und der allgemeinen Cultur des Mittelalters zu weit entlegen und überhaupt nicht poetisch angeregt, hatten sie weder zum Minnegesang, noch zum Volksliede etwas Namhaftes beigesteuert. Ihre literarische Cultur begann erst mit den classischen Studien und der Reformation, und demnach entsprach die antike Richtung Opitzens durchaus den Grundlagen ihrer gesammten Bildung.

Schlesien hatte seine Philologen von Sachsen empfangen, es sandte jetzt den poetischen Sprößling seiner Philologie nach Wittenberg zurück. August Buchner aus Dresden (1591—1661) verbreitete als Professor zu Wittenberg Opitzens Ansichten und Vorschriften, die er weiter begründete und ausführte. Die unnachsichtigen Tadler der Zeit sagen, er habe in der Poesie unterrichtet, und wollen damit das Herabsinken der Kunst zum mechanischen Handwerk und die systematische Anpflanzung einer verderbten Ansicht, die sich selbst jeden Fortschritt abschneidet, bezeichnen. Es ist allerdings wahr, daß bis in unser Jahrhundert hinein auf den Universitäten und Schulen jährlich eine Unzahl von Versen gemacht wurde, die wol auch für Poesie galten. Aber triftige Gründe fordern auch ein billigeres Urtheil. Jener Unterricht, verbunden mit den praktischen Uebungen, bezweckte in der That nur die Kenntniß der technischen Formbildung, deren Wichtigkeit für diese Zeit wir nicht verkennen durften. Daß dies die Unklarheit über das Wesen der Poesie, die aus anderen Gründen vorhanden war, vergrößerte, läßt sich bezweifeln. Wir wollen keinen Werth darauf legen, daß Buchner außer dem didaktischen Gehalte ebenfalls Phantasie und Erfindung zu schätzen wußte, und mit Opitz den göttlichen Trieb für die Quelle der Poesie erklärt. Doch ebenso, wie im Mittelalter, wo alle gebildete Ritter sangen, die wahren Dichter unter dem Schwarme der Reimer nicht verborgen blieben, entdeckte auch diese Zeit allmählich einen Unterschied zwischen den wenigen, die wir noch heute schätzen, und den unzähligen, deren Verse mit ihnen zu Staub wurden. Ein Flemming stellt sich in Allem, was die Production angeht, über Opitz; er weiß aber auch, daß die Formbildung wichtig genug ist, um Opitz den Namen des Herzogs der deutschen Saiten zu verschaffen. Dies Verdienst ehrt er auch an

Buchner; sonst hätte es keinen Sinn, wenn er, da Buchner so gut wie nichts dichtete, sich bei Opitzens Tode zum Troste zuruft:

Ist Buchner nur nicht todt, so lebet Opitz noch!

Man verstand demnach zwischen der Poesie und der Technik zu unterscheiden. Ferner nannten sich Viele Opitzens treue Jünger, die von ihm selbst sowol als von einander bedeutend verschieden waren: hieraus ergibt sich wiederum, daß weder Opitz noch Buchner die Poesie in einen Zirkel mechanischer Gesetze gebannt hatten, sondern jeder gehaltvollen Besonderheit, wo sie nur da war, Raum genug ließen. Eine große Anzahl talentloser Reimer, die ihr Lämpchen aus Opitzens nicht bedeutenden Vorräthen bespeisten, konnte er nicht erheben, aber er konnte sie auch nicht niederdrücken, und das Unrecht der Zeit, daß sie Dichter hießen, entsteht nur durch das Unrecht der Literatoren, welche ihre Namen mitschleppen. Wir wollen daher selbst Andr. Tscherning aus Bunzlau (gest. 1659), welcher ein schwaches Reis der schlesischen Poesie nach Rostock verpflanzte, und Joh. Pet. Titz aus Liegnitz (gest. 1689), Mitglied der Königsberger Dichtergesellschaft, der sich in Danzig niederließ, nur beiläufig erwähnen. Mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit verdienen dagegen Flemming, Dach und der ältere Gryphius.

Paul Flemming (aus Hartenstein im Voigtlande, 1609—1640) gehört zu den wenigen Dichtern des 17. Jahrhunderts, die nicht nur die Gunst der Literatoren besitzen, sondern selbst der heutigen Lesewelt einigermaßen bekannt sind. Allerdings hebt ihn die Schwäche seiner Zeitgenossen, doch machen ihn auch ohne dies seine Talente, seine Persönlichkeit und sein Lebensgang zu einer anziehenden Erscheinung. Zunächst empfiehlt ihn die Kundgebung eines frischen Gemüthslebens und zwar führen uns seine Poesien ihn in dem glücklichen Alter vor, wenn das schöne Vorrecht der Jugend, alle Ereignisse der Nähe und Ferne zu ihrem eigenen Wohl und Wehe zu machen, noch andauert, zugleich aber auch die Reife der Gesinnung in die Empfindungen Maß und Klarheit bringt. Die Gegenstände, welche Flemming auf sich wirken läßt, verrathen eben nicht mehr Fülle und Tiefe als bei Anderen, aber die Art ihrer Aufnahme und Darstellung unterscheidet ihn sehr vortheilhaft. Die Natur sah er allerdings auf seinen Reisen nicht blos in zierlichen Idyllen, sondern auch in den Ausbrüchen ihrer empörten Kräfte, aber mehr zeichnet es ihn aus, daß er sie weder gleich den Dichtern an der Pegnitz malt, noch wie Opitz mit kalter Weisheit bewundert; sie ist ihm theuer als die Zeugin denkwürdiger Erlebnisse,

als die Freundin, welche mit dem Reichthum ihrer Bilder seine Gedanken und Stimmungen freundlich aufnimmt und erwidert. Die Gelegenheitsgedichte, welche beitrugen, den poetischen Sinn der Zeit abzustumpfen, weil sie daran gewöhnten, über gehaltlose und den Verfassern selbst ganz gleichgültige Dinge Verse zu machen, nehmen auch von Flemming's Poesien weit über die Hälfte ein. Wer sie aber schon des Titels wegen als leidige Zugabe übersehen wollte, dem würde einer der schönsten Züge in Flemming's Natur entgehen. Zu seinem jugendlich frischen Wesen gehört nämlich das Bedürfniß der Geselligkeit und diese Gelegenheitsgedichte zeigen uns ihn in einem weiten Kreise von Bekannten und Freunden, denen er auch in der Ferne innig angehört. Sein Trost, seine Glückwünsche sind daher nicht wie anderwärts von dem Herkommen dictirt, sondern von wahren und herzlichen Empfindungen durchdrungen. Den heitersten Eindruck machen seine Gedichte auf Hochzeiten und frohe Feste. Er mischt sich mit ganzer Seele in die munteren Kreise. Er reißt die Gesellen fort, er regt die Weiber zu lebhaftem Scherze auf, man schwärmt bei Tanz und Wein; nicht drei Tage können bei einer Hochzeit den frohen Muth erschöpfen. Flemming war sicher allenthalben ein gern gesehener Gast. Einige Jugend- und Kunstgenossen, wie Finkelhaus und Gloger, sind seine Busenfreunde. Den frühen Tod des Letzteren beklagt er mit frauenhafter Zärtlichkeit. Wie hier jedoch nirgends der flache Enthusiasmus einer studentischen Brüderschaft auftaucht, so bemerkt man in seinen Gedichten an ernstere Freunde, an Olearius und Grahmann, nicht jene steifen Complimente, mit denen Opitz, Rüßler und Jäger einander beehrten, sondern man sieht, daß diese Männer, denen der Eigensinn und die Falschheit ihres Führers auf der Reise und die Barbaren der Wüste gemeinsame Gefahren bereiteten, einander mit inniger Achtung und Hingebung angehörten. Das Büchlein erotischer Oden verliert sich unscheinbar unter den zahlreichen geistlichen Poesien und Gelegenheitsgedichten, ist jedoch nebst den Sonetten gleichen Inhaltes die Perle der ganzen Sammlung. Schon Gervinus hat darauf hingewiesen, daß Flemming's Lyrik hier nicht in abstracten Declamationen und allgemeinen Gefühlen verschwimmt, sondern durch die Unterbreitung mannichfacher Situationen eine epische Anschaulichkeit gewinnt. Nicht minder muß man jedoch auch auf den Wechsel der Empfindungen achten. Die phantastische Schwärmerei, die stille Innigkeit, das weltfrohe Tändeln, Sehnsucht und Hoffnung, die Pein der Eifersucht, die Verzagtheit des Verlassenen, sein männlicher Trotz:

dies Alles ist nicht ohne Geist und Anmuth gezeichnet. Auch ungewöhnliche Schicksale sollten einen Dichter von so edeln Naturanlagen reifen und auszeichnen. Er zog mit der holsteinischen Gesandtschaft durch die Steppen Rußlands nach Persien, als die Phantasie des Abendlandes wie zu Marco Polo's Zeiten wieder durch Asien aufgeregt wurde, und sich ethnographische Romane vorbereiteten. Die Ungewißheit des Zweckes und die Gefahren der Reise vermehrten das Interesse für die Personen, Flemming dachte in den entlegensten Gegenden an seine Heimat, ein treuer Sohn der Mutter. Was er Liebliches und Großes sah und hörte, berichtet er in seinen Gedichten. Jede Botschaft aus dem Vaterlande erregte ihn zu lebhaftem Mitgefühl. Der Tod des Opitz, dem er so bald folgen sollte, erschütterte ihn, die Fortdauer des verheerenden Krieges unterhielt seine Sorgen. Endlich kehrte er heim. Er kann die romantische Jugend nicht weiter verlängern und betritt die bürgerliche Laufbahn. Da muß er auf dem Sterbebette den Freunden, der Verlobten, dem Vaterlande das letzte Lebewohl zurufen. Sein Schwanengesang in kurzen Sätzen, den letzten kräftigen Athemzügen des Scheidenden, hält mit dem Schicksale Rechnung. Dasselbe ist ihm keines seiner edeln Lebensgüter schuldig geblieben, doch auch er darf mit bescheidenem Selbstgefühle an das erinnern, was er geleistet. So scheidet er ohne Bitterkeit, ohne Klage, und diese Ruhe und Klarheit, die noch im letzten Augenblicke die Reife eines edeln Geistes bekundete, läßt uns seinen frühen Heimgang als den natürlichen Abschluß eines in sich vollendeten Lebensganges erscheinen. Zu Opitz hat Flemming folgendes Verhältniß. Ein Mann, dessen eigene Versuche in der That von dem Geiste ächter Schönheit durchhaucht sind, konnte sich schwerlich über die Dürftigkeit in Opitzens Gedichten täuschen und darum sprach er: kein Landsmann sang mir gleich. Wenn er aber dennoch unabläßig in Opitz den wahren Helden, den Vater der deutschen Poesie, den Herzog ihrer Sänger feiert, so steht dies mit jenem Urtheile über sich selbst nicht in Widerspruch. Vielleicht, daß er auch ein Werk wie Opitzens Trostgedicht wegen des Gegenstandes und Umfanges über seine kleinen Gedichte setzte; gewiß aber schätzte er mehr als das productive Talent an Opitz, daß derselbe die deutschen Poeten, welche zu den Proletariern herabgesunken waren, in die gebildete Classe der Lateiner erhob, die schönen Pierinnen hochdeutsch reden lehrte und überhaupt mit sicherer Ueberlegenheit den Ausdruck zubereitete, so daß, wie Flemming selbst versuchte, sich nicht nur die gravitätische Erotik von Heinsius und

Grotius, sondern auch das süße Getändel der Italiener mit Leichtigkeit nachbilden ließ. Von den antiken Dichtern war Flemming nicht mehr so abhängig wie Opitz. Dieser hat schwerlich zehn Verse geschrieben, ohne daß er die Alten um Rath und Hülfe anging. Flemming hatte auf seiner Reise, wo er das Meiste dichtete, keine Bücher und war überdies nach seinem ganzen Wesen kein Stubengelehrter. Er steht mit den Alten daher nur in mittelbarem Zusammenhange. Was sie zur Poesie des Opitz beigesteuert, ist hier schon in deutsche Münze geprägt. Die materiellen Entlehnungen werden seltener, aber ein höherer Einfluß gibt sich in der Gewöhnung an einen geistigen Gehalt, an eine edle Sprache und feste Formen kund. Auch hier bestätigt es sich, daß die Bekanntschaft mit der alten Literatur nur da die Selbständigkeit der nationalen Dichtung gefährdet, wo ein leeres Bette ihre Fluth zur Ueberschwemmung einladet. Nur die Götter- und Heldenmythen der Alten sind Flemming stets gegenwärtig, doch benutzt er sie in einer Weise, die uns leicht mit diesem Hellenismus aussöhnt. Zwar die beständige Erwähnung der Naturgötter, des Helios und der Selene, oder vielmehr des Titan und der Cynthia, aller Nymphen der Berge, Wälder und Flüsse, ferner des Mars, der Venus, des Cupido, des Bacchus ꝛc., ebenso die Einführung des Phöbus und der Musen, die mit den Namen Clarien, Pierinnen, Castalinnen sich vor der Abgenutztheit schützen wollten, dies Alles, sage ich, erschafft nur leblose Phrasen und verräth nur den Wunsch der Dichter, ihre Hütten an den alten classischen Parnaß zu bauen. An anderen Stellen dagegen verstand es Flemming sehr gut, die Mythen lebendig zu machen, indem er sie inniger mit subjectiven Beziehungen verband. Sein Grahmann lebt ihm nahe und kommt nicht. Er soll ihn bei der lachenden Frühlingsluft nicht der Pein des Tantalus und Sisyphus preisgeben. Die spröde Freundin möge der Götter Rache scheuen, damit sie nicht einst, wie Narziß, nur sich selber liebe und sich hassen müsse ꝛc. Immerhin mag man in einem reicher ausgestatteten Zeitalter dergleichen Hülfsmittel verschmähen; doch fühlt man, daß selbst in den Gedichten eines Flemming jene mythologischen Bilder einen frischen Eindruck machen, da man sonst bei dem herbstlichen Rauschen der Rhetorik immer nicht viele epische Momente erbeutet.

In Königsberg fand Opitz zuerst an Robert Roberthin (1600—48) einen Verehrer, der dann den schüchternen Simon Dach aus Memel (1605—59) zu Versuchen anregte. An Beide schloß sich der Organist Heinrich Albert, dessen Gedichte und Compositionen

in gleichem Geiſte verfaßt ſind. Neben ihm verdient auch der Cantor Stobäus genannt zu werden, da ſeine Choralmelodien eine herrliche Kraft und Innigkeit athmen und die tiefe religiöſe Stimmung, von welcher jene Dichter bewegt wurden, noch deutlicher ausſprechen, als ihre Gedichte ſelbſt. In Dach's Poeſien, von denen die ſeiner genannten Freunde und eines zahlreichen Anhanges nur Nachklänge ſind, entdeckte ſchon Morhof die Flemming'ſche Art. In der That zeigen die Anlagen beider Dichter eine große Verwandtſchaft. Wir finden bei Dach daſſelbe trauliche Weſen, dieſelbe ſittliche Einfachheit und Reinheit, die ſich auch in ihrer Sprache abſpiegelt, dieſelbe Sinnigkeit und Klarheit in den Entwürfen. Doch wie anders wirkte auf ihn der verſchiedene Lebensgang. Während Flemming ſeine friſche Jugend in lebendigem Verkehre genoß, die Fremde ihn, wie das Land der Phantaſie, aufnahm, ihn mit Gefahren und Wundern zu freiem Schwunge erweckte, wurde Dach in immer engere Kreiſe gebannt. Seine erſten Jünglingsjahre verlebte er unter den Schrecken der Peſt. Ein beſchwerliches Lehramt verzehrte ſeine Kräfte, ohne ihn der Sorge zu entreißen. Seine Jugend war hin, ehe er es merkte, und die reiferen Jahre begannen mit Erſchöpfung und Schwermuth. Für einen deutſchen Poeten war Königsberg damals die Inſel des Robinſon, doch ward ein Gemüth von weiblicher Zartheit durch die andauernden Widerwärtigkeiten ohnehin zur Weltvergeſſenheit hingedrängt, und ſo knüpft der Dichter endlich ſeine Exiſtenz an die Treue weniger Herzensfreunde, mit denen er in ſtiller Befriedigung gemeinſam denkt und dichtet. Es fehlt daher jede weitgreifende Beziehung auf die Weltverhältniſſe. Nur wenn einmal eine locale Feierlichkeit einen Hymnus fordert, tritt er aus ſeiner Kürbislaube heraus, und ebenſo beſingt er als orator publicus die Ereigniſſe in der Familie ſeines Kurfürſten, als deſſen Diener er bei ſeiner Armuth vergnügt iſt und gern die Reichthümer des alten Rom entbehrt, da er ſie unter dem Schwerte despotiſcher Kaiſer nicht genießen könnte. Sonſt behandelt er, was in der nächſten Umgebung die Empfindung des Menſchen anſpricht. Die Reize der Landſchaft ermuntern ihn zu frohen Weiſen. Der ſproſſende Frühling, in dem rauhen Klima doppelt erſehnt, läßt ſein Herz leichter ſchlagen. Er entlockt ihm Anakreontika auf ſeine Philoſetten und Lydien. Auch Wein und Tanz begleitet er mit friſchen Liedern. Vorherrſchend ſind allerdings in der Geſellſchaft dieſer der Sterblichkeit Befliſſenen, wie Gervinus mit Dach's Biographen im Erläuterten Preußen Dach und ſeine Freunde nennt, die Lieder von den letzten

Dingen. Doch hat Gervinus die zahlreichen heiteren Dichtungen mit einem ungünstigen Vorurtheil gelesen, wenn er angibt, daß sie durch moralische Aengstlichkeit und Schwermuth getrübt seien. Bei keinem anderen Dichter erscheint hundert Jahre vor Hagedorn das anakreontische Lied desselben in solcher Reinheit und Anmuth. Leider sind diese Sachen nicht durch eine neue Ausgabe allgemeiner bekannt geworden und man wird es dem Landsmanne des Dichters verzeihen, wenn hier zur Begründung eines günstigeren Urtheiles wenigstens von den Liedern Dach's, welche Albert's Arien (1648, 8 Thle.) enthalten, eine kurze Inhaltsangabe folgt. Sie unterscheiden sich von den Oden und Sonetten Flemming's vornehmlich dadurch, daß sie stets für den Componisten verfaßt sind, und nehmen daher auch meistens die Form des eigentlichen Liedes an. I, 8. Der Dichter ist froh darüber, daß sein schlichtes Lied, nicht Stand und Gold, ihm die Gunst der Geliebten erworben. II, Philosette kommt ihm nicht aus dem Herzen: sie ist früh sein Morgenroth, Nachts sein Stern; sie ist reizend, wenn sie geht oder steht, wenn sie schläft und wacht, wenn sie trauert oder lacht ꝛc. 12, Sie solle sich weigern abzureisen, da das Meer durch die Stürme, das Land durch den Krieg gesperrt werde; sie möge über Krankheit klagen, treue Liebe sei ja erfinderisch. 14, Alles liebe wieder, nur ihm verfließe der Frühling des Lebens in Traurigkeit. 16, Alle Wesen in der Natur denken jetzt nur auf Liebe, auch der Mensch solle nicht widerstreben. 17, ebenfalls veris tempore fervet Hymen. 18, Sturm und Kälte verwüsten die Erde, Mars stellt seine Rüstungen ein, der Kaufmann scheuet das Meer, der Schäfer läßt sein Singen; indessen auctumni tollit taedia longa Venus. 22, Das Laub ist gäng und rege, die Luft sanft und still, jeder Vogel fleißig; der Poet sitzt in seinem stillen Garten unter den Bäumen und stimmt seine Geige zu einem Liede an den Freund. 24, Die frohe Jugend macht Einwendungen gegen die zu strenge Zucht des morosen Alters. II, 9, Der Reiche ist selten Herr dessen, was er hat; ihn bedrohe der Krieg, die Angst lasse ihn nicht schlafen, der Dichter wünscht sich nur so viel, als ihm zum Leben nöthig ist, und eine Seele, die ihn liebt; dann achte er über alles Geld und Gut seine Kunst und freien Muth. 19, Der Pöbel prunkt mit seinem Golde, aber die Zeit nimmt, was sie gab; den Dichter lehrt die Weisheit eitele Schätze meiden und bei Wenigem vergnügt sein. III, 1, Der Mai belebt die Erde, jetzt dürfe auch das Herz des Menschen nicht träge und kalt bleiben, sondern es müsse sich verjüngen, um ein frischer Zweig an dem Baume

des Lebens zu werden. 2, Der grüne Mai erinnert den Dichter an jene seligen Gefilde, wo die Blumen an silberklaren Quellen, von Frost und Hitze unberührt und benetzt mit dem Thau des Lebens dem Frommen eine unvergängliche Zier bereiten. 11, Wer sich die Weisheit erkoren, dessen Gemüth ist alles Reichthums voll. Er läßt die Anderen um Güter und Ehren betteln. Sein ist die Kunst, sich im Glücke nicht zu erheben und im Unglücke nicht zu begeben. Stürzte die Welt über ihm ein, was hat er zu erschrecken: Alles vergeht, die Tugend bleibt. 28, Die Freunde rathen ihm vergebens, Galatheen zu meiden. Er hat Tag und Nacht keine Ruhe. Es schmerzt ihn, wenn er sie nicht sieht, und in ihrer Nähe stockt ihm die Rede, fließen die Thränen. Kein Perseus könnte ihn von diesen Ketten befreien. Er wünscht sich den Tod, doch hörte auch dann die Liebe auf? IV, 13, Er schildert, wie wohl ihm war, wenn er neben seiner Schäferin an den kühlen Bronnen lag, wenn sie ihn für sein Lied von Amor's Gewalt und List mit Myrthen bekränzte. Die hohen Linden an den schönen Quellen wissen von seiner Liebe und seinen Liedern. Jetzt verbanne ihn Schnee und Frost aus den Wäldern; doch lasse er es draußen stürmen, denn die Liebe mache Hitze aus Kälte, Tag aus Nacht. 14, Veris tempore regnat Amor. 15, Bei Phyllis ist ewiger Frühling. Hier sind seine Wälder, seine Brunnen, seine Heilquelle. Was der Kaufmann auf seinen Reisen, der Krieger auf seinen beschwerlichen Feldzügen erstrebt, aller Genuß an Herrschaft und Ruhm ist ihm nichtig, wenn Phyllis den Frieden seiner Einsamkeit theilen will. 16, Der sprossende Frühling macht Alles rege; Dorinde möge nicht zögern, mit ihm die Jugend zu genießen, welche wie ein Vogel kommt und schwindet. 17, Er wartet auf sie im Garten. Aepfel und Trauben, ein weiches Lager am schattigen Baume, Alles ist bereit, nur Sie mangelt und er beschwört ihre Mutter, sie nicht länger zurückzuhalten. 20, Damon wird nicht abreisen, denn Philosette fesselt ihn mit Banden, denen zu entrinnen keine Hoffnung ist. Wie froh werden die Freunde mit ihm den Frühling begrüßen, sich an der Natur und an ihren Dichtungen erfreuen. Manches wird vergessen werden, doch nicht ihre Freundschaft und ihr Dichtergeist. Auf, froh gelebt! denn muthig sein und recht thun hilft gegen alle Neider. V, 13, ein Preisgesang der Liebe. 14 und 16, Er vermahnt die Spröden, welche das Jawort scheuen, da doch so viel Anmuth und Jugend bezeugen, daß sie nicht für das Kloster gemacht seien. 17, Klage eines verliebten Schäfers über die Untreue seiner Phyllis. 21, Aennchen von Tharau. VI, 21, über allen

Besitz geht ihm sein Geigenspiel und die goldene Ruhe des Gemüthes. 23, Warnung vor der Sinnenlust. 24, Der Mensch muß fröhlich sein. Trauertage kommen ohnehin genug, als daß man sich mit Hummeln herumschlagen sollte und wir altern unversehens der langen Nacht entgegen. Fröhlichkeit macht Alles gedeihen. Wer Gott und den Freund liebt, dem werden stets ein Glas und ein Lied willkommen sein. Es folgen noch einige Lieder ähnlichen Inhaltes, die aus dem Französischen übersetzt sind.

Diese Zeugnisse werden genügend beweisen, daß Dach die heiteren Stunden, welche ihm sein Schicksal gönnte, nicht verschmähte. Ernster beschäftigte ihn allerdings die sittliche Seite des Lebens. Mit der einfachen Kraft der Wahrheit hebt er hervor, daß der Mensch nichts so eigen habe, so wohl ihm nichts anstehe, als der freundliche Bund mit seinesgleichen. Er preist den Segen der Weisheit, die Alles ersetzt, den festen Sinn, der nicht sinken läßt; er möchte den frischen Lebensmuth in alle Herzen hauchen, wohl kundig, daß nichts den Menschen so schnell auflöst, wie die Trauer. Seine Tage waren freilich wie Wolken vor dem Winde. Er ruft in sanfter Schwermuth zu dem Schicksale: ich bin ein springend Glas, was willst du an mich schlagen; doch erhebt ihn bald die feste Zuversicht, daß die welke Rebe einst an der Kraft des lebendigen Weinstockes wieder grünen werde.

Dies war der Gesichtskreis des Dichters; seine Welt ist klein, aber er hat sie fleißig angebaut. Er überschätzte sich nicht und war verwundert, als seine Reime sich weit verbreiteten, da er schlicht und still in seinem Winkel lebte, nur sich und Gott bekannt. Vergleichen wir ihn mit Opitz, so ergibt sich abermals, daß dieser seine Nachfolger nicht unwiderruflich verpflichtete, auch seine Fehler in Pflege zu nehmen. Bei Dach herrschte nicht die Didaktik vor, am wenigsten die Gelehrsamkeit, obgleich er Schulmann und Professor war, lateinische und griechische Gedichte verfaßte. Hier sind keine Entlehnungen, keine steife Erhabenheit, keine gesuchten Bilder, keine scharfsinnigen Epitheta, keine kostbare Mythologie, und was man sonst als die Manier der Schule angibt.

Andreas Gryphius aus Großglogau (1616—64) war von allen Dichtern, die sich unmittelbar an Opitz anschlossen, der begabteste, aber seine reichere Natur führte ihn, da eine reine Durchbildung fehlte, auch zu desto größeren Verirrungen. Scharfsinniger und gelehrter als Andere, ging er der schlichten Wahrheit aus dem Wege und verwickelte sich in schiefe Ansichten. Der tragische Gang der Welt hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, aber er

verband mit dem größeren Lebensernſte eine maßloſe Schwermuth. Er hatte Befähigung genug zu einer kraftvollen Sprache, aber er ſuchte den Effect durch unnatürliche Uebertreibungen zu verſtärken und verzierte das Erhabene nicht ſelten mit kleinlichem Schmucke. Die Natur hatte endlich ihn mit dem ausgeſtattet, was Allen fehlte; er erfand nicht nur wie die Anderen Epitheta, Gleichniſſe, Sinnbilder, Allegorien, ſondern ſeine kühne Phantaſie conſtruirte aus dem Conflicte der himmliſchen und irdiſchen Dinge umfaſſende Lebensbilder und er durfte ſich an das Drama wagen, aber es fehlte dieſen Darſtellungen ebenſo die Schönheit wie die Wahrheit. Seine lyriſchen Sachen ſind weniger bekannt als ſeine Dramen, haben aber denſelben Charakter, und da wir über das Drama ſpäter beſonders handeln, begnügen wir uns, hier Gryphius' finſtere Lebensanſicht als die Hauptquelle ſeiner Verirrungen anzugeben. Er findet nirgends einen Troſt bei den Menſchen, in denen die Unvernunft mit der Tücke ſtreite, nirgends in den Verhältniſſen, da ſie aus jener ſchlimmen Saat erwachſen; ſelbſt die bewußtloſe Natur, die in ihrer Unſchuld und Ruhe doch die letzte Zuflucht für Den ſein könnte, welcher an den Menſchen verzagt, gewährt ihm keinen Haltpunkt, da ſie in ihrer Wandelung ihm die Nichtigkeit alles Schönen und Guten zurückſpiegelt. Wir ſehen, daß man von der Stoa und dem Chriſtenthume eine Gemüthskälte ableitete, die gegen alle Lebensgüter gleichgültig machte und den Anfangspunkt des Daſeins hinter das Grab verlegte. Flemming und Dach ſtrebten nach dieſer weiſen Feſtigkeit nicht in dem Grade wie Opitz; das fallende Laub an den edelſten Bäumen des Lebens verſenkte ſie in ſtille Trauer, und ſie empfanden menſchlich, wenn ſie reſignirten. Aber Gryphius verſchmäht nicht nur die Erde, ſondern er haßt ſie; wie anders als Flemming ruft er zum Abſchiede:

Ade verfluchte Welt, du See voll rauher Stürme!

Mögen die Verfolgungen, welche Gryphius von Kindheit an zu erdulden hatte, ſo bedeutend geweſen ſein, daß die Zerſtörung ſeiner Kraft nothwendig erfolgen mußte, oder mag ſeine Verzweiflung zum guten Theile nur rhetoriſche Phraſe ſein; jedenfalls kam in ſeine Dichtungen eine Tragik, die nicht wohlthut, und unbegreiflich iſt es, wie Gryphius bei der Gewöhnung an eine ſolche Stimmung auch Luſtſpiele ſchreiben konnte.

Wir haben bei den Dichtern, die wir eben betrachteten, nicht unbedeutende Summen eines wahrhaft poetiſchen Gehaltes entdeckt. Wir mußten behaupten, daß Opitzens Richtung die Aufnahme

dieſes Gehaltes nicht unbedingt ausſchloß: doch iſt es auch gewiß, daß ſein Vorgang Die, welchen wenig gegeben war, nicht einſchüchterte. Die große Maſſe der Unberufenen hielt ſich nur an ſeine Weisheit und Gelehrſamkeit; ſie fuhr fort den Werth der Poeſie nach ihrer Nützlichkeit zu beſtimmen, und Verſe, die nichts Nützliches lehrten, verzieh man ſich als einen unſchädlichen Zeitvertreib in müſſigen Stunden. So gebietend auch Opitz in ſeiner Zeit daſteht, ſo iſt er indeſſen doch keineswegs der Pfeiler, auf dem allein die nächſte Zukunft, ja die Gegenwart ruht. Schon der Schäferorden an der Pegnitz, 1644 geſtiftet von Harsdörfer und J. Claj, bringt Elemente hinzu, die ſowohl nach dem Inhalte als nach der Form eine glückliche Gegenwirkung verurſachen. Die anderen literariſchen Geſellſchaften ſind von dieſem Schäferorden weſentlich verſchieden. Sie haben nur den Zweck, die Sprache zu ſchützen, und wenn auch Dichter ihren Verbindungen angehören, wie Opitz ſelbſt Mitglied des Palmenordens war, und andere Geſellſchaften ſogar von Dichtern geſtiftet wurden, ſo blieb doch immer die Integrität der Sprache allen Abſichten übergeordnet. Die Verirrung Einzelner zu einem phantaſtiſchen Purismus und zu orthographiſchen Sonderbarkeiten, die Frage, was aus dem Geſammtwillen einzelner Geſellſchaften hervorgegangen, oder als perſönliche Leiſtung der Mitglieder zu betrachten ſei, und Aehnliches darf uns nicht beſchäftigen. Bedroht war die Selbſtändigkeit der Sprache, dies letzte Unterpfand der Nationalität, allerdings durch die fremden Modeſprachen, ja ſelbſt viele lateiniſche Ausdrücke mußten in dem Zeitalter der Humaniſten geläufig werden und ſie finden ſich ſogar in den Volksſchriften, z. B. bei H. Sachs, Ayrer und in der Engliſchen Komödie als beliebter Zierrath. Nur eine kräftige Abwehr konnte dem Verderben ſteuern, doch mehr als die Geſellſchaften leiſtete hierin Opitz, deſſen weitverbreitete Gedichte, faſt wie vormals Luther's Bibel, unvermerkt den gereinigten Ausdruck wirklich einführten, während die grammatiſchen Unterſuchungen der Geſellſchaften der Nation fremd blieben. Der Schäferorden an der Pegnitz verfolgte die Reinigung der Sprache nur als Nebenſache. Wir finden in Nürnberg ein Völkchen, welches mitten in dem beſonnenen, nüchternen Deutſchland ein Arkadien hervorzaubert, und bei dem inneren Drange die Klugheit und Selbſtbeherrſchung verlierend es unternimmt, nicht nur poetiſch zu ſchreiben, ſondern auch zu fühlen und zu leben. Man ſtrebt hier nicht vor Allem nach der Würde zu nützen, ſondern man ergibt ſich dem Strome der Phantaſie und der Empfindung. Ein romantiſcher Geiſt unterwirft ſich die lyriſch

erregten Gemüther. Das Ritterthum war auf ewig verloren; aber wie Don Quixote, nachdem er gezwungen ist, den Degen wegzulegen, doch noch Lebenstrost darin findet, daß er ein Schäfer werden, Sonette schreiben, den Bäumen und der Echo klagen kann, so nehmen die Nürnberger das Romantische in der Form des Schäferlebens wieder auf. Vogelsang, Quellen und Blumen mußten die Poesie wieder in Feld und Wald bringen, wo das deutsche Gemüth einmal hingehört. Frömmigkeit, Liebe und Natur verschmolzen in das schöne Symbol der mystischen Passionsblume. Man errichtete einen Irrhain, baute Hütten für die lebenden Genossen, sinnreiche Grabmäler für die geschiedenen. Außerordentlich wichtig ist es, daß man es auch wagte, wieder den Frauen zu huldigen. Schon im 17. Jahrhundert finden wir Frauen unter den Mitgliedern des Ordens und von Anfang an standen sie unter seinem Schutze. Sie waren bei den poetischen Wettkämpfen und Blumenspielen zugegen und fehlten wol nie in den ländlichen Gesellschaften. Auch die Pegnitzer nahmen von Horaz den allgemein gebräuchlichen Wahlspruch an: Mit Nutzen erfreulich! doch es scheint fast, daß hier dem dulce zu viel eingeräumt wurde, während Opitz sich mehr auf das utile beschränkte. Im Palmenorden heißen die Mitglieder: der Nährende, der Mehlreiche, der Gemastete, nur selten finden wir einen Wohlriechenden mit Süß gemischt; bei den Pegnitzern dagegen haben wir die Filidor, Betulius, Damon, Florando, Amarantes, lauter Schäfer aus einer idealen Welt. In dieser jugendlich freien Hingebung an einen poetischen Traum haben den Pegnitzern später sich nur die Göttinger zugestellt, und beide büßten es mit dem Spotte der Verständigen. Die Verirrungen der Pegnitzer liegen auf der Hand, dennoch kann man ihr Streben nicht mit einem bedauernden Lächeln abfertigen. Sie bilden zu Opitz eine nothwendige Ergänzung. Jedes besaß, was dem Anderen fehlte. Hier ist die trockene Wirklichkeit, dort das Phantastische; hier der besonnene Verstand, dort die schwärmende Empfindung; hier der feste, doch steife Schritt des Rhythmus, dort ein taumelnder Tanz. Die beiden Stifter des Ordens waren auch seine größten poetischen Talente. Sie müssen vorzüglich nach ihrer Intention beurtheilt werden; die Darstellung dessen, was sie bewegte, gelang ihnen sehr wenig, und wenn man den Orden allein nach den Schriften seiner Theoretiker, der Birken, Schottel ꝛc., beurtheilt, so erhält man die ungünstigste und zugleich die unrichtigste Ansicht. Sie beschäftigen sich am ausführlichsten mit den technischen Sonderbarkeiten und dem künstlichen Formenspiel, das dieser

Dichtungsart anklebte, die ihrem Wesen nach von jeher anderen verschieden, die Unverständigen hauptsächlich zur Nachahmung einlud. Daher sind die Pegnitzer verrufen wegen ihres Wohlgefallens an hüpfenden Rhythmen, figurirten Gedichten, Reimspielen, Onomatopoiesen ꝛc. Doch sollte man nicht übersehen, daß in einer ganz prosaisch gestimmten und phantasielosen Zeit der Trieb nach Idealität einen großen Werth hat, auch wenn diese nur in der Schäfermaske zu erscheinen wagt. Die erotische Lyrik zum Beispiel, der letzte Pulsschlag der absterbenden Empfindung, hätte, nachdem sie Opitz für etwas Unwürdiges erklärt, keine Sänger gefunden, würde sich ihnen nicht jene arkadische Traumwelt eröffnet haben, wo sie menschlich fühlen konnten, ohne gegen den Anstand zu verstoßen. Daher mögen selbst so naturwahre Dichter, wie Flemming und Dach, gern als Schäfer erscheinen. Ebenso können die Frauen schicklicher Weise nur als Sylvien, Flavien, als Doris und Amaryllis die zärtlichen Huldigungen der Poeten annehmen, und wie muß den ehrlichen Dach die Gewalt der Wirklichkeit überrascht haben, als er ohne fingirten Namen sang, daß Aennchen von Tharau es sei, die ihm gefalle. Mit dem Alterthume steht diese Schäferdichtung nur in mittelbarem Zusammenhange, worüber später.

Nicht minder bedeutend ist eine Gruppe von Anakreontikern, die im Nordwesten und in Sachsen sich an Zesen und entfernter an Rist anlehnten. Ursprünglich scheinen sie von Opitz angeregt, doch gingen sie seiner ehrbaren Weisheit bald aus dem Wege und wählten sich, nachdem er sie in die französische und holländische Literatur eingeführt, solche Vorbilder, die seinem Ronsard und Heinse wenig ähnlich waren; ein Uebergang, den Paul Flemming am leichtesten vermittelt hätte, wäre Hamburg, wo sich die meisten von ihnen wenigstens vorübergehend aufhielten, sein Wohnsitz geworden. Die bekanntesten dieser Dichter sind Chr. Homburg, Zach. Lundt, Jak. Schwieger, G. Greflinger, G. Neumark, Dav. Schirmer. Sie bildeten sich nach den niederländischen Anakreontikern, aus denen sie Manches übersetzten. Homburg erklärt, daß er daher alle seine Artigkeiten übertragen. Von Opitz unterscheiden sie sich vornehmlich durch ihre frische Sinnlichkeit und Lebenslust. Schon früh kündigt sich hier Horazens gemäßigter Anakreontismus an, der nachher in Hagedorn seinen vollen Frühling feierte. Man geht mit seinem beatus ille den Geschäften aus dem Wege und vergnügt sich in Wald und Feld. Man entsagt der sorgenvollen Erhabenheit und genießt ein gemüthliches Otium. Man ist heute mit Bachus vergnügt, weil das morgen unsicher ist und die

Lesbien reichen die Wange dar, ehe sie verblüht. Der tändelnde Amor ist nie fern, Selene leuchtet zu schwärmerischen Serenaden, Flora gibt Blumen in Fülle. Die große Masse dieser Erotik liegt in der Mitte zwischen dem minniglichen Schäfertone Dach's und den derben und üppigen Liedern Schwieger's, der die Stoffe zu seiner geharnischten Venus, welche er im Kriegslager schrieb, der lockeren Unterhaltung seiner Kameraden verdankte und nicht anstand, eine Abtheilung dem Priap zuzueignen. Natürlich lassen sich zwischen diesen Dichtern und den Pegnitzern einige Beziehungen auffinden. Sie behandelten verwandte Stoffe, die arkadischen Attribute waren auch bei ihnen gebräuchlich, Bilder und Rhythmen weit lebhafter als selbst bei Dach und Flemming. Der vielgewandte Zesen vermittelte einen näheren Anschluß. Einmal spricht er von der Würde und Einfalt der Poesie. Die Deminutive sind ihm zu kindisch; er tadelt die Häufung und ausgesuchte Eleganz der Epitheta, er scheint ganz in seinem Magnus Opitius aufzugehen; aber ein andermal kostet es ihn nichts, mit den Nürnbergern in klingenden Daktylen und Anapästen zu schwärmen. Beim Binken der Finken, beim Störchegeklapper und Lerchen-Tirlir vergißt auch er der Schmerzen und weiht sich von Herzen unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen.

Neunzehntes Capitel.

Man versuchte im Anschluß an das Antike die Gattungen der Poesie und die Versarten abzusondern und genauer zu bestimmen. Das eigentliche Epos wird nur vorbereitet. Alle Nationen huldigen der Schäferdichtung. Die Poeten an der Pegnitz geben ihr durch Verschmelzung griechischer und biblischer Vorstellungen einen mystischen Charakter. Das Epos wird auch durch Hymnen angekündigt. Der Gebrauch der griechischen Mythologie muß durch moralische, pragmatische und mystische Deutungen gerechtfertigt werden. Personificationen und deutsche Götternamen.

Da es in diesem Zeitraume so wenige hervorstechende Talente gab, ziemt es uns, nicht sowol die einzelnen Dichter nach ihren Leistungen zu schildern, als vielmehr die allgemeinen Gesichtspunkte zu erwägen, nach welchen sich die Poesie des 17. Jahrhunderts gestaltete. Hier wird denn vornehmlich wieder Opitz in Betracht kommen, nicht nur weil die wichtigsten Veränderungen von ihm ausgingen, sondern weil ungeachtet vielfacher Gegenwirkungen auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sein Einfluß fortdauert.

Eine der wichtigsten Folgen seiner Reformen war die, daß man die Hauptzweige der Poesie zu unterscheiden und nach ihnen die zahlreichen Untergattungen zu ordnen begann. So mangelhaft auch die Bestimmungen ausfielen, so geschah doch gegenüber dem früheren Chaos, in welches nur die Kritik einer viel jüngeren Literaturgeschichte einige Klarheit gebracht hat, außerordentlich viel. Das Tragische und Komische, das Lyrische und Didaktische, das Dramatische und Descriptive, Poesie und Prosa mußten aufhören, zu bunten Misgestalten zu verschmelzen. Mit Recht wird die Vermischung der Dichtungsgattungen als das entschiedenste Symptom einer hereinbrechenden Barbarei bezeichnet, mit Recht muß dagegen auch ihre Absonderung zu den Anfängen einer wahren Bildung gezählt werden, und je mehr es der jungen Kritik gelang, die theoretischen Unterschiede auf einem reinlichen Gebiete mit einiger Schärfe festzustellen, desto sorgfältiger mußten auch die Dichter darauf bedacht sein, in ihren Erzeugnissen den jedesmaligen Charakter der Gattung auszuprägen. Das 17. Jahrhundert zeigt uns diese Sichtung noch ganz im Beginne. Nicht anders verhält es sich mit der Feststellung der rhythmischen und prosodischen Gesetze. Mochten immerhin die Grammatiker auch durch die Bekanntschaft mit den alten Dichtern zu unpassenden Nachahmungen verleitet werden, die Aufmerksamkeit der Poeten selbst ward auf diesen wichtigen Gegenstand hingelenkt, und es blieb doch fortan nicht Alles dem Zufall und der Rathlosigkeit überlassen. In dieser Beziehung hatte besonders die Scala Heliconis von Zesen 1643 Bedeutung, welche lange Zeit für die Metrik so maßgebend war, wie Opitzens Poetik in ihrer Weise. Es findet sich wenig, was eine aufgeklärtere Zeit befriedigen könnte, aber dennoch geschah unendlich viel, da das Erbe der Vergangenheit fast nur in Knüttelversen mit gezählten Sylben bestand. Uebrigens wollte auch Zesen mit seiner Metrik keine Dichter machen und er wählte für die Scala ganz richtig das Motto:

Ego nec studium sine divite vena
Nec rude quid prosit video ingenium.

Es ist merkwürdig, daß diese Zeit, welche sich in den mannichfachsten Dichtungszweigen versuchte, vor dem Epos eine unüberwindliche Scheu hatte. Opitz meinte, heroische Gedichte seien leichter zu wünschen als zu hoffen. Zwar mußte, seitdem man an der Herstellung der strengen Kunstformen arbeitete, nothwendigerweise auch einmal das Epos an die Reihe kommen. Indessen gehörte die nächste Zukunft noch dem Romane, denn die Uebersetzung des

Taſſo, die hiſtoriſchen Gedichte von Guſtav Adolph, Bernhard von Weimar, Rudolph von Habsburg, nicht minder die Bearbeitung einzelner Sagen und Geſchichten aus dem Alterthume, z. B. von der Proſerpina, Hero und Leander, Medea, Lucretia, ſtehen mit Klopſtock's Meſſias noch in gar keinem Zuſammenhange und die Vorübungen zu derſelben im 18. Jahrhundert ſind um nichts reifer als jene Verſuche des 17. Es ſcheint nicht unangemeſſen, hier der Schäferdichtung zu gedenken, da ſie wenigſtens nach ihrem Urſprunge, wenn auch nicht nach dem, was ſie unter den Händen ihrer Pfleger wurde, zum Epos zu rechnen iſt. Sie durchläuft im 16. Jahrhundert alle Literaturen, was in einer allgemeinen Zeitſtimmung ſeinen Grund haben muß. Ohne Zweifel war es von Einfluß, daß die Erotik nicht ohne die Hülle der Allegorie aufzutreten wagte, ferner mochte man das epiſche Moment in einer neuen Form wieder aufnehmen wollen. Endlich ſpricht ſich aber auch unverhohlen ein Ueberdruß an der verwickelten und überfeinten Wirklichkeit aus, ſo daß jene Flucht in ein goldenes Zeitalter als das erſte Erwachen des poetiſchen Bewußtſeins betrachtet werden muß. Es iſt betrübend, daß gerade unſere Dichter nur geiſtloſe Spielereien in einer Gattung hervorbrachten, welche faſt in jeder anderen Literatur nicht wenigen Talenten geſtattete, ſich einen dauernden Ruhm zu ſichern, doch haben ſie Manches vor den Fremden voraus. Die alten Dichter mochten gleich anfangs wenig mehr als den arkadiſchen Boden hergeben; die Fortbildung war von ihnen völlig unabhängig und man nahm ſie zuletzt nur in einen Kreis auf, der ihnen wenig entſprach.

Die äußere Form der neuen Schäferdichtung ward zuerſt von Boccaz in ſeinem Admet und von Sannazar aus Neapel (geſt. 1533) in ſeiner Arcadia feſtgeſtellt. Beide Dichter hatten ſich an Virgil geſchult; ſie wählten jedoch ſtatt der ſtrengeren plaſtiſchen Ecloge die proſaiſche Novelle, in welche an geeigneten Stellen lyriſche Geſänge aufgenommen wurden. Eine reinere poetiſche Behandlung blieb freilich in Italien nicht unverſucht. Der Adonis von Marino (geſt. 1625) kann jedoch nicht hierher gerechnet werden; er iſt ein romantiſches Epos, welches mit der Schäferdichtung nur durch den erotiſchen Inhalt zuſammenhängt. Dagegen iſt jener aufgelöſten Form der Novelle das Schäferdrama entgegenzuſtellen, welches äußerſt beliebt wurde: der Aminta von T. Taſſo (1595) und der Pastor fido von Guarini (geſt. 1612) ſind noch heute berühmt. Taſſo war es am meiſten gelungen, den idylliſchen Naturton mit der romantiſchen Subjectivität zu vereinigen. Von

Italien verbreitete ſich die Schäferdichtung nach dem Weſten; doch ward, ſo vielfach man auch andere Formen verſuchte, Sannazar's Behandlung vorgezogen und die Novelle ſogar zum Romane erweitert. In Portugal ſteht Rodriguez Lobo (geb. um die Mitte des 16. Jahrhunderts) an der Spitze unzähliger Nachahmer, in Spanien wurde alles Aehnliche von Montemayor (geſt. c. 1562), einem Portugieſen, der in Caſtilien lebte, in Schatten geſtellt: ſeine Diana ſetzte Gil Polo in gleichem Geiſte fort. Auch Cervantes ſtellte ſie ſehr hoch und ahmte ſie in ſeiner Galathea nach. In Frankreich hatten Marot und Ronſard ſich enger an Virgil angeſchloſſen, ihm jedoch vornehmlich nur die Kunſt abgelernt, durch die Geſänge der Schäfer und Schäferinnen die franzöſiſchen Auguſte und ihren Hof zu feiern. Die Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Diana veranlaßte d'Urfé (1610) ſeine Astrée zu ſchreiben, doch blieb dieſer Roman, wie jene Eclogen, aller idylliſchen Einfalt abgewendet. Einen glücklicheren Anfang nahm die Schäferdichtung in England. Edm. Spenſer (geſt. 1596) hatte wirklich ein Herz für die Natur. Er lebte zurückgezogen auf ſeinem Landgute in Irland, wo er ein Landmädchen zur Gattin wählte. Ferner war er der Erſte und Einzige, welcher die reinen Quellen in Theokrit aufſuchte und dies hatte wenigſtens die gute Folge, daß er ſich in kein ritterlich galantes Arkadien verſetzte, ſondern die Wirklichkeit in ihren poetiſchen Momenten zu erfaſſen ſtrebte. Dieſe Richtung konnte ſich jedoch nicht behaupten, als Phil. Sidney (geſt. 1586), wenngleich mit ſeiner Schweſter ebenfalls dem Landleben mit aller Hingebung zugethan, in ſeiner Arcadia ſich wieder an Sannazar und den unvermeidlichen Montemayor anſchloß.

Es wird uns nunmehr nicht befremden, daß eine Modedichtung, der von allen gebildeten Völkern reichlich Gunſt geſpendet wurde, auch bei uns ihre Verehrer fand. Ebenſo natürlich iſt es, daß man nicht von den alten Dichtern lernen wollte, ſondern mit dem Strome ſchwamm. Jene neuen Vorbilder beſtanden aus ſehr bunten Elementen, doch mochten im Allgemeinen folgende Grundzüge hervortreten. Der Traum der antiken Dichter von dem goldenen Zeitalter veranlaßte die Erfindung eines Arkadiens, das aus lauter Zartheit gewebt war und mit allem Schmelze der ritterlichen Romantik ausgeſchmückt wurde. Der Wirklichkeit gehörte dieſe Schäferwelt nur inſofern an, als die Dichter meiſtens die Schickſale ihres eigenen Herzens darſtellten; dieſe Wirklichkeit war aber am wenigſten idylliſch, und der erotiſche Inhalt trug gänzlich die Farbe der neuen romantiſchen Lyrik. Der Roman iſt daher auch eine

wahre Schaustellung der lyrischen Kunst, indem man wetteifernd in allen romantischen Versarten Gedichte einflocht, welche die Gipfelpunkte der Erzählungen bildeten. Die weite Ausdehnung jener Liebesgeschichten nöthigte, der Armuth des Stoffes abzuhelfen. Ein beliebtes Mittel boten die Naturschilderungen dar, welche man verschwenderisch mit den Schätzen der Romantik ausstattete. Es wurden ferner ländliche Feste und Wettspiele beschrieben, Episoden aus der Mythologie und Geschichte eingeflochten. Den reichsten Vorrath zwar nicht an Facten, aber an Gedankenspielen gewährte die Zergliederung der Empfindungen. Es kehrten die unlösbaren Fragen der alten provenzalischen Liebeshöfe wieder, ob die Untreue oder der Tod der Geliebten schmerzlicher, ob es ein größeres Unglück sei, ihre Gunst zu verlieren, oder nie erlangt zu haben, ob Treue mit oder ohne Hoffnung erhabner, Liebe ohne Eifersucht denkbar sei ꝛc. Mochten diese Reflexionen den idyllischen Ton der Dichtungen gänzlich zerstören, doch ist gewiß, daß nicht durchweg Wahrheit und Wärme fehlten, weil die Dichter in der That durch ihre eigenen Erlebnisse bewegt wurden.

Was sollten nun die Deutschen mit diesen Vorbildern machen; sie, die sich von Herzen gar nicht und in Worten auch nur mit Vorbehalt zu der Erotik bekannten. In einzelnen lyrischen Gedichten huldigten sie dieser bukolischen Minne, wie alle anderen Erotiker der Zeit. Für die Schäfernovelle wählten sie dagegen fremdartige Stoffe und beugten durch die gelehrte Behandlung jeder Möglichkeit vor, mit ihren Viehhirten verwechselt zu werden. Opitzens Hercynie, das erste und nicht das unedelste Erzeugniß der bukolischen Muse, wird uns diese Modification der Schäferdichtung am besten vergegenwärtigen. Sie enthält nichts weniger als den schönen Traum von der Jugend der Welt, bei dem der Mensch alle gute und böse Last der Wirklichkeit abwirft. Opitz sorgt dafür, daß die lustige Schrift nicht wenig nutzbar werde. Der Poet wandelt in einem einsamen Thale des anmuthigen Riesengebirges umher. Die Entfernung von der Geliebten hat ihm Alles geraubt. Zwei Dinge, sagt er, sind noch hier: das Elend nur und ich, der ich darein vertrieben. Aber, fährt er fort, was beschuldige ich mein Verhängniß? fliehe ich nicht aus eigener Wahl vor ihr und vor mir selbst? Wofern du mir meine Augen, so durch die deinigen geraubt sind, wiedergibst, verhoffe ich, mein Licht, dich zu sehen, ehe noch das Auge der Welt, die Sonne, in das herzurückende Jahr sehen wird. Dies ist sinnreich, wie bei Marino. Indessen ist Opitz ein zu guter Christ, als daß er seinen Scharfsinn an eine

ſolche Richtigkeit, wie es die Liebe iſt, verſchwenden ſollte. Sobald ſeine Freunde Buchner, Rüßler und Venator hinzukommen, wird in einer lebhaften Disputation ausgemacht, daß der Schönheit zu huldigen, ſehr knechtiſch und unedel ſei, denn die Tugend allein ſei liebenswerth. Wenn ſolche Weisheit am Eingange eines Schäfergedichtes abgehandelt wird, erräth man leicht, was weiter zu erwarten. Opitz ſoll ſeine Liebe verreiſen, dabei fleißig bedacht ſein, nützliche Kenntniſſe zu ſammeln. Brauche er eine Freude, die das Herz erquickt, ſo werde er ſie nicht in der Liebe finden, ſondern in einem guten Gewiſſen. Die Freunde treffen auf ihrem Spaziergange die Nymphe Hercynie; ſie werden von ihr und anderen Nymphen in einer antik aufgeſchmückten Grotte, der unterirdiſchen Springkammer der ſchleſiſchen Flüſſe, begrüßt. Man erfreut ſich an Geſängen und muſiviſchen Bildern, zu welchen eine lange Reihe griechiſcher Mythen den Stoff gibt. Daran ſchließt ſich die Geſchichte der Vorfahren des edeln Hans Ulrich Schaff-Gotſch, dem Opitz die Dichtung gewidmet, und eine Schilderung von Schleſiens Quellen und Strömen. Hercynie nimmt von ihren Gäſten Abſchied, deren Begierde zu den Wiſſenſchaften ſie ſehr erfreut hat. Die Freunde gehen unter mancherlei Geſprächen weiter ins Gebirge. Auch an Rübezahl wird gedacht; aber mit wenig Ehrfurcht und ohne poetiſches Intereſſe. Da entdecken ſie eine Hexe, das Ebenbild jener Pharmaceutrien bei Theokrit und Virgil. Ihre wilde Beſchäftigung erſchreckt die vier Geſellen, ſo daß ſie eilends entfliehen. Sie kommen in eine anmuthige Gegend und beſchließen den Tag mit Naturſchilderungen in Proſa und in Verſen. Ohne daß wir die gelehrten Sentenzen und Erinnerungen aus dem Alterthume erwähnen, ſieht man ein, wie pedantiſch das Idyll geworden. In den Irrthum, daß Buchner eine Heerde habe, die er einſtweilen einem anderen Hirten anvertraut, iſt Opitz auch nur ein einzig Mal verfallen, und die Stelle nimmt ſich unter den übrigen unſchäferlichen Dingen ſehr komiſch aus.

Die Hercynie gab den Nürnbergern die Berechtigung zum weiteren Ausbau der Schäferdichtung; doch wagten auch ſie nicht die Ausſcheidung des bukoliſchen Inhaltes zu widerrufen. Der Eine behandelte die Stiftung des Ordens, der Andere die Schrecken des Krieges, der Dritte den Weſtphäliſchen Frieden ꝛc. Von idylliſchen Momenten bleibt faſt allein die Liebe zur Natur übrig. Gemeinhin kennen wir dieſe nur aus den lächerlichen onomatopoetiſchen Schilderungen, aber die Sache liegt tiefer, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir hier die erſte Regung der neuerwachten Romantik ſehen. Jene Liebe zur Natur

gründete sich auf die Wahrnehmung ihrer Heiligkeit. Man führte den Frieden der ersten Welt auf ihr ungetrübtes Gottesbewußtsein zurück, und so sind jene Naturbilder nur der unvollkommene Ausdruck einer tieferen mystischen Anschauung, in welcher man den reinen Quell des Lebens und der Dichtung ahnte. Harsdörfer hatte bei der Stiftung des Ordens die Panspfeife zum Sinnbilde gewählt, doch Amarantes (Herdegen) erklärt in der Geschichte des Ordens, daß damit nicht auf den heidnischen Feldgott hingedeutet werde, sondern auf die Fülle des, der τὰ πάντα ἐν πᾶσι, Alles in Allem erfüllt. Demgemäß vertauschte man schon unter Birken, dem zweiten Präsidenten, jenes Symbol mit der Passionsblume. Man knüpfte die Vorstellungen von dem goldenen Zeitalter an die Bibel und die griechischen Sagen dienten zur Bestätigung. Es ist eine Ankündigung von Hamann's inhaltschweren Sätzen, wenn hier die Reinheit eines gottbeseelten Naturlebens den Geist der Dichtung in sich schließt. Schon Opitz hatte auf diesen Gesichtspunkt hingewiesen. Er lehrte aus Lucrez, daß der Mensch seine Lieder den hellen Gesängen der Vögel nachgebildet, daß die Hirten in ihrem seligen Frieden von dem Zephyr, der durch das Rohr säuselt, die süßen Klagen der Flöte gelernt. Er läßt sich von Cupido in eine grüne Wüste führen, wo vor Zeiten weit von Begier und Lüsten das Volk der Poeten lebte, ehe die Welt von Städten wußte. Orpheus und Linos hatten ihre Kunst aus Arkadien empfangen. David war zugleich ein Sänger und ein Schäfer. Die Bibel verbinde mit den Bildern des Hirtenlebens die tiefsinnigsten Dinge. So lasse Christus seine Lämmer weiden; das Hohe Lied selbst müsse man als eine Schäferei von der Buhlschaft Christi und der Kirche ansehen. Salomo's Lieder seien auffallend mit Virgil's Eclogen verwandt, und der Römer selbst habe die Weissagung von der Geburt des Herrn in jene Ecloge an Pollio eingekleidet. Das Bedeutendste, was das Zeitalter auf diesem Wege erreichen konnte, liegt in der religiösen Schäferdichtung des Friedrich von Spee (zu Köln gest. 1635). Mag uns auch seine Empfindungsweise zu weichlich und pietistisch, das kindliche Spiel seiner Phantasie oft zu kleinlich erscheinen; Niemand wird verkennen, daß in der Trunkenheit des Gemüthes, in dem frischen Romanzenton, in den quellenden Bildern und dem zarten Wohllaut der Sprache wenigstens das Morgenroth ächter Poesie aufleuchtet. Die Pegnitzer haben in religiösen Dichtungen manches Aehnliche versucht, meistens beschränkten sie sich jedoch auf die Schilderung der Natur. Ihre Lieder blieben indessen das schwache Abbild jenes Mysticismus,

der ſie nur in dunkeln Ahnungen bewegte. Sie ſuchten Befriedigung in der innigen Erfaſſung der äußeren Erſcheinungen, in der ſtäten Schärfung des Formenſinnes, um jede Geſtalt und jeden Ton zu belauſchen. Sie fühlten das holde Rinnen, die friedlichen Wirbel der Pegnitz und das luſtſchlürfende Lied der Lerche. Sie ſchämten ſich nicht, auf das lechzende Quacken des Froſches und das Klappern der Störche zu hören, während Opitz in den Büchern nachlas, mit welchem Anſtande ſich ein Gelehrter auf das Feld machen müſſe, und was allda zu ſehen und zu denken ſei. Wie die Zeit es ihnen verſagte, das romantiſche Princip des Dichtens und des Lebens mit Klarheit zu ergründen, ſo blieben ſie auf dem Wege zur Plaſtik bei der Malerei, dem ſubjectiven Elemente derſelben, ſtehen und erſannen nur Allegorien und Sinnbilder. Dadurch daß die romantiſche Schäferdichtung der Fremde dieſe völlige Umwandlung erlitt, kam ſie natürlich der antiken nicht näher und wenn Einzelnes aus Virgil und Theokrit benutzt wurde, ſo hatte man nur eine materielle Entlehnung im Sinne, bei welcher der neue Geſchmack überwiegend blieb. Die erſte Ueberſetzung der Bucolica von Steph. Riccius 1568 und die des ganzen Virgil von Joh. Valentin, Rector zu Frankfurt 1660 waren Schulverſionen. Dagegen ſcheinen die von Oswald Beling, Capitän unter den holſtein'ſchen Truppen, in kurzen Reimzeilen verdeutſchten Waldlieder oder zehn Hirtengeſpräche, die Ad. Olearius 1647 nach dem frühen Tode des Verfaſſers herausgab, unter Einflüſſen der neuen Schäferpoeſie gearbeitet, und daſſelbe gilt von der Ueberſetzung Cahlens 1647. Auch von Theokrit kam Einiges zum Vorſchein. Bei Opitz ſelbſt findet ſich das Idyll Aites. Die erſte vollſtändige Uebertragung war die von Lieberkühn 1757, welcher ſich Leſſing's herbe Recenſion zuzog.

Mehr als die Schäferdichtung könnten die religiöſen Hymnen als eine Hinweiſung auf die künftige Erſcheinung einer Meſſiade betrachtet werden. Wir haben dieſelben ſchon deshalb zu erwähnen, weil ſie ganz nach antiken Vorbildern entworfen wurden. Selten blieb ein Dichter in dieſem Jahrhunderte Gott die Ehre ſchuldig; vielmehr ſteht in den Sammlungen der Werke immer ein umfangreicher Theil von geiſtlichen Gedichten voran. Die meiſten Sachen ſind indeſſen lyriſcher Art. Außer dem eigentlichen Kirchenliede gibt es zahlloſe Sonette und Oden, zu denen in der Regel die Pſalmen benutzt wurden. Die Behandlung des hiſtoriſchen Inhaltes der Bibel in epiſchen und dramatiſchen Gedichten war auch bei den Neulateinern herkömmlich, denen daran gelegen ſein

mußte, die antike Kunst der Darstellung mit der größten Erhabenheit des Gegenstandes zu verbinden. Am häufigsten wurde die Geschichte Christi gewählt, und man versuchte gleich anfangs die Darstellung seines Lebens zu einer Religionsgeschichte der Menschheit zu erweitern. Christus war von Ewigkeit, die Welt wurde für ihn geschaffen. Die Schicksale der Hebräer, die Verirrungen der Heiden, auch der Griechen und Römer, werden in Bezug auf seine Ankunft und Erlösung erwogen, was der verarmten Phantasie einen äußerst willkommenen Reichthum an epischem Stoffe zuführte. Vorzüglich beliebt und von Nachahmern vielfach ausgebeutet wurden Sannazar's Epos De partu Virginis, Vida's Christias, des Barläus Hymnus in Christum und des Grotius Tragödie Christus patiens.

Um von diesen Vorbereitungen auf Klopstock eine Ansicht zu geben, wollen wir Heinse's Hymnus auf Christus durchgehen, den Opitz übersetzt hat. Es wird keiner besonderen Hinweisung darauf bedürfen, daß auch hier trotz des verschiedenen Gegenstandes die poetischen Vorstellungen der Alten, ihre Mythologie und Geschichte mit Begierde herbeigezogen wurden. Man konnte neben Christus die Griechen nicht verherrlichen, aber man verdammte sie und erfand so ein Mittel, ihre poetischen Schätze zu benutzen. In der ersten Abtheilung jenes Hymnus, der über 800 Alexandriner umfaßt, wird von der Göttlichkeit Christi gehandelt, von dem Geheimniß des Wortes, welches im Anfang gewesen, mit Gott und selber Gott. In der zweiten Abtheilung folgt der Sündenfall, die Geschichte des erwählten Volkes, das Bedürfniß der Erlösung und die Sehnsucht nach ihr. Der dritte Abschnitt enthält die Menschwerdung Jehovah's, als die Welt voller Götter war und doch Gottes ermangelte. Mit dieser Wendung öffnet man sich die unerschöpfliche Schatzkammer der alten Literatur. Bacchus hatte den Wein und die Fressereien lieb, Venus diente allen Männern, Mercur war ein Dieb, der Götter oberster fleißig, schönem Weibsvolk nachzujagen. Daran schließt sich eine Recension der Irrlehren und Unsittlichkeiten, die in den eleusinischen und ägyptischen Mysterien für Religion geboten wurden. Auch Corydon und Tityrus traten auf; doch nicht um Daphnis' alte Pein und Meliböus' Brunst zu singen, sondern andere Lieder in einem Ton, der aus dem Himmel fleußt und nicht vom Helicon. Die vierte Abtheilung besteht aus einem Lobgesange, der bald den lyrischen Psalmenton anschlägt bald in epischer Weise den Schöpfer durch seine erhabenen Werke feiert. Dann folgt die Geschichte des Leidens und Sterbens. Der

Aufruhr in der Natur, von welchem die Kreuzigung begleitet war, wird wieder mythologiſch geſchildert. Atlas ſchüttelt die Erde auf ſeinen Schultern, Natura bebte, das Meer ſtürzte in Pluto's Reich, Cerberus und die Furien wüthen, die Rieſen im Aetna ſpeien Feuer. Der Lobgeſang ſchließt mit dithyrambiſchem Schwunge, wobei ſich die Gedanken nach Art der Alten in hochtönende Beiwörter und zuſammengeſetzte Appellative zuſammendrängen. Jener mythologiſche Apparat der Hölle ließ ſich von den Gegnern des heidniſchen Fabelglaubens am ſchwerſten aus den chriſtlichen Gedichten vertreiben. Flemming hat in ſeiner Elegie von dem unſchuldigen Leiden Chriſti eine ähnliche Schilderung. In den Opern verfuhr man ebenſo frei. In der Geburt Chriſti, einer Hamburger Oper von 1681, fuhr Apollo in einer feurigen Wolke aus der Gruft ſeines Orakeltempels gen Himmel. Pythia ſtürzte aus dem Tempel und rief raſend, daß Alles verloren ſei, weil das Kind den Tempelbau zerſtöre. Der Chor beſang den Sturz der Götter [1]).

Seit Opitz gingen die religiöſen Hymnen nicht mehr aus. Flemming, Ziegler, Riſt, Tſchernings u. A. bis Triller arbeiteten in derſelben Manier, theils um die neue Kunſt durch den Stoff zu heiligen, theils um dieſem zu einer kunſtmäßigen Form zu verhelfen. Man blieb nicht bei Chriſtus ſtehen; Jonas, Hiob, Jeſaias wurden beſungen, wobei die Erzählung mit dem Pſalmentone wechſelt, woran ſich denn die Meſſiade und die patriarchaliſchen Epopöen anreihen.

Daß Opitz dabei nicht minder die Kunſt als die Religion im Auge hatte, zeigt ſeine Ueberſetzung von Heinſius' Hymnus auf Bacchus und ſein Lobgedicht des Kriegsgottes. Jener Hymnus iſt kaum etwas Anderes als eine philologiſche Abhandlung in Reimen. Zuerſt wird von Bacchus' Abkunft gehandelt, dann von ſeinen Beinamen. Es folgen die Züge mit den Mänaden und die Liebesabenteuer, die Entdeckung der Kraft des Weines und ſeine Anpflanzung. Nach dem Satze sine Cerere et Libero friget Venus gilt auch die Liebe für einen Segen des Weines. Der Wunderſaft geht über Pferde, Getreide, Muſik und alle Gaben der Götter; denn er macht freundlich, wie Bacchus gegen Ariadne gütig war und den verſtoßenen Vulcan wieder unter die Götter brachte. Alle Stände lieben den Wein, und wer Bacchus nicht ehrt, wird geſtraft. Pindar rühmte mit Unrecht das Waſſer; ſchon Orpheus

[1]) Die Hamburger Oper von Peucer, in der „Allgemeinen Theater-Revue" von Aug. Lewald, Jahrg. 2, 1836.

beſang den Wein und auch der Poet fühlt ſich zu Dithyramben begeiſtert:

O Evan Evoe! zugleiche Kind und Mann,
O Sabon, Indier, Oſiris und auch Pan.
Denys, Hymenean, Evaſta, Sinnenbrecher,
Lenäe, Ligyren, du Schnarcher, du Großſprecher,
Du Mörder aller Pein, du wunderſtarker Gott,
O Hyen, Nyſean, Päan, Eraphiot.
Nachtläufer, Hüfte-Sohn, Hochſchreier, Läſtenſpringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfänger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnentoll,
Geiſtführer, Wackelfuß, Stadtkreiſcher, Allzeitvoll! ꝛc.

Dergleichen Machtwörter finden ſich zum Schluſſe in allen Hymnen und die Satiriker, wie Rachel, unterließen nicht, ſie durch Nachbildungen zu verſpotten.

Opitzens Lob des Kriegsgottes hat ganz dieſelbe Anlage. Auch hier ſtehen Abkunft und Beinamen voran; Citate aus Servius und Heſychius verewigen ſich in deutſchen Reimen. Es werden Mars' Liebesgeſchichten erzählt, durch welche ja auch Jupiter berühmt geworden. Mars war jedoch glücklicher, weil ihn Venus ſelbſt, des krummen Mannes ſatt, in Freundſchaft nahm. Venus und Mars regieren am Himmel. Der Stier iſt ein paſſendes Zeichen der erſten, da ſie die Erde bevölkert, und der verſtümmelte Widder ſteht für Mars, der die Männer tödtet. Auch Wage und Scorpion ſind angemeſſene Sinnbilder. Die Liebſchaften des Mars, die ganz nach Kriegsbrauch ſeien, werden wieder aufgenommen. Es wird an ſeine Söhne Aetolus und Cygnus erinnert, die Rache an Halirrhoth erzählt, welcher Mars' Tochter entehrte. Es folgt die Angabe des Cultus bei den verſchiedenen Völkern, namentlich zu Rom. Ferner eine umfaſſende Rechtfertigung des Krieges durch die Erwägung ſeiner Vortheile, wobei manches ernſte und auch warme Wort an die Troſtgedichte in den Widerwärtigkeiten des Krieges erinnert. Wir brechen hier ab, um an ſeinem Orte darüber ausführlicher zu berichten.

Es iſt bereits erwähnt, daß man in Folge der neuen philologiſchen Kunſtrichtung ſich gern mythologiſcher Bilder bediente, um die epiſche Anſchaulichkeit der Darſtellung zu unterſtützen und die deutſche Dichtung auch darin der antiken nahe zu bringen. Aus welchen Gründen einer fremden Mythologie das Bürgerrecht zu ertheilen und welche Grundſätze bei ihrer Anwendung zu beobachten, wurde nur oberflächlich erwogen und man geſtattete ſich die Vorausſetzung, daß das Epos ſie nicht entbehren könne, und daß ſie

ſonſt wenigſtens ein wünſchenswerther Schmuck ſei. Indeſſen geſchah dieſer Einzug der alten Götter doch nicht ohne heftige Kämpfe. Manche waren überhaupt mistrauiſch gegen die antike Literatur. Autodidaktiſche Volksdichter, wie Glaſenapp, proteſtirten gegen das Anſehen einer Bildungsquelle, die ihnen ſehr entbehrlich ſchien; Seelſorger von Gewicht, wie Joh. Riſt, warnten vor dem Terenz und der ſauberen Burs der alten Götter; ſie laſen nur gelegentlich eine Perle aus dem Miſte der heidniſchen Schriften [1]). Die Nürnberger empfahlen Vorſicht. Schottel ſagt: Wir haben ja unſere chriſtliche Religion und die ſchuldige Pflicht, unſeren Gott aufs Höchſte zu loben, alſo daß das alte Latium, das abgöttiſche Griechenland, die trojaniſchen Mährlein und dergleichen lauter Affenwerk, Kinderſpiel und nichts hergegen zu halten ſei [2]). Auch Zeſen erklärt: Nomina Deorum et Dearum etc. a nobis, qui Christiani sumus, non temere et pro libitu, sed parce et considerate adhibeantur [3]). Dieſes Mistrauen iſt zum Theil daraus erklärlich, daß man ſich gar nicht in das Alterthum zu verſetzen und ſeine Cultur mit freiem Urtheile zu beherrſchen wußte. Man achtete vielmehr nur Das für bedeutend, was ohne Aenderung und Sichtung mit den Anſichten der neuen Welt verſchmelzen konnte. Daher durfte ſelbſt ein ſo aufgeklärter Mann wie Opitz äußern, daß ihn von der Ueberſetzung der Trojanerinnen des Seneca beinahe der eine Chor zurückgehalten, in welchem mit ſo gar heidniſchen Worten die Sterblichkeit der Seele behauptet werde. Somit ſchien die Einführung der alten Mythologie mit einer Ausbreitung des Heidenthums nahe verwandt. Dies religiöſe Bedenken ſteigerte ſich, als zunächſt die Neulateiner und dann auch Andere in ihren Epopöen und Dramen ſelbſt dann nicht die Mythologie aufgeben wollten, wenn ſie chriſtliche Gegenſtände behandelten. Von beiden Seiten verfehlte man den rechten Geſichtspunkt, und ſo riß eine Verwirrung ein, die noch bis zu Herder's und Klopſtock's Zeiten ungeſchlichtet blieb. Die Freunde der Mythologie machten es nicht geltend, daß dieſelbe ihnen nur ein Mittel der plaſtiſchen Darſtellung ſein ſollte, ſondern ſie bemühten ſich nachzuweiſen, daß der Widerſpruch zwiſchen der chriſtlichen Religion und jenen heidniſchen Fabeln gar nicht ſo erheblich ſei. Die Gegner wieder hielten allein den religiöſen Geſichtspunkt feſt, während der äſthetiſche ihnen

[1]) Gervinus, III, 258, 261.

[2]) Hptſpr. S. 108.

[3]) Scala Hel. S. 85.

zum Siege hätte verhelfen müſſen. Dieſe Irrthümer waren eine Ueberlieferung der chriſtlichen Philologie des Mittelalters.

Von alten Zeiten her finden wir die Mythologie zu moraliſchen Gleichniſſen und Beiſpielen benutzt. So warnt Columbanus einen Freund vor der Habſucht und bittet ihn zu bedenken, welche Plagen das goldene Vließ verurſacht; wie der goldene Apfel der Eris die drei Göttinnen in argen Streit verwickelt. Gold war das Verderben der Danae, denn non Jovis (pro Jupiter) auri Flaxit in imbre, Sed quod adulter Obtulit aurum, Aureus ille Fingitur imber. Näher liegen uns Beiſpiele aus Boethius, deſſen Consolatio erſt im 18. Jahrhundert aus den Hausbibliotheken der Gelehrten verſchwand. Er ſang von den Kämpfen Agamemnon's, von den Plagen des Ulyſſes, von Hercules' Arbeiten, um zu zeigen, daß die Unſterblichkeit nur von Tapferen errungen werde. Die Erzählung von Orpheus und Eurydice wurde ebenfalls von ihm moraliſch gedeutet, und die alte Ueberſetzung folgt ihm wörtlich. Sie beginnt: Selig, wer den lauteren Urſprung alles Guten erſchauet und überwunden hat die irdiſche Bürde. Nachdem dann die Vorgänge in der Unterwelt erzählt ſind, heißt es am Schluſſe: Als der Sänger die Gattin nahe zum Lichte brachte, da blickte er nach ihr um, da verlor er ſie, da ſtürzte er ſelber. Auf euch bezieht ſich dies Beiſpiel, die ihr beginnt das Gemüth zu wenden an den aufwärtigen Tag; wer aber, ſeinem Gelüſte folgend, wieder zur Hölle ſieht, der verliert, was er Theueres gewann. Mit dieſen ethiſchen Anwendungen wurde die Mythologie auch dem Volke zugeführt, und wir erwähnten ſchon, daß ſich bei H. Sachs eine lange Reihe ſolcher Erzählungen findet. Eine beliebte Quelle war Ovid. Nicht lange nach Wickram (1551) gab J. Spreng die Metamorphoſen mit Figuren, Argumenten und Auslegungen in teutſchen Reymen heraus 1564. Auch die kurzen Verfaſſungen über die Metamorphoſen von J. G. Schoch 1652 enthielten gewiß neben der Ueberſetzung eine Erklärung, doch weiß ich nicht, ob dieſelbe durchweg moraliſch war, oder ſich an die gelehrten Commentare des lateiniſchen Textes anſchloß.

Indeſſen hatten auch die Humaniſten bei ihrer Interpretation einen ganz ähnlichen Standpunkt eingenommen. Schon Boccaz lehrt z. B. in ſeiner Genealogia Deorum, dem beliebteſten mythologiſchen Handbuche, die Sage, daß Poſeidon und Apollo bei dem Bau der Mauern Trojas geholfen, ſei entſtanden, weil Laomedon aus den Tempeln beider Götter Geld genommen. Giov. Pontano erklärt die Fictionen aus der Natura rerum: Der hundertäugige

Argus ſei der geſtirnte Himmel, Mercur die Sonne, bei deren Erſcheinen die Sterne entſchlummern. Ein andermal war ihm der ſchöne Adonis die Sonne und Venus die Erde. Der Capricornus im Zodiacus verletzt die Sonne, und dann trauere die Erde den langen Winter hindurch. Laurentius Valla verſtand unter der Philomele die Poeſie, welche mit ihrem lieblichen Geſange in die Heimlichkeit der Wälder flüchte, unter Progne die Rhetorik, weil die Schwalbe mitten unter den Menſchen, in Gaſſen und auf Plätzen, ihre Neſter baut. So erhielten die vielartigen Erklärungen, welche ſich aus dem Alterthume fortpflanzten, immer neuen Zuwachs. Melanchthon lehrte, bei dem Wettſtreite des Poſeidon und der Athene habe der Oelbaum den Vorzug vor dem Pferde erhalten, weil die Künſte des Friedens weit über dem Ruhm des imperii ſtehen. Nach Erasmus warnte das Unglück des Pelias Jeden, ſich nicht von den Alchymiſten um Gut und Ehre betrügen zu laſſen. Unter den Gorgonen verſtand er die Reize der Sinnlichkeit, die man mit der Aegis der Pallas und mit dem Schwerte Mercur's bekämpfen müſſe. Die Drachenzähne, welche Cadmus ſäte, erklärte er für literae, und die Männer, welche aus ihnen hervorwuchſen und ſich bis auf den Tod bekämpften, für die Literaten. Alle dieſe Dinge pflanzten ſich in den Ausgaben des Ovid bis in das 18. Jahrhundert fort. Oft war nicht mehr von einer allegoriſchen Anwendung die Rede, ſondern man dachte ſich wol auch, daß die Mythen aus einem ſolchen ethiſchen Inhalte entſprungen und nur eine von dem Verſtande ausgeklügelte Symbolik ſeien. Die Verwirrung vollſtändig zu machen, fehlte nichts mehr als der Uebergang von der moraliſchen zur chriſtlich-religiöſen Auslegung.

Auch dazu waren die Einleitungen getroffen. Denn bereits im 14. Jahrhundert hatte Thomas de Valleis, auch Thomas Anglicus genannt, die Metamorphoſen des Ovid in dieſer Weiſe erläutert. Der Frater Konrad Dollenkopfius meldet in den Epist. obsc. vir. mit Entzücken ſeinem Magiſter Ortuin, daß er ſich das Buch verſchafft und nunmehr die Fabeln Ovidii vierfach erklären könne: nämlich naturaliter, literaliter, historialiter und spiritualiter. Wenn Cadmus ſeine Schweſter ſucht und einen Staat gründet, ſo ſei Chriſtus gemeint, der die Seele des Menſchen ſuche und die Kirche ſtifte. Diana mit ihren Nymphen bedeute die Maria, welche mit anderen Jungfrauen umherwandelt, und der Pſalmiſt ſinge von ihr: trahe me post te, curremus in odore unguentorum tuorum. Solche Beiſpiele ſind mit vielem Muthwillen gehäuft;

dadurch wird aber jene vierfache Auffaſſung der Mythologie nicht deutlicher und ich kann es nur als eine Vermuthung hinſtellen, daß unter naturaliter die phyſiſche Erklärung zu verſtehen ſei, unter literaliter die etymologiſche, unter historialiter die pragmatiſche und unter spiritualiter die bibliſche. Dieſe letzte muß beſonders durch Thomas verbreitet worden ſein; denn es wird mehrmals von ihm gerühmt, daß er die Concordantias inter sacram Script. et fab. poetales vortrefflich nachgewieſen. Die bloße allegoriſche Aehnlichkeit ſchien indeſſen im 16. Jahrhundert nicht mehr zu genügen. Man ging von den Sätzen aus, daß alle Völker von Adam ſtammten, daß durch Satan die geoffenbarte Urreligion getrübt worden und daß die Götterlehre aller Völker aus den Reſten jener Offenbarung entſprungen. So unternahm man, eine Sache zu beweiſen, die jenſeit aller hiſtoriſchen Forſchung liegt. Die Gründe wurden beſonders in der etymologiſchen Uebereinſtimmung der griechiſchen, phöniziſchen und hebräiſchen Sprache geſucht. Nachdem hierin beſonders Bochard glücklich geweſen, machten Huet, Cruſius, Huelſius u. A. die Verwirrung größer: Jaſon wurde zu Joſua, die verſteinerte Niobe zu Lot's Frau, Huet entdeckte überall den Moſes. In den hebraiſirenden Homeren galt die Odyſſee für die Geſchichte der Kinder Iſrael von Lot bis Moſes, die Ilias behandelte Kanaans Eroberung durch Joſua. Noch 1730 erſchien die Geſchichte der Fabel von Lavaur, ein Hauptwerk dieſer Art. Hierin lag die Urſache, weshalb die Dichter bei der Anwendung der Mythologie den epiſchen Charakter nicht rein erhielten, das Heidniſche und Chriſtliche vermiſchten, und die Kritik ebenſo den richtigen Standpunkt verfehlte. Heinſius hatte z. B. in ſeinem Trauerſpiele Herodes Infanticida die Furien mit den Engeln auf die Bühne gebracht; dafür erlitt er nun von Balzac, Salmaſius u. A. die heftigſten Angriffe. Er dichtete einen Lobgeſang auf Chriſtus mit mythologiſchem Schmucke und nun ſollte er die Blasphemie verantworten. Seine Vertheidigung war ſo wunderlich wie die Anklage, denn er bemühte ſich darzuthun, daß die Mythologie eine religiöſe und phyſiſche Allegorie ſei, und daß ſie, wie Namen und Geſchichte bewieſen, aus der Bibel ſtamme. Opitz theilte ſein Schickſal. Er überſetzte jenen Hymnus und ließ ebenfalls die Todten durch Chriſtus aus den Bereichen des Styx und Acheron befreien. Er überſetzte ferner den Hymnus auf Bacchus und ſtimmte ſogar ſelbſt das Lob des Kriegsgottes in einer Weiſe an, die bis dahin nur bei den Hymnen auf Chriſtus gebräuchlich war. Zwar erklärte auch er, daß die Götter nur unterſchiedliche Namen

ſeien für die Allmacht Gottes nach den ſonderlichen Wirkungen ſeiner unbegreiflichen Majeſtät. Dennoch beſchuldigte man ihn wegen jener Hymnen und wegen der Nymphen in ſeiner Schäferei des Aberglaubens. Am ſtärkſten ſetzte ſich der fromme Haß gegen die Mythologie in Gottſched fort [1]). Er ſchalt unaufhörlich auf das Belieben der Dichter an Teufeleien, auf Homer und Ovid, Dante, Taſſo und Arioſt, auf Camoens und Milton. Taſſo laſſe wol zehn Prinzen, lauter Chriſten, durch Armide in Fiſche verwandeln. Verasco bete zu Chriſtus und ſtatt deſſen komme ihm Venus zu Hülfe. Man muß geſtehen, daß dieſe Einmiſchung heidniſcher Vorſtellungen in Gedichte, die von dem Gedanken des Chriſtenthums getragen werden, die Wirkung ſtört, und es iſt ſicher ein Grundfehler der Luſiade, daß Camoens im engſten Anſchluſſe an Virgil die Portugieſen durch Mars und Venus geleiten und durch Bacchus befehden läßt, während die Seefahrer ſich ſtets innerhalb eines ſpecifiſchen Chriſtenthums bewegen. Klopſtock's Meſſiade möchte uns ſehr bunt erſcheinen, hätte er ihr wie Sannazar und Vida den Glanz der alten Mythologie aufdringen wollen. Indeſſen ſollte bei der Beurtheilung dieſer Theokraſie natürlich nicht der religiöſe, ſondern der äſthetiſche Standpunkt gewählt ſein. Man behielt aber, zur objectiven Auffaſſung der alten Poeſie überhaupt nicht reif, den erſteren bei. Die Schweizer Kritiker gaben ſich noch viele Mühe, Opitz von dem Vorwurfe des Aberglaubens zu befreien. Klopſtock war über Gebühr bedenklich, indem er die griechiſchen Vorſtellungen, welche in die erſte Ausgabe des Meſſias gefloſſen, ſorgfältig herauscorrigirte. Statt des Schickſals ſetzte er die Vorſicht ein, ſtatt der Muſe die Sängerin Sions [2]). Mit einem ſo ſtrengen Eifer wie Gottſched hielt Klotz in ſeinen Homeriſchen Briefen ein Gericht über den Misbrauch der Mythologie; doch wollen wir hier nicht weitläufig werden, weil wir eine erſchöpfende Abhandlung von Herder darüber beſitzen [3]).

Bei ſolchen Streitigkeiten überſah man die wichtigere Frage, ob nicht etwa äſthetiſche Gründe der Einführung der Mythologie entgegenſtünden. Die antike Poeſie zeigt darin ihr Volksthümliches, daß ſie die Götter- und Heldenſage niemals aufgibt, ſelbſt nicht in ihrem lyriſchen Theile, wo nur irgend ein feierlicher Ton anklingt. So ward über die ganze Poeſie eine religiöſe und nationale Weihe

[1]) In der Abhandlung vom Wunderbaren, Krit. Dichtkunſt S. 177.

[2]) Leſſing, „Literaturbriefe", Nr. 19.

[3]) Literatur und Kunſt, XIV, 41.

gebracht. Dies geht innerhalb des Christenthums nicht gänzlich verloren. Gleich den Mosaischen Sagen führen die griechischen alle Nationen in eine gemeinsame Heimat zurück und die Lieder, welche an der Wiege der menschlichen Bildung gesungen wurden, können uns niemals ein leerer Schall werden. Sie behalten auch ihr episches Interesse, doch ist es natürlich, daß die Dichter nur an die großen Gestalten und Vorgänge der Mythen erinnern, welche in das allgemeine Bewußtsein der gebildeten Welt übergegangen. Indessen wollten Dichter wie Opitz sich auch als Gelehrte zeigen, und darum begnügte man sich nicht mit dem Bekannten, sondern griff gern zu solchen Sagen, die selbst in Griechenland oder in Rom niemals lebendig geworden. Man holte unbekannte Schätze aus den Schriften der alten Grammatiker und speculativen Mythographen und legte sie in deutschen Gedichten nieder. Das Offenbare wurde dunkel ausgedrückt. Opitz sagt mit den römischen Dichtern nicht Iris, sondern Thaumantis' Tochter, nicht Helena, sondern Castor's Schwester, nicht Andromeda, sondern Cepheus' Tochter. Selbst Flemming verschmäht hier nicht, den Gelehrten zu spielen. Auch bei ihm heißt Orpheus gewöhnlich Oeager's Sohn, die Amoretten sind das Eivolk von Paphos, der Mond die Dictynna. In einem Hochzeitgedichte schreibt er:

Ihr Napaianen bringt, was herkommt über See,
Gebt fremde Tulpen her, geh Klio mit Melposen,
Rauft Hyacinthen aus, brecht volle Zuckerrosen
Und keusche Lilien ab. Lest, was nach Pestum reucht
Und was Alzinous und Flora Schönes zeugt ꝛc.

Opitz ruft im Hymnus auf Mars:

O Vater Enyal, o Rächer, zweimal Rächer,
O Camul, o Gradiv, o Mars du Mauerbrecher!

Wem fällt ein, daß Mars hier zweimal Rächer heißt, weil August dem Ultor zwei Tempel baute, daß er Camul genannt ist, weil Alterthümer mit der Inschrift Marti Camulo aufgefunden worden? Es scheint, man wollte selbst die alten Dichter durch solche gelehrte Anspielungen verdunkeln und dies erklärt sich auch wieder aus der damaligen Philologie, welche lieber die Autoren aufgegeben hätte als die Scholiasten.

Noch unziemlicher als dieser Misbrauch waren die heillosen Allegorien, deren Erfindung wieder dadurch veranlaßt wurde, daß man die Mythen nicht episch auffaßte, sondern nur als eine tropische Bezeichnung für moralische und andere Begriffe betrachtete.

Wir fanden ſolche Perſonificationen ſchon im frühen Mittelalter und namentlich bei den lateiniſchen Dichtern. Aber auch Gottſched ſagt noch: wir ſind es längſt gewohnt von Tugenden und Laſtern, von den vier Jahreszeiten, den verſchiedenen Altern des Menſchen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künſten und Wiſſenſchaften, als von ſo viel Perſonen zu reden: daher können ja unzählige Fabeln erdacht werden, die allegoriſcher Weiſe etwas bedeuten. Die Namen können beibehalten werden, der Krieg heiße Mars, die Weisheit Pallas, die freien Künſte Apollo ꝛc. [1]) Es iſt unnöthig zu ſagen, daß mit dieſen Allegorien alles innere epiſche Leben der Mythen verſchwand, da die abſtracteſten Dinge leiblich wurden, ohne ein anderes Fleiſch und Blut zu haben als den Hauch des Wortes. Gryph und Lohenſtein führten dieſe luftigen Scheinweſen in ihre Dramen ein und fügten noch die Geſpenſter hinzu, eine nicht unähnliche Geſellſchaft. Zeſen und Birken hofften die Mythologie zu nationaliſiren, wenn ſie für die alten Namen der Götter neue erfanden. Der Letztere nannte den Jupiter Helfevater, die Arete Tügemut, die Tyche Gutegund, den Apollo Singhold, den Pan Schaflieb [2]). Zeſen's puriſtiſche Erfindungen verſpottet der Satiriker Rachel in den Verſen:

Der Erzgott Jupiter, der hatte ſich zu letzen,
Ein Gaſtmal angeſtellt: die Weidin gab das Wild,
Der Glutfang den Toback. Der Saal wird angefüllt.
Die Obſtin trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel.
Die Freye ſaß und ſpielt' auf einem Herzensſchlüſſel.
Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmaus.
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus.
Die Feurin kam dazu aus ihrem Jungfernzwinger,
Mit Schnäbeln angethan, Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Saiten gehn. Des Heldreich's Waldhauptmann
Fing luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.

[1]) Dichtkunſt 1750, S. 177.

[2]) Gervinus, III, 303.

Zwanzigstes Capitel.

Die Lyrik der Alten hat noch wenig Einfluß, doch wird der Anakreontismus aufgenommen. Einzelne Entlehnungen und Ueberſetzungen. Proſodie und feſte Metra. Nachbildung des Hexameters, der jedoch neben dem Alexandriner nicht aufkommt, und einiger Horaziſchen Strophen. Das Lehrgedicht, welches ſich auf die humaniſtiſche Bildung ſtützt, erhält durch Opitz einen hohen Werth. Inhalt ſeiner Troſtgedichte. Das Epigramm und die Satire.

Die Lyriker der Alten, namentlich die römiſchen Elegiker, Horaz und Anakreon waren unſeren Dichtern nicht unbekannt. Da aber die antike und die moderne Welt in Betreff der Lyrik ſo ſehr auseinander gehen, bot ſich nicht leicht eine Verbindung in der materiellen Denk- und Gefühlsweiſe dar, und eine Nachbildung der Formen wurde auch weniger von den Dichtern verſucht, als von einzelnen Sprach- und Verskünſtlern. Dem Inhalte nach zeigt ſich einige Verwandtſchaft der Lyriker am kenntlichſten in den Sympathien für die Natur und in gewiſſen Richtungen der Erotik. Jenes Aufleuchten einer myſtiſchen Naturverehrung bemerken wir nur innerhalb des Kreiſes der Dichter an der Pegnitz. Flemming und Dach, wie die meiſten, beſchränken ſich mehr darauf, ihr ſinnliches Behagen auszudrücken. Opitz erſetzt jene religiöſe Anſchauung durch eine moraliſche, die jedoch weder ſo lebhaft noch ſo innig iſt. Er ſchätzt es an der Natur, daß ſie zur Reinheit der Sitten, zum Frieden und überhaupt zu den kindlichen Zuſtänden der Menſchheit zurückführe. Sonſt findet ſich bei ihm nur ein Anflug von idylliſcher Sentimentalität und er gleicht darin am meiſten den Römern. Wie dieſe, von ihrem politiſchen Geſchäftsleben und dem Marktlärm der großen Stadt ermüdet, gern einmal das Land beſuchten, um in ſtiller Sammlung und an einem anmuthigen Orte ihre Bücher zu leſen und zu ſchreiben, ſo boten ihm die Landhäuſer ſeiner Gönner oft ein Tusculanum dar, wo er ſich in ſtiller Befriedigung mit wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten beſchäftigte, und ebenſo ſammelte er für ſeine didaktiſchen Schilderungen ſorgfältig alle Stellen der Alten, in welchen jener ſentimentale Ton der Naturliebe anklingt. Das Beatus ille des Horaz hatte ſchon Fiſchart nachgedichtet, bei Opitz finden ſich zwei Periphraſen ohne die Ironie des Schluſſes. Die Erotik der alten Dichter unterſcheidet ſich von der Minnepoeſie der neuen Welt vornehmlich dadurch, daß die Frauenliebe des ſittlichen Grundes entbehrt, daß die Leidenſchaft überhaupt nicht in der Innigkeit und Tiefe des Gemüthes wurzelt, ſondern in den ſinnlichen Trieben.

Unſere Dichter ahnten wenig von jener ſeelenvollen Minne der Ritterzeit, doch auch das, was ſie bei den antiken Dichtern fanden, mochten nur wenige im Ernſte aufnehmen. Man enthielt ſich aller Aufregung, vorzüglich wenn die Moral Einſpruch that. Opitz unterſcheidet die mannhaft kühnen Verſe des Alcäus, die zu Trompete und Pauke geſungen worden, nebſt den zärtlichen Liebesoden der Sappho ſehr bereitwillig von ſeinen Gedichten. In der Begeiſterung und in dem Muſikaliſchen ſieht er den Vorzug der alten Zeit. Denn Sappho habe ohne Zweifel ihre Verſe ganz entzückt, mit ungeflochtenen fliegenden Haaren und lieblichem Anblick der verbuhlten Augen in ihre Cither geſungen. Eine gleiche Verzückung durfte ſich Opitz nicht zu Schulden kommen laſſen. So erklärt er auch, wie Ronſard, daß das Lied erſt mit lebendigen Stimmen und muſikaliſchen Inſtrumenten Leben und Seele erhalte, und dennoch iſt es das Muſikaliſche, was eben ſeinen Liedern mangelt. Er mag keine Lieder voll Wein und Liebe, voll Jauchzen und voll Schwermuth, voll Verzagtheit und Wuth. Er mußte ſich im Stillen fragen, was würden die Theologen, die Gelehrten, rechtliche Bürger von deinem Charakter ſagen. Man entſchuldigte die Liebeslieder. Weckherlin nennt ſie ſeiner Thorheit Funken. Simon Dach bezeugt ſein redliches Verlangen. Zeſen verſchwört den hitzigen Prabbel ſeiner vollblütigen Jugend. Schwieger betheuert, daß er kein einziges Lied für ſich einer Jungfrau zu Gefallen gemacht. Dennoch ſangen ſie alle von Liebe, und Opitz bittet, dieſelbe in der Kunſt zu dulden; theils, weil unter ihr im Allgemeinen Freundlichkeit verſtanden werde, theils, weil ſie der Wetzſtein des Verſtandes ſei und, wie ſchon Ronſard erwieſen, den Poeten zu ſinnreichen Einfällen verhelfe. Wollte Opitz alſo eine Liebe beſingen, die es ihm nicht gab, ſo mußte er ſich in eine fremde Sphäre verſetzen. Man borgte von den alten Dichtern die Namen der Frauen, um anzudeuten, daß man ſich in einer künſtlichen Welt bewege. Der deutſche Dichter beſang nicht mehr ſeine Frau, die Reine, die Gute, die Hehre, ſondern Opitz liebt die Silvia, die wilde Flavia, die Cynthia und Delia. Sein Herz treibt ihn zu nichts, aber der anakreontiſche Amor mit ſeinen Pfeilen und Ränken. Da muß er es, gleich Anakreon, aufgeben, den Lauf der großen Helden, die ſich vor dieſer Zeit den Römern widerſetzt, durch Kunſt der Poeſie zu melden. Er nimmt den Myrtenkranz und ſingt nichts als Liebe und Liebe. Er bewundert ſelbſt die zarten Waden ſeiner Schönen, ihre Füße als Helfenbein, ihre Schenkel weiß wie Schnee. Er ruft: wie glücklich kann ich ſein, wenn ich

euch küſſen mag, mehr, wenn ihr mich wollt treten! Ein entſetzlich zartes Verlangen für einen ſtoiſchen Weiſen, doch konnte er überzeugt ſein, daß man dieſe Verſe nicht ihm, ſondern ſeinem Autor, dem blinden Heiden, anrechnen werde. Bei ſolchen Nachbildungen ging natürlich alle Innerlichkeit verloren; denn wo Begeiſterung und Wärme ſein ſoll, darf wol noch die Wirklichkeit fehlen, aber nicht der Glaube an die Wahrheit der poetiſchen Welt. Es iſt eine ſchöne Bemerkung von Gervinus, daß ein leichtfertiger Anakreontismus die Herzen und Sinne verflachte, als ſich Venus und Cupido, die Grazien und die Amoretten in das Liebeslied einniſteten. In der That finden wir hier nichts mehr von der treuen Herzlichkeit, von der Schwere und Gluth der Empfindung, welche den alten Minneſang beſeelte. Vielleicht ſchadete es ſelbſt der Naturliebe der Deutſchen, daß die Landſchaft hinfort von Aurora, Phöbus und Cynthia, von Zephyr und Flora, von Philomele und Echo, von Panen und Najaden belebt wurde. Doch davon abgeſehen, daß jener Anakreontismus weniger durch das böſe Beiſpiel der Alten, als durch franzöſiſche und holländiſche Dichter eingeführt wurde, läßt ſich wol auch in Erwägung ziehen, ob nicht beide Gattungen der Erotik neben einander beſtehen und ſich ergänzen durften. Jener tiefe Ernſt des Gefühls hörte allerdings auf allgemein zu ſein, fand jedoch bei den beſten Dichtern der Zeit ſeine Pflege, ſo daß die Spiele des tändelnden Flattergeiſtes, wenn ſie nicht der Anmuth entbehrten, wol für eine Bereicherung anzuſehen ſind. Manches Ernſte und Heitere läßt ſich auch in dieſer verrufenen Zeit entdecken, was alles Preiſes werth iſt; ja man kann ſich nicht des Gedankens erwehren, daß die hölzernen Bretter der Kunſt ſich oftmals gegen den Willen des Dichters in den Boden des friſchen Lebens verwandelten. Aber wehe der Lesbia, welche die Huldigung der Kunſt zur anderen Venus, vierten Grazie, zur zehnten Muſe, zur Halbgöttin und Menſchgöttin, vor der Helena, Kaſſandra und Roms Schönheiten weichen, erhoben hatte, wenn plötzlich das ſtoiſche Chriſtenthum über den Dichter kam. Alle holden Gaben der Natur waren dahin und die kalte Moral ſpottete, da die Weiber nur kochen und ſpinnen konnten, ihrer bitteren Armuth. Daß von Horaz auch etwas Sokratiſche Lebensphiloſophie in die Lyrik überging, haben wir bereits erwähnt und das Lehrgedicht wird uns Gelegenheit geben, dieſen ethiſchen Einfluß der alten Dichter genauer kennen zu lernen.

Nachdem wir das Verhältniß der antiken und dieſer neuen Lyrik in einigen Grundzügen angegeben, würde eine Nachweiſung

einzelner Entlehnungen und Nachbildungen weniger nützlich als mühſam ſein. Bisweilen wurden ganze Gedichte frei übertragen. Homburg überſetzte Horazens Otium divos rogat, Tſchernig das Sic te diva potens, Weckherlin das Donec gratus eram. Opitz hat Vieles aus Horaz, Properz, Ovid, Anakreon ꝛc. Das Rectius vives verwandelt er in ein Liebeslied an Phyllis (Wohl dem, der fern von hohen Dingen ꝛc.). Bisweilen wurde ein einzelner Gedanke ausgeführt. Oft begegnet das Solvitur acris hiems, das Vivamus mea Lesbia atque amemus. Dach's Mit was Gefahr biſt du o Menſch umgeben entſprang dem Ille et nefasto te posuit die, Flemming's Ich war an Kunſt und Gut dem Exegi monumentum, P. Gerhard's Nun ruhen alle Wälder dem Nox erat et placidum carpebant ꝛc. aus Virg. Aen. IV, 521. [1]) Das Ἔρως ἀνίκατε μάχαν in der Antigone des Sophokles verwandelte Opitz in eine Ode auf die Allmacht der Liebe. O Amor, Herzensfüger, von Dach, enthält ebenfalls Anklänge an dieſen Chor und Gryph's Reine Lieb' iſts, die nichts zwinget, ſcheint eben daher entſprungen. Das Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet ꝛc., mit deſſen Ueberſetzung Bürger ſich ſo cyklopiſch abquälte, lautet bei Flemming: Freye, was vor nicht gefreyt, Was vor hat gefreyet freye, Jetzund ſagt die neue Zeit, daß man ſich nun auch vernene ꝛc. Weckherlin, Schirmer, wie noch Leſſing, berechnen mit Catull die Zahl der Küſſe nach dem libyſchen Sande, den Sternen am Himmel ꝛc. Wollte man gar die Aufnahme einzelner Stellen anzeichnen, ſo würde ſich wol ergeben, daß die Horazianer und Anakreontiker des 18. Jahrhunderts kaum ein ausgedehnteres Recht zum Abſchreiben in Anſpruch genommen.

Anziehender iſt es jedenfalls Das kennen zu lernen, was von den früheſten Ueberſetzungen der antiken Lyriker und erotiſchen Elegiker vorhanden iſt. Die Auffaſſung und Nachbildung ſteht hier im Allgemeinen noch auf einer ſo niederen Stufe, daß es eine Thorheit ſcheint, wenn man der Zeit den Vorwurf macht, daß ſie die antike Poeſie nicht im Geiſt und in der Wahrheit ergriffen. Es tritt nunmehr Horaz in unſere Literatur ein. Auch jetzt können wir noch einen dreifachen Styl in den Ueberſetzungen unterſcheiden. Der Horatius enucleatus von Joach. Rulff aus Halberſtadt 1698 iſt eine wörtliche Schulverſion in Proſa. Andere behalten den volksthümlichen Knüttelvers, wobei man nichts weniger als eine treue Uebertragung im Sinne hat. Seit Opitz macht man dagegen

[1]) Jördens II, 97. Aehnliches auch Ovid VII, 185.

auch schon die ersten Schritte zu der objectiven Haltung der Uebersetzungen. Es wird nicht mehr nach Belieben verstümmelt oder hinzugesetzt; man vertauscht die Versmaße mit ähnlichen und der Ausdruck erhält so viel Adel, als ihm die damalige poetische Sprache geben konnte. Jenem frischen Volkstone im 16. Jahrhundert gegenüber finden wir hier freilich Alles nur steif und farblos, doch möchte wol auch Niemand wünschen, daß man den Styl beibehalten, in welchem der Magister Bohemus zu Dresden 1653 mit seinen Schülern die Oden mishandelte. Es lautet I, 13:

Ich zerspringe, wenn beim Trinken
Dir der grämsche Telephus
Gar unhöflich darf zuwinken,
Zanket sich, macht dir Verdruß,
Oder wenn der grobe Knoll
Dich ins Maul beißt als wie toll.

Heinr. Bucholtz übertrug 1639 das erste Buch der Oden in der Manier des Opitz, z. B. I, 9:

Du siehest, wie der tiefe Schnee
Auf dem Soractenberge lieget
Und wie es zu im Walde geh',
Der sich zu sehr beladen bieget,
Wie der kalte Wasserfluß
Unterm Eise stehen muß.

Wir dürfen hier nicht alle Versuche zu ängstlich aufzählen, weil man nach 100 Jahren noch nicht weiter gekommen ist [1]). Der Gottschedianer Triller übersetzt 1739, als ob er bei Bucholtz in die Schule gegangen. I, 34 heißt:

Ich, der ich bis anher die Götter
Aus toller Weisheit schlecht verehrt,
Will, daß mein Schiff nun wiederkehrt,
Weil Jupiter ein Donnerwetter
In aufgeklärter Luft erhebt,
Wodurch der Erdengrund erbebt,
Die Flüsse sich aus Angst bewegen ꝛc.

Einem merkwürdigen Einfalle entsprang die durchlauchtige Römerin Lesbia, ein Roman von Joach. Meyer 1690, worinnen Catulli carmina erklärt und die römische Historie unter Julio Caesare erläutert wird. Die Uebersetzung der Gedichte Catull's ist

[1]) Eine Zusammenstellung aus Schummel und Degen findet man bei Obbarius' „Horaz in metrischen Uebersetzungen" (1847). Ferner ist zu vergleichen

nach dem Franzöſiſchen gearbeitet [1]). Ebenſo hat Meyer zu den Elegien des Tibull, Properz ꝛc. Romane erfunden [2]). Von Ovid gibt es De arte amandi verdeutſcht und mit vielen luſtigen Liedern und Reimen verziert von 1603 und eine andere Ueberſetzung von 1608 [3]). Von Anakreon iſt im 17. Jahrhundert nichts überſetzt außer einer Ode von Opitz. Was wir aus dem 18. Jahrhundert vor Hagedorn beſitzen, zeigt nur, wie ſchwer es wurde, dem Griechen einige Feinheit und Anmuth abzumerken. Man muß dieſe rohen Anfänge kennen lernen, um Das, was ſpäter gelang, richtig zu würdigen. Eine Ueberſetzung von C. E. Triller 1702 enthält Folgendes:

Cupido winkte mir, ich ſollte mitſpazieren
Wohin er ſeinen Lauf in Eile wollte führen,
Als ich nun noch verzog, als ein gar fauler Tropf,
Nahm er ein Hyacinth und ſchlug mich auf den Kopf,
Davon ich ſo erſchrak, daß mir das Herze bebte
Und ſich von ſeiner Stell' bis an die Naſ' erhebte ꝛc.

Burk. Mencke überſetzte eine Ode Anakreon's und eine der Sappho, Gottſched ſechs Oden des Anakreon ohne Reime. Sonſt iſt mir von Ueberſetzungen aus der griechiſchen Lyrik in dieſem ganzen Zeitraume nichts bekannt.

Von den wichtigſten Folgen war der Anſchluß an die alten Dichter für die Metrik. Es iſt hierbei zuvörderſt nicht zu überſehen, worauf ſich die Reformen eigentlich richten mußten. Man bedurfte nicht die Syſteme der antiken Oden, denn man beſaß ſchon in den Chorälen außerordentlich ſchöne (zum Theil aus den lateiniſchen Hymnen hervorgegangene) Strophen, welche durch die Melodien ein unverlierbares Eigenthum der Poeſie geworden. Sollten dieſe Schätze jedoch recht erkannt und benutzt werden, ſo mußte das proſodiſche Geſetz wieder in ſeine Rechte eingeſetzt werden, und dies war auch nothwendig bei allen neuen Strophen mit gemiſchten

„Horatius' Werke in gereimten Ueberſetzungen", herausgegeben von Roſenheyn (1818).

[1]) Degen zu Catull.

[2]) Gervinus III, 402.

[3]) Eine weit ältere Ars amandi von Hartlieb, die ebenfalls mit Reimen und luſtigen Liedern geziert iſt und vor 1482 gedruckt wurde, gilt in unſeren Literaturgeſchichten (auch bei Degen und Gervinus II, 214) noch immer für das Gedicht des Ovid, iſt jedoch eine Ueberſetzung des Tractatus amoris et de amoris remedio Andreae Capellani (papae Innoc. IV.). S. Ebert, Nr. 607.

Versfüßen, die an dem Tonfalle jenes Volksgeſanges, da derſelbe gewöhnlich in lauter jambiſch accentuirten Zeilen fortſchritt, keine Unterſtützung fanden. Die Bekanntſchaft mit der antiken Proſodie veranlaßte einige Verirrungen. Konr. Gesner in ſeinem Mithridates 1555 und Joh. Clajus aus Hirſchberg in der Grammatik 1578 wollten das antike Geſetz der Poſition in Anwendung bringen. Die Muſterverſe, welche ſie gaben, fielen nicht auf, weil die Sprache ſeit der Zeit der Minneſänger tonlos geworden und die Sylben faſt nur gezählt und gar nicht gemeſſen wurden. Adam Bythner, Pfarrer zu Weichſelmünde, fügte noch 1639 die merkwürdige Regel hinzu, daß Wörter, wie Vater, Mutter, Schule, Samen, weil ſie mit lateiniſchen und griechiſchen im Etymon übereinſtimmten, wie pater, mater ꝛc. zu meſſen ſeien. Andere bewog der Sinn für die ſchöne Feſtigkeit der antiken Rhythmen zu paſſenderen Reformen. Paul Rebhuhn war der Erſte, welcher in ſeinem Drama Suſanne 1536, das auch ſonſt nach dem Vorbilde der Alten geregelt iſt, jambiſche und trochäiſche Verſe einführte und die rhythmiſche Bewegung wieder ſtreng nach dem Accente ordnete, ſo daß die Hebungen auf die betonten, die Senkungen auf die tonloſen Sylben fielen [1]). Wenn erwähnt wird, daß er die Chöre nach Odenſtrophen entwarf, ſo muß man nicht an Horaz denken. Seine Chöre ſind Choräle, die den Volkston Ein' feſte Burg ꝛc. variiren. Dagegen gibt es ein wenig früher in den bibliſchen Dramen Anderer allerdings ſchon Sapphiſche Oden und Chöre, freilich ohne Accent [2]). Die Volkspoeten ſträubten ſich gegen den Zwang der neuen Proſodie; Rebhuhn ſagte ihnen jedoch, daß ſeine Neuerung ſich auf gute Gründe ſtütze. In ſeiner Hochzeit zu Cana 1538 beobachtete er wieder daſſelbe Verfahren. Gleichzeitig hatte er die Freude, daß Joh. Tyrolff zu Cala den Pammachius des Naogeorg in regelmäßigen fünffüßigen Jamben überſetzte. Ihrem Beiſpiele folgte J. Criginger im reichen Manne und Lazarus 1555. Auch Meliſſus und Denaiſius beachteten das Geſetz, daß der Wortaccent und der Versaccent zuſammenfallen müſſen, und bei Spee iſt der Gebrauch ganz feſt. Indeſſen war dieſe neue Kunſtregel nicht ſo allgemein bekannt, daß nicht Opitz auch ſich für den Erfinder halten durfte, und noch weniger beſaß ſie ſo viel Anſehen, daß man nicht Opitz das Verdienſt der allgemeinen

[1]) Gottſch. Nöth. Vorrath I, 66, 79.

[2]) W. Wackernagel, „Proben der deutſchen Poeſie ſeit MD." (1840), S. 26—32.

Einführung, welches das der Erfindung vielleicht überſteigt, zugeſtehen ſollte. Opitz ging nicht über jambiſche und trochäiſche Zeilen hinaus. Dies kann allerdings an ſeinem Unvermögen gelegen haben; gewiß aber wurde dadurch erſt eine feſte Grundlage für den Rhythmus gewonnen. Nachdem der Accent durch dieſe einfachen Maße dem Ohre eingeprägt worden, konnte man ohne Gefahr an die Zurückführung der Dactylen und Anapäſte und an die Aufſtellung gemiſchter Reihen denken. Dies thaten die Dichter an der Pegnitz, denen bei ihrer unruhigen Begeiſterung die flatternden Rhythmen ſehr zuſagten, während Opitz ſein gefaßtes Gemüth gern in ſtillen Jamben ausſprach. Gewiß war es nicht ohne Vortheil, daß man den Charakter der Versfüße zu erforſchen ſuchte. Zeſen nannte z. B. nicht unpaſſend Jambus den ſteigenden, Trochäus den fallenden, Dactylus den rollenden, Anapäſtus den gegenrollenden, Creticus den rollend ſteigenden Schritt. Die Dichter wählten ihre Maße mit mehr Beſonnenheit, als es in jüngerer Zeit bei uns gebräuchlich geweſen, und mehrere von ihnen verfaßten metriſche Compendien. Wir wollen einige der gebräuchlichſten Versarten erwähnen.

Von jambiſchen Maßen verdient zunächſt der Dimeter catalecticus Beachtung. Aus Jördens iſt in Bouterweck die Notiz übergegangen, daß Zeſen der erſte deutſche Anakreontiker geweſen. Dies iſt dahin zu berichtigen, daß Zeſen nur der erſte war, welcher zu einem Muſtergedichte Strophen aus lauter anakreontiſchen Zeilen mit weiblichen Reimen zuſammenſetzte. Das berühmteſte aller Maße, von dem ſogar das Jahrhundert ſeinen Namen trägt, iſt der Alexandriner. Er heißt auch das Genus heroicum oder epicum majus und wir müſſen ihn mit dem Hexameter vergleichen, welchen zu vertreten er beſtimmt war. Es gab deutſche Hexameter lange vor Opitz, dieſer verdrängte ſie durch den Alexandriner, welcher endlich wieder Klopſtock's Hexametern weichen mußte. Die älteſten Beiſpiele von deutſchen Hexametern hat man ohne Zweifel mit zu großem Glücke geſammelt [1]). Denn die berühmten Verſe der Bibel, z. B. Und Iſaak ſcherzet mit ſeinem Weibe Rebecca! hätte man wol übergehen können. Eine abſichtliche Nachbildung des Verſes iſt dagegen in den Ueberſetzungen des Leoniniſchen Hexameters anzunehmen. Dahin gehören die Versus memoriales,

[1]) Morhof, „Unterricht" (1682) S. 533. Die Aufſätze von Gottſched und Leſſing; zuletzt W. Wackernagel, „Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock" (1831).

welche vielleicht gegen Ende des 14. Jahrhunderts verfaßt, ſehr verbreitet waren und zuletzt von Joh. Agricola in die Sprüchwörter aufgenommen wurden:

Sä Korn Aegidii, Habern, Gerſten Benedicti
Sä Flachs Urbani, Viti Kraut, Erbes Gregorii ꝛc.

Dieſes und Aehnliches [1]) ſetzt Wackernagel in die erſte Periode des Herameters, weil hier die Regeln der antiken Proſodie zwar vorherrſchen, aber keinem beſtehenden Sprachgeſetze widerſtreiten; denn eines Theils hatte der Accent noch nicht alle Stammſylben lang und alle anderen kurz gemacht und ferner war überhaupt ſeine proſodiſche Geltung aufgehoben. Leſſing kannte jene Verſuche noch nicht und begann die Geſchichte des deutſchen Herameters mit Gesner, den Wackernagel in die zweite Periode ſetzt, weil die Sprache nunmehr die Länge der accentuirten Sylben ſchon feſtgeſtellt und folglich durch Gesner's lateiniſche Proſodie Gewalt erlitten habe. Vor Spee und Opitz dürfte indeſſen ein ſolcher Vorwurf ohne Gewicht ſein. Gesner's Herameter haben nur im fünften Fuße einen Dactylus, in den übrigen Spondeen und trotz der Beihilfe der Poſition ſogar Trochäen. Er hält es für unmöglich, daß man auch in anderen, wenn nicht etwa im erſten Fuße einen Dactylus ſetzen könne. Auf Gesner folgte Fiſchart [2]). Ein ſo ſteifer Schritt, wie bei Gesner, konnte ihm nicht genügen. Er hob gerade den tänzelnden Dactylus hervor. Um ein proſodiſches Geſetz kümmerte er ſich gar nicht und wir müſſen ſchon zufrieden ſein, wenn wenigſtens an den meiſten Stellen die Stammſylbe in der Arſis liegt. Er mochte ſich auch keinen Ruhm mit ſeinen Verſen erwerben und tröſtete ſich mit dem Princip der Mönchspoeten: Si non bene sonant, attamen curriliter tonant. Die Herameter des Grammatiker Clajus ſind bedeutend beſſer, als die von Gesner, indem ſie zwar die antike Meſſung beibehalten, aber mehr Dactylen haben. Uebrigens reimte er ſie nach Art der Leoninen. Vor Opitz gibt es noch einen Verſuch von Emmeran Eiſenbeck, welcher 1617 den 104. Pſalm David's in ein Carmen heroicum umdichtete. Ueber das Einzelne muß man Wackernagel nachleſen. Alle Verſuche waren nur Curioſa und den Poeten von Fach blieb der Vers fremd. Durch Opitz konnte der franzöſiſche Alexandriner allgemein in Ge-

[1]) Nachträge findet man in Mone's Anzeiger 1832 S. 280; 1837 S. 210, 368 ꝛc.

[2]) Die Herameter beider ſind abgedruckt in Wackernagel's „Proben" (1840), S. 118 und 135, die von Clajus S. 163.

brauch kommen, ohne Zweifel, weil der Vers an sich nicht unschön und dem Numerus der Sprache gemäß ist. Seine Aehnlichkeit mit den Zeilen der Nibelungenstrophe hat schon Docen im Museum hervorgehoben. Beiden und dem Hexameter sind die Cäsur, die Zweitheiligkeit und die sechs Hebungen gemeinsam. Der Hexameter hat die Mischung der Spondeen und Dactylen, die sich oft als Anapäste, Choriamben ꝛc. gestalten, voraus und dieser unendliche Wechsel innerhalb der regelmäßigen Reihe, der durch den häufigen Widerstreit des Wortaccentes mit der Quantität einen doppelten Schwung erhielt, zeigt ihn als die Schöpfung eines vollendeten Formensinnes. Der Alexandriner empfiehlt sich nur durch eine strenge Einheit und hat in seinem Innern zu wenig Bewegung. Eine zu frühe Einführung des Hexameters würde indessen die kaum gewonnene Prosodie wieder höchst unsicher gemacht haben. Alles was bei den Alten im Hexameter oder in längeren jambischen Reihen gedichtet wurde, verfaßte man seit Opitz in Alexandrinern. Das Distichon ahmte man nach, indem man männliche und weibliche Reime wechseln ließ. Obgleich man den Alexandriner stets den heroischen Vers nannte, so war er im Grunde der didaktische. Er nahm die epigrammatischen Gegensätze in seine Hälften auf, die Sache und das Gleichniß, die Bedingung und die Folgerung, den Grund und die Behauptung, den beständigen Wechsel der spruchähnlichen Dialektik. Im Alterthume zeigte übrigens der Hexameter dieselbe Empfänglichkeit für den rhetorischen Parallelismus. Die Stellen sind unzählig, in welchen die Form des Satzes und des Verses ein günstiges Wechselverhältniß zeigen. Ja Cicero bemerkt ausdrücklich, daß die seit Isokrates gebräuchlichen Antitheta eine Rede necessitate ipsa und sine industria rhythmisch machten. In der Oratio numerosa sage man: Quod scis nihil prodest; quod nescis multum obest. Dies wäre in dem Gedichte:

Id quod scis prodest nihil, id quod nescis obest

denn versum efficit ipsa relatio contrariorum.

Durch Opitz wurde der Hexameter gänzlich verdrängt, wenn man annehmen will, daß er jemals aufgekommen. Schottel in der deutschen Vers- oder Reimkunst schweigt über ihn, obgleich namentlich das phaleucische, sapphische, alcäische und andere lyrische Genera damals bekannt geworden. Zesen versichert, daß er Hexameter gemacht, aber der Vers sei nicht naturgemäß. Es blieb bei vereinzelten und wenig gelungenen Versuchen. Nur Birken übertrug mit einiger Gewandtheit ein Gedicht des Festus Avienus in

Distichen. Was zwischen ihm und Fischart liegt, könnte der Vergessenheit übergeben werden. Fischart ahnete die Kraft des Accentes und Birken ließ ihn eintreten, nachdem sich die neue Prosodie befestigt. Dennoch machten die Hexameter auch später kein Glück. Chr. Weise, Omeis und Hunold gaben Proben, auf die sie keinen Werth legten. Der letzte Erfinder einer schon zehnmal gemachten Erfindung war Heräus. Er sang zum Geburtstage Karl's VI.:

Mächtigstes Haupt der Welt, von Gott die Fürsten zu richten
Auserseh'ner Fürst, unüberwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dies ungewohnete Dichten
Bei nicht gewohnetem Stand streitet der Adler im Feld ꝛc.

Die neuere Periode in der Geschichte des Hexameters datirt man von Klopstock; Wackernagel will von Gottsched, aber mit Unrecht. Nachdem man die deutsche Sprache so vielfach in jambischen und dactylischen Metren geübt, konnten einige Dutzend guter Hexameter nicht mehr Epoche machen. Mögen Gottsched's Verse besser sein als Klopstock's. Es kommt darauf an, daß der Alexandriner gestürzt und der reimfreie Hexameter als epischer Vers eingeführt wurde, und dies ist das Verdienst Klopstock's.

Von trochäischen Versen wurde der schöne Tetrameter catalecticus beliebt. Man nannte ihn den Versus Opitianus, weil Opitz ihn nicht ohne Geschmack anwandte, indem er mit männlichen und weiblichen Cäsuren, mit ganzen und halben Zeilen wechselte [1]). Jesen empfiehlt dies Genus für Oden und tragische Chöre. Das dactylische und antidactylische oder anapästische Genus, die Dattel oder Palmenart, weil die Frucht der Palme δάκτυλος heißt und der Gipfel gleichsam in fünf Finger ausläuft, wurde auch das Buchnericum genannt, weil Buchner für den Erfinder der dactylischen Verse galt.

Von den Horazischen Odenstrophen hat die alcäische einige

[1]) In Opitzens „Judith" sagt Holofern:
Sollte dem ein Weib entgehen
Dem ein Heer ist unterthan,
Dem zu freiem Willen stehen
Der Araber und Hyrkan;
Dem Armenien gehorchet, den der Parther Schütze hört,
Den die schwarz gebrannten Mohren, den der kühne Meder ehrt,
Dem der reiche Pers' sich ziert,
Der das Volk der Ammoniten
Und die frechen Moabiten
Allesamt zu Felde führt ꝛc.

Beliebtheit und die Sapphiſche ſogar Popularität erlangt. Sehr ausgebreitet war ferner die ſogenannte Pindariſche Ode, doch wurde dabei weiter nichts beobachtet, als daß zwei Strophen einander im Versbau entſprachen und dann eine dritte abweichende hinzutrat. Morhof vergleicht ſie mit einem syllogismus oratorius, darin die Strophe gleichſam die propositio major enthält, welche dann mit ihren rationibus amplificirt werde. Antiſtrophe entſpreche dem minori, werde wieder amplificirt und mit poetiſchen Figuris ausgeziert. Die Epodos mache gleichſam conclusionem. Die Sapphiſche Ode ward durch die Melodie der lateiniſchen Hymnen, welche jenes Metrum hatten und alſo nur mittelbar aus Horaz eingeführt. Der Hymnus

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum
Solve polluti labii reatum
Sancte Johannes

gehörte im Mittelalter zu den beliebteſten. Die Sänger glaubten, daß ſeine verborgene Kraft die Stimme ſchön mache und die Heiſerkeit heile; von den Anfangsſylben ut, re, mi, fa, sol ꝛc. erhielten daher die Noten ihre Namen. Die deutſchen Nachahmungen von Joh. Kolroß 1532, Sirt Birk 1532, Richter und dem Autor des reimfreien 147. Pſalms, welche Wackernagel abdrucken ließ [1]), ſind ſämmtlich auf folgende Art entſtanden. Man las oder ſang die elf Sylben des Sapphicums jambiſch, was die Melodie geſtattet haben muß; nach der dreimaligen Wiederholung wurde dann eine Zeile von fünf Sylben hinzugefügt, die als Adonius galt. Die beiden erſten und die beiden letzten Zeilen bilden Reimpaare. Hieran haben ſich die neueren Kirchenlieder angeſchloſſen, welche nach der Melodie des Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen ꝛc. gebildet ſind. Ein Hymnus, welcher ſchon vor Luther in Gebrauch war und ganz ebenſo gebaut iſt, bezieht ſich ausdrücklich auf den Ton ut queant laxis [2]) und eine geiſtliche Ode von 1535 hat ſogar ähnliche innere Reime [3]). Auch eine jüngere Sapphiſche Trauerode [4]), in welcher die proſodiſchen Regeln jenes Bythner beobachtet

[1]) Proben a. a. O. S. 26, 27, 177, 178.
[2]) „Das deutſche Kirchenlied" von Ph. Wackernagel (1841), S. 114.
[3]) Wackernagel, Proben S. 30.
[4]) Seelig, o den Gott liebet und von hinnen
Zeucht! dieſer wird nicht ſehen alſo können
Immer auf Erden rauhe Kriegsgewitter
Und rauhe Splitter.

ſein ſollen, wird wol nur gezählte Sylben haben, denn in den übrigen iſt nirgends eine Spur von Meſſung. Es kommen noch einige Abweichungen vor. Schottel nennt folgendes von Clajus Sapphiſch

Singet und klinget in chriſtlichen Landen,
Chriſtus iſt heute von Todten erſtanden,
Chriſtus hat heute den Teufel beſiegt,
Satan erliegt.

Flemming hat eine geiſtliche Ode, in welcher die dritte und vierte Zeile mit männlichen Reimen ſchließen. Er bezieht ſich ebenfalls auf die Melodie eines Pſalms.

Ich habe mich mit mir nun ganz beſprochen,
Der leichten Welt ihr gut ſein oder pochen
Soll mich forthin nicht weder krank noch froh
Mehr machen ſo.

Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſich unter den Ueberſetzungen lateiniſcher Hymnen, die zuweilen das alcäiſche Metrum haben, auch deutſche Nachbildungen mit gezählten Sylben finden. Gervinus (III, 44) hat von einem Frieſe eine alcäiſche Ode abdrucken laſſen. Den weltlichen Poeten ſchien das Alcaicum mehr zuzuſagen als das Sapphicum. A. Gryph hat eine Ode, in welcher nur die letzte Zeile einfacher gemacht iſt:

Es iſt vergebens, Lälia, daß man acht'
Der Augen Glanz, der trefflichen Stirnen Pracht,
Der Purpur-Mund, der Schnee der Wangen
Sei mächtig dieſes Herz zu fangen.

Genauer war Tſcherning. Er ſagt von der Freundſchaft:

Nicht daß ſie oben irgend im Glaſe ſchwimmt,
Sich mit dem Weine hebt und ein Ende nimmt,
Sie wurzelt einig in dem Herzen
Haſſet betrieglichen Glanz und Scherzen.

Der weitere Anbau der Horaziſchen Metra unterblieb, weil weder ein Ueberſetzer, noch ein Dichter ſo viel Einſicht in die alte Lyrik beſaß, daß ſie den Plan faſſen konnten, in ſtrengem Anſchluß mit ihrem Vorbilde zu wetteifern. An metriſcher Gewandtheit fehlte es eben nicht. Die Dichter erfanden ſich Strophen, die ein feines Gefühl verrathen, und manche hatten dabei auch Horaz vor Augen [1]). Jene antiken Maße blieben indeſſen doch meiſtens den

[1]) Morhof S. 524.

Metrikern von Fach überlassen, die ihren Regeln zu Liebe Beispiele verfertigten. Morhof wollte sich verpflichten, die vielbändigen Oden nicht unlieblich nachzumachen. Er theilt von seinem Lehrer Heinr. Schävius, Professor zu Stettin, eine Uebersetzung von 16 Oden des Horaz mit, zu deren jeder ein besonderes künstliches Maß gewählt ist.

Da Opitz und seine Zeitgenossen das Poetische im Grunde nur in der Diction und in der technischen Form suchten und weder für die idealen Anschauungen der Alten noch für ihre plastische Darstellung und das Kunstschöne überhaupt Empfänglichkeit hatten, so mußten sie ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auch auf den materiellen Inhalt der alten Dichtungen wenden. Sie standen noch immer auf dem Boden der Humanisten. Lebensweisheit, Kenntnisse, eine lautere und feste Gesinnung machten einen gebildeten Mann, und wenn ihm Sprache und Reim gehorchten, auch einen Dichter. Ein lehrhafter Zug durchdringt daher alle Zweige der geistlichen und weltlichen Poesie. Um so auffallender bleibt es, daß das eigentliche Lehrgedicht so selten und fast allein von Opitz versucht wurde. Sicher lag dies nicht an dem Mistrauen gegen die halbprosaische Gattung, sondern daran, daß Niemand Bildung genug besaß, um mit einem Werke, wie die Trostgedichte in den Widerwärtigkeiten des Krieges zu wetteifern. Einen Boethius und Petrarca hat es ausgezeichnet, daß sie das Edelste, was die Geschichte und die Literatur der alten Welt hinterlassen, unter den reifen praktischen Gesichtspunkt der stoischen Philosophie gesammelt. Dasselbe finden wir hier wieder, indem noch mit Beihülfe der christlichen Aufklärung, so weit es gelingen wollte, das Rauhe gemildert, das Schwankende befestigt ist. Freilich führte dieser Maßstab von dem Gebiete der Poesie zu dem allgemeinen Bildungsideale der Humanisten, und daher wurde auch der Werth eines Gedichtes vorzüglich nach seinem Gegenstande erwogen. Reuchlin hatte einst den Polizian der Gottlosigkeit beschuldigt, weil er geäußert, daß ihm Pindar noch besser als David gefalle; so setzte man in jüngeren Zeiten Gellert wegen seiner geistlichen Lieder über Homer und auch Klopstock legt bei seiner Messiade wenigstens ebenso viel Gewicht auf den Gegenstand als auf die Ausführung. Es wird uns daher nicht befremden, wenn Opitz beklagt [1]), daß die edle himmlische Kunst, die er von Kindheit an geliebt, oft so schlecht angelegt worden. Ein Achill, den Liebchen und Laute beschäftigen, ein Jupiter,

[1]) In der Einleitung zum anderen Buche der Trostgedichte.

der ſein Weib bei den Beinen aufhänge, ein weiſer Ulyß, der ſich nach dem Vater bange, ein Hercules, der unter Seufzen und Weinen ſtirbt: Das ſeien Dinge, welche die Gemüther nur verzagt und weibiſch machen, welche nur durch äußerlichen Glanz und Zuckerworte anziehen; Opitz wolle von deutſcher Tugend und Mannheit ſchreiben; ein Mann und ein Chriſt finde noch Troſt genug auf dieſer weiten Welt. Sein Ideal waren daher Lehrgedichte, wie ſie Heinſius und Grotius ſchrieben, deſſen Buch De veritate religionis christianae er auch überſetzte. Opitzens Troſtgedichte ſchätzte man nicht allein wegen der Würde des Gegenſtandes; es kam hinzu, daß hier nicht ein abſtractes Syſtem, auch nicht ein Haufen alter hiſtoriſcher Memorabilien vorgeführt wurde, ſondern daß jene Betrachtungen für den Dichter ſelbſt und für ſeine Zeitgenoſſen eine Quelle des Troſtes werden ſollten, deren man wahrhaft bedurfte. Es ſpricht diesmal nicht der Buchgelehrte, nicht der Schulweiſe, ſondern der Freund des Vaterlandes erweckt in ſich den männlichen Sinn, die Macht der freien Bildung, um ſeine Mitbürger, wenn ſie einer gleichen Erhebung fähig ſind, auf die Höhe zu ſtellen, von der ſie mit klarem Blicke und gefaßter Seele auf die ringsum bellenden Fluthen hinabſehen könnten. Das Gedicht enthält daher nach ſeiner ganzen Anlage nichts Angelerntes. Gleichwol dürfte es nur wenige Seiten geben, auf welchen nicht ein Ausſpruch der Alten, eine Beziehung auf ihre Geſchichte, ein Bild ihrer Dichter vorkäme. Nur ſchwer können wir das Gefühl der Kälte, welche ſolchen Entlehnungen anklebt, beſeitigen, aber wir thäten ſicher unrecht, wenn wir darin eine Armuth des Geiſtes ſehen wollten. Nach einer wunderlichen Verirrung war man, wie noch heute ſo viele Pedanten, ſtolz darauf, Alles, was man dachte und ſprach, mit Parallelen aus der alten Literatur zu begleiten, und ſo läßt auch Opitz an unzähligen Stellen die Philoſophen und Dichter der Alten für ſich eintreten, was das Jahrhundert ſicher als eine vorzügliche Schönheit des Gedichtes betrachtete. Opitz verfaßte ſein Werk, welches erſt 1633 erſchien, ſchon 1621 in Jütland. Er erzählt, daß er damals keine Bücher bei ſich hatte, und es iſt dann ein rühmliches Zeugniß für den Ernſt ſeiner Studien, daß er ſo viele gehaltvolle Anſichten und edle Bilder in wörtlichen Ueberſetzungen aus dem Gedächtniſſe einreihen konnte. Seine Reflexionen unterſtützt er allenthalben durch Belege aus Cicero, Seneca, Boethius ꝛc., bei ſeinen Schilderungen und Vergleichen ſind ihm ſtets Virgil, Ovid, Lucan, Claudian gegenwärtig. Würde man Opitz wie die Lehrdichter im Zeitalter der

Reformation beurtheilen, so hätte er einen rühmlichen Platz neben Seb. Brant; jetzt erwirbt ihm auch dies Trostgedicht nur ein zweifelhaftes Lob, da die Kritiker ihn durch die Anwendung des künstlerischen Maßstabes zugleich auszeichnen und erniedrigen. Wir wollen das Werk nach seinem Inhalte durchlaufen, weil der sittliche Gewinn, den die antiken Studien gewährten, nirgends klarer hervortritt und das Gedicht selbst bis zu unseren Zeiten hin gewiß nur selten erreicht ist.

Nach Art der alten Epopöen beginnt es mit einer Apostrophe an die Begeisterung. Die Musen weichen dem heiligen Geiste, weil dieser Stoff über Alles hinausgeht, über Venus' Eitelkeit und erträumte Helden- und Riesengeschichten. Mit Virgil wählt Opitz eine Straße, auf der er sich aus dem Staube schwingen kann. Die Greuel des Krieges sind nach Schilderungen alter Dichter gezeichnet, denen die Wirklichkeit eine schreckliche Neuheit verlieh. Dahin ist Gottesfurcht und Recht, Tugend und Kunst; die deutsche Treue habe sich verloren und Alles sei dem Uebermuthe des Fremden unterthan. Die Taube fliehe vor dem Geier, die Sichel werde zum Schwerte; wie ein Wolf, der in die Hürde bricht, kenne der Feind keine Schonung ꝛc. Wir erinnerten, daß diese Reminiscenzen aus den alten Schriftstellern, selbst wo sie hinpassen, selten ein wahrer Gewinn sind. Wie schön ist es z. B. hier, wenn Opitz aus eigenem Herzen es ausspricht, daß Grauen und Wehmuth ihn abhalten, den ganzen Jammer zu beschreiben. Fährt er nun aber fort: wer hier nicht bewegt wird, der sei aus hartem Stahl und Kieselstein erzeugt; es habe ihn eine Tigerin gesäugt, und erinnern wir uns, daß diese Verse in Ovid stehen, so wird uns der Gegenstand fremd, der Dichter kalt erscheinen. — Frage man nach den Ursachen des Krieges, so erhellt, daß auch er eine weise Schickung des Ewigen sei. Nur in der Bewegung entwickele sich die Kraft und der Mensch muß den Herrn über sich fühlen, den er nicht erkennen wollte. Der Friede bewirke alle Entartung, der Quell werde faul, ni moveantur aquae. Aehnlich heißt es im Gedichte Vielgut, Verluste seien nicht ohne Segen, da sie Bewegung in das Leben bringen, das sonst nach Seneca ein todtes Meer ist. Die schlimmen Folgen des trägen Friedens lehre die Geschichte der Lyder seit Cyrus und Roms seit Hannibal erlegen. Unbestritten gelte quae nocent, docent — παθήματα μαθήματα. Uebrigens werde die Vorsehung zeigen, daß ihr Volk nicht den Pharaonen überliefert bleibe, denen die Religion als Räubermantel diene und die mit Schwert und Feuer Christen werden. — Im zweiten Buche wird

der Gedanke entwickelt, daß eine ewige Nothwendigkeit über uns walte, in die wir uns zu fügen haben, und daß ferner der Weiſe, welcher das unverlierbare Gut gewonnen, alle Verluſte mit Standhaftigkeit ertrage. Kein Volk ſei, wie viele Schriftſteller der Heiden ſelbſt angeben, ſo roh, daß es nicht das Walten himmliſcher Mächte ahnete und in der Natur, der Bibel der Heiden, dafür die Zeugniſſe leſe. Der Chriſt wiſſe, daß Gott, ſich ausgenommen, nichts ohne Wechſel laſſe. Die mächtigſten Reiche und Schöpfungen der Welt ſeien untergegangen. Das Schickſal Roms wird erwogen und mit ſchöner Lebendigkeit in ſeinen Hauptzügen dargeſtellt. So wechſeln die ima und summa ohne Widerſtand, und beſſer ſei das flecti als das frangi. Denn gegen das Schickſal zu kämpfen ſei ſo thöricht, wie die Bewaffnung der Pſyller bei Herodot gegen den Südwind. Der Menſch, von Geburt jenes hilfloſe flens animal, wie ihn Plinius nennt, habe keine Anſprüche darauf, dem zu entgehen, was menſchlich iſt. Nil ab omni parte beatum, und wie mangelhaft und nichtig ſeien alle erſehnten bona externa, Geld, Ehre, Rang, Sinnenluſt. Die Tugend bleibt das einzige Gut,

Ut pelagi rupes magno veniente fragore
Quae sese multis circum latrantibus undis
Mole tenet etc.

Ulyſſes zeigte auf ſeinen Irrfahrten, daß das Unglück ihm Alles nehmen, aber nicht an das Herz bringen konnte. Die Tugend iſt der wahre Lorbeerbaum, den kein Blitz verſehrt. Selbſt die Thiere ſtreiten tapfer mit der Noth, wie ſollte der Menſch feige ſein. Wir müſſen den Cato übertreffen, der zuletzt ſeinen Poſten verließ, ehe der Capitän ihn abrief, was auch Seneca tadelt. Cicero klagte zu weibiſch, als man ihn aus ſeinem Rom verbannte, da wir doch mit Sokrates aus der Welt ſind und nicht aus einer Stadt ꝛc. Verbannt ſein heißt reiſen. Vaterland, Freund, Weib und Kind, alles Hab und Gut, müſſe man entbehren lernen, weil ohnehin Scheiden und Meiden das Loos des Irdiſchen ſei. Einzig die Tugend ſtehe duris ut ilex tonsa bipennibus — per damna, per caedes ab ipso ducit opes animumque ferro. — Das dritte Buch iſt beſonders anſprechend durch den friſchen Muth und durch das warme Gefühl für die Freiheit, die Wahrheit und die Ehre des ſchönen Vaterlandes. Es empfiehlt die Schrecken des Krieges gerne zu übernehmen, weil es ſich um einen hohen Zweck handelt, und ſie endlich durch Siege zu beſeitigen, was allerdings die beſte Quelle des Troſtes wäre. Chriſtus hat uns nicht den Krieg, ſondern den Frieden hinterlaſſen und (nach Livius) facilius ferrum

sumitur quam ponitur. Darum würden Eroberer und blutdürstige Tyrannen, wie Karl IX., von ihrem Gewissen auf Ixion's Rad geflochten; der Geier des Tityos stürze täglich auf ihre Leber, und sie müssen sicca morte zum Cocytus hinab. Gelte es jedoch einen Kampf pro aris et focis, da sei der Krieg heilig, ruhmvoll und segensreich. Der Glaube, die goldene Freiheit, das Vaterland rufen zu den Waffen. Die Niederländer stürzten Spaniens Hoffart; o Deutschland, folge nach! Der Ruhm des Miltiades müsse Niemanden schlafen lassen. Obschon viele Helden in die lange Nacht versanken, ignoti carent quia vate sacro, so finden doch die meisten ihren Homer und ebenso machen Geschichte und Poesie die Schande der Caligula und Nero ewig. Darum laßt uns würdig sein unserer Ahnen, denen unser Mutterdeutsch, wie Tacitus berichtet, nicht die Ehrenlieder schuldig blieb. — Im vierten Buche werden folgende Trostgründe erwogen. Da das Elend allgemein sei, so fehle nicht das solamen miserum socios habuisse malorum und überdies ist ja miser nemo nisi comparatus; gibt es keinen Reichen, so fühle sich auch Niemand arm. Die Gewohnheit ferner härtet ab und mildert das Schreckliche. Consuetudinis magna vis est: pernoctant venatores in nive, in montibus uri se patiuntur (Cicero). Drittens, die edele Wissenschaft erhebt ihre Freunde über die Welt der Eitelkeit. Wer an ihrer Brust ruhet, der vermisse nicht, wonach die Welt gelüstet, und habe, wie Bias, sein Eigenthum überall bei sich. Die Wissenschaft sei es, woran der Dichter sich von Kindheit an erquickt. Auch jetzt, da der schwere Krieg ihn mit vielen Trübsalen angerennt und über Meer in die Ferne gejagt, wo er im rauhen Winter fast ohne Geld und ohne Jemand lebe, der an ihm und seinen Studien theilnimmt, halte ihn die Wissenschaft aufrecht und er werde nicht verzagen. Viertens endlich läßt die Hoffnung nicht zu Schanden werden. Spes etiam valida solatur compede vinctum. Die deutsche Nation habe, wie Karl V. erfahren, eine unerschöpfliche Kraft. Man möge nur nicht den Wölfen trauen, welche freundschaftlich die Abschaffung der Hunde anrathen, sondern neidlos und in alter Treue soll der Bruder sich dem Bruder anschließen. Nun erinnert Opitz die ehrlichen Soldaten an den rechten deutschen Muth. Niemand möge vor dem Tode zittern, denn die schönste Grabstätte sei das Schlachtfeld. Jeder muß einmal die via Leti betreten pulcrumque mori succurrit in armis. Die deutschen Mütter sollten nicht hinter den Spartanerinnen zurückbleiben, welche wußten, daß sie sterbliche Söhne geboren und daß dieselben nicht zu Gastgeboten in den Krieg

zögen. Niemand ſage, daß Metall verderbe, wenn es in ein kunſtvolles Gebilde umgegoſſen werde, und mehr als die Triumphkronen der Römer ziere die Krone des ewigen Lebens. Wer beklage den Tod, wenn man mit Plato und Cicero erwägt, daß er droben in die Geſellſchaft der alten Heroen und Weiſen führe, daß wir dann das irdiſche Treiben in aller Nichtigkeit tief unter uns ſehen. Schilderungen nach Silius Italicus laſſen dagegen die Schrecken der Hölle empfinden. Endlich ſchließt ein Hinblick auf den unausſprechlichen Frieden am Throne der Dreieinigkeit und ein feuriges Gebet an den Gott Iſraels, in deſſen Namen ſo oft auch der Schwache den Sieg errungen. Die übrigen didaktiſchen und beſchreibenden Gedichte Opitzens erwähnen wir nur kurz, da die Art der Behandlung jetzt anſchaulich und immer dieſelbe iſt. Das Gedicht Vielgut beſchäftigt ſich mit der Feſtſtellung des höchſten Gutes. Das idylliſche und ſchuldloſe Leben der Landleute bildet auch in Zlatna den Mittelpunkt, um welchen ſich eine Maſſe antiquariſcher Gelehrſamkeit bewegt. Der Veſuvius ſchildert die Verheerungen des Vulkans. Das Gedicht wurde dadurch veranlaßt, daß im Winter 1631—32 eine bedeutende Eruption ſtattfand. Die Beſchreibung Campaniens und der Ausbrüche, die Sentenzen und Bilder führen uns wieder zu den alten Dichtern zurück. Eigenthümlich iſt es Opitz, daß er auch hier wieder eine religiöſe Anſicht durchführt. Wie der wüthende Feuerberg in das glückliche Campanien geſtellt ſei, ſo müſſen in der Welt auch Uebel herrſchen, damit der Menſch nicht ſeines Schöpfers vergeſſe. Alle dieſe Dinge ſind gelegentlich auch in den Troſtgedichten behandelt und die letzten bezeichnen faſt erſchöpfend, was Opitz an ſittlicher Bildung aus den alten Studien gewonnen.

Ihm zunächſt würde Flemming ſtehen, der in mehren kleinen Dichtungen dieſelben ſtoiſch-chriſtlichen Anſichten ausführt und ebenſo gern die Geſchichte der alten Völker betrachtet und die Ausſprüche ihrer Weiſen anführt. Auch bei S. Dach wechſelt der leichte anakreontiſche Ton oft mit der Kundgebung einer männlichen, durch die alte Literatur gebildeten Geſinnung und ſchon die oben mitgetheilten Auszüge laſſen den Freund des Horaz erkennen.

Opitzens didaktiſche Gedichte galten ohne Zweifel für die Krone der Poeſie und deswegen wurde er mehr als alle geſchätzt. Den Anderen fehlte theils Gelehrſamkeit und Durchbildung, theils Geſchmack und Sinn für die poetiſche Form. Aus dieſem Grunde wollen wir den Phönix des Caspar von Barth und die didaktiſchen Schriften von Harsdörfer nur beiläufig erwähnen. Die

Fabel bleibt seltsamerweise ganz im Hintergrunde, dagegen wurden das Epigramm und die Satire fleißig bearbeitet.

Die Namen Reimspruch, Sinnspruch, Sinngedicht, Sinnbild, Ueberschrift umfassen, wie das Wort Epigramm, die beiden Hauptzweige dieser Gattung, die lehrhafte Sentenz und das satirische Epigramm, also die positive und die negative Form des Lehrspruches. Opitz war von der letzteren kein Freund. Er wünscht, es solle das Epigramm lieber in erotischem Wesen, Ueberschriften der Begräbnisse und Gebäue, Lobe vornehmer Männer und Frauen, kurzweiligen Scherzreden und Anderem, es sei was es wolle, bestehen. Denn es sei eine Anzeigung eines unverschämten, sicheren Gemüthes einen Jedweden, wie unvernünftige Thiere thun, ohne Unterschied anlaufen. Dennoch ließ sich das satirische Element nicht zurückdrängen, ja es wurde überwiegend. Unter den Humanisten gab es keinen Dichter, der nicht auch Epigramme geschrieben, und ebenso haben die meisten Mitglieder und Zeitgenossen der ersten und zweiten schlesischen Schule in dieser Modegattung Versuche gemacht. Es kann uns jedoch nur wenig reizen, selbst die großen Sammlungen eines Logau und Wernicke näher in Betracht zu ziehen, da sich zu unserm Gesichtspunkte keine wichtige Beziehung ergibt. Zu den Quellen, aus welchen diese Epigrammatisten schöpften, gehören freilich besonders die alten Lateiner und die Humanisten, aber eine genauere Nachweisung erwartet man nur bei wichtigeren Dingen. Ferner wäre es ganz vergebens, etwa nach dem Maßstabe Lessing's zu untersuchen, wie nahe ein jeder dem Wesen der Gattung gekommen, da die schlechtesten Dichter nicht immer das Richtige verfehlten und sich bei den besten das Mislungene im Ueberflusse findet. Im Verhältnisse zu der Masse fehlt den gnomischen Epigrammen Tiefe und den satirischen ebenmäßig der bedeutende Gegenstand. Wer fühlt sich nicht ermüdet bei der ewigen Wiederkehr jener wohlfeilen Witze über falsche Haare, Schminke, angemaßte Jugend, fragliche Jungferschaft, Geiz, Trägheit, Heuchelei, Eifersucht, über unwissende Aerzte, schlechte Versmacher, bequeme Männer, willige Weiber, Kupplerinnen, bis hinab zu Dachshund und Floh. Unter den gnomischen Epigrammen stehen ohne Frage die mystischen Sprüche des Angelus Silesius an Tiefsinn und Klarheit obenan, doch verdienten nicht gerade die pantheistischen Spielereien von der Identität der Gottheit und der Creatur als das Beste hervorgehoben zu werden. Eins der ältesten Werke dieser Art ist gewiß das bedeutendste. J. W. Zinkgref aus Heidelberg (1591—1635), ein Freund des Opitz, hatte

ſchon 1629 und 1631 der Teutſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche in zwei Theilen herausgegeben, zu denen nach ſeinem Tode noch eine Fortſetzung von drei Theilen erſchien. Das Werk enthält, wie die Apophthegmen des Plutarch und ähnliche Sammlungen der Humaniſten, berühmte Ausſprüche weltlicher und geiſtlicher Fürſten und Herren, Spruchreden verſchiedener deutſcher Volksſtämme ꝛc., Anekdoten, Gleichniſſe und eigentliche Epigramme, weshalb es auch von den jüngeren Epigrammenſchreibern fleißig benutzt wurde. Wenn man indeſſen an daſſelbe den poetiſchen Maßſtab anlegte, ſo möchte man es aus ſeiner Sphäre reißen. Bekannt iſt Zinkgref noch durch ſeine Vermahnung zur Tapferkeit nach Form und Art des Tyrtäus.

Die poetiſche Satire wurde in dieſem Zeitraume vorzüglich vertreten durch Jh. Wilh. Lauremberg, A. Gryph und J. Rachel. Die Verehrer der volksmäßigen Dichtungsweiſe geben dem erſten den Vorzug und gemeinhin wird Rachel, um den Glanz des Nebenbuhlers zu erhöhen, mit ihm verglichen. Beide ſind nicht ausgezeichnet, aber es iſt auch nicht abzuſehen, warum Rachel's Satiren ſo viel niedriger anzuſchlagen wären. Die Gegenſtände, welche ſie behandeln, ſind oft dieſelben und Rachel hat noch andere von größerer Bedeutung. Lauremberg's Erfindungen verrathen keine reichere Phantaſie; ſeine Beobachtungen bewegen ſich ebenſo auf der Oberfläche, an lebendiger Anſchauung und prägnantem Witze ſteht ihm Rachel durchaus nicht nach und ſo ſcheint Jener in der That nichts voraus zu haben, als die naive Anmuth ſeines plattdeutſchen Dialektes. Vorzüglich hoch wird ihm ſeine Oppoſition gegen die Kunſtdichtung angerechnet und doch iſt ſein Urtheil auch hier durchaus flach und einſeitig. Er tadelt die hochtönende Diction, er empfiehlt ſein Plattdeutſch und doch wird Niemand im Ernſte glauben, daß man alle poetiſchen Gattungen wie ſeine Satire auf den Soccus herabſtimmen könne. Er zieht ſeinen Knüttelvers und die Sylbenzählung den feſten Metren der Kunſtdichter vor, was ihm doch auch Niemand zum Lobe anrechnen ſollte. Er verſchmäht es nirgends, ſeinen Witz durch grobe Zoten anzufriſchen, obgleich ihn weder die ſittliche Entrüſtung eines Juvenal, noch die ſprudelnde Genialität eines Ariſtophanes berechtigte, den keuſchen Grazien zu trotzen. Indeſſen wollen wir dieſer Mängel wegen auch nicht die hochdeutſchen Satiriker zu hoch ſtellen. Ueber die drei Scherzgedichte des A. Gryph (1657) urtheilt Gervinus ſehr günſtig. Berühmter waren die Satiren von Joachim Rachel, Rector zu Norden in Oſtfriesland (1618—69). Als Schulmann

und lateinischer Dichter stand er durchaus auf der Seite des Opitz [1]). Er bildete sich vornehmlich nach Juvenal und obgleich von dem Muster allerdings nur eine schwache Zeichnung erscheint, so entdecken wir doch überall die ähnlichen Züge. Wir finden dieselbe Schärfe und sittliche Strenge wieder. Die Entwickelung des Gedankens verwandelt sich stets in die Schilderung der Sitten und Gewohnheiten. Oft werden Portraits entworfen, kurze Dialoge eingeflochten und Urtheile mit Denksprüchen abgeschlossen. Die Durchführung des Gedankens und die Sprache streben nach einer gleichen Festigkeit, Gedrungenheit und Rundung. Von seiner Gelehrsamkeit macht Rachel einen äußerst bescheidenen Gebrauch, indem er, wo er aus Juvenal übersetzt, Alles umschmilzt, was einer Erklärung bedurfte, doch rechnet er allerdings auf gebildete Leser. Dagegen fehlen auch nicht lebendige, volksmäßige Züge, und es hätte nicht so vieler Derbheiten bedurft, die Rachel aus einer falschen Energie zuläßt, wie Lauremberg aus frivoler Witzsucht. Trotzdem wird es uns nicht einfallen, den deutschen Dichter neben den Römer zu stellen, vielmehr soll die folgende Vergleichung zeigen, daß sein Verdienst sich meistens auf die gelungene Nachbildung der Darstellung beschränkt, während die Stoffe und ihre innere Entwickelung meistens fremden Autoren gehören. Rachel selbst hat seine Entlehnungen nicht vollständig angegeben, indem er blos die Satire vom Gebet dem Persius und die von der Kinderzucht dem Juvenal verdanken will, und außerdem nur noch bemerkt, daß er zu der Satire Gut und Böse den Grundgedanken von Juvenal entlehnt.

Die drei ersten Satiren, böse Sieben, der vortheilige Mangel und die gewünschte Hausmutter, waren ursprünglich Hochzeitgedichte. Rachel nennt keine Quelle, doch hat schon Jördens angeführt, daß jene erste Satire nach einem Gedichte des Simonides gearbeitet ist, der eine Reihe böser Weiber schildert und jede Charakteristik an ein wenig schmeichelhaftes Naturbild anschließt. Von seinen neun bösen Weibern finden wir bei Rachel sechs: nämlich die faule, welche aus einem Erdenkloß gemacht ist, die unreinliche, welche von der Sau, die hinterlistige, welche von dem Fuchs, die keifende, welche vom Hunde entsprossen ist, und die launische, die,

[1]) Gervinus III, 326 hält ihn für den genauen Freund des A. Tscherning; doch ist der Tscherning, welchen Rachel nennt, vermuthlich nicht der deutsche Dichter, sondern dessen Bruder Paul. Siehe H. Schrödter zur Ausgabe Rachel's (1828) S. XVI.

gleich dem Meere, bald lieblich ſchmeichelt, bald ungeſtüm tobt, zumal wenn ihr ein großes Heirathsgut die Herrſchaft ſichert. Die ſechste, welche an Geſchwätzigkeit und Klatſchſucht der Gans gleicht, hat Simonides übergangen, die letzte, welche nur auf Schmuck ſinnt, vergleicht der Grieche mit einem Pferde, Rachel mit dem Pfauen. Zum Schluſſe ſchildern beide Dichter eine brave Frau, die der Biene ähnlich iſt. Rachel hat, wie bei allen ſeinen Reproductionen, das Einzelne meiſtens ſelbſtändig ausgeführt, die Anlage iſt jedoch entlehnt und die Uebereinſtimmung vieler Verſe zeigt auch hier unzweifelhaft, daß ihm Simonides vorlag [1]). Die beiden nächſten Satiren ſind aus dieſer erſten hervorgegangen. Die zweite, der vortheilige Mangel, iſt gleichſam ein Excurs der erſten und zeigt, daß auch die Mängel der Frauen ihre vortheilhafte Seite haben: Häßlichkeit ſchütze vor den Paris und Tarquinius, Armuth vor Hoffart ꝛc. Der Mann muß ſein Weib zu behandeln wiſſen, ſeine Weisheit ſoll ihrer Thorheit Vormund ſein. Das dritte Gedicht, die gewünſchte Hausmutter, enthält keine ſatiriſchen Züge, ſondern ſchildert nur in einem umfaſſenderen Bilde die Eigenſchaften jener braven Hausfrau, welche das erſte Gedicht mit der Biene verglich. Man kennt noch ſechs kleine Gedichte, die in ähnlicher Weiſe von den Gebrechen der Weiber handeln, und Rachel's Namen tragen, doch wären ihm höchſtens zwei zuzuſchreiben [2]). Die vierte Satire, die Kinderzucht, iſt ganz nach Juvenal gearbeitet. Nur hier und da iſt ein Gedanke weiter ausgeführt oder eine Stelle, die nur dem Gelehrten verſtändlich wäre, fortgelaſſen. Eine Ueberſetzung könnte man das Gedicht aber dennoch nicht nennen. Rachel nimmt nur den Inhalt jedes Satzes und ſpricht ihn dann mit eigenen Worten aus, indem er die anſchaulichen Bilder durch ähnliche erſetzt, den fremden Sentenzen die Form des Spruches gibt u. ſ. f. Nahe liegt die Frage, ob man die Wahl des Gegenſtan-

---

[1]) Z. B. heißt es von der erſten Frau bei Rachel:

Ihr beſtes Tagwerk iſt die Ofenbank zu meſſen,
Und Eins von Zweien thun als ſchlafen oder freſſen,
Und wo der Nordenwind ein wenig kühle fährt,
Stößt ſie die Töpfe um und ſetzt ſich an den Heerd.

Bei Simonides:

Ἔργον δὲ μοῦνον ἐσθλὸν ἐπίσταται·
Καὐτ', ἢν κακὸν χειμῶνα ποιήσῃ Διός,
Ῥιγοῦσα, δίφρον ἆσσον ἕλκεται πυρός.

[2]) Schröder a. a. O. S. XXIII.

des billigen darf. Juvenal handelt davon, daß die Eltern durch ihr Beispiel frühe die Kinder zu Glücksspielen, Schwelgerei, Grausamkeit gegen die Sklaven und Unzucht verführen. Er wirft sich dann auf das gräßliche Laster der Habsucht. Man weiß, daß Horaz ebenfalls auf diesen Gegenstand immer zurückkommt, und daß die Römer, wie in der alten Einfachheit den Brennpunkt der republikanischen Bürgertugend, so nicht mit Unrecht in der Habsucht, dem Geize und der Verschwendung den Grund ihres politischen und sittlichen Verderbens sahen. Juvenal's heftige Entrüstung ist daher ganz an ihrer Stelle: er sah Fälschungen, Meineid, Gatten- und Elternmord um sich wuchern, als die trostlose Aussaat jener Habsucht. Was berechtigte aber den deutschen Satiriker, eine solche Entartung als gemeinsames Gebrechen seines Volkes und seines Zeitalters mit denselben grellen Zügen zu schildern? — In ähnlicher Weise ist die fünfte Satire vom Gebete aus der zweiten (nicht aus der vierten) des Persius hervorgegangen. Der Gegenstand ist hier nicht zu entlegen. Persius tadelt es, daß man die Götter mit unsittlichen und unsinnigen Wünschen angeht und sie so zu Genossen seiner Thorheit herabwürdigen möchte, daß man ferner auf Erhörung hofft, wenn man reichlich Opfer schlachtet, wenn man die Tempel und die Statuen schmückt, während die Götter doch reine Herzen und reine Hände fordern. Es ist zu bedauern, daß Rachel nicht mit den Mitteln des Christenthums eine tiefer gehende und reichere Ausführung versucht hat. Er schließt sich enge an Persius und hält uns ganz in Rom zurück, so daß wir selbst erst die Anwendung auf die neue Zeit machen müßten. In Betreff der sechsten Satire, Gut und Böse, hat man Rachel zu bereitwillig geglaubt, daß sie aus der zehnten Juvenal's den Ursprung habe und sonst fast wenig mehr. Ein Vergleich ergibt, daß Rachel allerdings Manches selbständig ausführt, im Ganzen aber und in vielen Einzelnheiten seinem Autor auf das treueste folgt. Beide beginnen damit, daß die Menschen oft eine falsche Ansicht davon haben, was ihnen gut oder schädlich sei. Zunächst wird von den Gefahren des Reichthums gehandelt. Begründung, Beispiele und Denkverse sind aus Juvenal aufgenommen. Dann folgt eine selbstständige Schilderung von den Verkehrtheiten der Habsüchtigen, der Verschwender, der Schlemmer und der Geizigen. Der deutsche Satiriker handelt nun (161—217) von den Gefahren der Hofmänner, von der Thorheit ihres Prunkes, ihrer französischen Moden. Dann schließt er sich wieder (217—257) an Juvenal, welcher (56—73) durch Sejan's Beispiel nachweist, wie bei Dem, welchen

die Laune des Tyrannen erhob, ein Brief von Capreä Kläger, Beweiſe und Zeugen überflüſſig mache. Juvenal geht nach anderen Beiſpielen auf den gefährlichen Glanz der Staatsredner über. Cicero hätte ſeinen Kopf gerettet, wären ſeine Reden nicht beſſer geweſen als ſeine Verſe, und Demoſthenes hätte in des Vaters Schmiede bleiben ſollen [1]). Rachel hat dies Alles ebenfalls, aber er ſpricht nun, ohne ſich ſtrenge an das Thema zu binden, in einem langen Excurſe (257—430) über die Thorheiten der Studenten, über das falſche Behaben und Treiben unwiſſender, ſittenloſer und dünkelhafter Gelehrten von allen Zünften, die Poeten mit eingeſchloſſen. Von 430 ab führt er aus, daß der Ruhm großer Eroberer nicht glücklich mache; dafür zeugen Hannibal, Alexander und Xerxes. Juvenal belegt dieſelbe Behauptung mit denſelben Beiſpielen. Rachel fügt nur noch Beliſar und den Wütherich Wallenſtein hinzu. Die beiden letzten Abſchnitte ſind gänzlich eine freie Nachbildung des Lateiniſchen. Rachel ſcheidet nur, was ſchwer verſtändlich wäre, aus, ohne einen namhaften Erſatz zu geben. Viele wünſchen einmal mit dem Räthſel des Oedipus auf Dreien zu kriechen, und vergeſſen die unzähligen Gebrechen des Alters. Die Mütter, welche ihren Töchtern Schönheit erbitten, werden an die Geſchichte der Lucretia, Virginia ꝛc. erinnert. Der Schluß beider Gedichte empfiehlt endlich das orandum est ut sit mens sana in corpore sano. Dieſe ſechs Satiren enthielt die erſte Ausgabe von 1664. Bald darauf folgten noch der Freund und der Poet, die bis auf einige Reminiſcenzen aus den alten Dichtern ſelbſtändige Arbeiten ſind [2]). In dem Poeten verſetzt ſich Rachel ganz auf den Standpunkt des Opitz. Er zürnt heftig auf die unſauberen Volksdichter, die ein fauler Stank zu luſtigen Poeten macht, ebenſo auf die unwiſſenden Schmierer und die Bettelpoeten. Er behauptet mit Opitz, daß der wahre Dichter geboren werde; er fordert, daß derſelbe mehr Oel als Wein verzehre, da Anlagen, Studien und Kunſtübung zuſammenwirken müſſen. Der Dichter ſolle ſich an den Beſten bilden, doch ohne Dieberei, endlich Neues erfinden und bei der Arbeit nicht die Feile ſcheuen. Außerdem wird vor den beliebteſten Verirrungen der Zeit gewarnt, vor der Sprachmengerei und dem Purismus. Alle dieſe Dinge gehen nicht

[1]) Dies iſt die Stelle, welche Gervinus III, 327 dem Rachel zum Vorwurfe macht; ſie gehört aber Juvenal.

[2]) Nicht von acht, wie Vilmar angibt, ſondern von den in der Ausgabe von 1667 enthaltenen zehn Satiren Rachel's ſind zwei unächt.

über Opitz hinaus, sprechen aber die Ansichten desselben so treffend aus, daß noch Gottsched einzelne Capitel seiner Dichtkunst mit Rachel's Versen zierte, wie man Horaz und Boileau zu citiren pflegte. Lauremberg's vierte Satire über denselben Gegenstand hat einen andern Gesichtspunkt, ist jedoch weder gehaltvoller noch gefälliger und beide stehen hinter Schuppius' ähnlichen Aufsätzen und Joh. Riemer's Reime dich oder ich fresse dich weit zurück.

Einundzwanzigstes Capitel.

A. Gryph, dem die Volksbühne nicht fremd war, dichtet Tragödien nach antiken Vorbildern. Ihre Mängel sind weniger der Kunstregel als persönlichen Eigenthümlichkeiten zuzuschreiben. Verwechselung der tragischen Erhabenheit mit der epischen. Die Einseitigkeit der Charaktere. Die Armuth der Handlung. Der undramatische Dialog. Aehnlichkeit mit dem antiken Drama in einzelnen Dingen. Hoffmannswaldau entfernt sich mit der zweiten schlesischen Schule von Opitz und den Alten. Der frivole Anakreontismus. Die Heroiden. Lohenstein. Sein Hymnus auf Venus. Seine Tragödien. Der historische Roman. Antikes in der Prosa.

Opitz beschränkte seine Bemühungen, auch für das Drama eine neue Grundlage zu gewinnen, fast einzig darauf, daß er die Antigone des Sophokles und die Trojanerinnen des Seneca übersetzte. Es ist allgemein anerkannt, daß bis dahin es Niemand verstanden, dem Autor mit solcher Treue zu folgen und in den Ausdruck so viel Würde und Fluß zu bringen. Freilich ist weder die Sprache des Sophokles, noch die des Seneca wiedergegeben, und alle specifischen Unterschiede verschwinden vielmehr in dem allgemeinen Tone der neuen Kunstsprache. So war es auch noch, als die Gottschedianer Virgil, Horaz, Corneille ꝛc. übersetzten, und vor Voß gibt es überhaupt keine poetische Nachschöpfung eines fremden Gedichtes. Das Wenige, was Opitz geleistet, erforderte als erster Versuch einer objectiven Uebersetzung schon eine große Anstrengung, und wir könnten namentlich an den dunkeln und schwülstigen Chören des Seneca, die in kurzen gereimten Zeilen übertragen sind, darthun, mit welcher Einsicht und Berechnung Opitz die schwierige Aufgabe behandelte, doch darf uns dies nicht aufhalten.

Andr. Gryphius hatte die Kühnheit, von den lyrischen und didaktischen Poesien der Schlesier zum Drama vorzuschreiten. Seine Vorzüge und seine Fehler sind leicht erkennbar und nach der vor-

trefflichen Skizze in Tieck's deutſchem Theater [1]), die Gervinus mit gewohntem Scharfblick tiefer begründet und reichhaltiger ausgeführt, bleibt uns nur übrig, das Verhältniß Gryph's zu den antiken Dichtern mehr hervorzuheben. Niemand wird über ihn mit wohlfeiler Geringſchätzung aburtheilen, der ſich etwas den troſtloſen Wuſt angeſehen, mit welchem Clai, Riſt und die unzähligen Feſtſpieldichter damals jede geſunde Regung erſtickten. Vorzüglich wird es Gryph zum Vorwurf gemacht, daß ſeine antike Richtung auch in Betreff des Dramas die volksmäßige Entwickelung der Poeſie hinderte. Wir wollen zunächſt zeigen, daß dieſe Anklage aus Leichtſinn und Vorurtheil ungebührlich ausgedehnt wird. Gewiß wäre für die Bildung unſeres Dramas, hätten nicht Kräfte zur Benutzung gefehlt, nichts von ſo hoher Bedeutung geworden, als die Erſcheinung der ſogenannten engliſchen Komödianten. Sie brachten eine Menge der herrlichſten Stoffe aus England herüber. Mehre von ihnen hat Shakeſpeare benutzt. Vergleicht man das Schauſpiel von der ſchönen Sidea [2]) mit ſeinem Sturme, ſo ſieht man, daß ſelbſt dieſer gewaltige Geiſt die Fülle des dramatiſchen Lebens, welches in jenen Stoffen lag, nicht hat überwältigen können, da viele äußerſt ſchöne Momente unbenutzt geblieben ſind. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß die Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen, welche z. B. im Schauſpiele von der ſchönen Phönizia [3]) mit Conſequenz und lebhafter Wechſelwirkung durchgeführt iſt, unſere Dichter auf Shakeſpeare's humoriſtiſche Weltbetrachtung hätte vorbereiten können; auch die theatraliſchen Vorzüge jener engliſchen Dramen mögen unerwogen bleiben: dies iſt ſicher, daß ſie die wichtigſten poetiſchen Erforderniſſe, deren Mangel gerade unſere Poeſie im 17. Jahrhundert ſo ſinken ließ, im Ueberfluſſe darboten. Denn jene Schöpfungen entſprangen einer überaus reichen Phantaſie; ſie verrathen ſelbſt in ihrer rohen Form die tiefſte Anlage, mag man nun das innere Leben des einzelnen Menſchen ins Auge faſſen oder den großen Gang der Weltverhältniſſe; dieſe Dramen bedienen ſich endlich zur Darſtellung durchaus des Concreten und Factiſchen, ſo daß die Rede, die eben darum in ihnen ſo vernachläſſigt iſt, faſt nur als ein untergeordnetes Hilfsmittel erſcheint. Dieſes waren Dinge, welche Opitz nebſt ſeinen Jüngern nicht anpflanzen konnte, ſondern von dem Enthuſiasmus und dem

[1]) Bd. 2, 1817, S. VII.
[2]) Daſelbſt, I, 323.
[3]) Ebenfalls bei Tieck abgedruckt.

poetischen Triebe, und wie die Erfahrung zeigte, leider vergeblich erwartete. Es ist nun eine allgemeine Klage, daß die Kunstrichtung der Schlesier uns um jene poetische Welt betrogen, zumal der Dramatiker Gryph, der das Volksschauspiel vernichtete. In der That waren jene englischen Komödien bis dahin nicht gänzlich vergessen; sie wurden noch 1630 gedruckt, wiewol in einer verwilderten Gestalt. Niemand aus der gebildeten Welt nahm sie in Pflege, einzig ausgenommen jener starre Opitzianer, der sich mit Aristoteles und Seneca in seine Schreibstube zurückzog. Gryph war es in der That, der das Lustspiel jener Volksbühne mit aller Liebe beachtete, der in Cardenio und Celinde den Versuch machte, eine tragische Novelle nach Art der englischen Dramen zu behandeln, der selbst das tragische und das komische Element in ein Wechselverhältniß brachte, woraus sich denn wol ergeben möchte, daß nicht die Alten ihn von diesem Wege zurückhielten, sondern daß er aus Noth zu ihnen überging, weil ihn die Natur einmal zu keinem Shakespeare gemacht hatte. Das bekannteste von Gryph's Lustspielen ist der Horribilicribrifax, ein verworrenes, schläfriges Werk, das aber mit der Satire auf den pedantischen Magister doch auch halb und halb der Kunstschule opponirt. Peter Squenz, von den englischen Komödianten nach Deutschland gebracht, ist längst als ein Abfluß derselben Quelle, welche Shakespeare zum Sommernachtstraum benutzte, unter Gryph's Dramen hervorgehoben, doch ohne als Zeugniß für seinen Zusammenhang mit der Bühne des Volkes besonders beachtet zu werden. Dagegen wird Gryph's drittes Lustspiel, das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose 1660, in älteren und neueren Literaturgeschichten kaum genannt. Tieck und Gervinus haben es nicht übersehen, doch für Die, welche das seltene Werk nicht kennen, seinen Werth nicht ausführlich nachgewiesen. Wenn Tieck's deutsches Theater einen lesbaren Abdruck gegeben hätte, so würde dies Lustspiel gewiß bekannter geworden sein, als Alles, was Gryph geschrieben. Wir wollen aus diesem Grunde und um zu zeigen, daß bei Gryph die antiken Studien nicht den Sinn für das Volksmäßige vernichteten, bei dem Gegenstande ein wenig verweilen. Das verliebte Gespenst ist, einige Possen der Diener abgerechnet, in ernstem Tone gehalten und möchte zu der Gattung der rührenden Lustspiele gehören. Die Anlage ist einfach. Cornelie überschickt dem Sulpicius, weil er nicht sie, sondern ihre Tochter Chloris liebt, eine Schüssel mit candirten Früchten, in denen ein Liebesgift verborgen ist. Sulpicius wird heimlich von Chloris gewarnt, stellt sich jedoch auf den Rath seines

Freundes Levinus krank, und die Frauen, welche ſich nebſt Anderen an ſeinem Lager einfinden, glauben ihn ſterben zu ſehen. Gryph hat hier in ihre Klagen einen Grad von Zartheit und Innigkeit gelegt, den man bei keinem Dichter dieſer Zeit wiederfindet. Die Tochter weiß den Eindruck ihres tiefen Leidens durch die natürliche Ehrerbietung vor der Mutter zu mäßigen und dieſe wieder fühlt ihre Schuld mit doppelter Bitterkeit, da ſie das Glück des eigenen Kindes ihrer Leidenſchaft geopfert. Inzwiſchen erſcheint Sulpicius der Cornelia nach dem Plane des Freundes als Geiſt. Er läßt ſich durch ihre Reue verſöhnen, doch fordert er, um nicht durch ihre Sehnſucht in ſeinem Frieden beunruhigt zu werden, daß Cornelia ſeinem Freunde Levinus, der ſo lange vergebens um ſie warb, die Hand gebe. Alle verſammeln ſich an der Leiche des Sulpicius, um ſie zu bekränzen und mit der letzten Klage zu ehren. Da erwacht der Todte und beide Paare feiern ein frohes Feſt. Die einzelnen Acte dieſes Dramas werden nun von denen des zweiten, der geliebten Dornroſe, durchbrochen, welches durchweg in groteskem Style geſchrieben iſt. Die Perſonen ſprechen deshalb auch im Dialekte der ſchleſiſchen Bauern und in Proſa, während das hochdeutſche Drama eine edele Sprache und gereimte Verſe hat. Bartel Klotzmann und Jockel Dreiecke, zwei Nachbaren, leben in Unfrieden; ihr Geſinde nimmt Partei, und jedes ſucht dem andern Aerger und Schaden zu bereiten. Gleich anfangs kommt Bartel mit einem Hahne auf die Bühne; es iſt ein ſo kluges und ritterliches Thier, wie es kein zweites gibt, und doch hat Jockel's Knecht ihm das Bein zerſchmiſſen. Jockel trägt ſeinen herrlichen Hund auf dem Arm. Er wehklagt und wüthet darüber, daß ihn Bartel's Köchin verbrüht hat. Ihr Streit iſt mit friſcheſter Lebendigkeit geſchildert. Die Charaktere, die Vorgänge, die Sprache ſelbſt ſind hier wie im ganzen Drama unmittelbar aus der Natur geſchöpft. Bei jenem Streite der Alten leiden vorzüglich Greger Kornblume, Bartel's Vetter, und Dornroſe, die Tochter Jockel's. Dem letzteren hat Greger einmal das Verſprechen abgeſchmeichelt, daß er ihm nichts verſagen werde, doch weigert ſich Jockel, ihm die Tochter zu geben, und Greger möchte ihn gern durch gerichtliche Execution dazu zwingen. Er erwirbt ſich um Dornroſe noch das Verdienſt, daß er ſie von der Zudringlichkeit des Matz Aſchenwedel befreit, der ſpäter ſeinen Gewaltſtreich vor Gericht verantworten ſoll. In ſeiner Noth geht Greger auch zu Mutter Salome, einer alten Wahrſagerin. Dieſe verſpricht ihm Beiſtand, legt ihm jedoch dabei die Zuſage unter, daß er ſie ſelbſt heirathen wolle, wenn

Dornrose ihn verschmähe. Auch dies gibt einen Rechtshandel. Endlich hält der Arendator Wilhelm von hohen Sinnen einen Gerichtstag. Diese Person von Stand und Macht ist ganz vortrefflich gezeichnet; überhaupt müssen wir die Schlußscenen bei aller Ehrfurcht vor dem großen Britten Shakespearisch nennen. Alle Parteien erscheinen; Jockel und Bartel mit Hund und Hahn. Die beiden Tumultuanten und Haderkatzen, ebenso Matz Aschenwedel und Mutter Salome werden von Rechtswegen zu den fürchterlichsten Strafen verurtheilt. Jene sind froh, daß sie endlich durch Einwilligung in die Verbindung Greger's mit Dornrose Gnade erhalten, Matz und Mutter Salome müssen einander zu gegenseitiger Erbauung und Besserung heirathen. Der Arendator ladet Alle zum Schmause ein. Ueber die vortreffliche Behandlung dieses Schwankes will ich nicht weitläuftig werden; nur in Betreff des ersten Dramas, welches Tieck und Gervinus ungünstig beurtheilen, möchte ich hinzufügen, daß es, obgleich allerdings weit minder werthvoll, doch in der Verbindung mit dem zweiten einen angenehmen Eindruck macht. Die sentimentale Leidenschaft, die sanfte Schwermuth, die tragischen Situationen, die edele Sprache mit den lyrischen Monodien läßt die vollen Gegensätze des burlesken Schwankes nicht in das Gemeine sinken, und dieser wieder stimmt den Ernst herab, wie es die bloße Fiction eines Todesfalles erfordert.

Der Tragiker Gryph weicht von dem Lustspieldichter so ab, daß man Beide ohne Anstand für zwei verschiedene Personen halten könnte. Cardenio und Celinde, vermuthlich sein ältestes Trauerspiel, ist mit jenen Dramen des Volkes noch insofern verwandt, als der vortreffliche Stoff aus der Romantik der italienischen Novellen genommen ist, die Behandlung hat ihn jedoch gänzlich zerstört, da sie schon ebenso verkehrt ist, wie in dem historischen Drama, zu welchem Gryph nun überging. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Beachtung einiger sehr einseitig aufgefaßten Regeln der Alten, wozu jedoch nicht sowol besondere antike Studien als das Beispiel der Franzosen und Holländer veranlaßte, den Dichter zu großen Fehlern verleitete, den eigentlichen Todeskeim seiner Dichtungen haben wir jedoch in der Stimmung und in den Lebensansichten des Verfassers selbst zu suchen. Wir lesen bei Gryph:

> Ich red' es offenbar: so lang als Titan's Licht
> Vom Himmel ab bestrahlt mein bleiches Angesicht,
> Ist mir noch nie ein Tag, der ganz ohn' Angst, beschweret.

O Welt, du Thränen-Thal! recht ſelig wird geſchätzt,
Wer, eh' er einen Fuß hin auf die Erde ſetzt,
Bald aus der Mutter Schoß ins Himmels Luſthaus fähret.

Dies erinnert an bekannte Stellen bei Sophokles, Theognis u. A., wo es heißt: nimmer geboren ſein iſt das erſte Loos, und ſind wir's, mit ſchnellem Flügel zurückkehren, woher wir kamen, das ſchöne zweite! Dieſe Weltverachtung und Schwermuth, die den antiken Dichter einmal ergreift, iſt Gryph's Grundſtimmung. Die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit iſt ein eiteler Schaum; ihm ſcheint es kindiſch, nach ihren Gütern zu trachten, um ihren Verluſt zu beklagen. Danach beſtimmt er die tragiſche Größe des Charakters, der Handlung. Erhaben iſt ihm, wer, wenn es eine Tugendpflicht fordert, ohne Seufzer das Leben hingibt und für ſeine Mörder betet. Seine Helden ſind frei von jeder Leidenſchaft und jedem menſchlichen Schmerze, nur Geſchöpfe der ſtoiſch-chriſtlichen Logik. Damit man, weil ihnen der Sieg ſo leicht wird, nicht ihre Größe überſieht, muß der Dichter die Bosheit ihrer Verderber und die ausgeſuchten Qualen mit den grellſten Farben ſchildern. Nicht die Bekanntſchaft mit den alten Dramatikern, ſondern dieſe Grundſtimmung, welche Schickſale, chriſtliche Anſichten und vielleicht die Studien des Philoſophen Seneca in ihm erzeugten, machten demnach die Tragödien Gryph's zum Feſte der Märtyrer, und die nächſte Folge davon war, daß ſeine Perſonen nicht volle lebendige Menſchen, ſondern moraliſche Larven wurden, daß weder Handlung noch Ereigniß, noch überhaupt Natur und Leben recht ſichtbar wurden.

Vorzüglich gehören zu dieſen Märtyrerdramen Katharina von Georgien, Karl Stuart und Papinian. Katharina (1647), die der perſiſche Schach Abbas I. gefangen hält, weigert ſich, ihren Glauben zu wechſeln, worauf ſie unter ſchrecklichen Qualen hingerichtet wird. Der Stoff gehört, wie der Prozeß Karl's I., beinahe der Gegenwart an, denn Katharina ſtarb 1624. Ganz verwandt dieſer Blutzeugin des Glaubens iſt Papinian, der Märtyrer der Themis, welchen Antoninus Baſſianus, der ſeinen Bruder Geta erſtochen, vergebens auffordert, den Mord zu beſchönigen, und daher nebſt ſeinem Sohne enthaupten läßt. Karl Stuart weihet ſich nicht dem Tode, doch betrachtet ihn das Drama als ein ſchuldloſes Opfer der Bosheit, und die Geduld, die Sanftmuth und Frömmigkeit, mit denen er ſein Schickſal hinnimmt, geben auch ihm die heroiſche Größe eines Märtyrers. Auch aus der Fremde holte ſich Gryph ſolche ſchwermüthige und blutige Dramen. Er überſetzte die hei-

lige Felicitas des französischen Jesuiten Nikolaus Caussinus aus dem Lateinischen, worin die Mutter, um dem christlichen Glauben getreu zu bleiben, ihre sieben Söhne unter Martern sterben sieht und sich selbst im Gefängnisse tödtet. Ferner übersetzte er die Gibeoniter des Vondel aus dem Holländischen. Hier übergibt David bei einer Theuerung auf göttlichen Befehl sieben Nachkommen Saul's der Rache der Gibeoniter. Solche Vorbilder haben auf Gryph gewiß mehr Einfluß geübt als Seneca. Cardenio und Celinde ist keine Märtyrergeschichte, doch wird auch dieses Drama von Grabesmoder durchweht und es schließt mit der engherzig gedeuteten Lehre: tota philosophorum vita commentatio mortis est,

Wer hier recht leben will, und jene Kron' erwerben,
Die uns das Leben gibt: denk' jede Stund' ans Sterben.

Diese falsche Ansicht von tragischer Erhabenheit, die Gryph sicher nicht aus dem antiken Drama ableitete, ist nun der hauptsächlichste Grund aller anderen Fehler. Denn die Charaktere werden nur einseitig nach dem moralischen Momente entworfen; sie gestalten sich nach keinem anderen Unterschiede, als nach der Abstufung guter und böser Eigenschaften, welche die Hauptpersonen bis zum Extrem besitzen, und nach dem Grade der Energie, mit welcher man sie auf beiden Seiten darlegt. Alle anderen Beziehungen, in denen sich das Innere des Menschen zu einem lebendigen Bilde ausprägt, sind außer Acht gelassen. Selbst jenes moralische Moment wird jedoch nicht in Handlungen entwickelt, nicht in Kämpfen zwischen der Leidenschaft und dem Vernunftgebote geläutert, sondern da es bereits als etwas ganz Fertiges erscheint, nur in Reden dargelegt. So erhalten wir überhaupt statt der Handlung höchstens einen Verlauf von Begebenheiten und diese sind meistens so einfach, daß eine Dehnung durch fünf Acte hin jedes Interesse lähmt. Vielleicht wird daher der Leo Armenius nur deswegen den übrigen Dramen Gryph's vorgezogen, weil er eine größere Zahl von Vorgängen aufstellt. Es läßt sich nicht leugnen, daß jener Mangel an Handlung dadurch vergrößert wurde, daß Gryph mit den französischen Dramatikern sorgfältig die Einheit der Zeit beobachtete. Den Ort, an dessen Einheit Aristoteles selbst auch nicht gedacht hat, läßt er wechseln. Damit die Darstellung den Raum weniger Stunden nicht überschreitet, werden alle einleitenden Begebenheiten nur erzählt, und so kommt es, daß selbst die äußerst reichhaltige Novelle von Cardenio und Celinde nur eine auf der Bühne langweilige Erzählung abgibt. Für die dramatische Darstellung selbst bleibt demnach durch die fünf Acte hin nur der Rest des Factischen, das Mar-

tern und Köpfen, übrig. Dem entsprechend hat der Dialog nur selten einen Entschluß zur Reife zu bringen oder Handlungen zu motiviren und fortzuleiten. Er ist selbst so wenig referirend, daß man den Fortgang der Begebenheiten aus ihm oft erst errathen muß. Dagegen wird in ihm beständig das moralische Moment beurtheilt und zu Bewunderung oder Abscheu hervorgehoben, wie wir die Vorgänge nicht sehen, sondern nur beurtheilen und beklagen hören. Die Bühne zeigt uns keine lebendige Welt des Hasses und der Liebe, des Rechtes und der Leidenschaft, sondern nur Leute, welche Reden halten und disputiren. Sieht man von dem Dramatischen ab, so wird man den Dialog bei Gryph durchweg gehaltvoll finden, und weder Gedankenfülle noch rhetorische Gewandtheit vermissen. So erinnern z. B. manche Klagen um die Ermordeten an Shakespeare, bei dem ebenfalls der Schmerz mit erfinderischem Scharfsinne alle herben Seiten eines Verlustes herauskehrt und die Beredtsamkeit der Trauernden unerschöpflich ist, wie ihr Leiden und ihre Liebe. Im Allgemeinen verlieren jedoch die Exegesen, Disputationen und Chöre, so durchdacht sie sind, deshalb an Wirkung, weil überall nur der Dichter durch die Personen spricht, weil das anhaltende Fortissimo des Pathos zuletzt nur lärmt und die gereimten Alexandriner einschläfern. Auch das willigste Publicum würde bei diesen Redestücken ermüden. In Karl Stuart ist ein beständiges Hin- und Hergehen und die Personen kommen nur, wie Tieck sich ausdrückt, um einander im Sprechen abzulösen. In den beiden letzten Acten drehen sich die Reden des Königs fortwährend darum, daß die Schmach ihn ehre, daß die himmlische Krone alle Güter der Erde aufwiege; er verzeiht seinen Mördern und betet für Albion. Die Freunde des Königs, die Jungfrauen, welche der Hinrichtung zusehen, beklagen seinen unschuldigen Tod, erheben seine Seelenstärke und verwünschen die Mörder. Der Chor bringt Declamationen desselben Inhaltes hinzu und von äußerer Handlung ist in beiden Acten fast nichts als der Gang aus dem Gefängnisse auf das Schaffot und die Hinrichtung, welche freilich mit allen Nebenumständen, wie die Geschichte sie überliefert, vor sich geht. Man darf übrigens nicht glauben, daß diese Dramen vorzugsweise durch die Aristotelische Vorschrift von der Einheit der Zeit so arm an Handlung wurden und so überreich an Reden. In einigen wird wirklich ab ovo angefangen, aber es ist keine Entwickelung der Facten vorhanden. Ein einziger Schritt, um den sich die Handlung fortbewegt, ist das Material zu einem ganzen Acte, welcher nun von den Reden, dem

Erbübel der deutschen Dramen, seine Länge erhält. Im Papinian z. B. zeigen die beiden ersten Acte die Eifersucht Bassian's gegen seinen Bruder Geta, den er dann nach kurzem Wortwechsel, ohne daß man an ihm eine besondere Aufregung wahrnimmt, ermordet. Schon im dritten Acte wird Papinian unter den härtesten Drohungen aufgefordert, diesen Mord zu beschönigen. Nun wiederholen sich im vierten und fünften beständig dieselbe Drohung, dieselbe Weigerung. Papinian erhält an seinem Sohne einen Genossen des Märtyrerthums; seine Gattin und seine greisen Eltern beklagen den Fall des Hauses, aber hundertmal wird ihnen und den Quälern wiederholt, daß der Tod für die Gerechtigkeit nicht Schmerzen bringt. Um dieser Eintönigkeit, die den Reden anhaftet, ein Gegengewicht zu geben, wird nun die Phantasie bisweilen nicht beschäftigt, sondern aufgeschreckt: daher die Geistererscheinungen und die blutigen Mordscenen, die schon deshalb nicht hinter den Coulissen bleiben durften, damit die Erhabenheit der Märtyrer recht anschaulich würde.

Gervinus hat die Tragödien Gryph's mit denen des Seneca verglichen, doch, wie es scheint, mehr um ihre Aehnlichkeit, als um eine besondere Einwirkung nachzuweisen. Wir glauben auch überzeugend dargelegt zu haben, daß Alles, was jene Tragödien nach ihrem Wesen charakterisirt, aus einer falschen Grundansicht des Dichters hervorging, die ihre Mängel fortzeugte, und diese Eigenthümlichkeit sehen wir so fest ausgeprägt, daß die Bekanntschaft mit den alten Dramatikern hier weder schaden noch helfen konnte. Ob Gryph die Einführung der Geister, welche sich vorzüglich in Traumgesichten zeigen, der mythologischen Gottheiten, wie des Eros, der Themis, der Furien, des Todes und ferner einer Menge allegorischer Wesen z. B. der Religion, der Tugenden ꝛc., welche besonders in den Chören auftreten, durch Beispiele der antiken Bühne rechtfertigen wollte, ist zweifelhaft, da eine Fluth von Allegorien seit dem Hinschwinden der epischen Objectivität unsere Poesie überschwemmt hatte, auch längst in das lateinische Drama der Humanisten eingedrungen war und sich gegenwärtig in den deutschen Festspielen so ausbreitete, daß die Anwendung dieses Behelfes bei Gryph eher sparsam erscheint. Die Reigen selbst gingen dagegen wirklich durch die Holländer aus den antiken Chören über, doch wäre eine nähere Vergleichung so unähnlicher Dinge nicht statthaft. Auf das deutlichste gibt sich die Schule der Alten in der Sprache kund. Schon Lohenstein bemerkte, daß Gryph in seinen Sprüchen dem Seneca, in den Blumen dem Petron gleicht, und daß man

in ſeinen Urtheilen den Tacitus erkenne. Von dem Letzteren entlehnt er auch die Grundzüge zur Schilderung ſeiner Tyrannen und der politiſchen Märtyrer, wie er ihn häufig in den Anmerkungen citirt, und mit den ſtoiſchen Grundſätzen des Philoſophen Seneca prägte ſich ihm gewiß auch der prägnante ſpruchähnliche und pomphafte Ausdruck deſſelben ein. Lateiniſch gebildeten Rhetorikern würde die Sprache nicht mißfallen, da das eigenthümliche Kennzeichen des Schwulſtes, der Gegenſatz zwiſchen einem nichtigen Inhalte und der anmaßenden Form, bei dieſem Alles durchdenkenden Dichter nicht häufig hervortritt. Vieles überſteigt jedoch auch alle Natur. Mit welchem Ungeſtüm beginnt z. B. Julia ihre Klagen um Geta, indem ſie die machtvollen griechiſchen Compoſita gegen Baſſian ſchleudert:

Julia. Wo ſind wir! ach! Reyen. Ach Fürſtin! Ach und Weh!
Julia. O Kind! O Geta! Reyen. Weh! Weh! Julia. Recht der Welt vergeh!
Brecht Himmel! Sterne kracht! Sprützt ſchwefelblaue Flammen!
Ihr Lichter jener Wellt fallt! Klippen ſtürzt zuſammen
Und werft den Grund der hartbefleckten Erde ein!
Reyen. O Weh! o Pein!
Julia. Brudermörder! Vaterfeind! Mutterhenker! Rechtsverderb!
Menſchenpeſt! Geſetzverlacher! Laſterfürſt! Cocytus-Erb!
Sohn der ſchwarzen Raſereien! ꝛc.

Es thut wohl, wie ein Regenſchauer nach dem krachenden Donner, wenn die Wuth endlich in Klagen hinſchmilzt.

O könnt' ich Niobe,
Mich plötzlich und noch warm in rauhen Marmel ſchließen!
O könnt' ich, Salmacis, in Thränenſtröme fließen!
Reyen. O Weh! O Weh!
Julia. O Blume deiner Zeit!
Des hohen Vaters Wonne!
Der weiten Länder Freud' und deiner Mutter Sonne!
Du Bild der Freundlichkeit!
Wirſt du in dem Morgenthau ſo entblättert und zertreten!
Ach gebärſt du ſolches Trauern deinem Rom und allen Städten?
Kannſt du angenehmes Licht nicht bis auf den Abend ſtehn,
Mußt du, eh der Tag ſich theilet, finſter-blutig untergehn?
Reyen. O rauher Untergang! o Urſprung herber Nacht! ꝛc.

Mit großer Sorgfalt hat Gryph den kurzen Spruchwechſel des antiken Dramas nachgebildet, doch iſt die Anwendung zu häufig und die Verwandlung des Berichtes über Facten, Pläne ꝛc. in abſtracte Sentenzen macht nicht ſelten die Darſtellung unklar. Die

Sprache in den Chören ist fast überall dithyrambisch. Häufig wird mit den Versmaßen gewechselt, indem namentlich der Alexandriner auf mannichfache Weise getheilt erscheint. Ein besonderes Wohlgefallen hatte Gryph an dem volltönenden trochäischen Quaternar. Wie enge er sich an die Sprache Pindar's und der antiken Chöre anzuschließen suchte, wollen wir beispielsweise an dem Gebrauche der Parentheſen und Zwischensätze zeigen. Im Leo Armenius singen die Jungfrauen:

Die freudenreiche Nacht, —
In der das wahre Licht selbständig uns erschienen,
In welcher der, (dem Erd' und See und Himmel dienen,
Vor dem die Höll' erkracht,
Durch den, was Athem holt, muß leben,)
Sich in das Thränenthal begeben,
In welcher Gott kam von der Wolken Zelt, —
Die werthe Nacht erquickt die große Welt.

Diese Unordnung und Dunkelheit ist studirt, denn der folgende Gesang der Priester hat einen ganz ähnlichen Bau:

Der immerhelle Glanz,
Den Finsterniß verhüllt, den Dunkel hat verborgen,
Reißt nun die Deck' entzwei; die Sonne, die eh' Morgen,
Eh' der besternte Kranz
Der Himmel weiten Bau geschmücket,
Eh' Ewigkeit selbst vorgeblicket,
Hervorgestrahlt in schimmernd lichter Pracht, —
Geht plötzlich auf in schwarzer Mitternacht.

Daß man bei dieser Nachbildung des antiken Dramas noch ganz dilettantisch verfuhr, ergibt sich aus der höchst flüchtigen Auffassung jener Lehre des Aristoteles von der Aufgabe der Tragödie. Opitz bemerkt vor seinen Trojanerinnen, die Tragödie führe uns den Untergang großer Leute, ganzer Städte und Länder vor, was uns zu Erbarmen und Wehmuth bewege, vor Allem aber uns in Stand setze, unser eigenes Unglück weniger zu fürchten und besser zu erdulden. Er wähle, sagt er, deshalb auch diese Tragödie des Seneca, weil das Schicksal der Trojaner die Zeitgenossen aufrichten werde. Dies nennt er mit Beziehung auf Aristoteles die Dämpfung der Verwirrungen des Gemüthes. Harsdörfer meinte, die Tragödie soll in uns Furcht vor dem Bösen und Mitleid mit dem Elend der Unschuldigen erwecken. Zu solchen Erklärungen passen auch Gryph's Tragödien, und doch ist es klar, daß er, wie weit wir auch die vieldeutigen Wörter des Aristoteles fassen mögen, nicht auf Furcht und Mitleid ausging, sondern auf Bewunderung

des ſittlich Erhabenen. Er ſteht daher mit Corneille auf dem Boden des epiſchen Heroismus, und deshalb war es ihm erwünſcht, daß das Beiſpiel der Alten ihm geſtattete, andere als ſentimental erotiſche Stoffe zu behandeln.

Das Drama iſt faſt die einzige Dichtungsgattung, durch welche die Schüler des Opitz mit der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Schule in Zuſammenhang ſtehen. Wer die Ausſchweifungen Hoffmannswaldau's und Lohenſtein's als unmittelbare Folgen der Reformen des Opitz betrachtet, verwickelt ſich in unauflösbare Widerſprüche, da augenſcheinlich in den wichtigſten Beziehungen ein vollkommener Gegenſatz hervortritt. Opitz betrachtet die Poeſie vorzugsweiſe als eine Lehrerin männlicher Lebensweisheit; Hoffmannswaldau führte die frivolſte Erotik ein, von der Opitz ſich mit Abſcheu losgeſagt hätte. Der Ehrbarkeit des Inhaltes entſprach bei Opitz ein farbloſer Ausdruck, während dieſe ſpäteren Schleſier ſich an der üppigſten Bilderpracht erfreuen. Eine Aehnlichkeit möchte darin zu finden ſein, daß dieſe vielleicht ebenſo das Italieniſche, wie Opitz das Franzöſiſche für eine zeitgemäße Modification des Antiken hielten. Der große Unterſchied blieb aber, daß Opitz das Alterthum durchaus als die wichtigſte Bildungsquelle betrachtete, während die Anderen nur Einzelnes zuließen.

Die Dichtungsweiſe der erſten ſchleſiſchen Schule geht von der Didaktik aus, die zweite, ſagten wir, hat ihren Schwerpunkt durchaus in der Erotik. Der ſtoiſche Ernſt des Opitz hatte ſich bei Gryph bis zu einer herben Verachtung des Sinnlichen, bis zu einem finſteren Welthaſſe geſteigert. Die Poeſie der jüngeren Schleſier [1]) führt uns in eine ganz andere Sphäre. Man iſt der Thränen ſatt, die um die Verderbtheit des Fleiſches gefloſſen; man weinte und ſeufzte fortan nur, wenn dieſes verdorbene Fleiſch nicht ſeinen Willen bekam. Nimmt man die Begräbnißgedichte und die wenigen geiſtlichen Lieder aus, ſo iſt die ganze Lyrik erotiſch und die verſchiedenen Abtheilungen zerfallen nur nach der Form in Briefe, Sonette, Arien ꝛc. Es iſt hier durchaus jeder edele Gedanke, jede zartere Regung des Seelenlebens verſchwunden. Der Dichter ſieht in den Frauen nur das Geſchlecht und wird nicht müde, ſich an den ſinnlichen Reizen zu erquicken, die er bald in aller Nacktheit, bald in Anſpielungen und nie ohne cyniſche Frechheit ſchildert. Hr. Laube würde in ſeiner Literaturgeſchichte nicht

[1]) Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen Gedichte ꝛc., herausgegeben von B. Neukirch, 7 Thle. (1695—1727).

gewagt haben, ſeine Empfehlung des lebenswarmen ſinnlichen Elementes der Minnepoeſie an die Gedichte dieſer Schleſier anzuknüpfen, hätte er ſie geleſen. Gedichte, wie die Abbildung der Schooß oder die Ruheſtatt der Liebe haben nur die verdorbenſten Zeiten hervorgebracht. Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe Dichter mit ſchweren Eiden verſichern, ſie hätten bei ihren üppigen Schilderungen nichts weiter im Sinne, als ein Küßchen auf den Mund und fünf Finger an die Bruſt! Wie niedrig mußten die Frauen von ſich ſelbſt denken lernen, wenn man ihnen Gedichte voll ſolcher Huldigungen und Wünſche in die Hand gab. Die Ruheſtatt der Liebe von Beſſer oder Hoffmannswaldau bezauberte ſelbſt Leibnitz. Er ſchickte das freche Gedicht der verwittweten Kurfürſtin Sophie nach Hannover, die es ſogleich für die verwittwete Herzogin von Orleans abſchreiben ließ. Alles war entzückt über die amoureuſen Verſe [1]). So ſehr verwilderte mit dem äſthetiſchen Gefühl das ſittliche.

Der Begründer dieſer priapeiſchen Erotik iſt Hoffmann von Hoffmannswaldau (Rath zu Breslau, 1618—79). Ohne Zweifel hat er ſeinen Ovid mit Eifer geleſen, aber ſein eigentliches Vorbild war Marino. Der Römer ſchildert üppige Scenen; er verhüllt die lüſterne Gier ebenfalls mit feinen Gedankenſpielen, aber er iſt meiſtens doch natürlicher als Marino, der eine reiche Begabung und die poetiſchen Mittel beſſerer Zeiten durchaus zu unnatürlichen Schöpfungen verwendete. Er wollte überall geiſtreich, neu und pikant ſein. Darum ſteigerte er die Fehler des alten italieniſchen Sonettenſtyles, die ſpitzfindige Dialektik eines leeren Räſonnements, das Spiel mit witzigen Antitheſen, ſeltenen Beiwörtern, geſuchten Bildern ꝛc. Hoffmannswaldau übertrug neben den Eingebungen einer ſittenloſen Phantaſie auch dieſe poetiſche Sprache und ſein Zeitalter pries an ihm gleichfalls das Scharfe, das Geiſtreiche und Liebliche [2]). Von Ovid entlehnte er wol nichts unmittelbar als die Form der Heroide, welche jedoch in Italien ebenfalls beliebt war. Man überſah das Weſentliche an Ovid's Heroiden. Die Briefe ſind bei dieſem erotiſch, doch lehnt ſich die Mehrzahl an den heroiſchen Stamm der Heldenſage, ſo daß das

[1]) Varnhagen v. Enſe in den „Biographiſchen Denkmalen" (1826), 4. Bd.

[2]) Ein Beiſpiel mag zeigen, welches Geiſtes dies Geiſtreiche und Liebliche iſt. Hoffmannswaldau nennt den Schooß ein Blumenfeld, das ſein eigener Fluß begießt. B. Neukirch murrt, daß Sylvia nicht ſeine Hand um ihren Buſen ſpielen läßt, da ſie doch dieſe Gunſt nicht den Flöhen verſage. Die Feder ſträubt ſich, ärgere Dinge abzuſchreiben.

Erotische oft nur der Rahmen ist, welcher eine wahrhaft epische Rhapsodie umfaßt. Bei Hoffmannswaldau sind die Briefe durchweg erotischen Inhaltes und wenn sie auch nicht ganz des Factischen entbehren, so fehlt doch jener Anschluß an große Scenen der Sage und der Geschichte. Heldenbriefe können sie nur insofern genannt werden, als man damals Fürsten und Herren, deren Liebschaften hier behandelt sind, überhaupt Helden zu nennen pflegte. Dasselbe gilt von Hoffmannswaldau's Nachfolgern, unter denen Lohenstein und Ziegler, der biblische Heroiden schrieb [1]). Hoffmannswaldau ahmte auch in der Diction nicht Ovid, sondern Marino nach, dessen gesuchte und prunkende Schilderungen eher an das Latein solcher Schöngeister, wie Guido von Messana erinnern, als an Ovid. Bei der Ankunft des jungen Jahres läßt Marino die Sonne mit ihrem sanften Strahl den trägen Strömen in flüssiger Flucht den Silberfluß von den krystallenen Banden entfesseln und die lauen Lüftchen, die Erzeugerinnen der Blümchen, schwanger von männlicher Befruchtungskraft, die duftenden Empfängnisse mit bunten Geburten besaamen und die Malerin der Welt, die Natur, in den Blumen die Sterne und auf die Erde den Himmel in Miniatur malen [2]). Dieser Styl ist Hoffmannswaldau's Ideal und eine solche Färbung zeigt sogar seine Uebersetzung von Ovid's Brief des Leander an Hero. Es ist an sich natürlich, daß eine Poesie der Sinnlichkeit auch die Sinnlichkeit der Sprache erhöhet und darum setzte man einen großen Theil ihres Werthes in die Pracht und Menge der Bilder. Deshalb kamen solche abgeschmackte Gedichte zum Vorschein, wie das von Hoffmannswaldau auf die Brust, welches in ungefähr 70 Alexandrinern nichts als Vergleiche enthält. Da nun der Inhalt meistens nicht in Gedanken besteht, sondern nur sinnliche Dinge beschrieben werden, so färbt man die Farben. Die beliebtesten Bilder sind nichts weniger als antik. Alles Weiße verwandelt sich in Helfenbein, Milch, Schnee, Narzissen, Perlen, Silber; das Roth in Korallen, Purpur, Granaten, Rosen, Kirschen, Nelken; das Schwarz in Kohlen, Pech, Flor ꝛc. Alle Bitterkeit ist Galle und Wermuth, alles Angenehme schmeckt wie Kanarienzucker, Most, Nektar und riecht nach Moschus und Ambra. Für die Wunden gibt es Balsam und Julep. Der Eindruck des Kostbaren wird durch die Metalle und Steine er-

[1]) Einige Briefe tragen erdichtete Namen; bei Jördens „Lexikon", II, 452, findet man die Deutung von Neumeister.

[2]) S. Bouterweck, „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit", II, 393.

höhet. Jedes Gedicht ſtrotzt von Gold und Silber, Marmor, Alabaſter, Jaspis, Saphir, Diamanten ꝛc. Dieſer Geſchmack muß ſchon zu Opitzens Zeit einzelne Verehrer gefunden haben, denn bei Flemming finde ich folgende ironiſche Nachahmung [1]):

Die Wangen ſind Beryll, die Lippen ein Rubin,
Die ihn zu ihrer Gunſt auch wider Willen ziehn,
Das Kinn iſt Perlenart, der Hals von Alabaſter,
Die Kehle Chryſolith. Der Bruſt erhobnes Pflaſter
Der reinſte Marmerſtein, die Arme Helffenbein ꝛc.

Solche Bilder waren jetzt durchaus ſtehend und da es keinem Stümper zu ſchwer fallen konnte, die Gliedmaßen ſeiner Schönen zu malen, ſo ſieht man, wie es möglich war, daß diesmal die Meiſter vom Himmel fielen. Man vergleiche folgende Verſe von B. Neukirch, die nicht ſchlechter ſind als alle anderen, und man ſieht, daß es eine bloße Nachläſſigkeit war, wenn man jetzt nicht mit dem Lorbeerzweig geſchmückt wurde.

Mein Leben war bisher ein Paradies geweſen,
Ein Garten, den ich oft verwundert angeſchaut,
Der mich ſo Blumen ließ wie Palmenfrüchte leſen,
Wenn ihn dein Freundlichſein mit Zucker überthaut.
Die Nelken blühten mir auf deinen zarten Wangen,
Dein ambervoller Mund trug purpurnen Jasmin
Und machte, daß ich oft mehr Kraft und Saft empfangen,
Als Bienen Honigſeim aus Hyacinthen ziehn,
Der Hals ſchwamm voller Milch von reinen Luſtnarziſſen,
Die Brüſte fingen an mit Roſen aufzugehn ꝛc.

Bisweilen ſcheint man die Geſchmackloſigkeit und Unnatur dieſer Bilder und Vergleiche gefühlt zu haben. Ein Sonett der Neukirch'ſchen Sammlung [2]) beginnt:

Amande, liebſtes Kind, du Bruſtlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldſchachtel edler Zier,
Der Seufzer Blaſebalg, des Trauerns Löſchpapier,
Sandbüchſe meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen ꝛc.

Man möchte indeſſen faſt zweifeln, ob hier Satire ſei, wenn man ſieht, daß tauſend ernſt gemeinte Vergleiche in keinem edleren Geſchmacke erfunden ſind. Sie gingen aus den Verſen in die Romane über. In Ziegler's Aſiatiſcher Baniſe heißt es z. B.: So verknüpfte er ſich mit dem gefährlichen Liebesbande der ekelen Jugend (ein Alter nimmt ein junges Weib) und legte eine glühende Kohle

[1]) Ausgabe 1642, S. 154.
[2]) II, 297.

in ſein Ehebett, unbeſorgt, ob nicht der Schnee ſeiner grauen Haare bei ſolcher Gluth ſchmelzen oder gar fremde Nachtſteiger den Wachsſtock ihrer Begierde bei dieſem vermeinten Eigenthum anzünden möchten. — Ferner: indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen auf das unbeſchiffte Meer ihrer Marmelbruſt hintreibt, ſo erblicke ich gleichſam die Venus in zweien Muſcheln ſchwimmen, wo lauter Anmuthsmilch um die Rubinen gerinnet.

Es bedarf keines Beweiſes, daß die erotiſche Poeſie der Schleſier trotz ihrer Sinnlichkeit nicht von Ovid ausging; wir finden hier vielmehr die Romantik der ſpäten Ritter- und Schäferwelt des Südens und Weſtens, in welche die Huldigung der Frauen aus der alten Minnedichtung einzog, die ſich in ihre zarten Phraſen kleidete, aber jetzt durchaus keine andere Quelle mehr hatte, als den Sinnengenuß. Die poetiſchen Frauennamen ſind bisweilen noch antik, aber die Delien, Cynthien und Flavien verſchwinden doch mehr und mehr unter den Floriden, Dorilis, Doriſetten, Bleſſinen, Ambretten, Amaranthen, Roſalinden des neuen Arkadiens. Will man die Eigenthümlichkeit Anakreon's darauf beſchränken, daß die Dichter mit Amor, Venus und den Grazien tändeln, ſo findet ſich der antike Anakreontismus auch in der zweiten ſchleſiſchen Schule. Viel Zartheit dürfen wir natürlich nicht erwarten, auch überträgt man nicht die Erfindungen des Tejers, ſondern man erdenkt ſich ſelbſt die Scenen und hier, wie überall von großem Muthwillen geleitet. Cupido legt auf Flavien an, wirft jedoch, über ihre Schönheit erſtarrend, den Bogen fort und ſtürzt ihr um den Hals. Er geht mit ſeinem Schleiferzeug zu Ambretten in die Kammer und ſchwatzt ihr während des Wetzens von ihrem Cretin angenehme Sachen vor. Er läuft zu Solime, und Venus verfolgt ihn mit der Ruthe. Er ſchreibt an Berinne, für Criton werbend, und Venus dictirt. Er trägt dem Liebhaber die weißen Blätter zu, und Venus rührt die dicke Tinte. Venus herzt und ſäugt die Kinder, die Grazien küſſen ſie, man wiſſe wohl, auf was. Cupido ſitzt an der Wiege, holt Zeug zu Windeln und ſingt das Kindchen ſchlaf! Venus iſt im Bade und Cupido befragt ſie über Dies und Jenes, was ſonſt verhüllt iſt. Cupido iſt krank und macht ein witziges Teſtament. Er unterhält die Geſellſchaft als Brillen-, Drehbuden- und Stechbuchmann. Er tummelt ſich mit Bacchus bei einem Hochzeitsſcherze unter Indianern, Zigeunern und Juden herum ꝛc. Die Beiſpiele zeigen, daß dieſer Anakreontismus mit der Gattung des Geiſtreichen und Lieblichen übereinſtimmt, welches die Zeit an Hoffmannswaldau, Neukirch,

Mühlpfort ꝛc. bewunderte. Der zweite Führer der jüngeren Schlesier war Dan. Casp. von Lohenstein (Syndicus zu Breslau 1635—83). Neukirch bemerkt ganz richtig von ihm, daß er Opitzens heroische, Gryph's bewegliche und Hoffmannswaldau's liebliche Art in sich zu vereinen gesucht. Unter dem Heroismus Opitzens ist dessen Hinwendung auf erhabene Gegenstände zu verstehen. Die bewegliche Art des Gryph bezeichnet das Leidenschaftliche, Pathetische, wie es sich auch in seinen Naturbildern ausspricht; denn Berge und Felsen, Sturm und Blitz, Brand und Fluthen sind sein liebstes Element. Niemand wird aber mit Neukirch in dieser Verbindung des Energischen und Niedlichen, des Erhabenen und Spielenden einen Vorzug sehen, sondern diese unnatürliche Verschmelzung directer Gegensätze ist gerade der Quell des Abgeschmackten. Lohenstein's lyrische Poesien sind unbedeutend. Besonders hervorheben müssen wir sein Lobgedicht auf die Venus, ein Seitenstück zu Opitzens Hymnus auf Mars, das beinahe 2000 Alexandriner enthält. Er beginnt mit den verschiedenen Sagen von der Abstammung der Venus und erklärt sich für ihre Entstehung aus dem Wellenschaume. Mit Venus kam das Glück in die Welt, denn nicht die Liebe, sondern die Thorheit der Verliebten schaffe Unheil, da sie bei dem Liede der Sirenen kein Vorsichtswachs in die Ohren stopfen. Venus fährt auf einer prachtvollen Muschel nach Cyprus. Die Götter erstaunen über ihre Schönheit. Die Natur fühlt ihre Kräfte erhöhet; die Tanne trägt Oliven, das Harz der Fichte ist süßer Bienensaft ꝛc.! Dann folgt ihre Auffahrt in den Olymp, wo Jupiter und die Unsterblichen ihr huldigen. Venus entsendet nach allen Enden der Welt ihre Pfeile und Alles, was da lebt, wird von trunkener Sehnsucht, von qualvoller Unruhe ergriffen, bis man endlich ein beseligendes Heilmittel in dem Kusse entdeckt. Mit der Liebe empfängt die Welt eine andere Gestalt. Sie belebt Pygmalion's Statue, sie lehrt die Musik, die Poesie, die Malerei erfinden. Selbst die Götter werden von ihrer Gewalt fortgerissen, wie zahlreiche Sagen überliefern, und auch in der vernunftlosen Schöpfung ist Liebe die schaffende und bewegende Grundkraft. Alle Süßigkeit und alle Pein, die Venus über die Welt gebracht, empfindet sie endlich selbst, als sie mit Adonis bekannt wird. Es folgen noch Sagen von der Entstehung der Lilien und der Rosen, worauf eine Erinnerung an Pasiphaë, Dido, Phädra ꝛc. die Behauptung rechtfertigt, daß Alles vergeht, aber die Liebe auch jenseit der Lethe fortdauert.

Im Drama folgte auf Gryph kein Sophokles, der die Aus-

ſchweifungen ſeines Vorgängers vermieden und was an edelem Erze gewonnen war, einer Läuterung unterworfen hätte. Wir fanden bei Gryph das Streben, die ſittliche Erhabenheit zu feiern, die Standhaftigkeit der Gerechten bei grauſamen Verfolgungen. Die Tyrannen ſind bei ihm noch der Märtyrer wegen da; Lohenſtein läßt das ſittliche Moment dagegen ſinken und ſcheint ſich die Darſtellung des tyranniſchen Blutdurſtes, zu dem er den verwandten Zug der Wolluſt hinzufügt, zu ſeinem eigentlichen Zwecke gewählt zu haben. Ohne Zweifel hatte die erotiſche Richtung der lyriſchen Poeſie auf ihn Einfluß, und doch unterſcheidet er ſich weſentlich von Hoffmannswaldau. Er haſcht nicht, wie dieſer, nach der amoureuſen Lüſternheit. Selbſt ſein Hymnus auf die Venus iſt keuſch zu nennen, indem er die Liebesgeſchichten der Götter, Badeſcenen und dergleichen ſtets mit Anſtand behandelt und überhaupt die reizende Gewalt ſeiner Göttin nicht ſowol in der Schilderung ſinnlicher Genüſſe darlegt, als vielmehr einen Verſuch macht, die reineren Bewegungen des Herzens zu zeichnen. Wenn nun doch in ſeinen Dramen die gierigſte Wolluſt ſo oft vorgeführt wird, und namentlich die meiſterhafte Scene, in welcher Agrippina den Nero auf der Bühne zur Blutſchande reizt, an raffinirter Unſittlichkeit ihres gleichen ſucht, ſo liegt dies daran, daß er ſolche Züge für nöthig erachtete, um das Gemälde einer bodenloſen Verdorbenheit zu vervollſtändigen. Er ſagt ganz richtig, daß er aus der Poppäa keine Penelope, aus dem Nero keinen Ninus machen, einer Lais nicht Reden des Sokrates habe zueignen können; aber mit gleichem Rechte entgegnete Tieck, daß ihn Niemand hinderte, andere Gegenſtände zu wählen. In der That nöthigten ihn bei der Kleopatra 1661 und der Sophonisbe 1666 (einer Lieblingsgeſchichte der Zeit) die Stoffe zur Mäßigung. Dagegen boten ihm die Agrippina und die Epicharis 1665 (jene heldenmüthige Theilnehmerin an der Verſchwörung des Piſo) eine erwünſchte Gelegenheit, ſeine eigene Phantaſie durch die Vorſtellung ungeheurer Laſter und Grauſamkeiten aufzuregen und ſein Publicum durch unmenſchliche Vorgänge in Erſtaunen zu ſetzen. Dieſer Welt der römiſchen Tyrannei entſpricht die der türkiſchen Potentaten, denen neben der äußeren Pracht die unbegränzte launenhafte Willkür einen Schein von Erhabenheit, denen Grauſamkeit und Wolluſt ein Analogon von tiefer Leidenſchaft und Charakterſtärke geben. Lohenſtein's Ibrahim Sultan 1673 bezeichnet das Gebiet, auf welchem endlich auch die franzöſiſche Tragödie anlangen mußte, nachdem ſie ſich an dem Heroismus der griechiſchen Mythen und der römiſchen Geſchichte erſchöpft.

Auf die Mängel der Composition und der ganzen dramatischen Darstellung einzugehen, ist hier noch weniger Veranlassung als bei Gryph. Ueber die Diction Lohenstein's hat uns schon die junge Kritik der Schweizer strenge, doch motivirte Urtheile hinterlassen und auch Gottsched durfte es hiebei weder an Schärfe noch an Witz fehlen, da das Bestreben, die üppige Pracht des Aeschylus und die dictatorische Grandiloquenz des Seneca mit den gezierten Spielen Marino's zu verbinden, den krankhaften Zustand in den deutlichsten Symptomen kundgibt. Alles ist bei Lohenstein gesuchter, vornehmer und blendender als bei Gryph, aber selten so würdig.

Mit noch größerem Beifalle als die Tragödien wurde Arminius und Thusnelda aufgenommen, allerdings der beste jener historischen Romane, die seit Zesen in Gebrauch kamen und eine geraume Zeit hindurch das Epos vertraten. Diese Romane haben es mit den Dramen gemein, daß man häufig Begebenheiten aus der alten Geschichte behandelte, doch ist ihr Verhältniß zu der Darstellungsweise der Alten noch lockerer und die Unähnlichkeit im Materiellen mindestens eben so groß. Zwar wäre es nicht ohne Interesse zu untersuchen, wie sowol der altrömische als der altdeutsche Heroismus sich in die Romantik des späten französischen Ritterthums und Hofadels umbildet, wie die Aufnahme der Courtoisie den alten Zuständen weit über den Verkehr der Geschlechter hinaus ein ganz neues Gepräge gab, wie die alte Biederkeit und Geradheit des Sinnes sich hier mit dem Glanze eines bewußten schwärmerischen Edelmuthes schmückt, das römische Staatswesen sich in die Formen der französischen Politik schmiegt, wie Verschwörungen, Schlachten und Verheerungen, welche die Gegenwart erschütterten, sich in den Ueberlieferungen der alten Historiker abspiegelten; doch müßten solche Untersuchungen sich weniger an Lohenstein und seine Genossen anschließen, als an Calprenede und die Scudery, welche diese Art von Romanen erfanden und auf die Deutschen einwirkten. Der Arminius ist mit großem Fleiße durchgearbeitet. B. Neukirch, der ihn herausgab, hält ihn für das Buch der Bücher. Der erste Theil, in welchem der Krieg blitze und das deutsche Reich in Flammen fast zerfließe, sei zwar nicht so ruhmvoll für den Verfasser, weil er hier nur den alten Historikern folgen durfte, der zweite jedoch überdufte den ersten, wie Zimmtöl die Rosen und Lilien. Hier sei die tiefsinnigste Staatskunst entwickelt; in dem Reiche des Marbod finde man die Zustände der Gegenwart, wie die Perle in der Schale; hier werden

die Eigenſchaften der Dinge aufgedeckt, die religiöſen Irrthümer der alten Welt gründlich nachgewieſen, der weiſe Seneca Thusnelden eingeprägt ꝛc.: kurz, der ungemeine Geiſt Lohenſtein's laſſe das, was man in anderen Büchern nur gliederweiſe preiſen kann, hier voller Wunder aus einem Buche blicken. Neben dem Reichthum an Realien bewunderte man die ſorgfältig ausgearbeitete Sprache, die Gleichniſſe und Schilderungen, zu denen Virgil und Homer benutzt waren, und vornehmlich die Reden, welche Lohenſtein nach den Schemen der Rhetorik ausgeführt. Man ſammelte daher aus dem Arminius in beſonderen Büchern die Realien, die Sittenſprüche ꝛc. und benutzte ihn zu rhetoriſchen Uebungen. Die Schweizer ließen ſich indeſſen durch Einzelnheiten nicht blenden und urtheilten unerbittlich über die ganze Gattung. Ein Arminius, der am Acheron ſpazieren geht und mit Zucker, Honig und Balſam verzierte Lieder ſingt, der Unterſuchungen darüber anſtellt, ob die Liebe einer ſchwermüthigen oder einer fröhlichen Dame, ob ſchwarze oder blaue Augen entzückender ſeien, veranlaßte ſie, ſolche unnatürliche Kunſtwerke völlig zu verwerfen [1]), und Breitinger ſah in dem Romane Lohenſtein's nur das Chaos des Ovid:

Non bene iunctarum discordia semina rerum.
— — — — Nulli sua forma manebat.
Obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.

Erſt Mendelsſohn wagte wieder zu behaupten, daß manche neuere Geſchichtſchreiber den hiſtoriſchen Styl im Arminius ſich zum Muſter nehmen könnten. Man werde öfter, als man glauben ſollte, in dieſem ungeheueren Romane gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredtſamkeit finden, die ans Erhabene grenze. In der That finden ſich auf dieſer ſtyliſtiſchen Muſterkarte auch gelungene Nachahmungen des Tacitus.

Der Einfluß des Antiken auf die Ausbildung der Beredtſamkeit und der Proſa überhaupt war natürlich in einem Zeſtalter, in welchem die Autoren meiſtens mit größerer Gewandtheit Lateiniſch als Deutſch ſchrieben, nicht gering; doch hüten wir uns die zerſtreuten Anmerkungen, die man darüber vorfindet, zu vermehren und überlaſſen wir den ganzen Gegenſtand einer gründlichen Geſchichte unſerer Proſa. Dabei wird auch die Gewohnheit, kleine und große Vorgänge durch Beziehungen auf das Alterthum zu beleuchten und

[1]) Maler der Sitten 1746, über die Clelia der Scudery, S. 101.

überhaupt die Gegenwart in dem Spiegel desselben zu betrachten, große Aufmerksamkeit verdienen. Schon jene Romane sind weniger deswegen modernisirt, weil man das Alterthum nicht objectiv auffaßte, als deshalb, weil man ähnlich wie bei der Schäferpoesie sich scheute, die Zustände und Schicksale der Gegenwart zu schildern, und sie in das Costüm der alten Welt kleidete. Diese Sitte, sich in dem Alterthume wiederzufinden, ist die nächste Ursache des Mißbrauches, der mit den Citaten getrieben wurde, und es ist gewiß, daß viele Schriftsteller nur der Noten wegen in dem Texte ihre Gelehrsamkeit anbrachten. Dies gilt nicht nur von Abhandlungen und Reden, sondern sogar von den Dramen und den Romanen. Ein Werk, das für classisch gelten sollte, mußte, wie die alten Classiker, mit einem gelehrten Apparate ausgestattet sein. Außer den didaktischen Poesien scheinen besonders die Begräbnißgedichte und die Lobgedichte auf hohe Herren wegen ihres Zusammenhanges mit den feierlichen Reden die gelehrten Anspielungen als ihren eigenthümlichen Schmuck zu beanspruchen. Jeder Todesfall beschwört die Parzen herauf. Hier stirbt ein Cato, dort eine Porcia; Pylades beklagt den Orestes, Niobe zerfließt in Thränen. Dieser Fürst ist ein Nestor an Weisheit und an Jahren, jener schließt gleich Octavian die Janusburg und mancher durchlauchtigte Prinz thut schon in Windeln dar, er werde ein Cyrus in Geberden, im Degen Hannibal, im Reden Cäsar werden. Dergleichen sinnlose Uebertreibungen hat man vielleicht zu einseitig einer niedrigen Schmeichelei der Poeten zugerechnet, denn die allgemeine Verstiegenheit des poetischen und rhetorischen Stylés brachte auch diese Verschwendung der großen Namen des Alterthums mit sich. Die Poeten selbst nannten sich Homere und Maronen; sie wußten, man würde, so viel nöthig war, davon abziehen, etwa wie Simon Dach nicht anstand, die kleinen Ordensburgen seiner Heimat als Kapitole zu preisen. Balth. Schuppius (Pastor in Hamburg 1610—61) spottet in seinem (ursprünglich lateinisch geschriebenen) Ungeschickten Redner [1]) mit treffendem Witze über diese schlecht angewandte Gelehrsamkeit. Es heißt bei ihm: im Fall du etwa von einem zerrissenen Mantel oder Bader-Hut solltest reden, so erzähle aus obgedachtem Florilegio (des Langius) alle alte Zeit der Athenienser. Sage her, was bei den Indianern geschehen. Wirf auch mit unter die Sitten der wilden Scyther. In allen Sätzen sage von dem großen Alexander und Julius Cäsar, ohne welchen du ganz und

[1]) Schriften 1663, S. 853.

gar nichts redeſt. Der Helleſpont werde mit Füßen betreten und die Sonne mit perſiſchen Pfeilen um und um verdunkelt. Der Xerxes fliehe und Leonidas triumphire ꝛc. Sollſt du einen ehrbaren Mann grüßen, ſo mache den Eingang von einem zierlichen kurzen Spruch. Zum Exempel: Sehr fein und wohl redet Cato. Ehrenveſter, Achtbarer und Wohlgelahrter Herr Benjamin von Stettin aus Pommern ꝛc. — Sehr fein und wohl redet Cato, da er in dieſe Worte herausbricht und ſpricht: salata libenter. Grüße gern. Damit denn der weiſe Mann hat wollen andeuten und zu verſtehen geben, daß man in Höflichkeit nicht ſolle ſparſam ſein. Dieſem nun nachzukommen, wünſche ich dem Herrn einen guten Tag! Uebrigens war Schuppius ſelbſt nicht frei von den Fehlern, die er rügte. Seine eigenen ſatiriſchen Tractätlein zeigen ein beſtändiges Herumirren zwiſchen Anekdoten, Beiſpielen, Sprüchen und Phraſen aus der alten Literatur. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er auch ſeine Predigten durch ſolche Hiſtörchen und Anſpielungen entwürdige, und gaben ihm den Namen Fabelhans. Freilich machte er es nicht ſo arg wie Abraham a S.-Clara, doch mußten wir auch ihn bereits oben, als von der Exempelliteratur des Mittelalters die Rede war, erwähnen. Sein Teutſcher Lehrmeiſter enthält manches Gute. So dringt er auf deutſche Redeübungen ſtatt der lateiniſchen Progymnasmata, auf einen einfachen, ungezierten Ausdruck; doch empfiehlt er auch die Loci des Raimund Lullius und in demſelben Tractate unterbricht er ſich durch beſtändige Reminiſcenzen aus der alten Literatur, vor denen er warnt. Uebrigens wären ſeine Schriften, denen er einen Lucianiſchen Geiſt beilegt, weit anſprechender, würden ſie nicht allenthalben ſo viel Einbildung auf ſeine vieljährigen Studien und eine ſo ſchmähſüchtige Polemik verrathen. Die Anekdotenprediger machten allmählich den Ciceronianiſchen Kanzelrednern Platz, welche gleich den Poeten von den materiellen Entlehnungen zu der techniſchen Nachbildung vorſchritten, aber doch nur ein Uebel mit dem anderen vertauſchten. Herder rief in ſeinem jugendlich ſchönen Eifer gegen alles Kunſtmäßige, welches dem friſchen Leben entgegenſtand [1]): Wo ſchleppt ſich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder

[1]) Literatur und Kunſt, II, 308, über die Fragen: Können wir deutſche Ciceronen haben und ſollen wir ſie auf den Kanzeln haben?

inzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind"; dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubt, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf macht. Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Styl gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Ceremonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steigt, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt.

Fünfte Periode.

(Seit 1740.)

Vollendetere Dichtungen im antiken Styl. Theoretiſche Forſchungen bis zur Entdeckung des Kunſtſchönen. Der Paganismus und die Sokratiſche Moral.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Die Hofdichter brachten nach dem Beiſpiele der Franzoſen wieder das antike Formprincip zur Geltung. Horaz und Boileau. Opitzens Anſichten wurden durch Bodmer und Breitinger fortgebildet, welche das Lehrhafte überſchätzten, aber doch der Phantaſie Rechte zugeſtanden. Sie vertheidigten daher Milton gegen Gottſched, der nur für die mechaniſche Regelmäßigkeit der Form Sinn hatte. Das Alterthum konnte nur wenig wirken, weil man mehr die Theoretiker als die Dichter ſtudirte; mit den letzteren wurde man erſt durch franzöſiſche und engliſche Nachahmer bekannt.

Die Dichter der zweiten ſchleſiſchen Schule hatten den Gang, welchen die deutſche Poeſie ſeit Opitz nahm, nicht abgelenkt, ſondern nur unterbrochen. Denn die Bemühungen Gottſched's und der Schweizer bewegen ſich weſentlich um die Abſicht, den inzwiſchen verloren gegangenen Standpunkt des Opitz wieder herzuſtellen, und das antike Element, welches von dieſem zur Geltung gebracht worden, bildet in geläuterter Form die Grundlage, auf welcher ſich ſpäter Leſſing's Kritik und die Poeſie Klopſtock's erhob. Eine eigenthümliche Stellung nehmen die ſogenannten Hofdichter ein, welche ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts eine Zeit lang nicht wenig in Anſehen ſtanden. Im Grunde hatten ſie wol keine andere Beſtimmung als die, daß ſie als Vorläufer Gottſched's die engere Verbindung mit den franzöſiſchen Dichtern erneuerten und die Reſtauration des antiken Formprincips, welches in Frankreich zur Geltung gelangt war, hier aber freilich noch immer auf die Technik beſchränkt blieb, vorbereiteten. Deshalb war denn zunächſt eine

Opposition gegen Lohenstein, oder wenigstens ein Abfall von seiner Dichtungsweise nothwendig. Das Neue indessen, welches sie an die Stelle setzten, war in sich so schwächlich, daß jener Kampf gegen Lohenstein zugleich mit ihrer eigenen Auflösung verbunden war. Doch gehören sie allerdings zu den Ersten, welche dem antiken Elemente wieder den Zugang eröffneten, worauf denn kräftigere Geister eintreten, theils um die Folgen der Lohenstein'schen Episode vollends zu beseitigen, theils um unsere Poesie im Anschlusse an das Alterthum einer reiferen Entwickelung entgegenzuführen. Diese Hofdichter nehmen daher, was den allgemeinen Bildungsgang unserer Poesie angeht, nur eine sehr untergeordnete Stellung ein und in nebensächlichen Beziehungen wird ihr Werth wol auch meistens zu hoch angeschlagen. Es ist wahr, daß durch sie die Poesie aus dem Studirzimmer der Gelehrten in die vornehmsten Kreise der Gesellschaft verpflanzt wurde; aber weder die Dichter noch die feine Welt hatten Geist genug, um diesen Uebergang nützlich und dauernd zu machen. Die Verstiegenheit Lohenstein's, seine Eleganz ohne Geschmack, das unwahre Pathos und die ganze Unnatur, welche den meisten Mitgliedern der zweiten schlesischen Schule eigen war, mußte fortgeschafft werden, und es ist ein Verdienst der Hofdichter, daß sie zur Einfachheit zurückkehrten, aber es kam dabei zugleich eine solche Armuth an poetischer Anschauung, an Geist und Empfindung zum Vorschein, daß man, wenn eine Wahl nothwendig wäre, sich gewiß lieber für Lohenstein entscheiden würde. In Frankreich erhielt das monarchische Princip durch Ludwig XIV. und seine Minister ein solches Uebergewicht, daß auch die Poesie sich durch dasselbe bestimmen ließ, wie es alle Bestrebungen der Nation in sich aufnahm, aber diese Dienstbarkeit wurde der Poesie nicht nur durch den äußeren Schutz vergolten, sondern auch durch eine Fülle geistiger Anregungen und großer Erscheinungen. Die politische Erhebung des Vaterlandes belebte das Talent der Dichter und die großen Dramatiker errangen sich ihre Stelle neben Ludwig's Ministern und Generalen. Der Hof und die Stadt wollten durch die Künste nur unterhalten sein, aber dieses äußere Motiv wurde durch Bildung und Geschmack veredelt. Noch inniger war das Verhältniß der Gelehrten und der Dichter zu den Gesellschaften der vornehmen Welt, deren Ton sie selbst ausbilden halfen. Scharfsinnig und beredt, witzig und elegant mußte der Philosoph sein, welcher in dem Kreise der Männer von Welt, und der Dichter, welcher in den Salons der Frauen Beifall gewinnen wollte. Auf diesem Boden erwuchsen die heitere Satire, das sententiöse Lehr-

gedicht, die Maximen, Epigramme, die Episteln, die artigen Tändeleien der Toilettenpoesie, und Alles hatte den Reiz des Unmittelbaren, da die Literatur mit der Wirklichkeit in dem innigsten Verkehre stand. Die deutsche Kritik hat seit Lessing die schwachen Seiten dieser Hofdichtung schonungslos aufgedeckt; selbst das Edelste, was von Frankreich herübergeführt wurde, die Tragödie, wurde bei uns alles unächten Schmuckes entkleidet. Aber so gewiß es ist, daß selbst Corneille und Racine vor den Ansprüchen der reinen Kunst nicht bestehen können, so wenig läßt sich leugnen, daß die Dramatiker aus Gottsched's Schule unendlich hinter jenen Meistern zurückblieben und von ihnen sehr viel Gutes hätten lernen können. Dieses gilt nun auch von unseren Hofdichtern, die sich gegen Anfang des 18. Jahrhunderts nach den französischen bildeten. An den Höfen zu Berlin, Dresden und Wien machte man große Anstrengungen, um dem Glanze, der über Ludwig strahlte, ein wenig näher zu rücken. Die ganze Nation überließ sich dem Einflusse der französischen Literatur und der Zucht der Emigranten. Doch wie alle diese Versuche, mochten sie Staatseinrichtungen, die wissenschaftliche Bildung oder die Sitten betreffen, im Principe verwerflich waren, weil sie dem Nationalleben einen fremden Charakter einpflanzen wollten und wegen dieser Unnatürlichkeit mislangen, so blieben auch Staatsmänner, wie Canitz und Besser, welche zur Dichtkunst griffen, und Poeten, wie Neukirch, Heräus, König, welche sich um die Gunst der Höfe bewarben, weit hinter ihren Kunstgenossen in Frankreich zurück; denn sie selbst konnten keinen Aufschwung der höfischen Bildung bewirken, und die vornehme Welt war in sich zu arm und zu unbeholfen, um ihnen eine geistige Anregung oder auch nur bedeutende Gegenstände darzubieten. Wie dürftig ist selbst das, was der Freiherr von Canitz (1654—99) und Benj. Neukirch (1665—1729), die begabtesten Mitglieder dieses Kreises, hervorgebracht. Es ist eben keine erfreuliche Erscheinung, daß die Gedichte des Ersteren von 1700—19 neunmal gedruckt wurden und noch 1770 in einer eleganten Ausgabe erschienen. Denn ihre Vorzüge bestehen oft allein in dem einfachen Tone und dem leichten Flusse der Sprache, und ein Zeitalter, welches in der Poesie keine höheren als stylistische Forderungen kennt, muß tief gesunken sein. Unter den geistlichen Gedichten von Canitz ist auch kein einziges, welches sich durch Gehalt oder Einkleidung auszeichnet. Ebenso steht es mit den weltlichen. Episteln an einen Freund, der zum geheimen Staatsrath ernannt worden, an einen anderen, der lange auf Nachricht hat warten müssen, u. dergl. sind

lose Waare und nicht des Reimes werth. Außerdem gibt es Epigramme auf einige deutsche Kaiser, Traueroden in hergebrachtem Style, Verschen für die Masken bei Hoffesten und andere nichtige Scherze, mit denen man sich unter Freunden neckt. Canitz empfahl sich in geselligen Kreisen durch eine leichte, heitere Stimmung, die man damals als die Blüthe der französischen Lebensphilosophie schätzte, und wußte den Leichtsinn durch eine redliche Gesinnung und durch einen Anflug von Sentimentalität zu mäßigen. Er war im Verkehre lebhaft und witzig, ein traulicher Freund, ein harmloser Lebemann. Seine Gedichte geben indessen diese persönlichen Vorzüge nur in matten Umrissen wieder und erlangten gewiß nur deshalb einen so ungemessenen Beifall, weil sie sich an den Namen des idealen Welt- und Hofmannes anknüpften. — Neukirch haben wir bereits als Verehrer Lohenstein's kennen gelernt. In einem Hochzeitsgedichte von 1700 proclamirte er seine Bekehrung:

Mein Reim ist mehrentheils ganz matt und ohne Kraft,
Das macht, ich tränk' ihn nicht mit Muscatellersaft,
Ich speis' ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen,
Denn er ist alt genug, die Nahrung selbst zu suchen.
Zibet und Bisam hat ihm manchen Dienst gethan;
Jetzt will ich einmal seh'n, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr, ja wie gesagt, alleine:
Denn was ich vormals schrieb, war weder mein noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Dort hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anderswo den Tacitus bestohlen.
Auf diesen schwachen Grund, ich sag' es unverhohlen,
Baut' ich von Versen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert' es noch dazu mit Sinnebildern aus ꝛc.

Gottsched in der Einleitung zu seiner kritischen Dichtkunst theilt diese Reime mit, um zu zeigen, wie vortrefflich das Studium des Horaz zur Selbsterkenntniß führe. Neukirch wurde aber trotz seiner Umwandlung kein Dichter, und die Schweizer sagten richtig, er habe eine größere Fertigkeit gehabt, seine Schwachheiten zu bekennen als zu vermeiden. Er gehörte zu den unglücklichen Poeten, die Zeitlebens nichts erreichten, welche Richtung sie auch einschlugen, denn ihm fehlte nicht allein poetisches Talent, sondern er hatte überhaupt wenig Geist. Seine Erfindungen sind gesucht und leer. Er hielt an der Erotik des Hoffmannswaldau fest, weil sie ihm mit der französischen Toilettenpoesie verwandt schien, doch beweist schon ein oben erwähntes Beispiel, wie roh seine galanten Scherze ausfielen. Für seine besten Gedichte galten eins auf die befreiten

Nachtigallen und ein anderes auf die Plinzen. Dort vergleicht der Poet sich selbst mit den Nachtigallen; diese wurden durch ein Edict des Churfürsten von Brandenburg in Schutz genommen, er hoffte eine ähnliche Gunst zu erlangen. Er erzählt ausführlich die Mythe von Philomele und macht die Anwendung auf sein Schicksal, während im Einzelnen alle Aehnlichkeit auf eine frostige Allegorie hinausläuft. Philomele erfreut die Menschen mit ihrem Gesange, er mit seinen Versen; sie singe in der Einsamkeit, wetteifere oft mit anderen, so auch der Dichter. Philomele verstumme, wenn die heißen Tage kommen, sein Geist verkümmere bei der Hitze der Sorgen. Die Nachtigall habe jetzt ihren Freund gefunden und möge auch für ihn um Hülfe bitten. In dem zweiten Gedichte werden den Plinzen und den Menschen gleiche Schicksale beigelegt, nur sei endlich der Unterschied der, daß jene in dem Leibe einer Jungfrau, diese in der Erde begraben werden.

Ach, daß ich Aermster doch nicht eine Plinze bin!

Dies ist so galant und geistreich, wie wenn Neukirch ein andermal den Geheimrath von Fuchs mit dem Flachse vergleicht. Dieser blühe himmelblau und gebe die schöne Leinwand; ein rechter Rath habe gleicher Weise himmlische Absichten und sei ein nützlicher Mann ꝛc. Zu dem Besten, was Canitz und Neukirch hinterlassen haben, gehören ihre Satiren und Episteln. Würden dieselben aber auch noch mehr gelungen sein, so müßte man dennoch die Pflege dieser unpoetischen Gattungen misbilligen, weil sie Veranlassung gab, gerade Das auszubilden, was in der französischen Poesie mangelhaft war. Wenn man es Gottsched zum Vorwurf macht, daß ihn die französischen Tragiker blendeten, obgleich dieselben trotz ihrer Mängel eine hohe poetische Begabung bekundeten, was soll man von diesen Nachahmungen des Boileau sagen, eines Mannes, der in Allem, was die Poesie betrifft, oft hinter Opitz zurückblieb, dessen Offenbarungen von dem Wesen der Dichtkunst nirgends über stylistische Gesichtspunkte hinausgingen, der seine Verse allein mit dem Verstande ausklügelte und nach mechanischen Gesetzen abzirkelte und doch in dem Rufe stand, in seiner Poetik Horazens Epistel an die Pisonen zu einer vollkommenen Kunstlehre umgestaltet und in seinen Versen vollkommene Muster aufgestellt zu haben. Boileau gewöhnte die Franzosen daran, allen Glauben an einen inneren selbständigen Organismus der Form aufzugeben und sowol bei der Kritik als bei der Production selbst stets den äußeren technischen Maßstab im Auge zu haben, womit in Frank-

reich selbst der Poesie jede lebensfrische Wurzel abgestochen wurde. Unsere Hofdichter, welche nebst vielen Zeitgenossen seine Satiren und Episteln übersetzten und nachahmten, sahen ihn mit Horaz und Juvenal auf derselben Stufe und in Folge davon leiteten Wernicke's kritische Xenien, die Lohenstein aus keinem tieferen Gesichtspunkte angriffen, das Zeitalter Gottsched's ein, welches sich eben deshalb nicht aus der Flachheit emporarbeiten konnte, weil Boileau, als der wiedergeborene Horaz, mithin als der wahre Interpret des Alterthums, für die höchste Autorität galt, zumal da seine innere Verwandtschaft mit Opitz die Anwendung seiner Ansichten und Gesetze auf die deutsche Poesie erleichterte. Einer merkwürdigen Ausnahme von dem geistlosen Treiben dieser Hof- und Gelegenheitsdichter muß auch hier mit wenigen Worten gedacht werden. Seitdem Goethe nicht anstand, Chr. Günther (1695—1723) einen Poeten im vollen Sinne des Worts zu nennen, hat man sich desselben immer mit Vorliebe angenommen und man sah es nicht gern, daß Gervinus mit strengeren Urtheilen warnte, aus Antheil an der Person und den Schicksalen des Autors seine Dichtungen zu überschätzen. Günther muß uns deshalb merkwürdig bleiben, weil er nach Flemming und Dach wieder der erste Dichter war, welcher ohne Scheu sein Inneres darstellte, während die Anderen meistens fingirte Empfindungen aussprachen. Aus dieser Naturwahrheit des Inhaltes ging eine anziehende Frische und Lebhaftigkeit in die Sprache über. Aber Günther läßt uns auch die Erfahrung machen, welche sich an Bürger wiederholte, daß die Subjectivität nicht im Stande ist, die Dichtung in die reine Sphäre des Poetischen zu erheben, wenn diese Subjectivität nicht selbst poetisch durchgebildet ist. Wie Günther in sittlicher Hinsicht zwischen Reue und Vergehungen schwankte, weshalb sein Vater ihn wol mit Recht einer durchgreifenden Besserung nicht für fähig hielt, so sind seine Gedichte bald gehaltvoll und zart empfunden, bald wieder nur der Ausfluß eines wüsten Sinnes. Wenn nun im Allgemeinen Günther weniger durch den Werth seiner Productionen unsere Aufmerksamkeit erregt als durch jene subjective Haltung, die freilich von seinen Zeitgenossen gar nicht verstanden wurde, so verdient er es doch als der Vorbote einer aufblühenden Zukunft betrachtet zu werden.

Im zweiten Viertel des Jahrhunderts mehrten sich regenerative Versuche von ernstem Charakter und führten in der Geschichte unserer Poesie eine neue Epoche herbei. Die Kämpfe zwischen dem hochthronenden Professor poeseos zu Leipzig, dessen Verehrer und

Schüler in allen angeſehenen Städten Deutſchlands für ihn in die Schranken traten, und zwiſchen den Schweizern, welche in ihrem bis dahin unbekannten Winkel ſo kühn waren, ihm zu widerſprechen, machten die Poeſie, deren Fortdauer bereits allein von der launiſchen Gunſt der vornehmen Welt abzuhängen ſchien, wieder zu einer Angelegenheit des Tages, an der ſich jeder Gebildete betheiligte. Von den norddeutſchen Küſten hinab bis zur Schweiz und in der ganzen Breite deutſcher Länder erhob ſich eine Schaar von Poeten und Kritikern in unruhiger Productionsluſt, und eine Fluth von belletriſtiſchen Zeitſchriften, eine neue Erſcheinung, welche durch die Neuheit eines literariſchen Krieges hervorgerufen wurde, gab der Aufregung Nachdruck und Dauer. Die Reſultate entſprachen anfangs nur wenig einer ſo ausgedehnten und ſtrebſamen Bewegung; man erhielt wieder nur etwas Anderes ſtatt des Beſſeren und mußte ſich bequemen, jede zwei Schritte zum Ziele mit einem tüchtigen Rückſchritte zu erkaufen. Wir ſollten eine Kunſtpoeſie erſtreben, und dieſe wird naturgemäß dadurch erworben, daß die kritiſche Einſicht mit der productiven Dichtungskraft Hand in Hand geht, daß beide ſich wechſelſeitig fördern und bilden; aber Leſſing und Klopſtock, welche dieſem Bündniſſe der Kritik und der Production erſt dadurch Erfolge verſchafften, daß ſie zu dem guten Willen die geniale Begabung hinzubrachten, waren damals noch Knaben und ſo müſſen uns noch 20 bis 30 Jahre hindurch verfehlte und unzulängliche Bemühungen ein unerquickliches Schauſpiel bereiten. Während Gottſched ſich nach dem tiefen Falle, den beſonders Leſſing bewirkte, niemals mehr in dem Andenken der Nachwelt erheben wird, bezeichnet die Tradition noch Bodmer und Breitinger als glückliche Sieger. Gleichwol hat auch das, was dieſe leiſteten, ſehr wenig Werth, und hätte Leſſing ſie ſchärfer angreifen wollen, als er that, ſo würden auch ihre Sterne geſunken ſein. Leſſing hat ſich auf ihre kritiſchen Entdeckungen niemals ſtützen können, ſondern nur die Mühe gehabt, das Unzulängliche und Schiefe wegzuräumen, und ihr Ruhm beruht weſentlich darauf, daß Dichter von Talent, da ſie einmal Parteiführer waren, ſich an ſie anſchloſſen, wobei jedoch das Verdienſt nicht verkannt werden ſoll, daß ihre hellere Einſicht ſie befähigte, dieſen Anſchluß zu ihrer eigenen Förderung zu benutzen.

Joh. Jak. Bodmer (1698—1783) und Joh. Jak. Breitinger (1701—76) aus Zürich ſind die Träger des äſthetiſchen Bewußtſeins in dieſer Zeit der erſten Erhebung. Zunächſt haben wir daher anzugeben, welche Anſicht ſie von dem Weſen der Poeſie auf-

ſtellten. Dabei werden wir uns jedoch vornehmlich mit Breitinger beſchäftigen. Denn Bodmer beſaß zwar eine große Regſamkeit des Geiſtes und verſtand es, die Gedanken ſeines Freundes in Umlauf zu ſetzen und mit lebhaftem Witze zu vertheidigen, doch als der eigentliche Gründer der neuen Kunſttheorie iſt Breitinger zu betrachten. In den Abhandlungen des Letzteren gibt ſich ſtets ein geordnetes und eindringendes Nachdenken kund. Er liebte es ſeine Sätze mit Beiſpielen zu erläutern und durchforſchte daher mit großem Fleiße die Literatur ſeiner Gegenwart und die des 17. Jahrhunderts, um ſeine Kritik unmittelbar mit den Productionen der Dichter in Verbindung zu ſetzen und auf dieſelben einzuwirken. Seine kritiſche Dichtkunſt 1740 unterſcheidet ſich von den zahlloſen Poetiken ſeiner Vorgänger zunächſt dadurch, daß er nicht mehr die Lehre von der Elocution, den Figuren, Rhythmen, Reimen ꝛc. zur Hauptſache macht, ſondern die Frage nach dem Weſen der Poeſie in den Vordergrund ſtellt. Seine wichtigſten Grundſätze ſind folgende: Die Natur in ihrer Tiefe und Fülle regt den Geiſt zu den mannichfaltigſten Betrachtungen an, und dieſe bieten ihm eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen dar. Doch ſind die Menſchen zum tiefen und ſtrengen Nachdenken zu träge; es iſt ihnen genug, wenn ſie durch den ſinnlichen Eindruck der Dinge angenehm beſchäftigt werden. Die Kunſt, vornehmlich die des Dichters und des Malers, hat nun den Zweck, die Natur ſo treu und lebhaft nachzuahmen, daß das Abbild einen gleichen Eindruck hervorbringt wie der Gegenſtand ſelber. Es kommt aber nicht allein auf dieſe Treue der Darſtellung an, ſondern auch auf die Wahl der Gegenſtände. Nicht alle Dinge in der Natur machen einen angenehmen Eindruck; viele ſind uns gleichgültig oder ſogar widerlich. Der Gleichgültigkeit begegnet man durch die Wahl des Neuen und Wunderſamen, durch welche Sinne und Phantaſie angeregt werden. Zu den angenehmſten Gegenſtänden gehören aber die, welche lehrreich ſind oder das Gemüth bewegen; vornehmlich die letzten, und unter ihnen haben wieder die, welche die heftigſten, ungeſtümſten, widerwärtigſten Gemüthsbewegungen verurſachen und reinigen, den Vorzug. Die Naturwahrheit des künſtleriſchen Abbildes wird ergötzen; es iſt aber auch nichts geeignet, ein rechtes Ergötzen hervorzubringen, was nicht zugleich zur wahren Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit beiträgt und deshalb wird jedes wahre Kunſtwerk zugleich den Verſtand erleuchten und den Willen beſſern.— Vergleicht man dieſe Grundzüge mit dem, was Opitz aufgeſtellt, ſo ergibt ſich, daß wir nur um einen kleinen Schritt vorwärts

gekommen. Wiederum wird der hundertmal proclamirte Bund des delectare und prodesse an die Spitze gestellt. Der Lehrzweck der Poesie wird vielleicht ein wenig entschiedener von der Ausbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf die Ausbildung des reinen Humanismus hingewendet; die Forderung, daß das Werk des Künstlers die Sinne anspreche, deutet auf eine reichere Beschäftigung der Phantasie, und der Vorzug, der solchen Gegenständen ertheilt wird, welche das Gemüth bewegen, leitet von der kalten Verstandesdichtung zur Darstellung des subjectiven Seelenlebens hinüber. Alle diese Momente findet man jedoch bei Opitz ebenfalls erwähnt, wenn auch ohne das gleiche Maß von Klarheit und Nachdruck. Dagegen ist auch nicht zu übersehen, daß Breitinger den Werth der Kunst und ihr Ergötzen noch immer vorzugsweise in ihren materiellen Inhalt, namentlich in ihre moralische Wirkung setzt, und selbst von dem ästhetischen Wohlgefallen an der Naturwahrheit der Nachbildung, also an dem sinnlichen Eindruck der Kunstschönheit, noch nichts wissen mag. Dem Gemälde will er eher zugestehen, daß es durch seine gelungene Form anziehe; dem Dichter aber räth er nachdrücklich, die Wirkung seines Gedichtes von der Materie zu erwarten. Somit wären wir denn doch wieder bei dem sittlichen Lehr- und Bildungsprincipe der Poesie angelangt, welches sich von den Humanisten auf Opitz übertragen hatte und auf sein ganzes Zeitalter. Die Schwäche dieser Ansichten offenbart sich denn wieder in der Anwendung auf die einzelnen Dichtungsgattungen. Alle müssen ergötzen und vornehmlich auch erbauen. Vom Epos z. B. lehrt Breitinger, es diene vorzüglich eine allgemeine Wahrheit durch die geschickte Nachahmung einer großen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber ganzen Nationen angelegen ist, nach ihren ausführlichen Umständen mit Ergötzen begreiflich zu machen. Verdient dieser schwachen Definition gegenüber Gottsched so viel Spott, wenn er z. B. aus der Odyssee eine solche allgemeine Wahrheit herauszog und meinte, Homer wolle in ihr die erbauliche Lehre aufstellen, daß es nicht gut sei, wenn ein Hausvater zu lange in der Fremde verweile? Daher wird denn von Breitinger und Bodmer das griechische Epos meistens nur in den Schilderungen und Gleichnissen bewundert und Homer scheint ihnen bisweilen hinter unseren malenden Poeten, einem Brockes oder König, zurückzubleiben. Wie sehr mußten diese Kritiker von Milton bezaubert werden, dessen didaktisches Epos so viel erbaulicher war als Ilias und Odyssee! Daher findet sich bei Breitinger auch die naive Bemerkung, daß die kleineren Gattungen der lyrischen Poesie, als Oden, Can-

taten, Madrigale, Elegien, Sonette u. a. m., da sie keinen großen Nutzen schaffen und nur zu einer unschuldigen Kurzweil dienen, ihre Existenz eigentlich nur der Nachsicht verdanken! Solche Aeußerungen zeigen, wie lächerlich es ist, wenn so viele unserer Literarhistoriker von dem ästhetischen Standpunkte der Schweizer mit Befriedigung oder gar mit Auszeichnung sprechen, und doch Opitz nicht genug dafür herabwürdigen können, daß es ihm, der 100 Jahre früher die vollkommenste Barbarei vorfand, nicht gelungen, die Anschauungen eines Kant oder Winckelmann zu anticipiren, und daß er ebenfalls gefordert, die Poesie solle durch Belehrung und Bildung nützen und ergötzen.

Joh. Chr. Gottsched (geb. 1700 zu Juditten bei Königsberg, seit 1724 in Leipzig, wo er 1766 starb, stand mit den Schweizern in einem freundlichen Verhältnisse, so lange sie sich ihm unterordneten. Sie strebten gemeinschaftlich dahin, die Unnatur der zweiten schlesischen Schule auszurotten, und trafen auch in der Verehrung des Opitz zusammen. Bald stellten sich jedoch Widersprüche ein. Den Schweizern gelang es, die bildungsfähigsten Elemente, welche in Opitzens Kritik und Poesie lagen, hervorzuziehen und als fruchtbares Saatkorn auszustreuen; Gottsched dagegen, durch die Hofdichter an die bescheidensten Ansprüche gewöhnt, verstand vielleicht nicht einmal, den tieferen Gehalt, welcher den Dichtungen der ersten schlesischen Schule eigen war, zu würdigen und begnügte sich allein die Regelmäßigkeit und Correctheit der Form zur Geltung zu bringen, obgleich doch schon Opitz sich nicht auf diesen technischen Gesichtspunkt beschränkt hatte. Die Angriffe der Schweizer, und noch mehr der Abfall der jungen Dichter, welche einiges Talent hatten und ihren aufblühenden Ruhm nicht durch die Gemeinschaft mit einem in die Enge getriebenen Parteiführer gefährden wollten, erschütterten sein Ansehen und Lessing's bittere Ironie und feindselige Verachtung vollendete den Sturz des Dictators. Später erhoben sich noch einige Stimmen, welche Dankbarkeit und Gerechtigkeit forderten, da Gottsched in der That so mancher fortschleichenden Barbarei Einhalt gethan. Dies Verdienst ist nun auch nicht zu leugnen. Wir sind indessen schon lange gewohnt, ihn nicht mehr nach den Mängeln zu messen, die er vorfand und beseitigte, sondern nach den Vorzügen einer jüngeren Literatur, für die er keinen Sinn hatte, und man wetteifert jetzt um so mehr, ihn durch strenge Urtheile zu demüthigen, als er selbst bei seiner Anmaßung und Verstocktheit jeden Anspruch auf Nachsicht aufzugeben schien. Neulich hat Danzel ihn zu entschuldigen versucht, aber

ſeine Schrift [1]) kann die Schwächen Gottſched's nicht wegſchaffen und ſoll wol auch nur zeigen, daß man dieſelben bisher nicht auf ihren wahren Urſprung zurückgeführt und nicht von der rechten Seite angeſehen. Sie hindert nicht es zu bedauern, daß Gottſched kein Verdienſt erworben, an welches ſich nicht ein Vorwurf anreihte; denn er befreite gewöhnlich den Baum ſo gründlich von ſeinen kranken Aeſten, daß derſelbe darüber abzuſterben drohte. Es iſt ſein Werk, daß das Intereſſe für deutſche Poeſie und Literatur ſich in der gebildeten Welt trotz der Gallomanie mehr und mehr ausbreitete, aber er ſchmückte die leerſten Köpfe mit dem Dichterkranze und die Gunſt der Vornehmen, die er den Muſen erſchmeichelte, erſtickte das geſunde Urtheil. Er bekämpfte die Verwilderung der poetiſchen Formen, aber er erhob dabei die mechaniſche Kunſtregel zur ausſchließlichen Herrſchaft. Er verſpottete den Schwulſt, die Dunkelheit, die Nonſenſe und die falſchen Affecte der verſtiegenen Poeten, aber er verhütete nicht, daß die Einfachheit und Natürlichkeit zur Leerheit wurde. Er führte die ſeit Opitz verloren gegangene Kunſt klar und fließend zu ſchreiben wieder zurück, aber gern hätte er auch alle Inverſionen, Metaphern, Idiotismen aus der Rede herauscorrigirt. Seine unermüdliche Thätigkeit entſprang großentheils dem Patriotismus. Er bekümmerte ſich angelegentlich um unſere ältere Literatur, wovon ſein Programm über Veldeke, die Herausgabe des Reineke, die chronologiſchen Verzeichniſſe von unſeren alten Dramen allbekannte Zeugniſſe ſind. Bei dieſen Arbeiten hatte Gottſched ſtets die Abſicht, den anderen Nationen zu zeigen, daß auch Deutſchland eine ältere Literatur beſitze, und wenn er die franzöſiſchen Dramen ſo fleißig überſetzen ließ, ſo verſäumte er auch nie, mit ängſtlicher Haſt ſeine Freunde zu Originaldichtungen aufzufordern. Doch abgeſehen davon, daß dieſe Unternehmungen nicht glücklich ausfielen, wird auch ſelten Jemand geneigt ſein, in ihnen jenen Patriotismus anzuerkennen, da Gottſched's perſönliche Eitelkeit einen gleichen Antheil an ihnen hatte. Entſcheidend war für ſein Schickſal das Auftreten Klopſtock's und ſeiner Freunde. Sobald eine Dichtung von unverkennbarem Werthe ins Leben trat, wußten die Schweizer ihren ſchwachen und ſchwankenden Anſichten gleich einen feſten Halt zu geben und ihre Kritik den Fortſchritten der Dichter anzupaſſen. Gottſched konnte nicht folgen und beging die Thorheit, den Standpunkt

[1]) „Gottſched und ſeine Zeit“ (1848).

des Opitz und des Boileau, der solchen eminenten Erscheinungen gegenüber unhaltbar war, zu vertheidigen.

Gottsched's literarische Wirksamkeit begann mit seiner Kritischen Dichtkunst 1730. Sie ist in Betreff der technischen Vorschriften über die Correctheit der Sprache, über den Reim, die Versmaße, die Dichtungsarten verständiger und instructiver als Alles, was bis dahin erschienen war. Freilich zeigte jedoch diese Dichtkunst auch, daß Gottsched das Wesen der Poesie ganz verkannte. Nüchterner als Opitz hatte er keine Ahnung von der freien Schöpfung der Phantasie, von den tieferen Bewegungen des Gemüthes, von idealen Anschauungen, und forderte nur, daß der Dichter die Oberfläche der gemeinen Wirklichkeit mit verständigem Sinne, in reiner Sprache und correcten Reimen darstelle. Die Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie enthielt Aeußerungen, welche ihm für immer jedes Einlenken zu einer besseren Erkenntniß abschnitten. Er tadelt Virgil, weil sich bei demselben Schiffe in Seenymphen verwandeln, ein Baum Blut vergieße, ein anderer einen goldenen Ast trage, Vögel prophezeien. Ovid's Verwandlungen sind ihm eine offenbare Thorheit. Tasso's ausschweifende Phantasiebilder müßten sogar den Kindern lächerlich sein. Homer's Hephästoteukta schienen ihm ebenso abgeschmackt, die Göttersagen verächtlich ꝛc. Dies waren Urtheile, welche den Schweizern den Sieg in die Hände gaben. Sie wagten, von logischen Schlußfolgen dahin geleitet, anfangs nur mit einer schüchternen Ahnung an Rechte der Phantasie und des Gemüthes zu denken. Gottsched's Beispiel lehrte sie jedoch, zu welchem Unverstande man gelangen müsse, wenn man in der Poesie jenen Rechten die Anerkennung verweigere. Sie lernten Milton kennen, dessen Epos ein Werk des Wahnwitzes wäre, wenn die religiöse Sentimentalität ohne Werth, die Fiction der Vorgänge im Himmel, in der Hölle und auf der Erde abgeschmackt und gottlos dazu heißen könnte, und so ließen sie, ehe noch Klopstock's Messias jene Fehler Milton's der deutschen Poesie und dem deutschen Volkssinne einimpfte, eine ganze Reihe von Schriften erscheinen, welche das Wunderbare gegen Gottsched vertheidigten. Gestützt auf den Ausspruch Longin's ἐν ποιήσει τέλος ἐστὶν ἔκπληξις, ἐν δὲ λόγοις ἐνάργεια, verwiesen sie Gottsched's höchste Forderung, die Deutlichkeit, in die Prosa und verlangten von dem Dichter, daß er durch das Ungewöhnliche, Neue, Wunderbare überrasche. Zwar bemerkt man leicht, daß sie die Thätigkeit der Phantasie hauptsächlich nur auf die Erfindung von Bildern, Gleichnissen und Schilderungen bezogen, doch kam ihnen Milton zu Hülfe. Bei

ihm sahen sie nicht blos die Rede malerisch geschmückt, sondern es mußte ihnen doch das ganze Gedicht nach seiner Anlage und Haltung als ein Werk der erfindenden Phantasie erscheinen. An eine Vertheidigung Milton's knüpfte daher Bodmer auch seine Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie 1740. Sie strebten sich von dem beengenden Gesichtspunkte, daß der Poet nur beschreibe, schildere und mit Worten male, loszuringen. Sie fanden nur nicht Worte für das Geheimniß, welches sich vor ihren Blicken enthüllen wollte. Breitinger bemüht sich ängstlich, dem Dichter eine höhere Aufgabe zuzuweisen, als die malerische Beschreibung sinnlicher Gegenstände, doch erschwert er sich eine freiere Ansicht dadurch, daß er den beliebten Ausdruck poetische Malerei, an welchem immer das Descriptive klebt, nicht aufgeben will.

Gervinus hat wol mit Recht den hauptsächlichsten Gegensatz zwischen Gottsched und den Schweizern in ihrer verschiedenen Ansicht von der Berechtigung der Phantasie gesucht. Danzel hofft ihn dadurch zu widerlegen, daß auch Gottsched gleich den Schweizern von dem Dichter und von jedem Künstler eine starke Einbildungskraft fordere [1]). Aber was heißt diese Forderung in dem Munde eines Mannes, der in seinen oben angeführten Urtheilen über die Fictionen der Epiker und hundertmal zeigte, daß er alle Bilder der Phantasie für kindische Träume ansah, der die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis so geflissentlich seiner Hausfranzösin, der Schwiegermutter Weisheit, zur Dressur übergab. Andererseits hat Danzel selbst hervorgehoben, daß die Schweizer der Aesthetik Baumgarten's vorarbeiteten, dessen wesentliches Verdienst es ist, daß er das ästhetische Urtheil aus der Logik in das Gebiet der sinnlichen Anschauung verlegte. Niemand wird ihm verargen, daß der erste Schritt zu großen Entdeckungen nicht weiter führte, da die Gottschedianer so äußerst ungelehrig waren. Hier kann Einer nicht begreifen, daß das Schöne auf Anschauungen beruhen solle, da dieselben doch als undeutliche Erkenntnisse einen geringeren Werth haben als die Begriffe, und dort ist einem Anderen, wenn die Poesie eine sinnliche Kunst sein solle, für das Heil der Seelen bange ꝛc.

Der alten Literatur blieben beide Partheien ziemlich fern. Man kann für das Studium des Antiken im Allgemeinen drei Gesichtspunkte feststellen. Die Werke der Dichter und Künstler haben ihre Wurzeln in dem Herzen des Volkslebens. Erst eine Gesammt-

[1]) A. a. O. S. 263.

anſchauung der antiken Welt lehrt ſie richtig erfaſſen und das Ewige von dem Zeitlichen unterſcheiden. Der nachbildende Künſtler wird, durch Studien dieſer Art gefördert, Dichtungen hervorbringen, die ſeinem Muſter in allem Weſentlichen ſo gleich und in allem Zufälligen ſo unähnlich ſind, wie Hermann und Dorothea dem Homer. Von einer ſolchen Auffaſſung des Antiken iſt indeſſen vor Herder und Winckelmann nicht die Rede. Einer anderen Zeit iſt es nur möglich, die Werke der Dichter zu ſtudiren, ohne Rückſicht auf das Volksleben, dem ſie entſproßten. Vorurtheile mancher Art werden denn die Anſicht trüben und die Nachahmer verirren, wie Ramler und Voß, zu der pedantiſchen Nachbildung der Formen, indem ſie die localen Beſonderheiten in der Darſtellung mit dem poetiſchen Geiſte verwechſeln. Die Schweizer ſowol wie Gottſched verweilten jedoch mit ihren Studien auf einer noch tieferen Stufe; ſie beſchäftigten ſich nämlich nicht ſowol mit den Dichtern der Alten ſelbſt, als vielmehr nur mit ihren Styl- und Kunſtlehrern, und erbeuteten daher nichts als Regeln und Notizen, die jede beliebige Auslegung und Anwendung zuließen. Manches wurde allerdings überſetzt. Die Zeitſchriften der Gottſchedianer bringen bald eine Satire des Horaz, bald Etwas aus Lucian und Cicero, aber von einem Studium der alten Poeten iſt, die Betrachtung der Gleichniſſe des Homer ausgenommen, wovon im Folgenden, nicht die Rede. Wer etwas Gründliches thun wollte, der gab etwa eine vollſtändige Ueberſetzung von der Poetik des Horaz mit einigen Anmerkungen heraus; meiſtens begnügte man ſich damit, die alten Syſtematiker zu zerpflücken, um mit einigen Citaten die gebräuchlichen Meinungen, Irrthum und Wahrheit, zu ſanctioniren. Der Poet, hieß es, ſoll das Ergötzliche mit dem Nützlichen verſchmelzen; denn dies lehre Horaz. Seine Kunſt beſtehe in der Nachahmung der Natur, denn dies behaupte ſchon Ariſtoteles. Er habe dieſelbe Aufgabe wie der Maler, nam ut pictura poesis. Er müſſe den Schwulſt vermeiden; ſo wolle es Longin ꝛc. Man glaubte mit dem Studium der alten Poeten ans Ziel gekommen zu ſein, da die franzöſiſchen Syſtematiker Boileau, Batteux ꝛc. die Regeln der Alten geſammelt und geordnet. Gottſched ſtand daher, als er das franzöſiſche Drama herüberleitete, wol völlig in dem Glauben, daß es das ächte antike ſei, da er den ſtrengen Ariſtoteles mit den drei Einheiten und der Reinigung der Leidenſchaften befriedigt ſah. Obgleich nun die Schweizer ſowol wie Gottſched die Kunſtregeln der Alten beſtändig im Munde führten, ſo ging eben deshalb, weil ſie die poetiſche Literatur der Alten vernachläſſigten, die Regeneration

unſerer Poeſie in den einzelnen Dichtungsgattungen nicht unmittelbar von den alten Dichtern aus. Wir erhielten das beſchreibende Gedicht und das Epos von den Engländern, die Fabel und das Drama von den Franzoſen und ſelbſt an der Einführung der Horaziſchen Ode hatte Frankreich einen bedeutenden Antheil. Schwache Vorübungen, die vielleicht unmittelbar aus der Bekanntſchaft mit den alten Dichtern entſprangen, waren natürlich auch bei uns vorhanden; aber die moderne Poeſie des Auslandes überwog und die Kritik mußte in den ſechziger Jahren das ſauere Geſchäft übernehmen, unſere Dichter zu dem Studium der antiken Vorbilder zurückzuführen, die man bei der Regeneration nicht hätte vernachläſſigen ſollen. Es handelt ſich alſo darum nachzuweiſen, wie Virgil und Homer ſich Beachtung errangen, wie Horaz an die Spitze einflußreicher Beſtrebungen trat und wie endlich Homer und Sophokles in der Mitte unſeres geſammten poetiſchen Lebens ihre Stellung erhielten.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Die Regeneration der Poeſie beginnt merkwürdiger Weiſe mit dem Epos. Homer tritt zum erſten Male in den Vordergrund. Breitinger weiſt auf Leſſing hin. Ut pictura poesis. Wie man bis dahin die alten Epiker benutzt. Brockes und Haller. Verwandtſchaft des Letzteren mit Opitz. Uebergang von dem Maleriſchen zur Darſtellung des Factiſchen. Die Fabel gilt für die höchſte Dichtungsgattung. Verhältniß der neueren Fabeldichter zu Aeſop.

Es iſt unſere Aufgabe, zu zeigen, wie die ſtrengen Kunſtformen der antiken Poeſie allmählich zur Herrſchaft gelangten. In einer allgemeineren Geſchichte würden die Dichter, welche in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Klopſtock durch werthvollere Leiſtungen vorbereiten, noch nach anderen Geſichtspunkten zu beurtheilen ſein. So müßte man z. B. darlegen, wie die regenerativen Beſtrebungen ſich auch in der Herſtellung eines poetiſchen Inhalts kundgeben. In der Schweiz wandten ſich ſchon Drollinger und Haller entſchieden zu den Engländern und zwar aus keinem anderen Grunde als deshalb, weil ſie eine Poeſie erſehnten, die dem Gedanken und der Empfindung eine kräftige Nahrung darbot und ſich lieber der Dunkelheit und Rauhheit als des leeren Geſchwätzes ſchuldig machte. In Hamburg, welches, voll republicaniſchen Stolzes mit den prachtliebenden Höfen von Berlin und Dresden wetteifernd, die Poeſie in Pflege nahm, ſuchten Brockes,

Postel, Weichmann und sein Anhang im Sinne der zweiten schlesischen Schule die Vorliebe für Marino zu befestigen, während zugleich der Handelsverkehr mit England und Frankreich natürlich auch literarische Beziehungen im Gefolge hatte. So sehr sich hier indessen die Geschmacksrichtungen kreuzten, übersah man nicht den Werth eines poetischen Gehalts. Es war nicht löblich, daß Brockes in seiner Sprache das kokette Farbenspiel des Marino nachbildete, aber er entschädigte für diese Verirrung dadurch, daß er das religiöse Gefühl erweckte, das Herz für die Natur und ihren Schöpfer erwärmte und das Nachdenken über beide zu beleben suchte. Ihm zur Seite stand Hagedorn, der uns heute fast mehr durch Begründung einer fruchtbaren Lebensansicht als durch seine Verse bekannt ist. Somit verbanden sich die besten Kräfte der Zeit, um für die Poesie einen an Stoffen und Ideen bedeutenden Inhalt zu gewinnen und es müßte, wie wir angaben, eine allgemeinere Geschichte unserer Dichtung auch dieses Moment berücksichtigen, besonders da Klopstock's Poesie sich nach ihrem Inhalte so mächtig erweist wie in der Form. Doch ist die Herstellung dieser Kunstform nicht minder wichtig und da der Einfluß des Antiken sich vorzugsweise auf diesem Gebiete äußert, bleiben wir auf dem oben bezeichneten Wege.

Die Ansicht Opitzens, daß in der neueren Zeit das Epos unmöglich sei, ward ziemlich allgemein anerkannt; das, was das 17. Jahrhundert von heroischer Poesie hervorgebracht, konnte ihn wenigstens nicht widerlegen und die Einführung des historischen Romanes, der die strengeren epischen Formen zersetzt, schien es zu bestätigen, daß jene Dichtungsgattung für immer ausgestorben sei. Dennoch beginnt die Regeneration unserer Poesie mit der vorwiegenden Hinwendung auf das Epos, als müßte jetzt, wie in den frühesten Zeiten der Volkspoesie, ein Homer den Zug der Dichter eröffnen. Wir müssen diese sehr merkwürdige Erscheinung auf das Zusammentreffen vieler Umstände zurückführen. Die letzten Dichter des 17. Jahrhunderts, die weder von Ideen bewegt wurden, noch viel Sinn für große historische Handlungen und Zustände hatten, beschäftigten sich am liebsten mit Beschreibungen und betrachteten namentlich die Gleichnisse als den wahren Glanzpunkt ihrer Werke. Dichten und Malen waren ihnen verschwisterte Künste. Die Schweizer gingen von demselben Gesichtspunkte aus, doch wurden sie bei ihren Betrachtungen über die poetischen Gemälde und Gleichnisse schon auf Homer aufmerksam, und ohne daß sie noch die Möglichkeit eines deutschen Epos im Auge hatten, führte sie der

Gang ihrer Untersuchungen von dem Descriptiven zur Darstellung des Factischen über. Das delectare und prodesse nämlich fanden sie nirgends so innig verschmolzen als in der Fabel, und wenn nun die weitere Folgerung, daß das Epos nur eine ausführliche Fabel sei, auch leichtfertig genug aussieht, so waren sie auf diesem logischen Wege doch immer bei dem Epos angelangt. Nun klammerten sie sich an Milton, der alle ihre Ansichten so vollständig bestätigte, als hätten sie dieselben nur von ihm abgeleitet. Dem delectare war genügt, denn Milton unterhielt nicht nur die Phantasie mit seinen wunderbaren Fictionen, sondern der Gegenstand seiner Dichtung beschäftigte auch das Gemüth, und wenn Breitinger forderte, daß ein Gedicht, um in vollem Maße zu ergötzen, auch nützen und zur Beförderung der Glückseligkeit des Menschen beitragen müsse, so blieb ihm Milton auch hierin nichts schuldig: er war also in jeder Hinsicht das Ideal der Schweizer und es mußte von entscheidendem Einflusse sein, daß das Werk, welches allen jenen Kunstbedingungen entsprach, eben ein Epos war. Dazu kam noch, daß die Philologen in Frankreich bei ihrem weltberühmten Streite über die Frage, ob die antiken oder die neuen Dichter vorzüglicher seien, sich angelegentlich mit Homer beschäftigten, daß Pope und Lamotte mit ihren Uebersetzungen des Homer Aufsehen machten, und so erklärt sich denn schon hieraus, daß die Erwartungen der Zeit sich vorzüglich auf ein Epos richteten.

Wir wollen nunmehr im Einzelnen nachweisen, wie die Poesie denselben Weg verfolgte, welchen die Schweizer in ihrer Theorie bezeichnet. Bilder und Gleichnisse führten zu dem beschreibenden Gedichte, dann trat die Fabel ein und endlich erschien das Epos als Gipfelpunkt dieser Richtung.

Die griechischen Dichter wurden erst in den letzten Zehnten des Jahrhunderts in den Kreis der Schulstudien aufgenommen und blieben bis dahin Allen, die nicht zum Gelehrtenstande gehörten, so gut wie unbekannt. Zuerst wurde man auf Homer aufmerksam, der jetzt zum ersten Male neben Virgil Beachtung erlangte, doch ging die Anregung von England und Frankreich aus. Dort übersetzte ihn Pope 1715—26 und zwar in dem Style des romantischen Ritterromanes. Diese moderne Auffassung und die Fülle unächten Schmuckes vernichtete freilich den antiken Charakter der Gedichte, gewann ihnen aber die ganze Lesewelt, der eine treuere Reproduction unverständlich geblieben wäre, und man belohnte den Uebersetzer mit großen Reichthümern. In Frankreich versuchte Lamotte an der Ilias ein zweiter Pope zu werden, obgleich er kein

Griechisch verstand und für seinen Dichter keine Achtung hatte. Seine Behauptung, daß die alten Schriftsteller ebenfalls ihre Fehler gehabt und in manchen Vorzügen die neueren nicht erreichten, veranlaßte die Madame Dacier zu leidenschaftlichen Entgegnungen. Die Philologen, die Philosophen und alle schöne Geister theilten sich in die Antiken und in die Modernen und nahmen die bereits früher angeregten Kämpfe wieder auf. Die Frage mußte in der Hauptsache unentschieden bleiben, doch war es wichtig, daß dieser berühmte Prozeß, bei dem es sich hauptsächlich um Homer handelte, die Bedeutung der alten Literatur und besonders der Homerischen Gedichte fühlbar machte. Auch bei uns erkannte man, daß die alte Poesie nicht blos zu materiellen Entlehnungen benutzt werden dürfe; man entschloß sich zu Erläuterungen und ästhetischen Untersuchungen. Unsere Dichter hatten bis dahin weder Homer noch Virgil im Ganzen zu erfassen gesucht. Von Homer gab es nicht einmal eine neuere Uebersetzung und nur Postel wagte es in seiner listigen Juno 1700, etwas über 200 Verse aus dem 14. Buche der Ilias zu übertragen [1]). In einer Beziehung waren indessen jene Epiker, wie die anderen alten Dichter, mehr als billig benutzt worden. Breitinger schreibt: Ich habe die Geduld gehabt, alle Gleichnißbilder, welche sich in Ilias und Odyssee befinden, unter gewissen Titeln zusammenzutragen und mich dadurch in Stand gesetzt, die Stellen anzuzeigen, von welchen die neuen Scribenten ihre Bilder, mit welchen sie doch als mit ihrem Eigenthume prangen, gewaltsamer Weise heruntergerissen. Er fand mittels dieses Inventarii, daß Opitz, Besser, König, Günther, Postel, Amthor u. A. ihre ausführlichen Gleichnisse und Bilder meistentheils nur dem Homer dankten, und war gesonnen, diese Armuth an Erfindung aufzudecken und ihren Gedankendiebstahl zu ihrer Beschämung bekannt zu machen, weil sie mehr entlehnt, als ihr angeborenes und erworbenes Eigenthum betrug.

Gleichnisse und Beschreibungen also waren es, worin jene Dichter nicht nur den größten äußeren Schmuck ihrer Dichtungen, sondern den eigentlichen Werth derselben sahen, und wenn die Schweizer nun von dem Dichter eine schöpferische Phantasie forderten, so sollte auch nach ihrer Theorie diese Phantasie sich besonders in der Erfindung von Gleichnissen schöpferisch zeigen. Hiebei erinnere man sich, daß auch bei den französischen Gelehrten die Untersuchungen sich besonders um die Gleichnisse des Homer bewegten.

[1]) Eine ausführliche Nachricht findet man bei Jördens IV, 412.

Evremont und Lamotte hatten gefunden, daß die Bilder eintönig seien, daß hier Großes mit Kleinem, dort Kleines mit Großem verglichen werde, daß Homer häufig bei seinen „langgeschwänzten Gleichnissen" den Gegenstand aus dem Auge verliere. Diese Punkte erregten Breitinger's Nachdenken, und er beschloß bei seinen Untersuchungen über die Poesie sich Homer zum Führer zu wählen. Seine kritische Abhandlung von der Natur, von den Absichten und von dem Gebrauche der Gleichnisse (durch Bodmer 1740 herausgegeben) ist als der Vorläufer von Lessing's Laokoon anzusehen. Er zeigte in ihr, wie Virgil mit Homer umgegangen, und wie der Deutsche, wo er nachahmte, hinter Beiden zurückblieb. Man hatte bis dahin die Vergleiche in den Poetiken unter den poetischen Figuren mitgezählt und zu der dürftigen Erklärung einige Beispiele hinzugethan. Breitinger sammelte sich aus Homer ein reiches und bestimmtes Material, welches nun eine gründliche und vielseitige Durchforschung zuließ, und indem er mit vollem Glauben an Homer's Infallibilität arbeitete, das Verfahren desselben nicht meisterte, sondern sich nur zu erklären strebte, wurde sein Urtheil sicher, während jene Perrault, Lamotte u. A. vorzüglich deshalb auf Abwege geriethen, weil sie sich in ihrer Weisheit über den einfältigen alten Poeten weit erhaben dünkten.

Breitinger wies nach, daß Homer seine Schätze mit Weisheit verwende, während Dichter wie Brockes in ihrer Dürftigkeit verschwendeten oder für die Gleichnisse unpassende Stellen wählten, wie es eine Verkehrtheit der Schlesier war, die dramatischen Affecte durch epischen Schmuck zu zerstören. Er verstand es, auf den Adel und Wohlstand der Gleichnisse Nachdruck zu legen, und zeigte, wie Amthor, wo er den Virgil nachahmte, fast in den Ton des Scarron verfallen. Diesen Punkt übersah auch Bodmer nicht, der es z. B. an Postel tadelt, daß er Homer auf eine unwürdige Weise verschönert und namentlich die stille Energie der Sprache allenthalben mit einem schwülstigen Prunke verwechselt. Von den Gleichnissen der Mariniſten, die noch bei Brockes für eine wahrhafte Zierde galten, urtheilt Breitinger entscheidend, sie seien gesucht, ausschweifend, ungeschickt, überflüssig und unedel. Ein Jahr später erschienen von Bodmer kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde, und man muß sich wundern, mit welcher Halbheit derselbe seinem kräftigen Vorgänger nachschleicht. Er beginnt ebenfalls von der Phantasie, als von der Kraft, die Rede mit schönen und herrlichen Bildern auszuschmücken; indem er aber das ästhetische Vergnügen ganz in die Wahrnehmung einer kunstvoll getreuen

Nachahmung ſelbſt widriger Gegenſtände ſetzt, bleibt er endlich an der Malerei hängen und lehrt eben das, was Leſſing verwirft. Homer ſetzt er ſichtbar dem Virgil, ja hin und wieder den deutſchen Dichtern nach. Es wird noch mit der Einfalt der alten Zeit entſchuldigt, wenn bei ihm ſich Agamemnon ſelbſt ankleidet, wenn die Prinzen das Vieh weiden und die Fürſten kochen, in welchem Allem Homer von der Galanterie und dem Wohlſtande eines Poſtel und Lohenſtein beſchämt werde. Nur den Beſchreibungen der Stürme, des Meeres, des Tanzes, des Holzfällens ertheilt Bodmer ein aufrichtiges Lob; doch bedauert er auch da, daß Homer nicht Weile genommen, ausführlicher zu malen, wie Haller, Poſtel, König. Ja als Bodmer die Schilderung der Wachtfeuer vor Troja erwähnt, ſagt er mit dürren Worten, Homer habe zwar vermocht, den Brand einiger Holzſtöße zu ſchildern, aber den Brand der Welt zu malen, dazu ſei ein weit größer Genie nöthig geweſen, nämlich Brockes! Von ſolchen Anſichten finden ſich bei Breitinger nur noch unbedeutende Reſte und es iſt wunderbar, daß dieſer bei ſeiner Aufmerkſamkeit nicht noch weiter vordrang. So ſuchte er Beiſpiele von Gleichniſſen, in welchen die Farbe durch andere Dinge verſinnlicht wird. Er fand bei Homer nichts Brauchbares und mußte ſie von König und Brockes entlehnen. Schon hier hätte es ihm nicht entgehen ſollen, daß Homer ſich vor dem Anſtreichen und Färben hütete, welches das eigentliche Geſchäft jener malenden Poeten war. Ebenſo zeigte ſich König, der den weißen Stern der Rappen, den Pomp an Kleidern und Rüſtungen, an Reitzeug und Caroſſen beſchrieb, in Hinſicht der auszierenden Gleichniſſe natürlich weit reicher als Homer. Breitinger ſtellte einige Gleichniſſe König's mit ähnlichen aus Homer zuſammen, entdeckte aber nicht, daß das Statariſche von dem Erſten ebenſo geſucht, wie von dem Letzteren vermieden war. Bisweilen ſtreift er ganz nahe an die Grundanſicht im Laokoon. So entging es ihm nicht, daß der Poet vor dem Maler viel voraus habe, indem er ſeinen Gemälden Bewegung geben und die Motive „die verborgenſten Gedanken des Herzens" ausdrücken können. Dieſe Bemerkung hätte ihm das Grundübel, an dem die Dichter der Gegenwart krankten, aufdecken ſollen. Sie ſcheuten ſich Alle vor der Darſtellung fortſchreitender Handlungen und liebten nur das Statariſche zu beſchreiben, wie ſie in ihren Bildern und Vergleichen gern Farben mit Farben, Töne mit Tönen, Formen mit Formen zuſammenſtellten, aber niemals der Phantaſie ein Factum darboten, das in lebendiger Entwickelung begriffen war. Sie mußten ſich daher auch bald erſchöpfen

und seltsam genug ist es, wenn schon damals die Dichter klagten, daß Homer alle Quellen der Wohlredenheit erschöpft und nichts als das Lob der Nachahmung übrig gelassen habe. Breitinger entgegnet jedoch: sie beschwerten sich mit Unrecht, sie seien bei dem neuen Lichte der Cultur, das ihnen einen unermeßlichen Vorrath von Erfindungen entdecken könnte, nur ganz blind; freilich müßten sie dabei nicht bei Lohenstein in die Schule gehen. Wie wollte ihr, sagt er, vermuthen können, daß diese gelehrte figürliche Reden und Sprüche einer klugen Person von dem menschlichen Geschlechte anstehen sollten, wenn er bald in lauter Gleichnissen und Metaphern mit sich selbst zankt, bald um eine Schöne von seiner eigenen Schöpfung in Schwulst und Wahnsinn buhlt, bald die verborgensten und seltensten Wunder der Natur mit einem doctormäßigen Ernst erklärt, wenn er plötzlich wie in einer Verzückung aus sich selbst geräth und über die Wolken fliegt und im Augenblick wieder so tief fällt, daß er mit kindischen Sprüchwörtern, spitzfindigen Spielen, schließenden Gleichnissen u. dergl. ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bei ihm ab, ein Kennzeichen des äußersten Verderbnisses in der Schreibart, wie der schwersten Krankheit in dem menschlichen Leibe. Auch Gryphius, fährt er fort, hat in allen Stücken nicht viel vor ihm voraus, ausgenommen daß seine Personen in einer menschlicheren Sprache reden. Wie viel Wind mache man mit aufgesperrtem Maule! O quanta species cerebrum non habet! — Trotz der augenfälligen Ausartung dieser Sprache blieben Männer wie Postel und Brockes mit gutem Willen Lohenstein's Freunde, und Andere, wie selbst Haller, konnten sich nur schwer von ihm losmachen. Ihnen gegenüber lernte Breitinger wieder von Homer die große Wahrheit, daß die Dichtung in der Natur bleiben und gleichwol schön sein könne. Er zeigte, wie Homer zehnmal dasselbe sage und sich dennoch nicht wiederhole, weil er die Gleichnisse (z. B. das Bild von dem Löwen) stets in neuen Beziehungen anwende und für jedes den rechten Ort erwähle. So geht er von dem Gleichnisse auf die ganze sinnliche Sprache der Poesie über. Indem er von einer Logik der Phantasie handelt und diese der Logik des Verstandes entgegensetzt, unterscheidet er auf das Bestimmteste die Sprache der Poesie von der prosaischen und deutet darauf hin, daß der Kunst die Sinnlichkeit so unentbehrlich sei, wie ein Dichter undenkbar ohne Phantasie.

Die mancherlei Mängel dieser Abhandlungen werden uns nicht hindern zu gestehen, daß nach so fruchtbaren Studien die Zeit, in

welcher Homer die Fülle ſeiner Bildungskraft entwickeln ſollte, nicht mehr fern ſein konnte.

Gleichniſſe und Gemälde hatten ſchon in der dramatiſchen Poeſie und in den Romanen der Schleſier eine bedeutende Rolle geſpielt; die Vorliebe für ſie mußte ſich daher auch in ganzen beſchreibenden Gedichten kundgeben. Wie Milton an Thomſon einen Vorgänger hatte, der ihm gleichſam den maleriſchen Theil der epiſchen Darſtellung zubereitete, ſo war Heinrich Brockes zu Hamburg (1680—1747), obgleich er ſelbſt das moderne Epos als etwas Unmögliches verwarf, in gleicher Weiſe wie Thomſon, deſſen Jahreszeiten er auch überſetzte, für die Regeneration des Epos thätig. Brockes beobachtete die Natur mit derſelben innigen Hingabe, mit derſelben Schärfe der Sinne, durch welche ſich ehemals die Pegnitzer auszeichneten. Die Grundzüge und Umriſſe der Form, das Spiel der Farben enthüllte ſich ſeinem eindringenden Blicke bis zu den kleinſten Eigenthümlichkeiten, und ebenſo empfand er alle Wechſel des Tones von dem betäubenden Donner bis zum ſanfteſten Wohllaute. Er vereinigte in ſeinen Schilderungen die Malerei und die Muſik; ſtets war er bemüht, durch die nachbildende Sprache dieſelben Eindrücke hervorzubringen, wie dieſe Künſte, obgleich ihre Mittel ganz verſchieden ſind und wenn dieſer Wetteifer auch der poetiſchen Darſtellung eine falſche Richtung gab, ſo war derſelbe doch für die Ausbildung der Sprache ſehr günſtig. Wieland rühmt die maleriſche Schilderung des Gewitters und der Stille nach demſelben [1]). Brockes' Arien ſeien ſo melodiſch, daß ſie ſich neben den ſchönſten des Metaſtaſio hören ließen; den Beſchreibungen des Nachtigallengeſanges habe ſchwerlich irgend eine Sprache etwas Reicheres und Vollkommneres in ihrer Art an die Seite zu ſetzen [2]). Neben dieſer Sanftheit beweiſe Brockes auch wieder die vorzügliche Geſchicklichkeit unſerer Sprache, ſtarke und heftige Leidenſchaften, große Naturſcenen in dem heftigſten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzuſtellen. Von Haller und Hagedorn bis zu Klopſtock hin habe jeder Dichter die Sprache in ſeiner Eigenthümlichkeit bearbeitet und dieſe ſei dem Dichter des Meſſias bereits freiwillig entgegengekommen zu jedem Ausdrucke ſanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger oder erhabener, majeſtätiſcher, ſchauervoller, ſchrecklicher und ungeheurer Gegenſtände oder Empfindungen. Dieſe

[1]) Im zweiten der Briefe an einen jungen Dichter.

[2]) Dies iſt ein Irrthum. Marino hat im Adone dieſelbe Schilderung und offenbar iſt Plinius X, 43 benutzt worden.

Behauptungen sind nun wol übertrieben und, wie es scheint, ein wenig vom Neide eingegeben, aber Niemand wird leugnen, daß Klopstock Manches vorbereitet gefunden. So begnügte sich Brockes auch nicht damit, blos die Sinne zu unterhalten, sondern er suchte stets durch den sinnlichen Eindruck die Empfindung zu beleben. Wie aber in unepischer Weise dem Gemüthe nicht Handlungen, sondern nur Gegenstände vorgeführt wurden, so sprachen sich auch die passiven Zustände des Staunens und der frommen Rührung nur in musikalischen Gemälden aus. Er unterbricht daher seine Schilderungen häufig durch Arien und pastorale Wechselgesänge, und dem gemäß entwarf er gern weltliche und geistliche Cantaten, die sein Freund Telemann und Andere wetteifernd componirten. Auch dieses blieb nicht ohne Einfluß auf Klopstock, dessen Messias so oft aus dem Epos in das Oratorium übergeht. Von Bodmer und Breitinger wurde Brockes mit großer Achtung behandelt. Der Letzte rügte es nur, daß die Beschreibung nicht auf die hervorstechenden dichterischen Eigenschaften der Dinge eingeschränkt worden und empfahl ihm an die Leges sumtuarias zu denken, wenn ihn Marino verleitete, die Natur mit kostbaren Metallen und Steinen zu schmücken. Von den jungen Poeten in der Schweiz liebten ihn Haller und besonders Geßner, der mit seinen Gedichten oft in einen stillen Bergwinkel eilte und sich an ihnen nicht satt lesen konnte. Geßner fügte zu den Beschreibungen das epische Moment hinzu, doch trat er erst spät als Dichter auf.

Aber auch Albrecht von Haller (1708—77) suchte die beschreibende Poesie um eine Stufe zu erheben. Brockes behandelte meistens nur einzelne und kleine Gegenstände; eine Blume, eine Frucht, Käfer, Schmetterlinge und Vögel, Regen und Sonnenschein, Thau und Reif, Wasser und Feuer, Morgen und Abend zeichnet er in einzelnen Bildern. Haller wählte in seinen Alpen einen großartigen Gegenstand und hatte es dabei nicht allein auf die Natur, sondern auch auf den Menschen abgesehen. Ebenso suchte er seinen Schilderungen durch einen lehrhaften Grundgedanken Einheit zu geben. Seine Bildungsgeschichte ist zu bekannt, als daß wir ein Wort darüber sagen sollten. Anfangs scheint ihn von den alten Dichtern am meisten Homer angesprochen zu haben; später rühmte er vorzüglich Virgil, vermuthlich weil ihm Homer nicht in demselben Grade die rhetorische Gedrungenheit und Pracht der englischen Lehrdichter zu besitzen schien. So sehr wir nun auch geneigt sind, Haller's Vorzüge anzuerkennen, so können wir dies doch nicht ohne einen betrübenden Rückblick thun. Denn Haller's

Werth beruht im Grunde nur auf denselben Eigenschaften, welche die strengen Kritiker bereits an Opitz für unzulänglich ansehen, und darin, daß in diesen geistesarmen Zeiten ein Didaktiker unter die Restauratoren mitgezählt werden muß, liegt das traurige Bekenntniß, daß ein ganzes Jahrhundert keinen wesentlichen Fortschritt errungen. Beide Dichter stellten den humanistischen Gesichtspunkt über den poetischen; beide achteten den sittlichen Ernst und die Gelehrsamkeit höher als die Schöpfungen der Phantasie, und überließen, was nicht der Weisheit angehörte, den unmännlichen Lyrikern zu besingen. Nur verschiedene Schicksale und ein ungleiches Temperament brachten einige Abweichungen hervor und verursachten, daß Opitzens Ernst sich bei Haller zur Feierlichkeit steigert, daß dieser ein wenig Menschenhaß blicken läßt, wo Opitz sich in die Stille zurückzieht, daß Haller finster wird, wo Jenen eine weiche Wehmuth ergreift, daß er, wo Opitz tadelt und ermuthigt, voll bitteren Verdrusses straft oder schweigt. Die Philosophie der Catonen durchdringt Haller's Lehroden, Satiren und auch die Alpen, doch haben diese den Vortheil, daß ansprechende Schilderungen die Moral unterbrechen. Der sentimentale Traum der alten Dichter von der Unschuld des goldenen Zeitalters, der ewige Gegensatz zwischen des Landmanns Reinheit in der einfältigen Natur und dem Verderbnisse des cultivirten Städters bildeten schon bei Opitz den Mittelpunkt mancher Kreisläufe. Auch Haller knüpft hieran seine Grundlehren und stellte seine Gebirgsbewohner den Verblendeten entgegen, die ihre Handvoll Jahre sich mit Sorgen vergällen, was schadet wünschen, was ihnen nützt verfluchen, da die Natur allein beglücken kann. Als Denker ist Haller tief und selbständig, während Opitz die Gegenstände vielseitiger entwickelt, sich jedoch dabei an die Weisen des Alterthums anlehnt; in Betreff der Darstellung möchten Beide gleichstehen, wenn man nicht Opitz den Vorzug größerer Anschaulichkeit und Mannichfaltigkeit einräumen will. Die anderen didaktischen und beschreibenden Gedichte, welche die Regeneration des Epos, wie das immer zu geschehen pflegt, ankündigten oder begleiteten, übergehen wir; denn von diesen Dingen ist nur das wichtig, was eine neue Grundlage bildete, und zum Alterthume wüßten wir keine nähere Beziehung in ihnen aufzufinden, als daß allmählich in den beschreibenden Gedichten statt des Alexandriners der Hexameter eintrat, daß die Lehrgedichte nach ihrem Inhalte auf fernerhin sich gern an jene moralischen Philosopheme der Stoiker anschließen und daß endlich damit zusammenhängend sich in den beschreibenden Gedichten immer inniger die Liebe zur Natur,

als der rechten Pflegerin des Friedens, der Freiheit und der Sitte ausſpricht. Wegen dieſer praktiſchen Momente, welche man aus dem einfachen Naturleben der alten Welt ableitete, dürfen wir jedoch nicht bei dieſen Lehrgedichten länger verweilen; denn ſie breiten ſich durch alle Zweige der Poeſie aus und wir müſſen ſchon bei dem Idyll und bei der Lyrik auf ſie zurückkommen. Zwar taucht ſchon jetzt bisweilen der Wunſch auf, die Literatur mit einem großen Lehrgedichte im Style des Lucrez zu bereichern, doch blieb, unbedeutende Fragmente abgerechnet, die Sache wie noch zu Herder's Zeiten ein frommer Wunſch.

Je weiter die Ausbildung des epiſchen Momentes vorſchreitet, deſto zahlreicher erſcheinen, wie es die Wechſelbeziehung mit ſich bringt, die tüchtigen Kräfte. Die Fabel führt uns zu den ſogenannten Bremer Beiträgern, den Jugendfreunden Klopſtock's. In Leipzig verbanden ſich Gärtner, Cramer, Rabener, denen ſich ſpäter Ebert, Giſeke, Zachariä, Gellert, Klopſtock u. A. anſchloſſen, unter Gottſched's Augen zu einer Geſellſchaft, die ihm, obgleich Einige ſeine Zöglinge geweſen, den größten Nachtheil bereitete, nicht durch gerade Angriffe, ſondern dadurch, daß er ihre Kräfte verlor und nur einen Reſt von Schwachköpfen übrigbehielt. Sie wollten ſich nicht an ſeinen tumultuariſchen und unfruchtbaren Kämpfen betheiligen, ſondern unternahmen es mit beſcheidener Zuverſicht, auf praktiſchem Wege das Gute zu leiſten, bis die Kritiker ausgemacht haben würden, was das Beſte ſei. Ihr Standpunkt war abermals der moraliſche, für den ſie von der Kunſt nur die Mittel entlehnten. Denn vornehmlich beſeelte ſie der redliche Eifer, in einer Zeit, welche bereits die religiöſen Kannegießer zu bewundern begann, den deutſchen frommen Sinn zu kräftigen und die Herzen an einen würdigen und weiſen Gebrauch des Lebens zu gewöhnen. Mit dieſem Zwecke verband ſich natürlich ſo manche beſchränkte Anſicht, doch mochte andererſeits, worauf uns Klopſtock führen wird, die Empfänglichkeit für die moraliſche Schönheit wol auch zu wahrhaft dichteriſchen Anſchauungen erheben. Ein Zeugniß für die Innigkeit und Wahrheit ihrer ſittlichen Begeiſterung iſt es, daß die kleine poetiſche Gemeinde ſelbſt von dem Geiſte der perſönlichen Zuneigung erfüllt war. Klopſtock hat ihre Freundſchaft in unvergeßlichen Liedern gefeiert, doch auch die Anderen laſſen errathen, daß der poetiſche Lebensgehalt ihrer Denkweiſe und Dichtung zum großen Theile in jenem ſchönen Verhältniſſe wurzelt. Wichtig war es, daß ſie als conſtituirte Genoſſenſchaft auftraten und ihre Verſuche gemeinſam in einer eigenen Zeitſchrift (1745—

48) herausgaben; denn so wurden die Kräfte zusammengehalten und der Einfluß vervielfachte sich, als der gefeierte Hagedorn, der mit ihnen nach seinem ganzen Wesen verwandt war, als das Haupt des Bundes betrachtet wurde. Die poetischen Neigungen und Anlagen der Mitglieder waren sehr verschieden; doch wenn sich Dieser im Lehrgedichte und in Naturgemälden, Jener in der Satire, Andere in geistlichen Oden, in Idyllen und Fabeln versuchten, so trafen sie Alle wieder in dem sittlich-didaktischen Principe zusammen. Von poetischen Forderungen mochte wol Niemand eine klare Kenntniß haben; man wählte nach Gutdünken die Form der Darstellung und ließ sich von seinem Genius leiten. In der Fabel, auf die wir jetzt übergehen, mochte ihnen Manches durch die Schweizer zum Bewußtsein kommen; doch beschäftigte Niemand sich ernstlich mit ihr außer Gellert, der neben Hagedorn als der eigentliche Gründer unserer Fabeldichtung zu betrachten ist.

Auch vor Hagedorn hatte man allerdings schon Fabeln gedichtet, doch verdienen sie keine weitere Beachtung, weil sie zu jeder Fortbildung ungeeignet waren und in der That auch nicht benutzt worden sind. Die nächste Veranlassung, die Fabel zu erneuern, lag vielmehr in dem Beispiele der französischen Dichter und in der Poetik der Schweizer. Diese sahen das utile und dulce, das Lehrhafte und Anmuthige, nirgends kenntlicher verbunden als in der Fabel. Sie prüften, mit Goethe zu reden, die verschiedenen Dichtungsarten und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen wäre, sollte für die erste und oberste gelten. Nach vieler Ueberlegung ertheilte man endlich diesen großen Vorrang mit höchster Ueberzeugung der Aesopischen Fabel. Eine solche Folgerung nennt Goethe mit Recht wunderlich; nicht minder seltsam war es, daß eine so wichtige Dichtungsart nun doch ohne gründliche Bestimmungen gelassen wurde. Man erfährt nichts von den wesentlichen Eigenthümlichkeiten, durch welche die Fabel wirkt, nichts von dem constanten Charakter der Thiere, von der Naivetät der Darstellung, von der Beschaffenheit der Handlung ꝛc., sondern man hielt es für hinlänglich zu bemerken, daß es für die Phantasie etwas Neues, Wunderbares und Anmuthiges sei, wenn die alltäglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen den Thieren beigelegt würden [1]). Mächtiger als solche Theorien wirkte wol die Uebersättigung an

[1]) Die Erklärungen Breitinger's und französischer Kritiker über die Fabeln findet man in Lessing's „Abhandlungen über die Aesopische Fabel" recensirt.

dem Statariſchen und Maleriſchen und die allgemeiner durchgreifende Sehnſucht nach einem epiſchen Elemente in der Poeſie. Deshalb begrüßte man jene Offenbarung der Kritik, ohne ſich mit einer Prüfung aufzuhalten, und während man bisher aus der franzöſiſchen Fabelliteratur nur mit der Hand geſchöpft, beeilte man ſich jetzt, die Dämme zu durchſtechen. Die alten Dichter wurden nicht zu Rathe gezogen. Zwar überſetzten den Aeſop Dan. Hartnaccius 1696, Riederer 1717, ein Ungenannter mit Babrius und Avien 1745; einen deutſchen Phädrus erhielt man durch Krauſe 1707, Melander 1712, Francke 1716 und drei Ungenannte (Rühl) 1719, (Heumann) 1729, (Göbel) 1735. Doch wären dieſe Sachen auch nicht ſo ungenießbar geweſen, ſo würde die antike Fabel gleichwol von der franzöſiſchen unterdrückt worden ſein, der man unbedingt den Vorzug gab. Faſt alle die kleinen Naturmalereien von Brockes ſind nach der Fabel zugeſchnitten, indem er an die Beſchreibung einer Blume, eines Inſectes eine moraliſche Nutzanwendung anhängt. Er überſetzte auch eine Reihe von Fabeln des Lamotte und endlich unternahm es Friedrich von Hagedorn aus Hamburg (1708—54) in dem beliebten Style Lafontaine's zu ſchreiben. Es wird ihm nie vergeſſen werden, daß unſere Sprache durch dieſe Nachbildung außerordentlich an leichter Bewegung und Anmuth gewann, da hier der ſteife Schulton ſich zum erſten Male zu dem leichten Fluſſe der geſelligen Unterhaltung erweicht; doch darf uns dies nicht hindern zu bedauern, daß die richtige Mitte zwiſchen Lafontaine und den Alten nicht getroffen wurde, indem die Anmuth des Erſteren zu einer abgeſchmackten Geſchwätzigkeit ausartete, und Leſſing, mit Aeſop in dürrer Kürze wetteifernd, die ſingende Lerche nur als ein Nahrungsmittel betrachtete. Lafontaine war das Ideal der Zeit. Man unterſchied drei Arten der Behandlung [1]). Aeſop habe ſeine Fabeln in ſchmuckloſer Einfachheit erzählt und nur eine klare und beſtimmte Wechſelbeziehung zwiſchen der Lehre und der Einkleidung im Auge gehabt; durch Phädrus ſei zu der Deutlichkeit der rhetoriſche Schmuck hinzugekommen; Lafontaine endlich habe durch die feinſte Grazie und einen munteren Ton erfreuen wollen. Es handelte ſich alſo bei der Nachahmung des Lafontaine um die Kunſt zu ſcherzen, deren Schwierigkeit eben die Fabeln des erwähnten Riederer 1717, Kaufmanns und Sprach-

[1]) Ramler, „Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften nach Batteux'ſ (4. Aufl. 1774), I, 294 ff.

meisters zu Nürnberg, sehr deutlich gezeigt hatten [1]). Die Munterkeit war da, aber die Grazien waren ausgeblieben. Daß dagegen die Thiere bei Lafontaine sehr artige Einfälle haben, sich frei benehmen und mit Witz scherzen, läßt sich nicht leugnen. Als ein wesentlicher Mangel ergibt sich jedoch auch sogleich, daß die Naivetät, jener vorzügliche Reiz des Thiergedichtes, nur eine scheinbare ist. Die Fabel Lafontaine's will uns nicht dadurch in eine heitere Stimmung versetzen, daß sie uns in die kindliche idyllische Natur zurückführt, sondern dadurch, daß der kluge, bewußte Mensch Wesen von niederer Art die Rolle der Menschen spielen sieht. Jene Heiterkeit ist also nur die Wirkung einer ironischen Behandlung der Thierwelt, welche der wahrhaft idyllischen und unbewußten deutschen Thierdichtung sowol, wie dem ächten Stamme der antiken Fabel fremd ist, da selbst diese trotz ihrer didaktischen Absichtlichkeit mehr reinen Naturſinn zeigt. Der muntere Ton, der Witz, die artigen Einfälle waren nun das Ziel, nach welchem Lafontaine's Nachfolger strebten, von denen Hagedorn, Gellert, Chr. F. Weiße, Lichtwer, Zachariä die meiste Gewandtheit besaßen. Vieles zumal in den Erzählungen, die man stets neben der eigentlichen Fabel behandelte, hat allerdings Antheil an der französischen Anmuth, doch ist des Abgeschmackten ebenfalls die Fülle vorhanden. An die Naivetät der Thierdichtung erinnerte sich Niemand, sondern man verlegte geflissentlich die Scene aus dem grünen Walde zwischen die Coulissen des Puppentheaters. Wie Lafontaine durch sein Maitre, Compere, Dame, Sire das Idyll in ein ironisches Maskenspiel umwandelt, so haben unsere Dichter ihr Jungfer Eule, Fürst Leopard, Meister Bär, Herr Gänserich, Herr Anser, Meister Gallus ꝛc. Ramler empfiehlt diese unpassenden Scherze ausdrücklich in seinem Batteux [2]). Ja als man die Fabeldichter des Mittelalters hervorzog, den Boner, Trymberg, Waldis, Hans Sachs zum Studium empfahl und namentlich ihre Naivetät rühmte, hatte man am wenigsten im Sinne, sich in die naive Welt zurückzuversetzen, sondern man wollte sich im Bewußtsein des Fortschrittes nur an dieser lächerlich gewordenen Naivetät, an den alten kräftigen Wendungen und Ausdrücken belustigen. Gellert zwang sich

[1]) Er erzählt z. B.: Es kleidete die plumpe Dole
Sich mit viel Pfauenfedern an,
Und schnitt fast eine Capriole,
Sobald als sie sich angethan ꝛc.

[2]) I, 357.

zur Bewunderung Boner's, doch galt dieſer auch ihm gegen Lafontaine nur für einen ungeſchliffenen Diamanten. Zacharia, der 1771 Fabeln und Erzählungen in Waldis' Manier herausgab, hat, wenige freiere Nachbildungen abgerechnet, Waldis nur in ein neueres Deutſch gekleidet und dieſe Arbeit erſchien erſt, als der franzöſiſche Geſchmack ſich längſt befeſtigt hatte. Mit der naiven Haltung der Fabel war viel verloren, und außerdem ſtellten ſich noch andere Untugenden ein. Als das beſte Mittel, die Fabel munter zu machen, wurden witzige Digreſſionen, Naturſchilderungen, Kernſprüche, ſatiriſche Anſpielungen u. dgl. empfohlen und leider beſaßen nur wenige Geiſt und Anmuth genug, um ſolche abſichtliche Unregelmäßigkeiten ſchön zu machen. Dies ſind die blumenreichen Abwege, welche der Fabel ein leeres Geſchwätze aufdrangen, bei dem oft ſogar die Erzählung und der Spruch ganz auseinander gingen. Schon Gottſched ſtellte ſich der franzöſiſchen Manier entgegen, indem er an Aeſop's Einfachheit und des Horaz quidquid praecipias brevis esto erinnerte [1]). Er hatte jedoch keinen Einfluß; denn die Fabeln ſeiner Freunde waren bei aller Kürze höchſt langweilig und er ſelbſt, dem ſchon das Wunder, daß die Thiere redeten, nicht gefallen konnte, hätte es gern geſehen, wenn man auch in die Fabel allegoriſche Perſonificationen eingeführt. Leſſing ſuchte im ſtrengſten Anſchluſſe an Aeſop wenigſtens die natürliche Einfachheit des Tones und den paralleln Gang des epiſchen und des didaktiſchen Momentes wieder herzuſtellen, freilich kann man nicht billigen, daß ſeine Kritik der mathematiſch abgezirkelten Erzählung nun gar nicht geſtattete, über den Zweck der Veranſchaulichung hinauszugehen, während ſich doch eine freiere idylliſche Bewegung, die nicht blos den Verſtand anging, mit dem didaktiſchen Geſichtspunkt ſehr wohl hätte verbinden können. Ein merkwürdiger Verſuch, der Fabel aufzuhelfen, war ihre dialogiſche Behandlung von Willamow 1765. Eine zu weite Ausdehnung hätte Leſſing nicht zu rügen gehabt. Oft fehlt die Lehre, welche bei anderen Fabeldichtern zu einer Predigt anwuchs. Die Wahl des Dialoges bewirkte aber das Gegentheil von dem, was bezweckt war; die Fabeln verlieren nämlich an Lebendigkeit, da das Factiſche nicht erzählt wird, ſondern erſt aus dem Geſpräche errathen werden muß. Viele dieſer Fabeln ſind nur Anekdoten, die der fleißige Mann aus den Schriften der Alten geſammelt. — Man hatte die Fabel mit den übertriebenſten Lobſprüchen empfohlen. In dem Batteux

[1]) Neueſtes ꝛc. I, 763.

von Ramler heißt es [1]): Erhabene Seelen rührt Corneille; die zärtlichen vergnügen sich an Racine; Moliere belustigt die Kenner der Welt; Schäfergedichte sind ein Zeitvertreib funfzehnjähriger Jünglinge und Mädchen; die lyrische Poesie gefällt zur Zeit der Leidenschaften: Lafontaine ist für alle Zeiten und Umstände des Lebens. Er ist das Spiel der Kindheit, der Mentor der Jugend, der Freund des männlichen Alters. In den Händen eines Weltweisen ist er ein kostbarer Schatz von Moral; in den Händen des Liebhabers der Dichtkunst ein Muster des guten Geschmacks; in den Händen eines Weltmanns ein Spiegel der menschlichen Gesellschaft. Um ein großer Mann zu sein, darf man nur eine Eigenschaft in einem hohen Grade besitzen: Lafontaine vereinigt sie alle. Eine Zeit lang schien die Fabel auch bei uns eine solche Auszeichnung zu rechtfertigen, denn Gellert wurde der Liebling aller Stände. Wenn heute die Tochter vom Hause eine Gesellschaft am Klaviere unterhält, so declamirte sie damals eine Gellert'sche Fabel; die Prinzessinnen lernten aus Gellert ihr Deutsch, selbst der Landmann und der Handwerker erbauten sich an seinen Fabeln, wie an seinen Liedern. Nachdem jedoch Lessing und Herder den Styl des Lafontaine um sein Ansehen gebracht, ließ der Beifall nach und für die Einfalt des Aesop mochte die Zeit nicht mehr geeignet sein; man überließ daher die Fabeln der Schule und wandte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge. Merkwürdig ist es, daß schon Klopstock sich mit einer so beliebten und angesehenen Dichtungsgattung, für welche seine nächsten Freunde und Anhänger thätig waren, gar nicht befaßte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Durch Klopstock gelangt die Poesie wieder zu einem wahrhaft dichterischen Gehalte. Erster Versuch, das Romantische, oder das Germanische und Christliche, mit dem Antiken zu verbinden. Ob man berechtigt ist, Klopstock's Patriotismus und sein Christenthum herabzusetzen. Weshalb er sich an ein religiöses Epos wagen mußte. Weshalb die Messiade mehr gewirkt als die an sich vollendeteren Oden. Ursachen der sentimentalen Darstellungsweise. Vergleichung des Homerischen und des biblischen Epos überhaupt. Inhalt der Noachide von Bodmer; die Homerismen in derselben.

Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803) steht an der Spitze der Männer, welche unser Volk mit Ehrfurcht nennt, wenn es die

[1]) A. a. O. 341.

Plejade seiner Dichterfürsten zusammenstellt. Gehalt und Form, Natur und Kunst, das Ideale und das Reale, das Romantische und das Antike, man mag die Gegensätze taufen, wie man will, sie sind die Angelpunkte unserer poetischen Bildung, und alle Zeitalter verirrten, welche sich ausschließlich der einen Seite zuwendeten, wozu freilich oft noch kam, daß sie sich nicht über die ersten Elemente erhoben. Klopstock's Thätigkeit wurde ebenfalls durch die kurze Spanne eines Menschenlebens begränzt; es wäre daher Vermessenheit, von ihm zu fordern, daß er, was ihn bewegte, zu völliger Reife hätte entwickeln sollen. Aber die Tiefe seines Geistes bekundet sich hinlänglich schon darin, daß Niemand vor ihm die Ineinsbildung des Antiken und des Romantischen, in welchem letzten Momente nunmehr das Germanische und das Christliche zusammenfloß, mit solcher Ueberzeugung und Begeisterung unternommen, und wenn von nun ab die kraftvolle Zeit beinahe jedes Jahrzehend mit einer bedeutenden Wendung und Steigerung unserer poetischen Cultur bezeichnet, so ehrt es ihn, daß es beinahe nichts Großes gibt, was nicht in seiner Grundanschauung vorgebildet läge. Denn der neue Hellenismus und die neue Romantik, jene beiden großen Ströme, welche durch die zweite Hälfte des Jahrhunderts und weiter dahinfließen, bald verbunden, bald leider getrennt, doch mit intensivem Wachsthume, sind seiner Dichtung entsprungen. Dies wurde lange Zeit hindurch einstimmig anerkannt. Nunmehr rüttelt aber die deutsche Kritik auch an diesem Namen; man wetteifert in Ungenügsamkeit; man beschäftigt sich, durch die Einsicht einer viel jüngeren Zeit unterstützt, vorzugsweise mit den Unvollkommenheiten seiner Dichtung und geht gleichgültig über das Aechte und Große hinweg, welches der nationale Culturkörper bereits in sich aufgenommen und welches wir daher in seiner Besonderheit nicht mehr erscheinen und wirken sehen. Wir werden die Mängel, an denen Klopstock's Dichtungen leiden, nicht übergehen; dies um so weniger, als sie in der nächsten Beziehung zu dem Antiken stehen. Klopstock's Kraft liegt in dem Gehalte, und seine Schwäche in der unplastischen Darstellung. Aber man hat diese Mängel doch zu hoch angeschlagen und ungerechter Weise bis in die innere Welt des Gedankens verfolgt, um an Klopstock's Verdiensten um die Schöpfung eines ächten dichterischen Gehaltes herumzumäkeln, für welche die größten Denker seiner Zeit ihn mit freudiger Dankbarkeit ehrten.

Denn alle Stimmen bekennen, daß unser nationales Bewußtsein, die Selbstachtung, die Vaterlandsliebe so gut wie verschwunden

waren. Klopstock weihete sich, schon da sein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, dem Vaterlande. Er war kühn genug, die Herrlichkeit desselben zu feiern, während es noch wenig Rühmliches aufzuweisen hatte, und doch führte dieser Anachronismus nicht zur Donquixoterie, da er sich mächtig fühlte, die stolzen Ansprüche wenigstens durch seine eigenen Schöpfungen zu rechtfertigen, und da er zu seinem Volke das Vertrauen hatte, es werde die großen Eigenschaften seiner Denkart wieder entfalten, sobald ein muthiger Führer an den Heerschild schlage. Daher gehörte er zu den Ersten, welche Friedrich's Siege, mochten sie auch nicht allein den Franzosen abgewonnen sein, als die Entfesselung der deutschen Kraft begrüßten, und von welcher Bedeutung war dieser edele Stolz, da ein wahrer Aufschwung in irgend einer Beziehung wie dem Einzelnen so den Nationen unmöglich bleibt, so lange sie keinen Werth auf sich selbst legen! Allein jene scharfsichtige und übergerechte Kritik hat es zu tadeln, daß Klopstock die deutsche Herrlichkeit an den verschollenen Arminius knüpfte, daß er dem neu erweckten vaterländischen Sinne nicht wie Bodmer an der Volkspoesie des Mittelalters eine Stütze gegeben, daß er, jene mythische Hermannsschlacht abgerechnet, die Geschichte Deutschlands übersehen, endlich, daß sein Patriotismus in abstracter Verflüchtigung keinen Zusammenhang gehabt mit den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart und folglich auf das innere Volksleben ohne Einfluß geblieben. Wie sehr sind wir doch bemüht, uns selbst in unseren großen Männern zu erniedrigen. Wie viele Ereignisse gibt es denn bis zur Leipziger Schlacht hin, in welchen unsere Nation den ernsten Willen, ihre Unabhängigkeit zu wahren, in so scharfer Gegenstellung und mit solchem Uebergewichte ausgesprochen? Darum fand Goethe in dem von Klopstock ausgebreiteten, hochgesinnten Hermannsgeiste ein Symbol, das wol geeignet war, das nationale Selbstgefühl zu heben. Dieser Geist überwacht noch heute die Rheingränze und selbst die neueste Zeit hat das mächtige Sinnbild der Hermannssäule mit keinem andern vertauschen mögen. Wie sollte nun Klopstock sich an die Poesie des Mittelalters anschließen, da auch Bodmer's Bemühungen erst Bedeutung erhielten, als die deutsche Philologie unser literarisches Alterthum aufdeckte. Es war ihm nicht gleichgültig, daß die farbenhelle Schrift aus Barbarossa's Zeiten in den Klosteröden unter der Erde nach ihrem Entdecker hinaufklagte, und seinen Beitrag zu ihrer Verjüngung ist Klopstock nicht schuldig geblieben; er, der die nordgermanische Dichtung von Neuem schuf und dadurch die Erweckung des Volksliedes veranlaßte, mit

der die Erforſchung und die Regeneration der Romantik ihren Anfang nahm. Verlor ſich ſein Patriotismus wirklich in eine nebelhafte Vergangenheit und überſah er die Bedürfniſſe der Gegenwart? Gehört er nicht zu den Wenigen, die vor Schiller ein Wort von freiem Mannesſinne ſprachen, das dann in den Stolbergen, in Voß, Fr. Cramer und Hahn theilweiſe zu heftig aufloderte? Er ſtrafte die ſchwelgenden Fürſten, als es noch Dichterbrauch war, mit heroiſchen Lobodon um weniger als goldene Doſen zu betteln; er erinnerte den großen Friedrich an Kaiſer Heinrich, der bei dem Wettſtreite mit Hämus Dichtern und denen am Capitol nicht unerwecklich geſchlummert hätte. Er ſuchte ſich an Joſeph's Reformen zu betheiligen und durch die politiſche Lyrik, als deren Schöpfer er erſcheint, die geſunden Einflüſſe der franzöſiſchen Revolution hinüberzuleiten. Wollen wir dies Alles nicht in Rechnung bringen, ſo dürfen wir immer noch nicht der falſchen Vorſtellung beipflichten, daß Klopſtock's Wirkſamkeit ſich auf die Stiftung einiger Dichterſchulen beſchränkt. Die politiſchen Beziehungen ſind nicht die einzigen, durch welche der Dichter mit den innerſten Lebenskreiſen ſeines Volkes in Verbindung tritt. Klopſtock hat wacker daran mitgearbeitet, daß man wieder den Muth gewann, an den Adel deutſcher Geſinnung und Sitte zu glauben. Deutſcher Ernſt und deutſche Kraft, Biederkeit und frommer Sinn, deutſche Treue und Redlichkeit lebten in ſeinen Geſängen wieder auf. Die Innigkeit und Wahrheit ſeines Gefühles durchbrach hier die ſtumpfe Kälte und verſcheuchte dort die Falſchheit und Leerheit der galliſchen Convenienz. Die Natur, die Familie, Freundſchaft und Liebe traten wieder in ihre Rechte. Dies Alles würden wir nicht überſehen, wenn uns nicht die neueſte Zeit daran gewöhnt hätte, eine volksmäßige Thätigkeit nur in der Ausbreitung demokratiſcher und ſocialiſtiſcher Lehren zu finden. Aber kennte man Nichts, als Klopſtock's Einfluß auf die deutſche Jugend, die ſich an ſeinem Beiſpiele von der Flachheit, Schwächlichkeit und Unnatur der franzöſiſchen Erziehung frei machte, ſo müßte man ſich ſchon über den Vorwurf wundern, daß ein Patriotismus, der ſo erfolgreich auf die Herſtellung des Edelſten gerichtet war, was unſeren Volkscharakter ausmacht, in leeren Abſtractionen verraucht ſei. Denn jene Teutona, welche, den Wettlauf mit der Franzöſin verſchmähend, mit fliegenden Locken und eine ſiegeswerthe Röthe auf den Wangen, neben der Brittin die Bahn durchmaß, ſie ward im 18. Jahrhundert das Sinnbild der ſchlank aufſchießenden deutſchen Jugend, von der die Sage ging, ſie ſei nicht mehr.

Nicht anders iſt es mit der Religion. Auch hier weiß man zu rügen, daß Klopſtock ſich in die luſtige Scheinwelt eines dogmatiſchen Syſtemes zurückgezogen und das Bedürfniß des Menſchen überſehen. Es iſt wahr, daß er in ſeiner Meſſiade die Erlöſung vorzugsweiſe als die Befriedigung der Gerechtigkeit Gottes darſtellt; aber es iſt nicht wahr, daß er dabei in dem Menſchen nur den verurtheilten Maleficanten ſah, auf deſſen Thun und Leiden nach dem Schluſſe der Acten es nicht mehr ankomme. Er wendet ſich auch an die Natur und das Schickſal des Menſchen; er will, daß die Gewißheit des Heiles all ſein Denken und Wollen veredele, ihn mit Troſt und Erhebung durch alle Lagen des Lebens begleite. Der große Gedanke, daß wir in Gott leben und weben und ſind, durchdrang das Mittelalter nach allen Seiten und dies lebendige Gefühl des innigſten Zuſammenhanges zwiſchen dem Himmliſchen und dem Irdiſchen bildete die edelſte und fruchtbarſte Grundlage der Romantik. Nun gehört in Wahrheit viel ſyſtematiſche Verblendung dazu, es zu überſehen, daß Klopſtock mit jenem Gedanken nicht in ſcholaſtiſchen Abſtractionen ſpielte, ſondern ihn in das innerſte Leben des Herzens verlegte. Während die beſchreibenden Dichter die Natur nur zu Stylübungen benutzten, während Brockes von dem großen Baume der Schöpfung nur einzelne Blättchen pflückte, auf die er ſeinen moraliſchen Denkſpruch ſchrieb, verſetzt uns Klopſtock wieder in die altgermaniſche Naturempfindung und wir vernehmen die Stimme des Herrn nicht aus Büchern von der Menſchen Händen gemacht, ſondern im liſpelnden Bache und im Rauſchen der Wälder. „Ich hebe mein Aug' auf und ſiehe der Herr iſt überall! Mit heiligem Schauer brech' ich die Blume ab, mit heiligem Schauer fühl' ich der Lüfte Wehn! der Ewige iſt, wo ſie ſäuſeln, und wo der Donnerſturm die Ceder ſtürzt. Nacht der Welten, in dir ſchauen wir, obwol im dunkeln Worte, Den, der ewig iſt!" War es eine loſe Speiſe, von ſcholaſtiſchen Worthülſen bereitet, wenn nun Klopſtock „die Kraft jener Welt" in die Sittlichkeit legte, die er als die erhabenere Hälfte der Schöpfung betrachtet? War es ein leeres Spiel mit Empfindungen, wenn er das friſche und mächtige Wort ausſprach: Noch viel Verdienſt iſt übrig; auf, hab' es nur, die Welt wird's kennen! War es ein pietiſtiſcher Traum, wenn er die zärtlichſte Hingebung, Treue und Innigkeit, den tiefen Ernſt in Freundſchaft und Liebe an die Gewißheit knüpfte, daß von ewig her das Herz für das Herz geſchaffen worden, und daß wir, was ſolchen Urſprunges iſt und unſeres Weſens edelſte Kraft beſeelt, nicht zurücklaſſen an dem ſtillen Ein-

gange zu den Unsterblichen. Bleiben denn in Wahrheit die religiösen Bedürfnisse des Menschen unberücksichtigt, wenn in Klopstock's Dichtungen weniger Lehren und Aussprüche als die unmittelbare Anschauung seines Seelenlebens uns ermuthigt, den verborgenen Rathschlüssen der Vorsehung zu vertrauen, den Blick zu den Sternen zu erheben und dessen gewiß zu sein, daß sich alle Mängel des Lebens einst durch Das, was ewig steht, ergänzen! Diese Aussaat mächtiger Gedanken war bisher auf das Steinige und unter die Dornen gefallen, durch Klopstock wurden ihr die Herzen zubereitet, und sie trug hundertfältige Frucht, wo nicht die Voltaire hinzukamen und Unkraut unter den Waizen säeten. Will man Klopstock's dichterisches Wesen und Wirken richtig auffassen, so kann man sich an Schiller's Urtheile über ihn anschließen, jedoch bleiben manche Widersprüche auszugleichen, und am wenigsten darf man, wie es bisher so häufig geschehen, einzelne Sätze Schiller's herausheben, um von ihnen einen leichtsinnigen Gebrauch zu machen. Es wird z. B. die Annahme, daß Klopstock uns stets aus dem Leben herausführe, in dieser schroffen Fassung nur Der unterschreiben, welcher es verkennt, daß in unserem irdischen Sein und Wesen Nichts ein wahrhaftes Leben hat, das nicht auf dem ewigen Grunde ruhet, oder welcher vergißt, daß Klopstock seine Zeit zu jener vielseitigen und mächtigen Selbstentwickelung entflammte, was nicht möglich war, wenn seiner Gedankenwelt die Beziehung zur Wirklichkeit, seiner Darstellung die plastische Besonderheit in dem Grade, wie man gemeinhin annimmt, gefehlt hätte.

Klopstock konnte, da sein Sinn stets auf das Große gerichtet war, sich nicht damit begnügen, was ihn bewegte, nur in kleinen lyrischen Bildern auszusprechen. Hätte er indessen seine Anlagen oder das Wesen einer Dichtungsgattung, die seiner Natur entgegengesetzt war, richtiger gekannt, so würde er es doch vielleicht vermieden haben, sich gerade auf dem Gebiete des Epos in einen gefährlichen Wettstreit einzulassen. Doch haben wir bereits nachgewiesen, daß ihm die Wahl schon deshalb nicht mehr frei stand, weil die ganze Kritik und Dichtung der Zeit vorzüglich zum Epos hindrängte. Dies ist nun nicht so zu verstehen, als ob bereits bedeutende epische Productionen vorlagen, die nur durch die Hand eines Meisters ausgebaut werden durften. Denn hält man eine Arie oder ein Recitativ aus Brockes' geschätzten Oratorien mit ähnlichen Stücken aus der Messiade zusammen, so wird man mit Staunen gewahr, wie weit Klopstock jenes geistlose Gereime hinter sich zurückläßt. Dasselbe gilt von den epischen Versuchen. Man

besaß außer den ganz elenden heroischen Lobgedichten einige größere Werke, wie König's August im Lager, Triller's Prinzenraub ꝛc., aber dies Alles ist nicht des Nennens werth, und ein weit größeres Gewicht ist darauf zu legen, daß die Poesie, indem sie von den Homerischen Gleichnissen zur Beschreibung und zur Fabel vorschritt, bereits eine bestimmte epische Richtung einschlug, und daß man dem entsprechend von den fremden Dichtern vornehmlich die Epiker beachtete. So hatte nach der damaligen Auffassung die alte Literatur nichts Größeres aufzuweisen als Homer und Virgil und von den englischen Dichtern lernte man natürlich Milton weit früher würdigen als Shakespeare. Wollte Klopstock das Vaterland durch eine Dichtung von gleichem Werthe erheben, so mußte er daher das Epos wählen, und die Ansichten der Zeit, welche ein Gedicht nach der Würde des Stoffes schätzte, sowie sein frommer Sinn nöthigten ihn, in dem Epos einen religiösen Stoff zu behandeln. Dies war bereits entschieden, als Klopstock die Schulpforte verließ. Seine Abschiedsrede ist ein historisches Document geworden. Sie verdankt diese seltene Auszeichnung den reifen und edelen Ansichten, welche sie enthält, nicht minder jedoch auch dem Umstande, daß Klopstock dem Programme, welches er damals aufstellte, zeitlebens treu geblieben. Opitz und selbst die Schweizer mochten, wenn sie die hohe Aufgabe der Kunst hervorhoben, wol nur angelernte Urtheile nachsprechen, oder die nächsten ethischen Zwecke im Auge haben. Klopstock fühlte die Bedeutung der Poesie mit der Wärme der Jugend, mit dem heiligen Lebensernste, welcher Schiller berechtigte, den Dichter an die Spitze der Menschheit zu stellen. Er forderte die Zuhörer auf, in der ächten Poesie eine zweite Offenbarung des göttlichen Geistes zu sehen und die armseligen Versmacher zu verachten. Den alten Epikern habe Eins zur Vollendung gefehlt: ihre Welt entbehrte der christlichen Wahrheit. Tasso sei weit von Milton überflügelt, der als ein wahrer entheus die Natur und die Menschheit in ihrem Zusammenhange mit dem Schöpfer aufgefaßt. Deutschland habe keinen Epiker aufzuweisen, und wer fühle nicht Schaam und Entrüstung, wenn sogar der eitele Franzose unser Volk stumpf und geistlos nenne. Unsere Ehre müsse durch ein Epos hergestellt werden, und Milton hatte zum Glücke nicht den höchsten Gegenstand weggenommen. Diese Aeußerungen zeigen uns Klopstock's Unternehmen in seinem ersten Keime. Neben der Stimmung der Zeit war es einerseits der Wetteifer mit Milton und den alten Epikern, die gleichsam den literarischen Ruhm ihrer Völker repräsentirten, ferner der fromme Zug des Herzens und end-

lich die hohe Anſicht, daß die Poeſie ſich als Organ des göttlichen Geiſtes neben die Bibel und die Schöpfung ſtellen müſſe, was ihm die Wahl des Epos und des religiöſen Gegenſtandes unvermeidlich machte.

Fragen wir nunmehr, was Klopſtock den alten Epikern abgelernt, ſo könnten wir im Anſchluſſe an Gervinus, der die Meſſiade eine Reihe von ungeheueren Fehlern nennt, freilich beinahe mit einem kurzen Nichts antworten. Homer und ſelbſt Virgil, die Klopſtock doch ſo eifrig ſtudirte, ſind in der Darſtellung von ihm um die Weltweite verſchieden, die ſie zeitlich trennten. Das antike Epos fügt eine Begebenheit, eine Handlung an die andere, ohne ſich zur Reflexion Zeit zu laſſen, während Klopſtock beſtändig Ideen entwickelt, oder Empfindungen ſchildert, wobei er von der realen Grundlage nur die Anläſſe entlehnt und ihr kein Recht der Selbſtändigkeit zugeſteht. Schiller hat ganz richtig die Darſtellung in der Meſſiade muſikaliſch genannt, da ſie nicht Gegenſtände und durch Gegenſtände ſchildert, ſondern wie die Muſik das Auge umgeht und unmittelbar von dem Herzen zum Herzen ſpricht. Homer behandelt den Zorn des Achill und läßt unvermerkt eine umfaſſende Darſtellung des ganzen Zeitalters einfließen. Davon kann hier nicht die Rede ſein, weil neben dem einen Gegenſtande kein anderes Intereſſe aufkommt. Homer's Helden können eine Stufenleiter von Charakterformen des Heroenthums und der Menſchheit überhaupt repräſentiren, weil der vielſeitige Verkehr ſie in den verſchiedenſten Lagen handeln läßt. Auch Klopſtock dachte ſich die Jünger des Herrn verſchieden, aber die eine ungeheuere Situation, welche ſich durch ganze Geſänge fortzieht, verſetzt ſie alle in dieſelbe leidenſchaftliche Stimmung und läßt, zumal da ſich zum Handeln keine Gelegenheit darbietet, nur einen Sinn, nur ein Gefühl in ihnen aufkommen, ſo daß Verſchiedenheiten nur in kleinen Modificationen deſſelben Grundzuges hervortreten. Hier gibt es kein geräuſchvolles Kriegslager, keine See voll Abenteuer, ſondern wir betreten das ſtille geheimnißvolle Reich des Geiſtes; wir ſollen nicht in die bunten Erſcheinungen des Lebens hinaus, ſondern zu ſeinen tiefen heiligen Quellen hingeführt werden. Uebrigens hat Schiller ſelbſt hervorgehoben, daß mehre einzelne Züge auch in der Meſſiade von treffender ſinnlicher Wahrheit und ſchöner Umgränzung zeugen. Die erſten Theile der Meſſiade enthalten aber nicht nur häufig ſolche Züge, ſondern ſie entbehren im Ganzen keineswegs ſo ſehr der Anſchaulichkeit, wie wir herkömmlich glauben. Wir räſonniren uns immer hartnäckiger in das Vorurtheil hinein,

daß Niemand die Messiade lesen könne, und machen einen kleinen Versuch vielleicht nur in der Absicht, um unsere Trägheit zu rechtfertigen. Das Nibelungenlied hat lange dasselbe Schicksal gehabt. Wer sich im zweiten Buche durch die Zerrbilder Satans und Abramelechs, die etwas gemäßigt in Kaiphas und Philo wiederkehren, nicht gleich zurückschrecken läßt, der müßte doch bis zum elften Gesange für viele Mühe noch mehr Entschädigung finden, falls er nur überhaupt Sinn für den Gegenstand hat. So sind das Ostermahl, der Verrath, die Vorgänge bei dem Prozesse, der Antheil des Pilatus und der Portia, der Sturm des Volkes, durchaus so behandelt, daß das Thatsächliche zu einiger Geltung kommt. Erst gegen Ende, als Himmel und Erde, die Schaaren der Engel, die Seelen der Väter und die Seelen der Geschlechter, die noch nicht die Erde betraten, sich vereinen, um dem Herrn am Kreuze zu dienen, erfüllen sich die unermeßlichen Räume mit einem Glanze, der das Auge blendet. Aber auch hier sind noch Scenen, die, nicht zu ängstlich nach dem antiken Kunstprincipe gemessen, eine ewige Schönheit athmen. Wen sollte z. B. nicht das Lebewohl beim Heimgange der Maria von Bethanien ebenso wol in seiner sinnlichen Wahrheit, wie in seiner seelenvollen Innigkeit ergreifen? Ebenso hat ein allgemeinerer Beifall die Scenen, in welchen Christus den Seinigen nach der Auferstehung erscheint, zumal das Begegnen vor der Himmelfahrt ausgezeichnet. Ohne Zweifel wäre es vortheilhaft gewesen, wenn Klopstock die unsichtbare Welt hinter ihrem Schleier gelassen hätte. Sie tritt zu strahlend hervor und stellt die kleine Erde zu sehr in Schatten. Vielleicht veranlaßte indessen das antike Epos selbst; welches immer die Welt der Götter und die Welt der Menschen zusammenstellt, den Dichter, das Reich des Unsichtbaren in seiner Herrlichkeit und Verworfenheit zu enthüllen. Seit dem Mittelalter war man gewohnt, ein Epos ohne Mythologie für ein Unding anzusehen. Nach dem Vorgange Milton's und auch nach biblischen Vorstellungen mußte Klopstock die Erzengel als Diener und Boten des Herrn beschäftigen und den Jüngern in ihren Hütern lästige Doppelgänger geben, wobei eine zufällige Aehnlichkeit mit dem antiken Epos, das den begünstigten Heroen ihre Schutzgötter zuertheilt, zum Vorschein kommt. Es entsprach alten Ueberlieferungen und außerdem der plastischen Haltung des Epos, daß auch die Hölle persönlich hervortrat, um das Erlösungswerk wie in einer Gigantomachie zu hintertreiben, und aus demselben Grunde war es nicht unangemessen, daß die ersten Menschen, welche den Fluch über die Erde gebracht, auf Golgatha

erſchienen, um mit tiefer Rührung die Verjüngung ihres Geſchlechtes zu begrüßen. Doch Eins lockte immer das Andere hervor. Mit den Erzengeln und Satan kamen alle himmliſchen und hölliſchen Heerſchaaren; mit Adam und Eva die Erzväter und die Frommen des Alten Teſtamentes, von denen viele, wie Noah, David, Hiob, die Propheten Anſpruch hatten, ſich perſönlich zu äußern. An ſie ſchloſſen ſich gar die Seelen der künftigen Geſchlechter, weil die Menſchheit in alle Zukunft ihres Heiles gewiß werden ſollte, und ſo erweiterte ſich der kleine Kreis von Männern und Frauen, welche mit Trauer am Stamm des Kreuzes ſtanden und von ſeiner tiefen Bedeutung erfüllt waren, zu unzähligen Schaaren. Die von allen Seiten hervorquellenden Betrachtungen, Geſpräche und Geſänge mußten endlich den einen Gedanken trotz ſeines Reichthums an Beziehungen erſchöpfen. Wenn hier im Einzelnen Alles ermüdend wird, ſo hat jedoch ihrem ganzen Eindrucke nach die Aufdeckung der überirdiſchen Räume wieder auch ihren Vorzug, denn der Gedanke gewinnt durch ſie an ſinnlicher Kraft und es hat etwas Ergreifendes, den Heiland im weiteſten Umfange, als den Erlöſer der Welt zu ſehen und ſich ſelbſt in ſeinem Namen als den Genoſſen Aller zu empfinden, die da waren und ſind und ſein werden. —

Es laſſen ſich, wenn man Klopſtock mit Homer vergleichen will, unzählige Gegenſätze auffinden, doch würden nicht alle ohne Rechtfertigung bleiben. Gedenken wir z. B. nochmals der tiefſinnigen Unterſcheidungen Schiller's in der Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung. Er ſtützt ſich vornehmlich darauf, daß die Poeſie der Alten, weil ſie durch keinen Widerſpruch von der ſchönen Wirklichkeit getrennt wurden, Ruhe und Heiterkeit athme, nur die Wirklichkeit abbilde, ohne mit den Gedanken nach einer idealen Ferne hinauszuſtreben. Die moderne Welt dagegen ſei von der Natur abgefallen, ihre Poeſie werde von unruhiger Sehnſucht erfüllt, ihr Gebiet ſeien die Ideen. Dies ſcheint nun wirklich die Urſache aufzudecken, warum Ilias und Meſſiade, das naive und das ſentimentale Gedicht, an den entgegengeſetzten Grenzpunkten des Epos liegen. Und doch muß man ſich fragen, kann eine Dichtung, welche die Erlöſung beſingt, ſo arm an Troſt und Freude ſein, daß nothwendiger Weiſe die elegiſche Schwermuth ſein letzter und bleibender Eindruck wäre? Wir fühlen uns nicht in jener naiven Befriedigung, aber es iſt für ſie ein voller Erſatz gefunden und das Urtheil des naivſten der neueren Dichter wird trotz einer Einſchränkung hier von Gewicht ſein. Goethe ſagt, noch theile

sich der himmlische Friede, welchen Klopstock bei der Conception und Ausführung der Messiade empfunden, einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut. Lassen wir jetzt die Vergleiche; Schiller bemerkt, es ist nichts leichter, als tausend Gegensätze aufzustellen und die modernen Dichter gegen die alten herabzusetzen, aber auch nichts trivialer.

Es läßt sich wol annehmen, daß die Messiade trotz ihrer Mängel auf die Erhebung unserer Poesie einen größeren Einfluß ausgeübt, als Klopstock's Oden, obgleich diese den plastischen Formensinn weit mehr befriedigen und in sich vollendeter sind. Jene Mängel nämlich gediehen erst in dem spät verfaßten zweiten Theile zur Reife. Sie konnten ferner auch überhaupt erst deutlich erkannt werden, als das Ganze vorlag. Die ersten zehn Gesänge, die 1748—58 erschienen, zeigten einen Plan, dessen Kühnheit jedes bekannte deutsche Dichterwerk in Schatten stellte, und an seiner Zweckmäßigkeit zweifelte noch Niemand. Dieser Riesenbau der Phantasie, gegen den die Oden trotz ihrer reinen Plastik nur Bildchen waren, welche der Meister in seinen Mußestunden hinwarf, ließ wieder an die Möglichkeit umfassender Dichtungen glauben, und wie der Mensch, so wächst die Literatur mit ihren größeren Zwecken. Erst seit dieser Zeit bemühte man sich, auch das antike Epos wieder als ein Ganzes aufzufassen; denn darin, daß die Dichter bisher Homer und Virgil nur benutzt hatten, um einzelne Schilderungen und Gleichnisse nachzubilden, zeigte sich ihre Unfähigkeit, solche großartige Schöpfungen auch nur zu überblicken. Die dickbändigen Romane der Schlesier, welche mit ihrem episodischen Flickwerk ein völlig unorganisches Chaos bilden, können diese Ansicht eher bestätigen als widerlegen. Ferner war in jenen zehn Gesängen mehr enthalten als nur der Entwurf eines Planes, der die Erde, die Hölle und den Himmel in einem großen Weltbilde vereinigte, denn die Hälfte des Baues war bereits vollendet. So gewiß es ist, daß viele Oden, als Ganzes mit dem Ganzen verglichen, die Messiade bei weitem an Sinnlichkeit, Klarheit und Rundung übertreffen, so ist doch auch wieder nicht zu leugnen, daß die Messiade erst das Verständniß jener Lyrik vorbereitet hat. Die Gegenwart bot wenig dar, woran Klopstock die Gedanken und Empfindungen, welche seinen Oden beseelen, anknüpfen konnte. Er mußte seinen Zeitgenossen erst eine fingirte Realität vorführen, in welcher sich die Personen von demselben Geiste belebt zeigten, der seine Lyrik durchwaltete. Die Vorgänge in Jerusalem versetzten die Phantasie auf einen Schauplatz von

beſtimmter Umgränzung; an jenen Männern und Frauen, die ſich in mannichfachen Situationen bewegten, lernte man die ungewohnte Anſchauungs- und Gefühlsweiſe Klopſtock's natürlich finden, bis ſie auch in den Oden nicht mehr befremdete, wo ſie als der wirklichen Gemüthswelt eines Zeitgenoſſen entſprungen betrachtet werden ſollte. Die Oden folgten überdies einander viel zu langſam, als daß ſie mit ihren einzelnen Sonnenblicken den ſtarren Boden hätten aufthauen können; ſie wurden erſt 1771 geſammelt. Umgekehrt brachte die ſpäte Beendigung der Meſſiade Vortheile. Denn als ihre letzten Geſänge (1769—73) theils durch ihre Formloſigkeit zurückſchreckten, theils durch Wiederholungen ermüdeten, waren bereits die Erfolge, welche ihren Anfang begleitet hatten, befeſtigt. Der Reſt des Werkes konnte als ein literariſches Kunſtproduct, deſſen man nicht mehr bedurfte, den Schulſtudien der Kritik überlaſſen werden, nachdem jene Anfänge in der fruchtbaren Erde des dichteriſchen Volksgeiſtes Wurzel geſchlagen. Dies wird hinreichen, um zu zeigen, daß der Gebrauch, die Meſſiade zu Gunſten der Oden herabzuſetzen, nicht löblich iſt.

Endlich müſſen wir, weniger um Klopſtock zu rechtfertigen, als weil es zur Kenntniß der Zeit gehört, hervorheben, daß die Mängel der Meſſiade im innigſten Zuſammenhange ſtehen ſowol mit dem kritiſchen Geſichtspunkt der Zeit als mit der Anſicht, die man von den alten Epikern hatte. Mit den Forderungen der Schweizer ſtimmte Klopſtock's Dichtungsweiſe ſo ſehr überein, daß man annehmen müßte, die Kritik habe niemals an einem Dichter einen folgſameren Schüler gehabt, wüßte man nicht, daß es Klopſtock's eigener Natur angemeſſen war, denſelben Weg wie die Schweizer einzuſchlagen. Sie forderten das Wunderbare und Klopſtock führte die Phantaſie oft genug ganz von der Erde fort; ſie verſprachen ſich die angenehmſte Wirkung von der Poeſie, wenn ſie das Gemüth leidenſchaftlich aufrege, und der Zweck der Ergötzung ſchien ihnen am würdigſten erreicht, wenn er ſich auf ſittliche Tendenzen gründete. Dieſe Aufgabe löſte Klopſtock in einer ſo großartigen Weiſe, wie es den Schweizern gewiß nie vorgeſchwebt. Denn ſeit Jahrhunderten hatte kein Dichter mit ſolcher Gewalt die Gemüther beherrſcht, und der Inhalt gab ſeinem Gedichte eine Würde, die nicht zu ſteigern war. Denkt man endlich an Klopſtock's Eigenheit, Zuſtände und Empfindungen in muſikaliſchen Gemälden darzuſtellen, ſo wäre auch hier eine Uebereinſtimmung mit den Schweizern, welche die poetiſche Darſtellung als eine deſcriptive Malerei auffaßten, nicht zu verkennen. Es iſt indeſſen wol richtiger anzuneh-

men, daß Klopstock von den Schweizern nicht erst bestimmt wurde, sondern daß er in ihrer Kritik nur eine Rechtfertigung seiner Ansichten und Neigungen fand. Gewiß ist, daß er sie emsig studirte. Denn er schreibt schon 1748 an Bodmer: ich las oder vielmehr, ich verschlang Ihre und Breitinger's Schriften, und wenn mir zur Rechten Homer oder Virgil lag, so hatt' ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. Die alten Epiker konnten aber deswegen an Klopstock's unplastischer Darstellung nicht viel ändern, weil vor Winckelmann eben Niemand den Werth der alten Kunst in der freien Schönheit der Form suchte, und so mochte auch Klopstock an den Homerischen Gedichten Manches, was zur Darstellung gehört, bewundern, aber höher achtete er sicherlich den sittlichen Gehalt, welchen er auch bei Homer in den Handlungen und Charakteren aufsuchte. Obgleich ihm stets die strenge Bescheidenheit winkte, setzte er daher, weil dies sein Vaterland auszeichnete, die Messiade um des Gegenstandes willen über die Ilias, und ein Wetteifer in der Form mochte ihm kaum einfallen, da ihm die höhere Kunst der Homerischen Darstellung, selbst wenn er die Beispiele von sittlicher Größe und Schönheit hinzunahm, durch den inneren Reichthum seines Gedichtes mehr als aufgewogen schien. Ueberdies fehlte nicht allein ihm, sondern allen Zeitgenossen jede Ahnung von der sinnlichen Einfalt der epischen Volksdichtung. Man las Homer nicht anders wie Ossian, und selbst nachdem Wood dies Vorurtheil bekämpft (1769), verstanden es noch manche Uebersetzer, der Ilias das Gepräge der erhabenen und formlosen Skaldenpoesie zu geben.

Bei diesen irrthümlichen Ansichten von Homer war nun auch keine Erkenntniß des naiven Epos möglich. Da nun aber Klopstock gleichwol des Homer stets mit Liebe gedenkt und ihn eifrig studirte, so könnten wir erwarten, daß sich in manchen Bezügen Einflüsse zeigten. Diese sind nun auch sicher vorhanden, sie lassen sich nur nicht so deutlich nachweisen, wie bei anderen Schülern des Homer, denen eine Nachbildung technischer Eigenthümlichkeiten gewöhnlich vor allem Anderen am Herzen liegt. Nirgends verrathen jedoch bei Klopstock künstliche Episoden, Gleichnisse, stehende Epitheta, Zusammensetzungen und bestimmte Wendungen des Ausdrucks eine ängstliche Nachahmung. Er behandelte das Epos so selbständig wie die Ode, und wenn er in der Messiade aus den angeführten Gründen weniger glücklich war, so bleibt es immer von Bedeutung, daß Klopstock der erste deutsche Dichter war, welcher neben den Alten seine Unabhängigkeit behauptete, ihren Werth nicht in den

Aeußerlichkeiten der Technik ſuchte und keine Urſache hatte, ſeinen Dichtungen durch materielle Entlehnungen aufzuhelfen. Hat Homer dazu beigetragen, in Klopſtock dieſen großen Sinn zu entwickeln, ſo müſſen wir darin die erſte bedeutende Wirkung der antiken Studien erkennen. Wie Friedrich's Siege, mochte auch der Deutſche gegen den Deutſchen kämpfen, das politiſche Bewußtſein der Nation aufrichteten, ſo führte die Meſſiade, mag man ſie auch durchaus unhomeriſch, ja unpoetiſch finden, die Zeit herbei, in welcher das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr wurde, ſich ſeine eigenen Verhältniſſe ſchuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte. Mit dieſem Urtheile Goethe's verbinden wir das inhaltſchwere Wort von Herder, daß die Meſſiade in unſerer Sprache nach Luther's Bibelüberſetzung wieder das erſte claſſiſche Buch war.

Die Vorwelt des Alten Teſtamentes unterſcheidet ſich von dem mythiſchen Zeitalter der Griechen vornehmlich auch durch einen anderen Begriff von heroiſcher Größe. Sie iſt nicht arm an Kriegshelden, aber ihre Geſchichte feiert nicht den Weberbaum Goliath's, ſondern das Schwert des Herrn. Keine ſtolze Selbſtändigkeit und Willkür, welche die griechiſchen Heroen den Göttern anreihet, ſondern Gehorſam, Glaube und Demuth muß ihre Sieger ſchmücken. Neben den Schwerthelden erſcheinen nun aber auch andere Heroen. Noah wird allein dem Untergange entriſſen und die Schrift weiß Nichts von ihm, als daß er gerecht war. Abraham ſteigt auf den Berg und ſein Sohn trägt das Holz zum Brandopfer, welches ihn ſelbſt verzehren ſoll. Joſeph wurde von ſeinen Brüdern verkauft und vergilt das Böſe mit Gutem. Hiob, ſo ſchwer gepeinigt, harret aus im Glauben und in der Liebe. Dies bibliſche Heldenthum ruhet durchaus auf einer ſittlichen Erhabenheit und Schönheit. Sollte es nun dargeſtellt werden, ſo fehlte nicht nur die breite Weltlichkeit der griechiſchen Mythen, ſondern die Dichtungen mußten auch von vorne herein ihre Wirkung hauptſächlich von der Macht des innern Gehaltes erwarten. Doch widerſtrebten auch die äußeren Verhältniſſe nicht gänzlich durch eine unverbeſſerliche Dürftigkeit der poetiſchen Behandlung; denn über jenen Räumen und Zeiten ſchwebte wenigſtens der goldene Duft der Idylle, indem ſich mit dem Zauber der orientaliſchen Natur die religiöſe Erinnerung verband, und die kindliche Reinheit und Einfalt in den Sitten dieſes Hirtenvolkes war mehr als ein arkadiſcher Traum. Es wäre demnach wunderbar geweſen, wenn man nach Milton und Klopſtock dieſe wahrhaft dichteriſche Welt unbenutzt gelaſſen hätte. Die Einfachheit des Naturlebens und der ſittliche Heroismus, der Mangel

an künstlicher Cultur und der Adel natürlicher Weisheit und Anmuth, enge Verhältnisse und eine weltumfassende Bedeutung: diese Gegensätze vereinigten sich in den biblischen Traditionen und mußten das idyllische Epos hervorlocken. Ein solches wurde denn auch mit mehr oder weniger heroischer Färbung ausgebildet, aber es haben den ausgezeichneten Stoffen bekanntlich angemessene dichterische Kräfte gefehlt. Hauptsächlich stellten sich folgende zwei Schwierigkeiten heraus, die man nicht überwand. Die Dichter sollten die ideelle Bedeutung des Gegenstandes entwickeln, um den Leser zu reiferen Gedanken und zu edleren Empfindungen zu erheben. Sie konnten aber weit weniger als Milton und Klopstock darauf Anspruch machen, das Salz der Erde zu sein, und fehlerhaft war es überdies, daß sie die hinschmelzende Weichheit, neben welcher Klopstock wol Lebensfrische und männliche Thatkraft bewährte, zur ausschließlichen Herrschaft brachten. Ferner suchten sie der äußeren Armuth des Stoffes durch breite Schilderungen und durch Episoden, die oft gänzlich den Grundton störten, zu begegnen. Deshalb ist nun Alles und Jedes in dieser geistlichen Epik verfehlt. Gleichwol dürfen wir die Richtung, welche sie bezeichnen, nicht übersehen. Homer begann rasch seine Macht zu äußern und in Kurzem gehörte die griechische Poesie nicht blos nach ihrem Kunstwerthe zu den bewegenden Kräften des modernen Lebens, sondern sie hatte auch die religiöse und praktische Philosophie der Alten in ihrem Gefolge und Vieles, was unbestritten dem Christlichen entgegensteht, drängte sich ungebührlich vor und verstärkte das Götzenthum der englischen und französischen Aufklärung. Man fühlte daher das Bedürfniß, der heidnischen Poesie eine christliche an die Seite zu stellen, doch hatte man Nichts als den guten Willen und es war nicht fein, daß die Dichter, was zunächst in den Anakreontischen Händeln geschah, bei ihrer Ohnmacht die Bußprediger zu Hilfe riefen. Von jener geistlichen Epik ist nun selbst dem Namen nach nichts mehr bekannt als Bodmer's Noachide. Man wird es uns Dank wissen, wenn wir uns mit diesem überall nur flüchtig angezeigten Gedichte ausführlicher beschäftigen. Uebergehen können wir es nicht, da es eine zahlreiche Gattung vertritt und auch zum letzten Male ein Beispiel davon darbietet, daß ein Dichter die poetischen Fictionen und die geschichtlichen Ueberlieferungen der Alten mit der großartigen Naivetät des Mittelalters als freie Beute betrachtet. Bodmer konnte den ideellen Gehalt seines Gegenstandes nicht in lyrischen Oratorien entwickeln; seine Personen wagen überhaupt nur selten das Wort zu nehmen, und er muß sich mit Schilderungen ihrer

Gemüthslage begnügen. Dieſer Armuth ſuchte er durch eine größere Fülle von Facten abzuhelfen. Seine Phantaſie konnte aber nicht erfinden, ſondern nur reproduciren. Schon als Knabe hatte er ſich an Ovid, Virgil, Homer und an Romanen nicht ſatt leſen können, und in ſeinem Gedächtniſſe kreuzte ſich eine Menge von epiſchen Fabeln und Hiſtorien. Aus dieſem Chaos ſchöpfte er nun Altes und Neues, um eine ganze Geſchichte der Menſchheit an Noah's Arche anzuknüpfen. Dabei hatte er jedoch ſo wenig das Alterthum ſeines Themas im Auge, daß er durch die Beziehung auf fremde und neue Dinge fortwährend die Illuſion unterbricht. Wer ſollte z. B. wol vermuthen, daß Noah unter ſeinen Geräthſchaften auch ein Fernrohr beſitzt! Dieſes abenteuerliche Verfahren wollen wir nun durch eine ſummariſche Angabe des Inhaltes der einzelnen Geſänge veranſchaulichen. Würden wir außer dem Zuſammenhange das aufzählen, was aus den alten Dichtern entlehnt iſt, ſo würde ſich Niemand erklären können, wie dergleichen Dinge in eine Noachide hineinkamen.

1) Entfernt von den verderbten Menſchen wohnen Noah und Sipha mit ihren Familien im Gebirge, in den Gärten Gottes, doch jeder in einer beſonderen Region und ohne von dem anderen zu wiſſen. Einſt wandelt Japhet, Noah's Sohn, nach einer beſonderen himmlichen Eingebung durch das Gebirge und kommt, indem ſich ein Berg vor ihm ſpaltet, zu Sipha, dem Bruder ſeiner Mutter Milka, und zu deſſen drei unſchuldigen Töchtern, welche jenen holden Dreien gleichen, die ein holdſeliges Band mit den weißen Armen geſchlungen, einſt an des Peneus belorbeerten Ufern wandelten. Sipha hatte 50 Söhne gehabt. Sie waren einſt aus Begierde nach Weibern über den Strom in das Gebiet des Sonnenprieſters gedrungen und hatten ſich wider Willen des Prieſters mit deſſen 50 Töchtern vermählt. Der Vater heuchelte Freundſchaft, ließ aber die Töchter heimlich ſchwören, ihre Männer zu tödten. Es folgten 49 dem Beiſpiele der Danaiden; die jüngſte verhalf ihrem Manne zur Flucht, doch ward ſie darauf vom Vater getödtet und jener ſtarb aus Gram. — Japhet ward von ſeinem Oheim patriarchaliſch bewirthet; die Töchter empfanden die erſten Regungen der Liebe und ergötzten ſich im Garten damit, daß ſie einen weiblichen Palmbaum befruchteten, indem ſie Zweige von einem männlichen hinaufwarfen. Japhet verabſchiedete ſich, um ſeine beiden Brüder zu holen. — 2) Vater Noah badet, betet und ſetzt ſich mit den Seinen zu Tiſch. Er erzählt, daß ihn ein Engel des Herrn zu verſchiedenen Völkern getragen, damit er die Schlechtig-

keit derſelben kennen lernte. Zuerſt ſei er nach Chus in das Reich des Magog geführt worden. Dieſer kriegeriſche Sultan belohne Die, welche in einem olympiſchen Rennen, im Ceſtuskampfe und Ringen ſiegten, mit Adel und Würden. Den Widerſpenſtigen ſchickt er, wie ſeine Nachfolger die rothe Schnur, ein ſilbernes Meſſer. Der Despot verſtieg ſich zu den Göttern; er rühmte, daß der Gott des Meeres von ihm die Gabel empfangen und ließ ſich anbeten. Ferner kam Noah auf die Inſel Nod zu rohen Wilden. Magog fuhr auf den neulich erfundenen Schiffen hieher, tödtete und verkaufte die Bewohner. Damals lebte jener Horaziſche Mann von erfindſamem Geiſte und von eiſernem Herzen, der die ſchwindlichte Tiefe zuerſt auf Balken zu treten verſuchte. Zu Maſis fand Noah Grüne und Blaue in einem Religionsſtreite begriffen. Man verhandelte in den frommen Synoden, ob der Cherub an der Pforte des Paradieſes Einer der Himmliſchen oder nur entzündete Luft ſei. Asdod und Anais, ein Paar wie Karl IX. und Katharina oder wie Juſtinian und Theodora, reizen das bewegliche und pomphafte Volk, worauf man die Grünen in einer feſtlichen Nacht hinwürgt, ſo daß Raben und Adler von der Schwere des Kropfes ſchwanken, Hunde und Hyänen mit Anais und Asdod geſchwiſterlich liebäugeln. Noah predigte hier Buße; er ward gefeſſelt, aber durch den Engel befreit. Darauf reiſten Beide nach Lud, wo den Leuten, wie dem Schlemmer Smindyrides, die Nerven zittern, wenn ſich auf ihrem Roſenlager ein Blättchen faltet. Der Engel predigte hier gegen die Wolluſt und richtete ſo viel aus, daß König Sichar ſich demüthigte. Doch wollte er erſt Gewißheit, ob ſein Gaſt wirklich ein Olympier oder nur ein Menſch ſei, und er bereitete ihm deswegen ein Thyeſtiſches Mahl. In Havilas Fluren finden wir Selima, den Lügenpropheten und ſeine Religionsſtreiter, die nach den Houris im Paradieſe des Himmels blicken und dann es für Schande halten, daß ihr Leben durch andere Wege fließt als den Säbel hernieder. — 3) Das Reich der Enakim ſteht unter dem Zauberer Dagon, dem Prieſter eines undenkenden Gottes, des Fatums. Die Rieſen wollen das Eden ſtürmen. Der Engel führte nun Noah zurück und verſchwand. Damit endigte Noah ſeinen Bericht. Nun kam Japhet nach Hauſe und brachte die Nachricht, daß Sipha noch lebe. Unterdeſſen ſpricht Raphael im Empyreum von den Sünden, die er auf Erden geſehen, und Gott beſchließt die Vernichtung des entarteten Geſchlechtes. Raphael aber erhielt Befehl, den Noah zu ſchützen, worauf er zu Adam, Enoch und anderen frommen Vätern ging, um ihnen die große Begebenheit

anzukündigen. Am folgenden Morgen finden wir Noah's Söhne auf der Wanderung zu Sipha. Sem und Cham bändigen kaum den zarten Vorwitz, Mädchen zu ſehen, welche Japhet als Mittelweſen zwiſchen Engel und Jüngling beſchreibt. Sipha's Töchter ſangen eben unter den Blumen und bewillkommten mit Freuden ihre Vettern. — 4) Sipha und die Töchter ziehen mit den Jünglingen zu Noah. Dieſer ſpazirt durch den Garten, wo ihm dann eine Stimme verkündet, die Welt werde untergehen, er ſelbſt aber in einer Arche gerettet werden, zu der Raphael den Riß machen ſoll. Die Mädchen weilen indeſſen bei ihrer Tante Milka in den ſtillen Gemächern, und eine derſelben erzählt von ihrem Jugendleben und von der verſtorbenen Mutter. Noah geht zu Sipha und theilt ihm die Offenbarung mit. Die drei Jünglinge unterbrechen ihr Geſpräch und werben um die Mädchen. — 5) Noah übernahm nun eine Sendung zu den Nephelim, Gabbarim und anderen Enakskindern, um Buße zu predigen. Dagon ſtürmte gerade das Paradies an den Gebirgen hinauf. Er gab ſeinen Leuten eine magiſche Pflanze als Talisman und bereitete ſie auf mißgeſchaffene Phantome vor. Sie ſollten indeſſen dieſelben herzhaft angreifen und nicht die vielförmige Bildung fürchten. Jetzo ſei es ein Drache mit dreifachem Leib, Bock, Löwin und Schlange, dann Vogel oder Flamme. Wer das Unding aber faſſe und bedrohe, der zwinge es gleich dem Proteus eine flehende Geſtalt zu werden. Es wird geſtürmt, aber Feuerflammen und Schreckniſſe Gottes jagen die Frevler zurück. Nun ruft Dagon den Adramelech zu Hilfe und fragt die Orakel des Abgrundes, indem er die Bruſt aufritzt und mit wilden Gebärden den Dämon ruft. Adramelech befiehlt, der Nacht und dem Erebos Hekatomben von Menſchen zu ſchlachten, worauf ein weichliches Volk bekriegt und die Gefangenen geopfert werden. Noah unterbricht das Opfer mit Zorn und Abſcheu. Dagon beruft ſich zwar darauf, daß die Satane gegen ſein Volk ſtets gütig geweſen, aber Noah gibt ihm ihre wahre Schilderung aus der Meſſiade. Die Stellen von Adramelech, Moloch und Belial ſind Zug für Zug von Klopſtock entlehnt. Og, Dagon's Liebling und Jünger, ergrimmt und will Noah zerſpalten, wird aber zum raſenden Aiax, indem er ſtatt Noah's einen Widder ergreift, ihn peitſcht und ihm das Haupt abſchneidet. Noah entweicht und das Opfer wird fortgeſetzt. Nun halten die Teufel ihren Lieblingen Wort und bauen für Dagon ein Kriegsſchiff, das von Wolken getragen wird, ein Schiff, wie das beſte, welches jetzt zwiſchen Cadix und Cuba fährt. Die Giganten ſteigen ein und laſſen ſich von den

Wolken über die Scheidewand des Berges tragen. Aber Raphael nimmt auf Gottes Befehl aus dem Zeughauſe der Allmacht ein unſichtbares Netz, ſo groß, daß es Königreiche bedeckt. Er zieht dieſes ausgebreitete Netz über die Länder hin; alle Geiſter der Hölle werden eingefangen, nur Abdiel Abbadona, welcher reuevoll in einem gefaltenen Oelblatte lag und mitgefangen war, wurde von Raphael aus einer Schleife des Garnes losgewickelt und flog in den Mond. Raphael verſiegelt das Garn mit dem Petſchaft der Allmacht und verſenkt es auf 900 Jahre ins Meer. Nun regneten Balken und Menſchen von dem Schiffe aus der Luft herab, wie ſpäter Wachs, Schwingfedern und Ikarus ſelbſt ins Meer ſtürzten. — 6. Noah empfängt von Raphael den Riß zur Arche. Ehe der Gerichtstag kommt, ſoll noch der Engel des Todes aus ſeinen Geliebten ein Lamm erwürgen. Sipha und Milka ſtreiten zärtlich um das Vorrecht, dieſes Lamm zu ſein. Raphael findet Gog und ſeinen Gefährten Perez, die aus dem ätheriſchen Schiffe gefallen, und zwingt ſie, 100 Balken, 300 Bretter und Dielen vor das Thor des Paradieſes zu tragen. Inzwiſchen haben Noah's Söhne Muße, mit ihren jungen Frauen ſpazieren zu gehen. Sie beſuchen die Geburtsſtätte Adam's und Eva's und kommen auch an den Baum des Todes, wo Cham ſich etwas unwillig über den Sündenfall äußert. Nachdem ſie ſich getrennt, erfahren die Söhne von Noah, daß die Sündfluth bevorſtehe. Die Töchter werden von Milka damit bekannt gemacht und jammern, daß das Waſſer die ſchönen Gärten zerſtören ſoll. Es folgen die Zurüſtungen zur Reiſe. Die Jünglinge zimmern; Milka trocknet Früchte; Noah packt die Kleinode von Gold, Silber, Elfenbein und Maſer zuſammen, die ebenſo kunſtvoll waren, wie das, was ſpätere Jahrhunderte zum zweiten Male erfanden. — 7. Die Arche wurde von Gott mit wunderbaren Gemälden verziert, welche prophetiſch Begebenheiten aus dem Neuen Teſtamente darſtellten. Die Männer ſehen nun einen furchtbaren Kometen aufſteigen. Sem wird zu den Frauen geſchickt, um ſie mit „geſalbten Reden" über das Wunder zu tröſten. Milka bereitet die Töchter auf ihren Tod vor; doch war ſie nicht das Lamm, welches der Todesengel gefordert, ſondern Sipha. Noch einige Tage lebten ſie in Seligkeit zuſammen. — 8. Sipha ſetzt ſich neben den Betaltar, welchen er einſt gebaut; er fühlt die Entzückungen einer beſſeren Welt und ſeine Seele entſchwebt. Die Kinder trauern und feiern den Verſtorbenen in Wechſelgeſängen. Noah erhält nun von Raphael eine Poſaune, durch die er die Vögel, das wandelnde Vieh und die

Insekten gleich einem Orpheus anlocken soll. Am siebenten Tage nehmen die schönen Silphaitinnen von ihren Gärten Abschied. Sie kleben mit Augen von Blut an den Geländern und weinen unhintertreibliche Thränen, nur der schöne Bau der Arche beruhigt sie etwas. Sie steigen ein. Noah legt eine Brücke und bläst: da kamen die Vögel, ließen sich vor der Brücke zur Erde nieder und gingen, von Gott unterrichtet, in sittlicher Ordnung auf das Schiff. Die Muse erzählt dem Dichter, welche Erdegebückten ankamen; es waren Tiger, Bären, Pantherthiere, Pferde, Hirsche ꝛc. Jedes empfängt eine kleine Lobrede. Noah steigt nun ein und versiegelt die Thüre. Japhet freut sich über diese Reisegesellschaft und verspricht sich von ihrer Betrachtung Unterhaltungen voll Geist und Empfindung. Nunmehr bewirkt der Komet die Ueberschwemmung. Alle Reiche gehen unter, auch das des Selima, wo der Prophet bei einer Empörung durch pyroboliſche Röhren unter die Rotte unauslöschliches Feuer hatte blasen lassen. Einige Fromme ertrinken gleichfalls, doch ihnen war der Tod nicht bitter: so Thirza, welche (nach der Ilias) ihrem Lohnherrn gerecht die Wolle wog, obwol sie ihren Kindern kaum das Brot geben konnte; so ein Paar unglücklich Liebende, die nun der Tod vereint. Andere redliche Leute werden in dem Augenblick mächtiger Versuchung der Gefahr enthoben. Alles auf der nährenden Erde ist todt außer Assur. — 9. Noah hatte im Riesenreiche Dagon's die Fluth angekündigt, und hier klopfte nun die Angst unter des Opiums Dünsten und in den Kammern der Wollust. Dagon schlachtete dem Zufalle täglich Adramelech's Opfer. Er senkt für die erzürnten Flußgötter in den Perath (Euphrat) und in den pfeilgeschwinden Hidekel (Tigris) eine goldene Göttin. Man hält sich dennoch weder in den Pyramiden noch in den labyrinthiſchen Klüften für sicher, und die Giganten bauen nach Adramelech's Entwurf den Leviathan, ein Fahrzeug, das jenem Luftschiffe ähnelt. Nun haben sie Muth, die Wassergötter zu verhöhnen, aber bald werden die Scherze zu Zeter. Die Arche stand unterdessen auf einem schützenden Felsen. Die Thiere enthielten sich der Gebräuche der Liebe; einige schliefen und zehrten von ihrem Fette. Noah's Familie lebte in traulicher Freundschaft und unterhielt sich mit der Betrachtung der prophetiſchen Bilder. Erst als die Fluth den höchsten Grad erreichte, floß die Arche in das offene Meer. Die jungen Leute beweinen das Schicksal der Menschen, doch Noah war unerschöpflich in trostreicher Weisheit, dachte und sprach, wie nach Jahrhunderten Einer, der alle Scenen der Menschen sang, den Mäander mit verflochtenem

Plane; Er, der mit Flügeln cherubiſchen Feuers oft gen Himmel hinaufſtieg und die Wege Gottes erforſchte. Das Schiff des Og war unterdeſſen im Kampfe mit Sturm und Fluth, wie die Scylla, da ſie am calabriſchen Strande badete, von den Hunden in die Tiefe hinabgezogen wurde. In Og's Schiff waren nur wenige Mädchen und Frauen. Die Unzucht erzeugte Eiferſucht und Rache. Alle Männer tödteten einander, nur der einzige Og blieb übrig. Naemi durchbohrt ſich, ihrem Geliebten treu, und dieſem Beiſpiele folgt die blöde weibliche Heerde; auch das letzte Weib tödtet ſich, und Og beſchwört ſie vergebens, einſt mit ihm die wüſte Erde zu bevölkern. Nun treibt er allein auf dem Wrack an der Arche vorüber. Er fleht um Aufnahme, doch Noah erhört ihn nicht, da auch er verurtheilt ſei. Og landet an dem Berge, welchen einſt Sipha bewohnte. Er ſpringt ans Ufer und dankt für ſeine Rettung dem Zufalle. Von dieſem verſpricht er ſich ſogar, daß nach Lucrez einige Keime vom Menſchengeſchlechte im Schlamme durch die Sonne ausgebrütet und zu Menſchen entfaltet werden könnten. Aber die Erde berſtet; es löſen ſich ihm die Schlöſſer am Knie, ſeine Sinne vergehen, der Schlund dehnt ſich vor ihm wie der Rachen einer japaniſchen Kenchris: er kann nicht fliehen und taumelt hinein, ſeinem Schöpfer fluchend. — 10. Unterdeſſen floß die Arche in ſanfter Fluth, von lieblichen Düften umwallt, von ſeltſamen Fiſchen begleitet, gen Norden. Hier hört man in den Waſſergefilden Jemanden klagen und ſich Vernichtung wünſchen. An einem ſchönen Tage kommt Raphael in die Arche, ſetzt ſich auf ein Sopha und erzählt von dem Schickſale der Seelen, wie er die guten zu den Vätern geführt, die böſen in Wüſten von Eis, wo ſie ſchlafen, wo aber ihr Gewiſſen aus cerberiſchem Schlunde mit gorgoniſcher Zunge in weiſſagenden Träumen belle. Jetzt erfährt man, daß jener Verzweifelte Abbadona geweſen, den der Wunſch zu ſterben veranlaßt, ſich zwiſchen den Kometen und die Erde in den Aufruhr zu ſtürzen. Nun hatte ihn ein Wirbelwind auf einen Planeten getragen, wo er lange Zeit den Jammer verſchlafen ſollte. Die Tage der Fluth ſind zu Ende; der Komet bringt Feuer, unter welchem die Waſſer verdunſten. — 11. Noah's Familie lebt einſiedleriſch auf dem Schiffe, doch kommt Raphael oft und erklärt die Bilder an den Wänden der Gemächer, welche nach der Meſſtabe entworfen ſind. Außerdem erfahren die Söhne Noah's in prophetiſchen Träumen die Schickſale der Völker, welche jedem von ihnen entſproſſen ſollten. Japhet ſieht in die Zeiten, wenn mit Hülfe des Magnetes die Schiffer nach Peru, Chili und Mexiko

kommen. Die Anderen träumen nicht minder ſcharfſichtig von Prieſterſtreit, Sklaverei, Schießpulver, Branntwein, woraus ſich denn für die Noachiden die traurige Gewißheit künftiger Entartungen der Menſchheit ergibt. Endlich taucht das Land empor und den Noachiden war wohl, wie dem Schweizer, der aus der Fremde zurückkehrt. Sie feiern die neue Erde in prächtigen Pſalmen, die Bodmer ſelbſt hohe dichteriſche Strophen nennt; doch hat er nicht lyriſche Metra angewendet, wie Klopſtock. — 12. Die Arche ruht auf Ararat und Raphael entſiegelt ſie. Er erſchien diesmal in ſeiner Herrlichkeit, zeigte das Ende der Fluth an und verkündigte jedem der drei jungen Weiber, daß es Zwillinge gebären werde. Es folgt die Ausſendung des Raben und der Taube. Noah betritt das Ufer. Jene ſechs Kinder werden geboren, worüber auch die Geiſter der Väter entzückt ſind. Lamech ſteigt hernieder, um das neue Geſchlecht zu ſegnen. In der Geſtalt der Kleinen zeichnet ſich bereits der Unterſchied der Racen ab. Sem wird nun ausgeſchickt, um Canaan zu ſuchen. Ueberall findet er Umwälzungen der Natur, Ruinen von Städten, auch ein Labyrinth voll Menſchen, die ſich hier retten wollten und verhungerten. Raphael erſcheint wieder und erzählt die nächſten Schickſale des Volkes, von den Erzvätern, von Moſes, von den Königen bis zur Verſöhnung durch den Mittler. Sem beſucht nun die Oerter, welche nachmals heilig wurden. Er findet hier auch eine Taube, welche höher glänzte als meliböiſcher Purpur im Glanze der Iris. Es war jene Friedenstaube, die Noah entſendet; Raphael hatte ihr eine ſeiner ſtrahlenden Federn in die Bruſt geſetzt. Nun harrete ſie hier der Noachiden, als ein Vorbild jener Taube des heiligen Geiſtes, welche einſt am Jordan über dem Mittler ſchweben ſollte. Die Noachiden ziehen nach Canaan. Der Stammvater bereitet ein großes Opfer. Da verkündet die Stimme des Herrn den Frieden und der Regenbogen umgürtet die Erde.

Dieſe Skizze wird Bodmer's Dichtungsweiſe hinreichend veranſchaulichen. Er hatte eine Menge von dichteriſchen Bildern aufgeleſen, doch war ihm eine verſtändige und geſchmackvolle Verwendung derſelben unmöglich. Ebenſo bunt iſt auch ſeine Sprache; auch hier ſcheint das Neue und Wunderbare, mit welchem der Dichter erfreuen ſollte, in das Sonderbare und Abenteuerliche überzugehen. Einfalt und Prunk, Altes und Modernes, das Erhabene und das Spielende wandeln friedlich nebeneinander. Als ein Homeride in dem Sinne, wie es Klopſtock nicht war, ſpricht er von der Flügelſchnelligkeit der Worte, von den zirkelnden Stunden des

Jahres, von der Stärke der Männer, wie sie jetzt sind. Aurora eröffnet des Aufgangs Kammern, die Flüsse gehen aus der umgürtenden Binde des Meeres hervor. Benjamin's Unschuld, Noah's Tugend, Raphael's Liebe sind Umschreibungen der Person, wie die heilige Kraft des Telemachos. Compositа braucht auch Klopstock, doch sind sie natürlicher. Zuweilen erhebt sich Bodmer zu dem Tone der Propheten, welcher die Schreckniſſe Gottes hörbar machen möchte; doch oft steigert sich das Erhabene zum Komischen. Er schildert die Langmuth der göttlichen Eingeweide. Das Volk am Pison ist dem Noah ein übler Geruch in der Nase. Sterbende verblasen den Athem nicht durch die Nase, sondern durch Wunden ꝛc. Wie in den Romanen des 17. Jahrhunderts die Helden der Vorzeit gleich den modernen Cavalieren sich französischer Phrasen bedienen, so prunkt die Noachide mit Gräcismen und Latinismen. Bodmer spricht von den Cavernen des Meeres, von cimmerischen Schatten, von pyrobolischen Röhren, von dem Vogel mit konischem Schnabel, dem Anverwandten des Sperlings. Es steigen Längen von Obelisken mit schlankem konischen Körper empor. In den Gleichnissen wechselt ebenso der Schimmer mit gesuchter Einfalt. So gehen z. B. die Geschlechter der Menschen zu Grunde, wie ein Volk Ameisen in siedendem Wasser ertrinkt, welches ein Ackermann über die braune Pflanzstadt gegossen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Gottschedianer spotten über die Hexametristen und bemühen sich, das religiöse Epos durch weltliche Heldengedichte und durch Uebersetzungen aus der antiken Poesie zu verdrängen. Bodmer behandelt Stoffe jeder Art. Zachariä führt das komische Epos ein. Neuere Vorbilder. Parodie einiger alten Mythen und der epischen Maschinerie. Die Schäferdichtung entspringt der allgemeinen sentimentalischen Stimmung des Zeitalters. Worin sich Geßner von Theokrit unterscheidet und was er von ihm entlehnt hat. Andere Nachahmungen und Uebersetzungen.

Während Wieland und Sulzer die Welt von der Vortrefflichkeit der Noachide zu überzeugen suchten, verfaßte Bodmer ein halb Dutzend kleinerer biblischer Epopöen. Noch viele Andere, unter denen Naumann, Wieland, Geßner, Zachariä, C. v. Moser, wurden von Klopstock angeregt, doch blieben ihre Versuche noch hinter der Noachide zurück. Dies vermehrte die Anzahl Derer, welche die ganze Gattung verwarfen. Man konnte sich weder mit der neuen

christlichen Mythologie, noch mit der süßlichen Sentimentalität befreunden, gegen welche sich das kräftige Lebensgefühl und der frohe Anakreontismus sträubte. Uz ließ in seinem Liebesgotte den Dichter Cleanthes auftreten, der die Leute mit Proben von einem Epos verfolgt, zu dem er Handlung und Helden noch nicht gewählt, aber einen Cherub zu Gesichten und einige Beschreibungen fertig hat; denn er wollte nicht gleichgültig ansehen, daß Die als Dichter den Geschmack verderbten, welche ihn als Kritiker hergestellt. Auch Lessing billigte es nicht, daß die Schweizer es seit 1749 für gut fanden, mit der Fröhlichkeit zu brechen, und wie ihre Patriarchen in schwermüthiger Andacht lebten. Die Gottschedianer schienen daher eine bedeutende Verstärkung zu erhalten. Bei ihren Angriffen gegen die alpinische Seuche der Hexametristen faßten sie vornehmlich die neue Dichtersprache ins Auge. Man erstaunte, daß ein so feiner Kopf wie Zachariä sich sogleich in Meteoren verliere, sobald er beginne, Hexameter zu machen [1]). Die Quäker und Herrnhuter, Alchymisten und Böhmisten könnten sich durch ihre besondere Sprache nicht mehr von anderen Sterblichen unterscheiden, als sich die heutigen Sechsfüßler von allen Menschen absonderten. Auch bei Zachariä wimmele es dann vom Sympathetischen, Frohschauernden, von Aeonen, Gewölk u. dergl. schibolethischen Brocken. In Gottsched's Diensten schrieb Schönaich sein Neologisches Wörterbuch 1754, dessen Witze jedoch der Meister selbst nicht vertreten wollte [2]). Denn zu viele gewichtige Stimmen erklärten sich dagegen, daß man mit den Uebertreibungen zugleich das Schöne und Aechte auszurotten und die Sprache wieder zur dürresten Prosa herabzustimmen suchte. Canitz sollte wie einst Lohenstein, so jetzt auch wieder Klopstock verdrängen; ja selbst Haller und Kleist galten schon für verstiegene Poeten. In einer Satire des Gottschedianer Quistorp 1750 werden Canitzens Gedichte nach dem heutigen „körnigten und gedachten Geschmacke" aufgestutzt [3]). Es fehle das Malerische, das Bildliche; man fordere jetzt lauter Schöpfung, lauter Posituren, lauter Bilder, lauter Creaturen. Pflügen sage ein Bauer, wir heißen es: verfolgt von Krähen und Elstern braune Wellen im Erdreich ziehen. Der Landmann säet nicht, sondern er gießt goldene Tropfen ꝛc.

Neben dem biblischen Epos suchte sich auch ein weltliches fest-

[1]) Gottsched, „Neuestes ꝛc." IV, 688.

[2]) „Neuestes", IV, 915.

[3]) Gottsched, „Neuer Büchersaal", IX, 301.

zuſtellen, wozu beſonders Gottſched anregte, und hier werden denn nach den antiken Epikern Anweiſungen ertheilt, die um nichts beſſer ſind als die Recepte, welche die Gottſchedianer ſpottweiſe für die Hexametriſten bekannt machten. Fenelon's Telemach von Neukirch 1739 und der Taſſo von Fr. Kopp 1744 wollte Gottſched lieber dulden als Milton. Nun hatte auch J. Ep. Schwarz 1742—44 eine ſteife und tonloſe Ueberſetzung der Aeneis herausgegeben, und Gottſched ſprach die Hoffnung aus, daß dieſe drei Muſter von regelmäßigen Epopöen noch vor Ablauf des Jahrhunderts (eine ſchöne Friſt!) mehr als einen viel glücklicheren epiſchen Originaldichter hervorbringen würden, als ſelbſt die Franzoſen aufzuweiſen hätten. Ein trefflicher Fund war für ihn der Leonidas von Glover. Hier entdeckte er den regelrechten Anruf der Muſe, die Einheit und Vollſtändigkeit der Handlung, welche ungefähr zwei bis drei Monate begriff; die Charaktere waren verſtändig und edel, die Sprache nicht ausſchweifend, der Stoff nicht mit Beleſenheit geſchmückt und vor Allem fehlten die unglaublichen Fabeln, weshalb Glover ſelbſt Virgil und Homer übertraf, die er übrigens in den Beſchreibungen und Schlachtgemälden fleißig benutzt hatte. Der edle Styl und die moraliſche Begeiſterung gewannen dem Gedichte viele Freunde. Gleim holte ſich aus ihm die Stimmung für ſeine Kriegslieder, Ebert überſetzte es noch 1778. Gottſched ward aber beſonders durch den Mangel an Phantaſie und poetiſchem Schmucke befriedigt, weil ein guter Wein keinen großen Kranz brauche, und trieb nun an, dem bibliſchen Epos der Schweizer ein hiſtoriſches entgegenzuſetzen. Die Hudemann, Scheyb, Stökel, Pantke, Schönaich brauten darauf ein Getränk, welches ſeine Zeitſchriften mit großen Kränzen ſchmückten, aber doch Niemand mochte.

Die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß unſere Literatur immer mehr antike Elemente in ſich aufnahm. Dies zeigte ſich auch darin, daß man wieder emſig zu überſetzen begann. Gottſched glaubte das Alterthum zu vertreten und wollte dem Naturalismus, der von England herübergekommen, durch die Meiſterwerke der alten Dichter, an denen er freilich nur ſeine techniſche Regelmäßigkeit zu ſchätzen wußte, imponiren. In ſeinem Dienſte waren beſonders die Schulmänner thätig, welche durch ihn einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen der alten und neuen Literatur kennen lernten und während ſie ſonſt nur das Latein intereſſirte, ſich in deutſchen poetiſchen Ueberſetzungen verſuchten. Andererſeits waren auch die Anhänger Klopſtocks durch die Meſſiade angeregt, die Dichtungen der Alten als Kunſtwerke zu betrachten. Man wollte

ſich dieſelben in der neuen gebildeten Sprache und in Hexametern vergegenwärtigen. Doch konnte natürlich von einer poetiſchen Nachſchöpfung noch nicht die Rede ſein, und ihre Verſuche ſind wenig mehr als ſtyliſtiſche und metriſche Uebungen. An der Spitze der Hexametriſten ſteht Bodmer, dem ſeine ſomnambule Sicherheit zu jedem Unternehmen Muth gab. Die Arbeiten der Gottſchedianer erkennt man ſchon von außen an den Alexandrinern oder an den trochäiſchen Tetrametern, welche Gottſched und ſeine Frau einführten, um den Hexameter nicht aufkommen zu laſſen. Mit der Abwerfung des Reimes war übrigens Gottſched ſehr wohl zufrieden, und hätte er nicht Klopſtock in Allem und Jedem widerſprechen wollen, ſo würde er die Hexameter, die ihm ſelbſt recht gut gelangen, gewiß begünſtigt haben. Uebrigens boten ſowol der Reim wie der Rhythmus noch immer unüberſteigliche Hinderniſſe dar und deshalb wählten Viele auch wieder die Proſa. Am beſten fielen einige Ueberſetzungen Homer's aus, doch handeln wir von ihnen an einer anderen Stelle im Zuſammenhange. Mit der Aeneis blieb man dagegen auffallend zurück. Noch 1770 erſchien eine Ueberſetzung (von Flügge), die man mit jener ſo genannten Schwarziade verwechſeln möchte. Auch Ovid wurde in mancherlei Geſtalt dargeboten. Unter den Ueberſetzern fehlt ſelten ein Gottſchedianer; hier wäre Lindner 1764 zu nennen. Eine ältere Uebertragung Lucan's von Seckendorf 1695 iſt deshalb merkwürdig, weil in ihr der Reim ſchon als ein Klapperwerk verworfen wurde. In der gegenwärtigen Periode verfaßte Borck 1749 eine matte Periphraſe in Reimen, welche Gottſched's Zeitſchriften rühmten. Des Muſäus Hero und Leander war ſchon 1633 von Hahnemann überſetzt; nach einem langen Zwiſchenraume erſchienen die Arbeiten von Mangelsdorf 1770, Schloſſer 1771 und Grillo 1771. Poſtel, deſſen Liſtige Juno bereits erwähnt iſt, hatte auch den Raub der Helena von Koluthus bearbeitet; jetzt wurde das Gedicht von Bodmer 1753 und 1771 von Grillo in Proſa übertragen. Das Mislingen der metriſchen Verſuche führte, wie bereits erwähnt wurde, zur Proſa. Für unübertroffen galt eine alte Ueberſetzung des ganzen Virgil von dem Rector Valentin zu Frankfurt 1660, welche noch 1724 aufgelegt war. Endlich machte Küttner Epoche, dem man wegen ſeines anſpruchsloſen und treuen Tones allgemein zugethan war. Es erſchienen von ihm 1772 auf einmal Theokrit, Bion, Moſchus und Koluthus, 1773 auch Muſäus und des Orpheus Argonautica.

Wir müſſen nun noch einmal auf Bodmer zurückgehen. Neben

Homer hatte ihn Apollonius beſchäftigt, deſſen Argonauten er 1779 in rauher Sprache und in nachläſſigen Herametern übertrug. Seine poetiſche Stimmung reizte ihn zu einer ununterbrochenen Geſchäftigkeit, und da es ihm an productiver Kraft fehlte, hätte er gern Alles, was ihm gefiel, wenigſtens in ſeine Sprache und in ſeine Verſe gekleidet. Bekanntlich verwandelte er auch manche neuere deutſche Dichtungen auf dieſe Weiſe in ſein Eigenthum. Vieles entlehnte er auch aus der alten Literatur: ſo erzählte er theils in freier Ueberſetzung, theils mit willkürlichen Veränderungen nach Ovid die Fabeln von Meleager, Philemon und Baucis und von Medea; nach Virgil verfaßte er den Brand der Schiffe, des Orpheus' Höllenfahrt, Dido in der Höhle und den Tartarus, und aus griechiſchen Dichtern floſſen Makarie, Euadne ꝛc. Hieran ſchließt ſich eine lange Reihe von Dramen aus der alten Mythologie und Geſchichte. Welche Sonderbarkeit zuweilen ans Licht trat, als ſich der Geſchmack an bibliſchen und antiken Stoffen kreuzte, ſehen wir in dem Menelaus bei David 1782, einem Gedichte, von welchem Bodmer die beſcheidene Anſicht hatte, daß es den Homer ergänze. Der Atride kommt auf ſeiner Heimfahrt nach Gerar, wo Agis, Enkel Abimelech's, gegen Israel kämpfte. Während die Schiffe ausgebeſſert wurden, machte ſich Menelaus, von Eteones, ſeinem Achates, begleitet, mit dem Lande bekannt. Sie treffen die Leute David's unter Zelten. Man erzählt ſich gegenſeitig ſeine Geſchichte von den Vätern her, aber ſo ſummariſch, daß die Leute einander unmöglich verſtehen können; denn der Eine gibt nur die Argumente der Ilias, der Andere etwa die Ueberſchriften von den Capiteln der Bibel. Menelaus holt von Tantalus aus, der Andere von Abraham. Menelaus begleitete den David auf einer Expedition und würgte wie ein Löwe unter Stieren. Er erhält ein koſtbares Trinkgeſchirr von Edelſtein zum Geſchenke und außerdem Unterweiſungen über den wahren Gott, worauf er über die falſchen Lehren der griechiſchen Hierophanten ſehr aufgebracht iſt. Mit wenigen Worten erwähnt das Gedicht noch David's Berufung auf den Thron und Menelaus' weitere Reiſe. Dies hieß ein Seitenſtück zu Ilias und Odyſſee, und zwar im Style des Homer und Euripides!

An die Regeneration des heroiſchen ſchloß ſich auch die des komiſchen Epos. Homer's Batrachomyomachie liegt indeſſen hier ganz fern, obgleich ſich Zachariä allerdings mit ihr beſchäftigte [1]).

[1]) Sie wurde auch von Willamow überſetzt.

Der Antheil des Alterthums an dieſer Dichtungsgattung beſchränkt ſich nur darauf, daß man die Ilias in einzelnen Scenen, in der Maſchinerie und in beſtimmten Wendungen des epiſchen Styles parodirte, und daß einzelne Fabeln aus Ovid benutzt wurden. Die eigentliche Heimat der komiſchen Epopöe war Italien, wo ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts alle Gattungen des Komiſchen bis zur Ausſchweifung bearbeitet wurden. Man pflegte hier ſich entweder an ein beſtimmtes heroiſches Epos anzuſchließen und daſſelbe dem ganzen Gange nach zu traveſtiren, oder auch nur in allgemeiner Entgegenſtellung einen geringfügigen Stoff im Tone des ernſten Epos zu beſingen. Von den Gedichten letzter Art iſt Taſſoni's Eimerraub das berühmteſte. Von Italien kam der Geſchmack an dieſen Dichtungen nach Frankreich, und hier wurde ſeit Scarron das Burleske ſo beliebt, daß die Buchhändler nichts Anderes lieber drucken ließen. Boileau kämpfte dagegen, doch nöthigte die Mode ihn ſelbſt, ſein berühmtes Chorpult zu ſchreiben. In England endlich theilte ſich zur Zeit der Königin Anna das poetiſche Leben in volle Gegenſätze: die Ausſchweifung im Idylliſchen und Sentimentalen rief den recenſirenden Witz der proſaiſchen Verſtändigkeit hervor, und ſo erſchienen auch hier zahlloſe Parodien und komiſche Gedichte im Gefolge der Satire. Taſſoni's Eimerraub wurde in Frankreich und England früh bekannt, bei uns erſt, nachdem das komiſche Epos feſten Fuß gefaßt. Unſere Dichter wurden vornehmlich durch Pope's Lockenraub und durch Boileau angeregt. F. W. Zachariä (1726—77) verfaßte ſeinen Renommiſten ſchon 1744, und dieſe erſte Epopöe darf wol für die beſte gelten. Die Ausführung iſt oft breit und witzlos, die Anlage jedoch nicht ungeſchickt. Der Jenaiſche Raufbold entwickelt ſeine angemaßte Größe in aller Bewußtloſigkeit und ſeine Heldenthaten liegen allerdings im Mittelpunkte der ächten Komik, weil ſie die ſchrankenloſe Freiheit affectiren und doch in ihrer Thorheit lauter Zeugniſſe der Unfreiheit ſind. Zu dieſem Naturalismus bildet die formelle Cultur des eleganten Leipzig einen angemeſſenen Gegenſatz. Ueberdies gibt es wol kaum einen glücklicheren Stoff für das komiſche Epos als die Studentenwelt, die in ihrem phantaſtiſchen Idealismus das Edle und das Lächerliche verknüpft, mit ihren Verſtößen gegen Einſicht und Sitte mehr beluſtigt als beleidigt und ihre Eigenheiten in reicher Mannichfaltigkeit darlegt. Hiezu kommt, daß ſie keine unwichtige Erſcheinung des deutſchen Volkslebens iſt, und daß die Ausbildung jener Contraſte zu Jena und Leipzig damals allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, weshalb

Zachariä's Epos auch den Reiz der frischen Gegenwart gewann, was den Werth jedes komischen Gedichtes erhöhet. Einige der übrigen Versuche lehnen sich mit matter Erfindung an Ovid. In den Verwandlungen werden einige Stutzer, die sich um die spröde Selinde bewerben, von dem eifersüchtigen Pudergott verwandelt und sie selbst wird ihrem Charakter gemäß eine Statue. Auch Holberg's Metamorphosen, in denen er die Spinne zum Satiricus, die Elster zum Barbier, den Fuchs zum Diplomaten ꝛc. macht, wurden 1746 übersetzt. In dem Phaeton 1754, der schon in Hexametern verfaßt ist, hat Zachariä die Fabel des Ovid parodirt. Eine kecke Comtesse ergötzt ihren podagrischen Vater durch ein leckeres Mahl. Er schwört ihr jede Bitte zu erfüllen und sie besteht nun darauf, sich selbst in einem neuen Phaeton über Land zu kutschiren, worauf sie die wilden Hengste in einen See fahren und der Schreck sie von solchen Gelüsten heilt. Auch der Murner in der Hölle 1757, ebenfalls in Hexametern, gründet sich auf antike Vorstellungen. Rosaura's Papagei schimpft die vorüberfliegende Alecto ein Scheusal. Sie entflammt durch einen Traum (wie Satan bei Milton die Eva und bei Klopstock den Judas) den Kater Cyper zur Eifersucht. Er stürmt gegen den Käfig, wird jedoch von Rosaura's Oheim erschlagen. Murner wandert nun zur Hölle, die mit Anspielungen auf Virgil und wenigen eigenen satirischen Zugaben von Komödianten, thierliebenden Damen ꝛc. gezeichnet ist. Charon weist ihn ab. Murner geht nun wieder auf die Oberwelt, erscheint seinen Herrschaften und bittet um ein ehrliches Begräbniß. Man erfüllt sein Verlangen und er zieht nun nach Elysium, wo wir wieder Virgilische Schattenbilder antreffen. — Die Travestie des antiken Epos im eigentlichen Sinne kam bei uns erst mit den burlesken Romanzen und der Aeneis von Michaelis, der jedoch nur eine Probe gab, und von Blumauer zum Vorschein. Auch von Wieland gehört Einiges hierher, worüber vielleicht später. In diesen Gedichten wurden nur einzelne Züge benutzt, indem man Helden und Scenen aus dem ernsten Epos copirte, Schilderungen, Gleichnisse und Sprachwendungen aus Virgil und Homer aufnahm und endlich, während die großen Götter nur spöttisch genannt wurden, mit den Genien und Sylphen ein jüngeres Göttergeschlecht einführte. Der Studentengott Pandur, der Lockengenius Charmant, der Pudergott Zephis, der Flattergeist Amor ꝛc. nahmen Theil an der Verkehrtheit. Oft hatten die Genien die Aufgabe, täppische Liebhaber in allerlei Ungemächlichkeiten zu stürzen,

um den würdigern zu helfen [1]). Nur durch solche allgemeine Beziehungen treten auch die komischen Epopöen von Uz, Dusch und Anderen mit dem heroischen Epos der Alten in Zusammenhang. Uebrigens bemächtigte man sich bei dem literarischen Parteikampf auch dieser Form der Satire. Wie Milton die Travestien seines Neffen John Philips', Dryden's und Anderer veranlaßte, so wurde auch bei uns die patriarchalische Dichtung ein wenig in Parodien mitgenommen. Hierher gehört Triller's Wurmsamen, der Liebesgott von Uz und Aehnliches. Noch spät persifflirte Sander in seinem neuen Rabelais 1786 die Sprache der Klopstockianer.

Als verwandte Dichtungsgattung möge hier noch die Idylle folgen. Die Franzosen kamen allmählich zu der Erkenntniß, daß die Bemühungen ihrer angesehensten Dichter an der Schäferpoesie gescheitert, und auch in Deutschland, zumal als durch Boileau die Urtheile der französischen Kritik hierüber bekannt wurden, fühlte man, wie sehr unsere Dichter und namentlich die schlesischen Marinisten, welche sich der Schäferdichtung angenommen, sich von Virgil und Theokrit unterschieden. In den Malern der Sitten heißt es: [2]) Der Charakter unserer heutigen Eclogen hat Etwas von dem Stolze der Bürger und Etwas von der Niedrigkeit der Bauern. Die neuen Schäfer gehen nicht mehr zu Fuße hinter ihren Heerden her; sie sitzen zu Pferde und wissen es so geschickt zu tummeln, wie der gelenkeste Ritter von Amadises oder Lancelot's Stamme. Bei aller Pracht werden sie auch nicht selten gemein, so daß Redensarten vorkommen, wie diese: Wir soffen stark und es war zu fressen genug. Man war demnach gebildet genug, die steifen und leeren Versuche von Wernike 1704 und Zernitz 1748 unbefriedigend zu finden, ebenso die sonst gewandten Erzählungen von Rost 1742, der nicht die Unschuld einer goldenen Zeit besang, sondern sich an den Siegen über die mit ihrer Sprödigkeit kokettirenden Landnymphen erquickte. Aber selbst den Franzosen gegenüber fühlte man sich zu neuen Versuchen zu schwach; die Gottschedianer übersetzten nur Virgil's Eclogen in steifen Alexandrinern und Bodmer gab die Sachen von Wernike 1749 wieder heraus. Es liegt zwischen diesen Bemühungen und dem, was Salomon Geßner aus Zürich (1730—87) erreichte, eine große Kluft. Es eröffnet sich uns der Anblick einer völlig neuen Schöpfung, die

[1]) Göthe erzählt, daß solche Dichtungen damals allgemein Beifall fanden. „Sämmtliche Werke" (1840), XXI, 26.

[2]) 1746, I, 49.

weit über jene rohen Anfänge hervorragt, freilich aber auch bedauern läßt, daß sie nicht mehr vom Geiste der griechischen Idylle getragen wurde. Dies lag nun daran, daß in der modernen Poesie bereits Einflüsse vorhanden waren, denen Geßner sich nicht entziehen konnte, und daß er Theokrit zu wenig kannte. Die sentimentale Naturdichtung nämlich, welche durch Brockes und Thomson hervorgerufen, sich theils als selbständiges beschreibendes Gedicht durch Ew. von Kleist, Zachariä, Dusch in der Literatur geltend machte, theils das patriarchalische Epos durchdrang, gab die nächste Veranlassung zur Ausbildung der Idylle. Dazu kam, daß die erotische Poesie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts die Schäfermaske beibehalten, die ihr so natürlich scheint; denn Klopstock und Schiller legten sie zwar ab, aber die Göttinger, Göthe und die neueren Romantiker wollten sie doch wieder nicht entbehren. Land und Leute waren also für die Idylle vorhanden. Nun hatte aber die neue Belebung des Gemüthes auch eine Verfeinerung und Verzärtelung der Empfindung bewirkt, und diese Sentimentalität, mochte sie sich in religiösen und sittlichen Gefühlen, in dem Sinne für die Schönheit der Natur, in der Zärtlichkeit der Familienglieder, der Freunde und der Liebenden kundgeben, war so extrem geworden, daß man sie aus der Wirklichkeit in eine ideale Schäferwelt hinübertragen mußte. Ein Gegensatz verstärkte hier den anderen. Palthen, ein Uebersetzer und Nachahmer Thomson's, verfiel in die roheste Wirklichkeit. Lessing hob folgende Beispiele hervor: [1]) Die aufgeschürzte Bauermagd mit blutdurchströmten Wangen und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen — der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löst, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht. — Die grunzende Sau mit den fleckigen saubern Ferkeln ꝛc. Solche Auswüchse trieben Geßner zu der idealsten Zartheit. Nicht jene einzelnen früher erschienenen Idyllen also erschwerten ihm jede freiere Bewegung, sondern die gesammte idyllische Scenerie und sentimentale Stimmung in allen Zweigen der Poesie, in der Landschaftsdichtung, dem Epos, der Lyrik, ja selbst in der Fabel wirkten auf Geßner ein, der die zerstreuten Erscheinungen sammelte und den Charakter, zu welchem sie hinneigten, bis zur vollen Reife ausbildete. Daher nahmen Kleist, die Anakreontiker, wie Götz, Gleim, G. Jacobi, die Fabulisten, wie Hagedorn, Gellert, Gärtner, an der

[1]) XXX, 18.

Schäferdichtung Theil; J. F. Schmidt ſchrieb neben einigen antikiſirenden auch bibliſche Eclogen in der Sprache Bodmer's 1759 und Breitenbauch jüdiſche Schäfergedichte 1765. Somit war ein beſtimmtes Colorit gegeben und von ihm konnte Geßner um ſo weniger durch Theokrit abgebracht werden, als der ſentimentale Grundzug ſeinem eigenen Weſen entſprach. Geßner war nämlich von Natur ein humoriſtiſcher Charakter und bewegte ſich durchaus in Extremen. Seine Vorliebe für das Burleske zeigte ſich ſchon darin, daß er alle Jahre einmal den Don Quixote las. Sein Reichthum an komiſchen Erfindungen ergötzte ſchon ſeine Mitſchüler, ſpäter ſeine Hausfreunde und gab ſich auch in ſeinen Zeichnungen kund. Seine Idylle zeigt von dieſer Neigung dagegen nur ſchwache Spuren, und ſie erſah er ſich, um in der weichſten Empfindſamkeit zu ſchwelgen. Die Abwendung von der Wirklichkeit, von einer durch Handlungen belebten Welt, das verſchwommene Träumen, die Luſt am Kleinlichen und was ſonſt die Dichtungen unſerer Humoriſten entſtellt, ſind auch in ſeinen Idyllen die Quelle aller Mängel. Ihm ſchwebte ein Ideal vor, zu dem Theokrit nur Farben und Verhältniſſe geben konnte, und ſein Arkadien erſcheint mehr als eine Tradition der italieniſchen und ſpaniſchen Schäferdichtung. Sein goldenes Weltalter zeigt die Erde als einen Garten, der unter dem heiterſten Himmel keiner Bearbeitung bedarf, ſondern höchſtens Gelegenheit zu einer ſpielenden Beſchäftigung gibt. Ebenſo nahm er dem Menſchen alle ſtärkeren Leidenſchaften, alle Bedürfniſſe und drückenden Verhältniſſe der Cultur. Daher gibt es, wie Herder bemerkt, für Geßner's Weſen keinen perſönlichen, ſondern nur einen geſammten Charakter, keine Handlungen, ſondern nur Geſchäfte, keine Mannichfaltigkeit der Perſonen aus der Seele heraus, ſondern nur eine Mannichfaltigkeit der Anläſſe zu gleichartigen Aeußerungen, welche Mängel Theokrit dadurch vermied, daß er nicht in eine verſchönerte Idealität, ſondern nur in eine verſchönerte Natur zurückging. Hottinger, des Dichters Landsmann und beredter Biograph [1]), wollte eine andere Anſicht begründen und unterſcheidet ſo: Theokrit's Hirten ſind leidenſchaftlicher und ſinnlicher. Ihre Unſchuld iſt Einfalt. Schalkhaft ohne Bosheit und ſchlimm ohne Tücke, intereſſiren ſie immer und verlieren unſer Herz auch dann nicht, wenn ſie unſer moraliſches Gefühl beleidigen. Geßner's

[1]) „Salomon Geßner" (1796). In der „Vergleichung der deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern" (1789) ſtanden ſchon dieſelben Urtheile, obgleich Theokrit nicht ungeſchickt gezeichnet iſt.

Schäfer sind Wesen von einer besseren Art. — Wir wagen kaum sie Brüder zu nennen und der Kuß seiner Schäferin ist für unsere Lippen zu rein. Sein losester Faun ist frömmer als Theokrit's Hirten. — Hier fehlt denn freilich nur noch ein ätherischer Kuß auf die Hand der Schäferin und wir sind wieder bei den pariser Hofidyllen. Er bewundert, welche Abwechselung der Auftritte, welche Mannichfaltigkeit der Situationen, welche Schattirungen der Tugend, der Liebe, des Mitleids und der Zärtlichkeit Geßner überall anzubringen gewußt. Wie süß, sagt er, stammelt nicht das Kind eben dieselbe Empfindung, welche der Jüngling feuriger, der Mann entzückter und der Greis mit wonnevoller Ruhe ausspricht. Wie unerschöpflich ist nicht der Vorrath seiner Bilder, wie vielfach seine Wendungen und wie neu gestempelt jede wiederkehrende Empfindung. Dies Urtheil ist nun allerdings mehr als eine Phrase des Lobredners, gleichwol steht auch fest, daß diese ganze Mannichfaltigkeit von der allgemeinen Eintönigkeit erdrückt wird; denn es gleicht Alles einem Bache, dessen Fläche doch nur als starres Glas erscheint, wenn auch die Tropfen beständig wechseln. Daher mußten die größeren Dichtungen, der Daphnis, zu welchem Longus in einer französischen Uebersetzung den Stoff gab, der Tod Abel's, welchen Geßner aus Eifersucht gegen Bodmer schrieb, und Anderes noch weniger gefallen, denn der Luxus an poetischen Farben wurde weder durch Gedankentiefe noch durch bedeutsame Handlungen gerechtfertigt.

Frankreich war über den Ausländer entzückt, der ihnen die Befriedigung eines nationalen Bedürfnisses verschaffte. Natürlich stellte man hier Geßner ganz neben Theokrit:

ramis felicibus arbos
Miratur novas frondes et non sua poma!

Griechischer Geist, griechische Zartheit und Simplicität sei auf den Stamm der modernen Cultur geimpft. Fassen wir nun ein wenig im Einzelnen Geßner's Verhältniß zu Theokrit ins Auge. Mit dem Griechischen war Geßner nicht bekannt. Er las selbst die lateinischen Dichter lieber in französischen Uebersetzungen und die griechischen am liebsten in den elenden lateinischen Versionen. Von den Eclogen Virgil's waren einige schlechte Uebersetzungen erschienen, von Theokrit wenigstens da, als Geßner bereits dichtete, vermuthlich keine. Er lernte sein Vorbild daher gewiß in einer ganz charakterlosen Form kennen und konnte es sich nach seinem Geschmacke zurichten. Demgemäß entlehnte er nichts als Aeußeres

und Einzelheiten. Er verlegte die Scenen nach Arkadien in dem guten Glauben, daß es hier wirklich einmal eine solche goldene Welt gegeben, da die Reste derselben noch im Homer zu erkennen seien. Dies Arkadien behielt ein griechisches Aussehen, eine fromme Naturreligion, heidnische Götter, zumal die ländlichen, Waldtempel, Haine und Opfer. Außerdem rühmte Geßner, daß Theokrit die Natur in der höchsten Einfalt aufgefaßt und in ihr nicht allein die Rosen und Lilien der neuen Poeten gesehen, sondern ihre Gegenstände in der höchsten Mannichfaltigkeit gezeichnet. Als Maler durfte er in der Naturschilderung mit dem Griechen wetteifern und gewiß finden wir häufig bei ihm die zartesten und doch sinnlichsten Gemälde, wenn auch die sorgfältige Ausarbeitung des Kleinen zuweilen stören mag. Ferner kehren auch aus Theokrit die Eigenheiten des Hirtenlebens wieder: jene Feld- und Liebeslieder, die neckenden Scherze, die Beschreibungen der hölzernen und thönernen Kleinodien, die Klagen unter der einsamen Buche, die geselligen Feste, die Wettgesänge um Ziege und Zicklein, Haferrohr und Kürbisflasche, und es verräth keine geringe Virtuosität, daß Geßner sich so ganz in die griechische Localität versetzte. Manche Gegenstände sind freilich ganz modern, wie wenn Greise von 80 und darüber ihre Grabessehnsucht ausgirren, oder wenn moralische Paränesen einfließen und Exempel von einer erstaunlichen Gutthätigkeit. Zu den schönsten Idyllen Geßner's gehört die übel belohnte Liebe. Es klagt hier ein ungeschlachter Satyr in zarten Liebestönen, wobei der Dichter ihm mit Bedacht die abgeschmacktesten Bilder in den Mund legt. Das Idyll ist dem Cyclops des Theokrit nachgebildet, mit derselben Ironie, doch im Einzelnen mit Abweichungen. Dies ist nun auch ein Beispiel von der komischen Mimik und der Gabe des genialen Scherzes, welche A. W. Schlegel in den Idyllen nicht entdecken konnte [1]), jedoch in den Skizzen zu Eschenburg's Shakspeare 1775 bewunderte, indem er urtheilt, daß auf den kleinen Blättchen von Geßner sich eine Meisterschaft in der Caricatur kundgibt, von der in den kostbaren Kupferstichen der Engländer kein Funke zu finden. Ist es Wahl gewesen oder Spiel des Gedächtnisses: wir finden öfter, daß Geßner den Stoff aus einem, die Einkleidung aus einem anderen Idylle Theokrit's entlehnt. So besingt er in Myrtil und Thyrsis den Tod des Daphnis, wie Theokrit im ersten Idyll; er behält den Gang der Darstellung bei, und dennoch ist der Stoff eigentlich die Fabel von

[1]) „Kritische Schriften", I, 337.

Hero und Leander mit verändertem glücklichem Ausgange. Uebrigens wechſeln in den Idyllen Erzählung, Dialog, Wettgeſänge wie bei Theokrit, dem Geßner auch die ſceniſchen Einleitungen, die Refrains und die dramatiſche Haltung nachbildet. Auch über Geßner kennt die heutige Literaturgeſchichte nur ungünſtige Urtheile. Freilich ward er in Deutſchland auch anfangs nicht ſo enthuſiaſtiſch verehrt wie in Frankreich, aber die Idyllen wurden doch als eine ganz ungewöhnliche Schöpfung ausgezeichnet. Erſt Herder, der zugleich den von Mendelsſohn verfaßten Aufſatz in den Literaturbriefen gründlichſt corrigirte, eröffnete durch Vergleiche mit Theokrit über Geßner ein ſtrenges Gericht. Seine herben Urtheile haben ſich ſeitdem fortgepflanzt, und die Kritiker vergeſſen, wie denn ſolche Traditionen gewöhnlich zur Einſeitigkeit verführen, daß Herder ſelbſt noch immer einen höchſt achtbaren Reſt ſtehen ließ. Denn es iſt klar, daß Geßner innerhalb ſeiner zarten Manier eine ungemeine Kunſt entwickelt hat, und da ſeine Idyllen ſich bis England, Italien, Spanien und Portugal verbreiteten, iſt doch wol gewiß, daß ſie einen poetiſchen Grundton in der menſchlichen Seele berührt haben. Man könnte ſo gerecht ſein, wie bei Goethe's Werther die krankhafte Sentimentalität von der höchſt kunſtmäßigen Darſtellung zu trennen, ein Vergleich, der dadurch erleichtert wird, daß der unglückliche Jeruſalem ſelbſt die Radirungen Geßner's ſehr liebte [1]). Zu den glücklichſten Nachfolgern Geßner's gehörte Bronner, deſſen Fiſcheridyllen 1787 ſich durch Naturfriſche empfehlen, zu den unermüdlichſten J. J. Duſch († 1787). Naturſchilderung und ſentimentale Moral waren die beiden Elemente, welche er in allerlei Darſtellungsformen auszubeuten wußte, wobei er denn fleißig beſonders aus engliſchen und lateiniſchen Dichtern Alles benutzte, was in ſeinen Kram paßte. Geßner's Einfluß erſtreckte ſich natürlich nicht allein auf die Idyllendichter. Die Erotiker lernten von ihm die Sprache der minniglichen Zärtlichkeit. Gerſtenberg gibt an, daß er bei ſeinen Tändeleien Gleim und Geßner im Auge gehabt, und Michaelis nennt den Letzteren ſeinen Heiligen. Ueberhaupt erfüllte die idylliſche Poeſie und die Landſchaftsdichtung, welche namentlich von den engliſchen Dichtern und von Geßner getragen wurde, das ſentimentale Zeitalter bis in ſein innerſtes Weſen, und Goethe bemerkt mehrmals, wie der ſtille Selbſtgenuß in der Einſamkeit der romantiſchen Natur in ihm und ſeinen Jugendgenoſſen die Stimmung Werther's ausgebildet. Da-

[1]) „Goethes Werke", XXII, 118.

mit hängt es denn zuſammen, daß man auch ähnliche Dichtungen der Alten eifrig überſetzte. Virgil's Bucolica waren 1659 von Haberland (in Proſa), die Georgica 1660 überſetzt worden und gleichzeitig, wie bereits erwähnt, der ganze Virgil von Valentin. Es vergingen faſt 100 Jahre, bis J. D. Overbeck das erſte und zweite Buch der Georgica 1749 und die Bucolica 1750 in Verſen übertrug. Die Regeneration der Idylle leitete jetzt eine neue Periode ein. Auch Kleiſt wollte anfangs nur Virgil bearbeiten, und erſt ſeine Freunde beredeten ihn zu einem ſelbſtändigen Gedichte. Duſch überſetzte die Georgica 1759, welche er auch vielfach zu ſeinen ländlichen Schilderungen benutzte. Leſſing, der auf dieſes Mannes Vernichtung ausging, wies ihm Unkenntniß der Sprache nach; doch mochte dem gegenüber, was unter Gottſched's Anleitung die Pfarrer und Schulmänner in unbeholfenen Alexandrinern zu Markte brachten, immer die Bemühung, dem alten Dichter eine poetiſche Farbe zu geben, verdienſtlich ſein. Mit Duſch theilte daſſelbe Schickſal Lieberkühn, welcher 1757 Theokrit, an dem ſich noch Niemand bis dahin ernſtlich verſucht, nebſt Bion und Moſchus in Hexametern übertrug. Nun folgten bis Voß, mit dem wir einen Einſchnitt machen, Virgil's Bucolica von Reide 1777, Cludius 1781, Esmarch 1787, Weinrich 1789, Gericke 1790, Mühlhaus 1793 und der Theokrit von Schwabe 1769, Grillo 1771, Küttner 1772, Bindemann 1793, die Ueberſetzung vieler einzelner Stücke ungerechnet.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Auch in der Lyrik gelangt das Antike zur Herrſchaft. Die Dichter wurden noch nicht durch die Philologie unterſtützt; erſt ihre Nachbildungen führten zum Verſtändniß der Alten. Umwandelung der Lebensanſichten und der Moral durch die Sokratiſche Weisheit. Aeltere Ueberſetzungen des Horaz. Hagedorn nimmt den Letzteren zum Vorbilde, trennt jedoch das heitere und das ernſte Element. Der eigentliche Anakreontismus. Ueberſetzungen. Vergleich der neueren Dichter mit Anakreon nach Sprache, Einkleidung und Empfindungsweiſe. Hetärien und Sympoſien. Die Steigerung der ſinnlichen zur ſittlichen Grazie durch Jacobi. Verhältniß der Anakreontika zu anderen Arten der Lyrik.

Der antike Kunſtcharakter ward in unſerer Poeſie immer entſchiedener ausgeprägt. Man begann mit deutlicherem Bewußtſein unſere Homere, Horaze, Anakreon den alten an die Seite zu ſtellen, und wenn die Kritik auch bald nachwies, daß unſere Dichter weit hinter den Heiligen zurückblieben, auf deren Namen ſie getauft

worden, ſo ward doch ſelbſt durch dieſe Angriffe die Verbindung mit dem Alterthume immer feſter und auch fruchtbarer. Bekanntlich iſt jene Zuſammenſtellung der neuen Dichter mit ihren Vorbildern in den Literaturbriefen und von Herder mit ebenſo viel Strenge als Scharfſinn beleuchtet. Ehe wir aber darauf übergehen, die Mängel der Nachbildungen anzugeben, müſſen wir uns überhaupt darüber klar werden, welche Stelle in dem ganzen Entwickelungsgange unſerer Poeſie jene Verſuche einnehmen. Es iſt ſchon bei Geßner angedeutet, daß ihm neben der beſonderen Richtung ſeiner Gefühlsweiſe vornehmlich auch die mangelhafte Kenntniß ſeines Vorbildes Schwierigkeiten bereitete. Die Philologie gewährte unſeren Dichtern keine Unterſtützung.

Gesner und Erneſti, welche eine gründlichere Alterthumskunde anbahnten, konnten noch wenig für die Dichter thun, und hier war Ch. Ad. Klotz 1738—71, Profeſſor der Eloquenz zu Halle, der Erſte, welcher nicht ohne Talent und Geſchmack das Alterthum von ſeiner poetiſchen Seite zu behandeln und mit der neuen Dichtkunſt in Verbindung zu ſetzen begann, doch zerſplitterte ſich ſein Streben bei dem Mangel an Ernſt und Reinheit, und er mußte mit Unehre abtreten. Auch die franzöſiſche Philologie hatte trotz ihrer äſthetiſchen Haltung nichts darzubieten als die zerſtreuenden und einſeitigen Notizen eines dilettirenden Kunſtgefühles. Unſere Dichter haben ſich daher ſelbſt helfen müſſen. So Vieles, was in dieſem Zeitraum nach Anakreon und Horaz, nach Homer und Theokrit, nach Pindar und Tyrtäus gedichtet wurde, pflegt man mit Geringſchätzung zu behandeln, weil man vorausſetzt, daß ein völlig klarer Gegenſtand nur ſein Spiegelbild hinwerfen durfte; aber man wird gerechter urtheilen, wenn man erwägt, daß mit dieſen Nachahmungen immer die unendliche Mühe verbunden war, erſt das Vorbild hinter der Nebelwolke der Unkenntniß und der Vorurtheile zu erfaſſen. Ueberſetzungen konnten natürlich nicht die Reife beſchleunigen, da ſie meiſtens von plumpen Händen angefertigt wurden; ſie gelangen erſt mehr, als die Dichter ſelbſt ſich der Sache annahmen, eilten dann aber natürlich nicht den Nachahmungen vor, ſondern konnten ſich mit ihnen immer nur in demſelben Verhältniſſe entwickeln. Die griechiſchen Dichter waren, weil man ſie auf den Schulen faſt ganz übergiug, dabei dem beſonderen Uebelſtande unterworfen, daß man ſie meiſtens erſt aus dem Lateiniſchen oder aus dem Franzöſiſchen überſetzte, und Männer wie Steinbrüchel, die ſich an Sophokles und Pindar wagten, wurden daher ſchon wegen ihrer Kühnheit bewundert. War es ſo mühſam, die alten

Dichter nur dem Sinne nach zu verstehen, wie viel schwieriger mußte es sein, bei der Nachahmung das Wesentliche im Auge zu behalten, um die localen Zufälligkeiten zu übergehen. Herder vermißte den Winckelmann, der das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung feststellte und unsere Dichter, welche den guten Willen hatten, sich an den alten Meistern zu bilden, über die Handwerksgebräuche hinweg, in das wahre Geheimniß der griechischen Schönheit einführte. Er selbst scheute sich, in den Ocean von Betrachtungen, die sich ihm bei der ersten Prüfung des Gegenstandes aufdrängten, hinauszufahren [1]). Die Nachbildungen unserer Anakreontiker, Horazianer ꝛc. waren nun zwar keineswegs so dürftig, daß sie nicht an sich selbst manches Gediegene und Gefällige enthielten, aber ihr vorzüglichster Werth bestand darin, daß sie zur Erforschung der alten Poesie anregten und feste Gesichtspunkte darboten. Selbst Männer wie Lessing und Herder gelangten erst, indem sie die Nachbildungen und die Originale verglichen, zu ihrer reiferen Einsicht in das Wesen der antiken Poesie und der Dichtkunst überhaupt, und die Kritik gewann, namentlich seitdem man sich mit Homer beschäftigte, dabei einen so weiten Vorsprung, daß die Philologie seit dieser Zeit in dem Verständnisse der alten Dichter mehr Schülerin als Lehrerin gewesen ist.

Früher noch, als Geßner von den idyllischen Momenten der neuen Poesie zu Theokrit geführt wurde, fanden Andere den Weg zu Anakreon und Horaz. Die Lyrik der französischen „voluptueusen Dichter" wurde durch Hagedorn mit dem, was sich an gleichartigen Liedern aus unserer Lyrik des 17. Jahrhunderts fortgepflanzt hatte, in Verbindung gesetzt, und man drang nun weiter zu jenen antiken Dichtern vor, um den Anakreontismus an der Quelle kennen zu lernen. Hagedorn ist als der eigentliche Schöpfer dieser weltfrohen Liederdichtung zu betrachten. Selbst Klopstock wurde durch ihn angeregt, doch verfolgte dieser bald eine abgesonderte Richtung. Die Dichter dagegen, welche man vorzugsweise Anakreontiker und Horazianer zu nennen pflegt, führten nur aus, was Hagedorn angedeutet und geriethen endlich mit denen, welche den tiefen Ernst des vielseitigen Klopstock zur quietistischen Schwermuth und Weltverachtung ausbildeten, in offenen Widerspruch. Die eigentliche Heimat der fröhlichen Lyrik war Halle, wo Gleim, Uz, Götz in keckem Jugendmuthe den pietistischen Forderungen des Waisenhauses Trotz boten.

---

[1]) „Literatur und Kunst", II, 61.

Auch von Klotz gingen ähnliche Bestrebungen aus. Später machte Gleim sein Halberstadt zum Mittelpunkte dieser Sängerschule.

Die vielen Mängel, an welchen Geßner's Idyllen leiden, raubten uns den Muth, die Erscheinung, daß in unserer Literatur zum ersten Male nicht Bruchstücke, sondern das ganze Werk eines alten Dichters und noch dazu das eines Griechen, nach seinem geistigen Charakter und nach seinen materiellen Grundlagen übertragen werden sollte, nach ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Die Gedichte des Anakreon und Horaz sind nicht in dem Sinne ein Ganzes, wie die Idyllen Theokrit's, aber ihre Nachbildung ist nicht minder wichtig, da es sich auch hier darum handelte, die alten Lyriker in ihrer ganzen Dichtungsweise nachzuahmen; ja man versuchte durch die Uebertragung und Ausbreitung ihrer Denkart auf den Charakter, die Gefühlsrichtung, die Lebensauffassung der Zeitgenossen einzuwirken und solche Einflüsse, die weit über das eigentliche Kunstgebiet hinaus in dem geselligen Verkehr, den Sitten, den moralischen Principien und in der religiösen Ueberzeugung einen völligen Umschwung veranlaßten, hatte man bis dahin einem antiken Dichter niemals in diesem Grade zugestanden, denn was das 17. Jahrhundert von Anakreontischen und Horazischen Grundsätzen aufnahm und geltend machte, war dagegen nur ein flüchtiges Gedankenspiel und vermischte sich mit anderen Elementen. Wir haben an seinem Orte angeführt, wie schon Opitz mit Anakreon spielte, wie dann Flemming, Dach und Andere, durch französische und holländische Dichter angeregt, sich in den Geist des Tejers versetzten, wenn man auch nicht unmittelbar auf die Quelle zurückging; wir sahen ferner, wie die zweite schlesische Schule denselben Ton zu halten suchte, aber zu einer rohen Sinnlichkeit und zu einer geschmacklosen Behandlung verirrte. Der Anfang des 18. Jahrhunderts erstickte die fröhliche Minnedichtung, die Lieder der Freundschaft und des geselligen Lebensgenusses mit dem schweren Drucke der stumpfsinnigen Ehrbarkeit und der steifen Convenienz. Hagedorn sammelte jene Reste und stellte den Anakreontismus wieder her. Küsse und Scherze, Becher und Rosen, Tänze und Lieder kamen wieder zur Geltung. Wollte aber dieser leichte Sinn dennoch der Zeit als Leichtsinn erscheinen und mußte man zugeben, daß bei Anakreon das desipere immer in loco war, so trat nun zum ersten Male Horaz in den Vordergrund, ein Dichter, bei welchem jener tändelnde Anakreontismus nicht das Herz und die Verse ausfüllt, sondern nur mit in die reichste Umgebung aufgenommen ist. Dieselbe Philosophie, welche dort nur von rothen

Lippen und perlendem Weine handelt, durchdringt hier die verſchiedenſten Verhältniſſe und erweitert ſich zu einer wichtigen Grundanſicht des Lebens. Der Menſch, als eine victima nil miserantis Orci, muß jeden Tag des Lebens mit Genuß auskaufen. Die Ataraxie des Epikur, ein wenig von der Conſtantia der Stoiker und ein reines Herz ſind vor Allem dazu unentbehrlich. Frei von Sorgen und kleinlichen Geſchäften, ſchweift man, ſeine Lalage beſingend, durch die Wälder und durch die Welt. Kommt ein böſer Tag, ſo helfen Geduld, Hoffnung und Wein das Unvermeidliche ertragen. Man erſehnt nicht die ſchwere und gefahrvolle Stellung der Großen; man fliehet den Glanz, den Reichthum und die Ehre der Welt und lebt ſicher und vergnügt in ſeinem Winkel. Dann und wann nimmt ein Freund Theil an dem ſtillen Muſencultus und an der idylliſchen Landluſt, und kommen mehre, ſo feiert man von weiſen und frohen Geſprächen belebte Sympoſien. Die Fürſten ſind beklagenswerth; denn ſie tragen die Laſt des Weltgewühles. Man flieht die gleißende Cultur der Städte und die tiefſte Zurückgezogenheit macht jeden grünen Garten zu einem Arkadien. Hier walten Freiheit, Freude und ächter Menſchenſinn. Nichts iſt tiefer und allgemeiner empfunden worden als dieſe Naturliebe, die mit der Sehnſucht nach den einfachen Zuſtänden der goldenen Urzeit verbunden war. Sie pflanzt ſich fort durch jenen langen Zug der beſchreibenden Gedichte von Haller, Brockes, Kleiſt ꝛc., auf ihr ruht die Idyllendichtung, ſie nimmt einen neuen Schwung in der Lyrik der Göttinger, ſie durchdringt die Lebensphiloſophie Wieland's, der es beinahe ſo weit brachte, daß er ſeinen Acker mit eigenen Ochſen pflügte, ſie trägt bei zur Erneuerung der Volksdichtung, ſie ſteht in Verbindung mit den Reformen der Pädagogik und iſt vielleicht in den politiſchen Umwälzungen kenntlich. Stets wird eine freie, ſich ſelbſt genügende Selbſtändigkeit als die reifſte Frucht der Weisheit betrachtet. Das goldene Maß in Wünſchen und Beſtrebungen, der tapfere Gleichmuth in Leid und Luſt, erheben den Dichter über die Gunſt und Ungunſt der Menſchen und des Schickſals. Welche andere Stellung nehmen die Dichter zu den Großen der Welt ein! Bis dahin waren Reichthum, Macht und Würde die Götzen, vor welchen ſich Alles mit Erniedrigung beugte; jetzt heißen die Mächtigen der Erde unglückliche Leute. Der Seifenſieder, ein anderer Simonides, bringt dem Reichen ſeine Schätze zurück: Natur, Freundſchaft, Muſencultus, freie Manneswürde ſind die Grundlagen des Glückes. Doch wie die Lebensfreude nicht ohne Tugend zu gewinnen iſt, ſo wird ſie auch die Quelle derſelben. Denn ſchon

die Lust an der Geselligkeit ist nichts Anderes als der natürlichste und angenehmste Ausdruck der Menschenliebe. Auch mit der anderen Welt wußte man sich abzufinden. Man umging die Postulate der Dogmatik, man nahm der christlichen Moral ihre Strenge und schwur zu den heiteren griechischen Göttern, welche lebten und leben ließen. So ward das Leben ein angenehmes Geschäft, fromm sein hieß froh sein und der heitere Gebrauch der Stunden kannte keine Regel und keine Schranke außer denen der sittlichen Anmuth. Diese Grundsätze sanctionirte man mit dem Namen des Sokrates, des Weisesten im weisen Griechenlande, und sein gelehrigster Schüler war eben Horaz, der diese Lehren geistvoll und zierlich aussprach, mit Würde und Anmuth übte. Er war der Mann aller Stunden, der Freie, der Weise, ein König. Schien man den Gegnern in dieser Kunst des Frohsinnes dennoch zu weit zu gehen, so war Horaz doch wieder als Didaktiker neben den gefeierten Boileau zu stellen. Seine Satiren bewiesen, daß ihm der moralische Ernst nicht fremd war, und seine philosophischen und ästhetischen Urtheile zeigten ihn als einen Mann von Geschmack, Einsicht und Kenntnissen.

Obgleich man dem Anakreontismus eine so würdige Grundlage zu geben wußte, wurde es ihm doch nicht ganz leicht, durchzudringen. Die Schweizer sowol wie die Gottschedianer ließen, so lange sie sich mit ihren Theorien beschäftigten, die Lyrik fast ganz unbeachtet. Später indessen fühlten sich jene in ihrer heiligen Thränenlust durch diesen jubelnden Weltsinn verletzt, obgleich doch Klopstock selbst in merkwürdiger Geistesfreiheit eine Poesie zu schätzen wußte, die seinem Ideale offenbar widersprach. Gottsched stellte sich selbst eine Falle, wie es ihm nicht selten ging. Er hatte arglos einige Oden Anakreon's in reimfreien Versen übersetzt. Als dann Götz bekannte, daß ihn dies Beispiel angeregt, und Gottsched fast zum Patrone wählte, konnte er nicht zurücktreten und so schlug der Anakreontismus unter seinen Augen Wurzel. Natürlich mochte er auch später nicht mit Leuten brechen, die von den Schweizern angegriffen wurden, doch blieb ihm eine Weisheit, die aus Lachen, Trinken und Küssen bestehe, etwas bedenklich. Aehnlich ging es ihm mit Horaz. Er ermunterte, ihn zu übersetzen, aber er hatte im Grunde nur Sprachübungen im Auge, bis sich unvermuthet eine Odenpoesie entwickelte, von der man bis dahin nicht glaubte, daß sie den Umkreis der lateinischen Schulbildung überschreiten und einen ganz anderen Charakter annehmen könnte. Wir haben bereits in einem früheren Abschnitte erwähnt, daß die Uebersetzungen des

Horaz, welche 100 Jahre vor Gottsched erschienen, nicht unreifer sind als die, welche jetzt herauskamen. Oden hatten wir Bucholtz 1639 und Triller 1739 zusammengestellt. Auch Weidner's Lieder des berühmten Flaccus in hochdeutschen Reimen 1690 enthalten nur matte Umschreibungen. Wenige Zeilen machen uns die Dürftigkeit dieser Zeit wieder anschaulich. Eine Stelle aus der ersten Ode heißt bei ihm:

Ein Jäger spürt auf allen Straßen,
Er muß die zarte Frau verlassen,
Er bringt viel Nächte sonder Ruh
Auch unter freiem Himmel zu;
Er pflegt geduldig aufzulauern
Und läßt sich keine Mühe dauern,
Bis ihm ein Hauer oder Wild
Die aufgestellten Netze füllt.

Dies lautet bei J. Chr. Bröstedt, Conrector zu Lüneburg, welcher 1745 das erste Buch der Oden übersetzte,

Der jaget und fragt nichts nach Regnen und Frieren,
Und wenn sich auch seine Geliebteste kränkt,
So geht er mit Hunden nach Hirschen zu spüren
Und schaut, ob ein Eber durchs Netze gesprengt.

In Gottsched's Büchersaal wurde die Munterkeit der Sprache gerühmt; man war der Ansicht, daß seit Weidner's Uebersetzung nichts Besseres erschienen, und diese wurde wirklich 1764 neu aufgelegt. Mit einer solchen farblosen Reimerei glaubten nun die Gottschedianer dem Horaz Ehre genug erwiesen zu haben, und daß er in unserer Lyrik noch eine bedeutende Rolle spielen könnte, fiel ihnen nicht ein. Dies sieht man besonders aus ihren Urtheilen über den Horaz von Frdr. Groschuff 1749, welcher 100 Jahre nach Bohemus dessen Naivetäten überbot. Oben wurde aus Bohemus die Uebertragung des berühmten Quum tu Lydia angeführt; man vergleiche damit folgende Stelle aus Groschuff: So oft du, o schöne Lydia, den schneeweißen Hals, das niedliche Gesichtchen des Telephus und seine alabasternen Arme, die wie gedrechselt sind, rühmest: ach, so quillet mir die Plautz und die Galle überläuft mich vor Zorn und Eifer. Der Kopf geht mir alsdann wie eine Drehscheibe herum, und die Farbe im Gesichte verändert sich. — Diese Verdeutschung erregte in dem Kreise Gottsched's allerdings einige Verlegenheit. Man konnte sich nicht verbergen, daß Pracht, Begeisterung, Erhabenheit, die man sonst an Horaz rühme, hier sich nicht einmal hinzudenken ließen, doch suchte man verkehrt genug die Ursache nicht gerade in der Uebersetzung, sondern man war eher ge-

neigt, aus der Uebersetzung zu erweisen, daß Horaz mit seinen verzwickten Oden im Grunde doch nur ein schlechter Versifex gewesen, dem es allenfalls zur Entschuldigung gereiche, daß er manche Oden gewiß über Tisch gemacht. Hier nahm man auch jene Schmähungen wieder auf, welche der gelehrte Witz der Franzosen in Umlauf gebracht. Horaz hieß ein Philosoph ohne Schule, ein Weiser ohne Grundsatz, der sein kleines Gütchen und seinen elenden Maulesel abmalte, um sich von Mäcen beschenken zu lassen, ohne doch darum dankbar zu werden; er hieß ein Faulenzer, dem ein Schreiberposten zu sauer war, weil er gern bis 10 Uhr im Bette lag; ein Weiberknecht, ein Schmausbruder, der seine Jahre nach dem Alter eines Weinfasses zählte und Durst bekam, wenn er daran dachte. Groschuff selbst vertheidigte seinen Autor damit, daß die Poeten gemeinhin ein lüderliches Leben führten und ohne einen halben Rausch keinen tüchtigen Einfall hätten. Diese Thorheiten blieben auch bei weit jüngeren Gottschedianern in Ansehen, weshalb Klotz, Lessing, Herder, Wieland sich veranlaßt fanden, ihre Rettungen des Horaz zu schreiben. So wurde der Dichter bald in den Staub getreten, bald als der Schöpfer ächter Lebensweisheit gefeiert, dessen Sprüche, Ansichten und Bilder Leute von feiner Bildung im Gedächtnisse hatten und gern citirten. Er vertrat neben Gellert in Betreff dieser poetischen Weltmoral die Stelle eines Nationaldichters, bis ihn Schiller und Goethe ablösten, und deshalb legten unsere Hagedorn, Uz und Ramler einen hohen Werth darauf, daß man sie die deutschen Horaze nannte [1]).

Obgleich unsere Dichter eigentlich nur zwei Vorbilder hatten, und obgleich man Anakreon und Horaz nicht einmal bestimmt unterschied, sondern aus ihnen wo möglich eine dritte fingirte Persönlichkeit zusammensetzte, die man die Muse der Sokratischen Lebensweisheit nennen könnte, so lagen doch in dieser Gesammtheit sehr verschiedene Elemente, und die vorzüglichsten Träger unserer Horazisch-Anakreontischen Lyrik sahen sich demgemäß ebenfalls auf verschiedenen Wegen, wiewohl der Eine dem Anderen natürlich bald in diesem, bald in jenem Punkte verwandt blieb. Gleim und Götz

[1]) Der sächsische Geheimrath Friedrich Ludwig Graf zu Solms und Tecklenburg arbeitete über 30 Jahre lang an einer Uebersetzung des Horaz (1756—60) und sammelte in seiner Begeisterung eine Horazische Literatur von 800 Schriften, die später in die königl. Bibliothek zu Dresden überging. Auch die Leipziger Rathsbibliothek kaufte 1777 für 270 Rthlr. eine Sammlung von Ausgaben und Uebersetzungen. S. Ebert, „Bibliographisches Lexikon", No. 10281.

ſchilderten Anakreontiſche Empfindungen, Gerſtenberg copirte die griechiſchen Lieder in ihrer ſcentiſchen Grundlage, Leſſing tändelte mit heiteren Bonmots und Jacobi erhob die Grazie zum Moralprincip. Horaz wiederum wurde nach ſeinem ethiſchen Inhalte durch Uz vertreten, nach ſeinen techniſchen Eigenthümlichkeiten durch Ramler, und Klopſtock endlich, dem der ethiſche Gehalt des Heiden zu klein oder entbehrlich war, und der ſich in freieſter Bewegung der Darſtellungsmittel bemeiſterte, entlehnte für ſeine Oden von ihm nur die allgemeinſten Züge der Gattung überhaupt. Alle beſonderen Gruppen haben jedoch zu ihrem gemeinſamen Haupte Friedrich von Hagedorn (1708—54), der alle Richtungen umſpannt, jedoch ohne eine einzelne noch ſcharf auszuprägen. Wiewol er ſich ſtets mit poetiſcher Lecture beſchäftigte, hielt er ſich jede ſchwerfällige Gelehrſamkeit fern; er wollte ſich an dem Weine nur erquicken und überließ es den Schulmännern, ihn zu keltern. Dagegen führte ihn ſein Naturell zu einem heiteren geſelligen Leben und dieſe Neigung wurde durch ſeine Verhältniſſe in London und ſpäter in Hamburg begünſtigt, wo man in lebhaftem Verkehre den Tag genoß und gebildet genug war, die Tafelfreuden durch literariſche Unterhaltungen zu würzen. Während Andere ſich in der einſamen Studirſtube begeiſterten, gaben ihm fröhliche Feſte die Stimmung zu ſeinen Liedern und die von Einheimiſchen und Fremden viel beſuchten Tiſchgeſellſchaften ſeines Freundes Carpſer, eines gebildeten und weltfrohen Wundarztes, unterhielten ſeine Neigung, für den Tag zu leben. Er richtete daher ſeinen Blick auf die franzöſiſchen Lyriker. Wie ihm die einfache glatte Schreibart, welche ſeit Malherbe den erhabenen Odenſchwulſt verdrängte, als Muſter vorſchwebte, ſo behagten ihm die Dichter der Hofzirkel, die Chapelle und Chaulieu, welche die Poeſie zur fröhlichen Wiſſenſchaft machten und mit ihren Wein- und Minneliedern nur den leichten Fluß der geſelligen Unterhaltung begleiteten. Auch andere Niederſachſen waren von dieſem Zuge bereits ergriffen; doch Hagedorn überflügelte die Weichmann, Richey, Wilkens, welche dieſe geſellige Poeſie wieder in den faulen Sumpf des Gelegenheitsgedichtes zurückführten. Es gelang ihm, was ſie nur ahneten, mit Geiſt und Anmuth auszuführen, und endlich zeichnet es ihn aus, daß er von den Franzoſen zu Horaz überleitete, wozu von ſeinen Genoſſen nur Wilkens einen ſchwachen Anfang gemacht. Zunächſt nahm er freilich auch von Horaz nur das Anakreontiſche auf. Er will weder die Götter beſingen, noch die Söhne der Götter, ſondern juvenum curas und libera vina. Allmählich ſuchte er jedoch den franzö-

ſiſchen Leichtſinn mit der deutſchen Moral auszugleichen, und ſo wurden ihm Frohſinn, Genuß und Grazie gleichbedeutend mit Tugend und Weisheit. Die Freude wurde ſein Loſungswort. Sie erheitert die Vernunft; ſie macht uns frei von finſteren Splitterrichtern und der ganzen Heuchlerzunft. Sie führt den Dichter auf das Land, wo Geſchäfte, Zwang und Grillen ihm nicht die Trift entweihen. Bacchus hilft dem Apollo dichten, das Blatt wird voll, der Becher leer, wie Falern und Alba dem Flaccus Wein und Weisheit gaben. Die Freude und die Weisheit werden indeſſen in Hagedorn's Gedichten meiſtens beſonders behandelt. Er ſelbſt erklärt, ſeine Abſicht ſei, dem Horaz nicht die erhabene, ſondern die gefällige Ode nachzudichten, und ſo iſt denn auch in ſeine Lieder von jener Weisheit Horazens, die nicht unmittebar vom Weine ſtammt, wenig übergegangen. Noch mehr würde man ſich getäuſcht ſehen, wollte man etwas von der kunſtmäßigen Form der antiken Ode bei ihm ſuchen. Er ſchloß ſich ganz an ſeine nächſten Vorgänger. Neben Opitz, Flemming, Gryph und dem feuerreichen Günther ſtehen bei ihm auch Pietſch, Beßer, König, Menke und ſeine Niederſachſen in Anſehen; ja augenſcheinlich wurde er mehr durch ſeine beſſeren Anlagen als durch Einſicht und Studien vor der Nüchternheit bewahrt. Er behielt in der Ode die herkömmliche Form des Liedes bei, wie er denn auch nichts von antikem Schwung, weder die Sprache noch die Verſe nachahmt, und man findet bei ihm kaum einen Daktylus. Die ganze Unbeholfenheit und matte Weitſchweifigkeit der alten Schule, welche auch dieſer gewandteſte Dichter ſeiner Zeit nicht überwinden konnte, erhellt aus einer Vergleichung der drei Oden, welche er aus Horaz überſetzt hat. In dem Quid dedicatum erhalten wir für 20 Zeilen 32, und wer kann, um etwas anzuführen, ohne Verdruß ſehen, wie jenes knappe und kräftige

— dones at precor integra
Cum mente, nec turpem senectam
Degere nec cithara carentem

bei Hagedorn gleich einer gereimten Auslegung dahinſchleicht:

Nur etwas wünſch' ich mir dabei,
Verweil' ich länger auf der Erde,
Daß auch mein Alter noch ein Stand der Ehre ſei
Und mir zu keinem Vorwurf werde.
Alsdann vermind're mir kein Kummer mein Geſchäfte,
Und keiner Krankheit Gift die mindern Seelenkräfte,
Und wie der Dichter Kunſt mir immer wohlgefiel,
So ſei der Saiten Scherz auch meines Alters Spiel!

Der vergessene Wilkens, welcher einige Oden des Horaz übersetzte, war in diesen Dingen ebenso weit. Aus dem O fons Blandusiae splendidior vitro, dulci digne mero zerrt bei ihm der Reim eine ganze Strophe heraus:

Blandusiens geliebte Quelle,
Die durch den Schein der klaren Wasserfälle
Den schimmernden Krystall besiegt;
Die auch dem Saft, den Evan's Staude reichet,
An süßer Lieblichkeit nicht weichet,
Und so wie der den Gaum vergnügt [1]).

Hagedorn's Werken ist gewöhnlich eine Abhandlung von den Liedern der alten Griechen beigefügt, aus der Wackernagel und Andere einige frische Skolien abdrucken ließen. Sie ist von Ebert aus dem Frayzösischen übersetzt und enthält wenig mehr als eine antiquarische Sammlung von Notizen aus dem Athenäus ꝛc.

Obgleich nun Hagedorn's lyrische Sachen, wenn man sie mit Horaz vergleicht, äußerst dürftig und ungeschickt erscheinen, so ist gleichwol sein Ruhm gerechtfertigt; denn er hat in der That nicht blos jenen flüchtigen Anakreontismus ausgebreitet, sondern auch seines Meisters ernstere Denkart. Es kommt nämlich dieses zweite Element in den moralischen Lehrgedichten zum Vorschein. Freilich befriedigt es uns nicht, wenn diesen nun ebenso die lyrische Beseelung fehlt, wie den Oden der tiefere Gedanke; doch ließ sich die Zeit eine solche Absonderung des Ernstes und des Spieles gerne gefallen. Jene Lehrgedichte sind auch noch ganz in der Manier der alten Schlesier gearbeitet. Hagedorn sammelt ebenso fleißig aus seiner Lecture. Anekdoten, Einkleidnngen, Beispiele, Sentenzen und Bilder gehen über und der spruchreiche Seneca darf nicht fehlen. Die Freundschaft hat er nach Cicero geschrieben, den Schwätzer nach Horaz und zwar in dem freien Tone Wieland's und vielleicht noch mehr mit dem offenen Wunsche zu modernisiren; denn die schönste Uebereinstimmung zwischen zwei Dichtern, sagt er, beruht ebenso wenig auf Worten als die edelste Freundschaft. In anderen Gedichten sind Abschnitte aus Horaz mustivisch zusammengesetzt, und dies geschah mit Bedacht in dem Gedichte „Horaz", welches die Lebensansicht und Moral desselben darlegen soll. Mochten nun die Gedichte Hagedorn's bald in Sprache und Gehalt übertroffen werden, man ehrte ihn allgemein als den Begründer einer Lebensphilosophie, die auch in die Dichtkunst so viele bildungsfähige

[1]) Weichmann, „Poesie der Niedersachsen" (1726), III, 321.

Keime hineinlegte. Schon zeigte uns die Fabel ihn an der Spitze einer poetischen Genossenschaft, auch die Odensänger betrachteten ihn als ihren Vater. Selbst die Gruppe, welche sich unter Klopstock abzweigte, stimmte der allgemeinen Huldigung bei, da Klopstock selbst ihn wie Giseke, den Zärtlichen, liebte. Jacobi pries ihn wegen der Allgemeinheit seines Geschmackes, von dem unter den Deutschen von Jahr zu Jahr mehr verloren gehe; Hagedorn, der ächte Weise, habe sich von dem erhabensten Spruche der Stoiker bis zu dem kleinsten Liede herabgelassen, dort Bewunderung, hier Freude erweckt und in Beidem Reiz und Würde gezeigt. Wieland enthusiasmirte sich natürlich auch für einen Dichter, der sein ästhetisches Moralprincip angekündigt hatte und mit heiteren Erzählungen vorangegangen war, in denen man nach den Vorstellungen der Zeit die Anakreontische und Sokratische Laune wiederfand.

Wir gehen nunmehr zu den Dichtern über, welche man vorzugsweise Anakreontiker nennt. Hier haben die Uebersetzungen gleiche Wichtigkeit mit den Nachahmungen. Denn jene unterhielten den Wetteifer, sich in die Empfindungsweise des Tejers recht hineinzuleben und der Sprache denselben Wohllaut und leichten Fluß zu geben. Alle Mühe war jedoch umsonst, so lange man den Reim beibehielt, der immer zu unbeholfenen Wendungen und matten Zusätzen nöthigte. Er mußte fort, bis man so viel Gewandtheit erlangte, daß sein Gebrauch keine wesentlichen Opfer forderte. Man wird Gottsched die Ehre lassen, auch einmal der Urheber einer nützlichen Reform gewesen zu sein. Gleichzeitig mit den Schweizern nämlich ermunterte auch er, den Reim abzuschaffen. Er selbst übertrug dann die ersten sechs Oden des Anakreon 1733 in reimfreien Versen und seine Uebersetzung übertraf die gereimten Nachbildungen Anderer bei Weitem an Treue und Gefälligkeit. Wer hätte ihm wol folgende Zeilen zugetraut:

Seht das Mädchen nach der Leier
Mit den zarten Füßen tanzen,
Wenn ihr Stab, den Epheu zieret,
In der Hand vom Schütteln rauschet.
Hört zugleich den schönen Jüngling,
Dessen Lippen lieblich duften,
In die süßen Citherſaiten
Reizend schöne Lieder singen.

Es war unmöglich, zu verkennen, daß die kurzen Zeilen des Originales diesen Gedichten eine unentbehrliche Raschheit gaben; darum mußte der Reim fort und dies hatte die wichtige Folge, daß man

auch in der höheren Ode von der Liederform zu den Horazischen Metren überging. In Halle fanden Lange und Pyra den Weg zu Horaz, mit dem sie sich in Hagedorn's Sinne beschäftigten. In Halle sollte auch der Anakreontismus des Letzteren weiter ausgebildet werden, während kurz darauf in dem nahen Leipzig Gellert und dessen jüngere Freunde von seinen Fabeln und Erzählungen angeregt wurden. Nicolaus Götz aus Worms (1721—81), der 1739—40 [1]) mit Gleim und Uz in Halle gleichzeitig studirte, verband sich mit ihnen zu poetischen Arbeiten. Vorzüglich von Uz unterstützt, verfaßte er eine Uebersetzung Anakreon's (1746), in welcher er nach dem Beispiele Gottsched's und Pyra's die Reime fortließ. Götz versicherte, daß die Jonischen Grazien Anakreon in jener Verdeutschung des Herrn Professors nicht verlassen hätten; er nahm daher auch, was Gottsched übersetzt hatte, fast wörtlich auf und zum Danke erwiederte der Neue Büchersaal, daß Herr Götz aus Worms vielleicht der erste Rheinländer sei, der eine so reine Sprache und fließende Poesie in seiner Gewalt gehabt, wozu denn noch der Ruhm eines munteren Güntherischen Gemüthes komme. Allmählich erschienen nun von Götz eine Menge eigener Gedichte im Tone Anakreon's. Man urtheilt heute nicht mehr so günstig über sie; doch wurden sie lange mit dem ungemessensten Beifalle gelesen. Ramler, der für den feinsten Kritiker galt, betrachtete Götz als ein wahres Schoßkind der Musen [2]). Ueberall sah er Meisterstücke von ungezwungener poetischer Vollendung, Feinheit und Naivetät, Süßigkeit und Stärke, eine blühende und wohlgeordnete Einbildungskraft. Die mythologischen Zierden, sagt er, seien stets von Bedeutung und neu, und beschränken sich nicht auf das eintönige Geschwätz von Venus und Amor, Flora und Zephyr, Grazien und Amoretten. Alles, was der Dichter aus dem Alterthume entlehnt, sei verschönert und durch eigene Gedanken zum freiesten Eigenthum geworden. Ramler besorgte 1785 eine Ausgabe, in der die Gedichte verändert sind. Zwar hatte ihn der Verfasser dazu ermächtigt, doch konnte man sich an einem so verfälschten Werke nicht mehr recht erfreuen [3]). Der Anakreon von Götz reizte

[1]) Gleim im Vorbericht zu den „scherzhaften Liedern" (Werke von Körte, 1811, 1r Band) nennt die Jahre 1738—40, doch kamen Götz und Uz erst 1739 nach Halle.

[2]) „Batteux" (1774), III, 93.

[3]) Die „Allgemeine Literatur-Zeitung", 1785, Nr. 191, suchte vergebens die frühere Bewunderung wieder anzufachen. Die Ausgabe enthält übrigens in 3 Theilen über viertehalb hundert Stücke.

Uz und Gleim, welcher schon 1741 eine kleine Sammlung von Liedern herausgegeben, zu dem regsten Wetteifer und unzählige Nachahmer folgten. Schon daraus, daß Anakreon in 40 Jahren wol zehnmal vollständig und noch weit öfter theilweise übersetzt wurde, kann man abnehmen, wie tief diese Spiele der Grazien in das nationale Bewußtsein eindrangen [1]).

So ließ denn nun eine weit verbreitete Genossenschaft den stolzen Lorbeer sammt der heiligen Palme unbeachtet und bekränzte sich mit Rosen und Eppich. Die deutsche Nachtigall mit ihrer süßen Schwermuth wurde verabschiedet, und die Poeten jagten sich mit Amor und den Nymphen auf der Wiese herum. Wie die Horazianer sich in stoischer Würde nichts mehr aus der Welt und ihrer Herrlichkeit machten, so diese Anakreontiker in ihrem leichten Muthe. Ihr Symbol war die Grille, welche, von dem Tropfen Thau gesättigt, sich selber selig auf dem Wipfel des Baumes singt. Die eigentlichen Träger des neuen Anakreontismus sind J. W. L. Gleim zu Halberstadt (1719—1803) und J. G. Jacobi (1740—1814). Nicht Wenige haben in mancher Hinsicht ihr Vorbild mit größerer Treue und Anmuth verjüngt; jene Beiden wußten jedoch in diese Richtung die größte Bedeutung zu legen. Wir haben daher hauptsächlich von ihnen zu handeln und werden auf die Eigenthümlichkeiten Anderer nur gelegentlich hinweisen. Eine Vergleichung mit Anakreon wird sich vorzüglich nach drei Beziehungen ordnen: nach der Sprache, nach der scenischen Einkleidung und nach der Empfindungsweise. Schon die Uebersetzungen Anakreon's zeigen das unvermeidliche Bestreben, den griechischen Dichter in der schwebenden Leichtigkeit und dem klaren Glockentone zu erreichen. Niemand konnte sich genug thun, jede Sylbe sollte sich in Duft und Gesang verwandeln. Noch heute sind die Stimmen nicht darüber einig, wem der Preis gebührt. Die meisten entschieden sich ehemals für Gleim, der in seinen „Liedern nach dem Anakreon" (1766) den Ton Götzens bis zur süßesten Lieblichkeit fortgebildet, zumal da er wieder den Reim, freilich auf Kosten der Treue, hinzugefügt. Daß aber die Sprache überhaupt an leichter Bewegung, Innigkeit und Anmuth außerordentlich gewonnen, davon kann man sich sehr leicht überzeugen;

[1]) Ebert nennt nur die Arbeiten von Overbeck 1800, Ramler 1801 und Brose 1806, vermuthlich weil er die freieren Nachbildungen ausschließen wollte; die ausführlichste Nachricht findet man bei Degen, welcher selbst Anakreon 1782 übersetzte.

denn welche geiſtloſe Sache iſt der Anakreontismus in den unbeholfenen Reimen jener Triller und Hudemann, jenes Cl. Schlegel, der auch zu lange Gottſched's Gunſt genoſſen, jenes Löwen, der ſein ſtruppig Haar vergebens mit Roſenöle ſalbet ꝛc. [1]). Weit ſchwieriger war es dagegen, den alten Dichter in der objectiven Darſtellungsweiſe zu erreichen. Anakreon ſchildert nicht ſeine Empfindungen, ſondern er läßt ſie aus lieblich erfundenen Scenen hervorleuchten. Seine Gedichte erfüllen die Phantaſie mit gefälligen Bildern, während ſelbſt Gleim nur Empfindungen aufregt, die ohne ſinnlichen Anhalt nach halber Wirkung verrauſchen. Dagegen wurden die „Tändeleien" von H. W. von Gerſtenberg (1759, 1760 ꝛc.), weil ſich in den wenigen (23) Gedichtchen einiger Reichthum an Erfindung kundgab, von Leſſing mit ungewöhnlichem Beifall empfohlen. Gerſtenberg führt uns, ein Mohrenlied ausgenommen, wie Geßner auf griechiſchen Boden und in die arkadiſchen Zeiten zurück. Wir betreten das Eiland der Cypria, wo die Haine im goldenen Sonnenduft eines ewigen Frühlinges grünen. Cythere und die Grazien, Amor und die Amoretten, welche gleich Kolibris um die Chloen und Lucinden ſchwärmen und ſich auf ihrem Buſen wiegen, haben das Regiment in dieſem Zauberlande, wo Nymphen und Faunen, Schäferinnen und Hirten durch die Frühlingsluft, das Jugendſehnen und durch Amor's Pfeile krank werden und durch Küſſe geneſen. Die Liebe hat den Charakter der zarteſten franzöſiſchen Zärtlichkeit, wie ſie bei uns ſich vornehmlich in Geßner's Idyllen entwickelte, doch wird bei Gerſtenberg auch wol der Sinnlichkeit einiger Muthwille geſtattet und eine leiſe Ironie ermäßigt die ſchwärmeriſche Sentimentalität. Zuweilen hat er kleine Epigramme, in denen ſich nach franzöſiſchem Geſchmacke das Feine mit

---

[1]) Wir haben auch hier, um unſere Dichter gerecht zu beurtheilen, ſie nicht nur mit den Nachfolgern, ſondern auch mit ihren Vorgängern zu vergleichen. Der ältere Triller gab 1702 einen Anakreon mit lateiniſcher und deutſcher Verſion heraus und überſetzte ſo:

Cupido winkte mir, ich ſollte mit ſpazieren,
Wohin er ſeinen Lauf in Eile wollte führen.
Als ich nun noch verzog als ein gar fauler Tropf,
Nahm er ein Hyazinth und ſchlug mich auf den Kopf.
Davon ich ſo erſchrak, daß mir das Herze bebte
Und ſich von ſeiner Stell' bis an die Naſ' erhebte.
Cupido ſieht mich an ſehr ſchüttelnd ſeinen Kopf
Und ſprach: was kömmt dich an, du feiger Has und Tropf ꝛc.

dem Zarten verbindet [1]), zuweilen Erzählungen, in denen die Proſa an gehobeneren Stellen mit Verſen wechſelt. Wegen der Erfindung möchten der Prieſter der Venus, das Lob der Treue und die Nymphe Dianens auszuzeichnen ſein. Das erſte Gedicht zeigt uns Anakreon nach ſeinem Tode auf Cythera als Prieſter am Tempel der Venus. Drei Mädchen ſchleppen einen Jüngling dahin und verklagen ihn wegen ſeiner Flatterhaftigkeit; Anakreon bittet ſie, nachſichtig zu ſein, und erzählt ihnen nach ſeiner 32. Ode, daß er einſt ſelber in Athen 20 und 15, in Korinth ein ganzes Heer, 2000 in Carien, Lesbos, Jonien und Rhodus geliebt, wozu noch die aus Kanobus, Syrien ꝛc. Leporello's Verzeichniß von den Liebſchaften Don Juan's ſcheint auch eine Reminiſcenz aus Anakreon zu ſein. In dem zweiten Gedichte ſieht der Dichter und ſeine Doris, wie Amor und Pſyche im Gebüſche tändeln. Doris nimmt Amor's Waffen fort, wird aber bemerkt und von ihm verfolgt. Der Dichter flehet nun Pſyche an, ſie möge den gefährlichen Amor zurückrufen, doch dieſe kleine Göttin möchte ihn lieber ſelbſt für eine etwanige Untreue entſchädigen. Er findet ſeine Doris und entflieht mit ihr, wovon die Moral: daß Treue ſüßer ſei als Götterküſſe. Das dritte Gedicht zeigt uns eine Nymphe Dianens, die im idaliſchen Haine eine Gemſe verfolgt. Sie trifft auf den jungen Poeten, der die wilde Schöne raſch zu ſanfteren Gefühlen beredet. Diana tritt zornig hinzu. Die ſchlaue Nymphe berichtet jedoch aus dem Stegreif, der Jüngling ſei Amor; ſie habe ihn für ſeine Verwegenheit der Flügel und Waffen beraubt und dieſe ins Meer geworfen, wohin ſie ihn ſelbſt gleich ſtürzen wolle. Diana befiehlt ihr, den Gefangenen einſtweilen in ihrer Grotte zu bewachen, Abends wolle ſie ihn der Mutter zuſchicken. — Wer ſolche Pläne für werthlos anſieht, den würden dieſe Tändeleien doch vielleicht täuſchen, da ſie ſich durch eine höchſt zierliche Ausführung einſchmeicheln, die freilich an vielen der einzige Vorzug iſt. Auch Herder ſtand nicht an, dieſe Gedichte, welche auf dem Meere des Wohllautes ſchwimmen, den ächten Grazien zu widmen.

[1]) Z. B.

Ewig, ewig flieht ſie mich!
Ewig flieht die Sprödе mich!

Amor warum ſchonſt du ſie?
Lieber Amor ſchieße ſie!

Schmerzen muß der Pfeil nur nicht,
Amor ach! ſonſt ſchieße nicht!

Sonſt klagt er, werden unſern Anakreontiſten, wenn bei ihnen noch ein Vorfall durchſchimmere, gemeinhin niedrig. Meiſtens begnügten ſie ſich ganz mit attributiven Behelfen, mit Roſen und Küſſen, Amoretten und Nymphen.

Endlich verleugnete auch die Empfindungsweiſe nicht, daß eine Naturpoeſie erſt auf fremdem Boden angepflanzt werden ſollte. Die griechiſchen Lieder entſchweben dem Frohſinne, die deutſchen ermuntern ihre Leſer erſt zu einer Freude, von welcher der Dichter nicht annehmen konnte, daß ſie ſeiner Stimmung entgegenkommen würde. Der alte Anakreon, ſagt Herder, kennt ſich gleichſam minder; der Neuere läßt uns ſein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden. Dies trifft ſo Viele, die immer ihre Empfindungen beſprechen und empfehlen, während der alte Dichter vor uns lebt und ſeine Weiſe wirken läßt. Durch dieſes Mitreden des Dichters wurden ſelbſt Uebertragungen matt und weitſchweifig. Anakreon's Lied auf den Nachtbeſuch des Eros flattert in 32 Zeilen dahin; Gleim macht daraus 15 vierzeilige Strophen [1]). Eine der ſchlimmſten Entartungen mochte wol die ſein, daß der klügelnde Scharfſinn nur zum Lächeln und Lachen reizen wollte, anſtatt daß das Gemüth zum Frohſinn erhoben wurde. - Hierher gehören die Kleinigkeiten von Leſſing 1751. Sie ſind weder von jugendlicher Weinluſt, noch von der Liebe erfunden, ſondern kalte Tändeleien des Witzes. Der letzte Vers enthält gewöhnlich die Pointe, auf welche die früheren vorbereiten. Manche jener epigrammatiſchen Schlüſſe gehen noch von Mund zu Mund und wären vielleicht beſſer von Anfang an Skolien geblieben. Ueberhaupt wurde es unſeren Dichtern ſchwer, den Charakter Anakreon's anzunehmen. Die Taube des Tejers wird bei Gleim zu einem Möpschen: dies gibt ein entſprechendes Gleichniß für viele unſere Anakreontiſchen Lieder. Dort der frohe Flügelſchlag der lieblichen Taube, ihr leichtes Schweben, ihre zierlichen Wendungen, ihr koſendes Girren; hier die munteren Sprünge des kleinen Capriccio. Mochte indeſſen ein Vergleich mit Anakreon auch viele Schwächen enthüllen, ſo zeigt ſich im Allgemeinen doch das Gefühlsleben zarter und flüſſiger. Mit einem Blicke kann man dies Gebiet überſehen, wenn man die von Ramler 1766, freilich nicht ohne Veränderungen, herausgegebenen Lieder der Deutſchen zur Hand nimmt. Die

[1]) Anakreon's Ode 3, Gleim II, 280. Die Ruheſtatt, S. 284, das Geſpräch mit einer Taube, S. 289 und viele andere leiden an derſelben Breite.

Sammlung beschränkt sich auf Anakreontische Sachen und nur hier und da trifft man auf den ernsteren Styl des Horaz. Der Schauplatz dieser Erotik ist natürlich die Schäferwelt. Man scherzt mit der Sprödigkeit der unreifen Chloen, mit ihrer naiven Unerfahrenheit. In tausend Gestalten sehen wir das Suchen und Fliehen, das Schmachten und Erhaschen, das Tändeln und Küssen. Amor ist immer geschäftig; seine Pfeile fliegen nach allen Enden. Er wird gestreichelt und gescholten, verwünscht und angefleht. Gleichmäßig lockt der Wein in die kühlen Lauben, stets willkommen, auch wenn er mit der Liebe in Zank geräth. Alles erhebt sich zu Invectiven, wenn ein Philister, ein Schulfuchs oder ein sparender Krämer zu nahe kommt. Diese liebe leichtfertige Wirthschaft der frohen Jugendlaune stellt sich dar in Liedern von Hagedorn, Weiße, Gleim, Götz, Uz, Lessing, Zachariä, Kleist, Cronegk, Gerstenberg ꝛc.; auch Opitz, Tscherning, Flemming und Andere aus der älteren Zeit haben ein wenig beigesteuert. Es ist gewiß, daß diese ganze Dichtungsart nur einen untergeordneten Rang einnimmt, insofern sie über der Tiefe des Lebens nur den heiteren Wellentanz einer schönen Stunde darstellt und sich in ihrem ideellen Gehalte bald erschöpfen muß; gleichwol wird ihr Niemand ihre Berechtigung absprechen und sie gewinnt an Bedeutung, wenn wir sie nicht allein nach ihrem poetischen Charakter betrachten, sondern auch ihre sittlichen Wirkungen in Erwägung ziehen. Hier überragen nun Gleim und Jacobi alle ihre Genossen; denn während die Anderen nur ein heiteres Spiel trieben, suchten sie in allem Ernste durch ihr Leben und ihre Lehren das ästhetische Moralprinzip der Griechen auszubreiten. Sie stehen in der Mitte zwischen Hagedorn und Wieland, indem sie von den epikureischen Neigungen des Ersteren allmählich zu der Moral der Grazien und der Kalokagathie des Letzteren überleiten, woran sich denn weiterhin die wichtigsten Folgen knüpften, indem das griechische Heidenthum seine sittliche und religiöse Macht dem Christenthume gegenüberstellte, während bis dahin die Grundsätze der Stoa sich ihm leicht angeschmiegt hatten. Gleim spielte nicht mit seinen Liedern, sondern er war von ihrem Geiste erfüllt, und bestimmter noch als in jenen sprach sich ein von Horazischen Ansichten gehobener Anakreontismus in seinem Wesen und Treiben aus. Jene Chloen und Phyllis mochten sein Herz zwar nicht beunruhigen, und es ist eigenthümlich, daß weder er, noch Ramler, noch Uz verheirathet war; ja der Letzte befehdet die Ehe, welche in ihrer plumpen Ehrbarkeit Amor's Mutter und die kleinen Götter so lange gehindert, in Deutschland Wohnung zu

nehmen [1]). Die fingirte Frauenliebe ging aber dennoch in die Wirklichkeit über, indem ihr die Freundschaft als Analogon substituirt wurde. Die ganze Zeit machte diesen Uebergang mit, bis man von Klopstock lernte, auch in der Liebe das Herz reden zu lassen. Wie verschieden sind die poetischen Genossenschaften, welche jetzt entstanden, von den früheren. In den Meistersängerschulen und in den Gesellschaften des 17. Jahrhunderts blieben, vielleicht die Dichter an der Pegnitz ausgenommen, die Mitglieder ohne ein persönliches Verhältniß zu einander. Während auch die Gottschedianer nur durch das äußere Band der Schule und allenfalls bei den literarischen Kämpfen durch die gemeinsame Bedrängniß zusammengehalten wurden, lebte der Dichterkreis zu Leipzig in einer traulichen Freundschaft, welche durch Klopstock die innigste Beseelung empfing. Derselbe Geist übertrug sich auf die Göttinger. Man studirte zusammen, man dichtete mit und für einander, man verband sich zu literarischen Unternehmungen, und die Freundschaft, welche zugleich den jugendlich offenen und freien Charakter des Studententhums festhielt, brachte zu dem frohen Lebensgefühle das schöne Moment der Geselligkeit. Bald wiederholte sich ein ähnliches Verhältniß in Straßburg, und wenn hier Göthe mit seinen Freunden nicht von jener Zärtlichkeit und Tiefe, die Klopstock ausgesäet, durchdrungen war, sondern noch mehr als die Göttinger im Tone der studentischen Verbrüderung lebte, so erhob sich doch endlich die poetische und die persönliche Genossenschaft in Göthe, Schiller, Humboldt ꝛc. auf ihren Wipfel. Auch Lessing, Mendelssohn und Ramler standen einander nahe. Das Andenken an diese edeln Verhältnisse ist freilich durch manche böse Ueberlieferung getrübt, doch lassen die neueren Zeiten weit ernster beklagen, daß bei dem wuchernden Cliquenwesen seltener die von Kunstzwecken veredelte Neigung als der Vortheil die Gefährten verbindet. Niemand sah die Welt so ausschließlich in seinen Freunden wie Gleim, der mit seinen Altersgenossen Uz, Ramler, Kleist, Lessing, Klopstock ꝛc. einen traulichen Verkehr unterhielt und die jüngeren Poeten, die Michaelis, Kl. Schmidt, Jacobi, gleich Sokrates um sich versammelte, um ihnen wenn nicht Weisheit, so doch Ermunterung zu geben und sie von dem Drucke äußerer Verhältnisse zu befreien. Niemand hat aber auch mehr über Untreue klagen müssen, und dies lag eines Theiles daran, daß er in seiner Ungenügsamkeit das Feuer und die Zärtlichkeit Klopstock's zu überbieten suchte und

[1]) Vgl. in seinen Gedichten den zweiten Brief.

feine Empfindungen fast in eine weibliche Sinnenliebe übergehen ließ, theils aber auch daran, daß eine Erinnerung an die griechischen Sympoſien und Genoſſenſchaften phantaſtiſche Uebertreibungen veranlaßte, deren ſich die kühleren Köpfe nicht auf die Dauer ſchuldig machen wollten. Die Halberſtädter hätten gern die Geſelligkeit der Griechen wieder hergeſtellt. Sie machten es den Deutſchen zum Vorwurfe, daß man bei Gaſtmahlen kaum noch einige Blumen auf den Rand der Schüſſel lege, und nicht mehr die Becher und Locken mit Roſen kränze; daß die Frauen nur auf Zureden es wagen dürften, eine natürliche Blume ſtatt der ſeidenen ins Haar zu ſtecken. Man ſchalt, daß die Trinkſchalen mit Papageien, Drachen und chineſiſchen Männchen verunſtaltet würden, während das Hausgeräth der Griechen bis auf die verſteckteſte Lampe und die Scherben der Töpfer hinab ein Werk der Schönheit und voll ſinnreicher Zierde geweſen, ſo daß die Trinkſchalen mit den Zechern geredet. Eben ſo wenig laſſe ſich das geſellige Geſpräch, ein Haufe abgeriſſener Notizen und Behauptungen, mit der heiteren und flüſſigen Weisheit des Sokrates vergleichen. Dies läßt Jacobi in einem Lucianiſchen Göttergeſpräche den Merkur im Olymp referiren, zum Schluſſe aber wird angedeutet, daß ſich bereits in den Halberſtädter Sympoſien die Schönheit des griechiſchen Lebens erneuere, und in der That kamen die Halberſtädter in den Ruf, daß ſie bei ihren Becherfeſten nicht nur anakreontiſch zechten, ſondern ſich auch bekränzten und ihre Bärte ſalbten. Gleim fühlte ſich in dieſem phantaſtiſchen Griechenthum ſelig, beſonders ſeit er in Jacobi ſeinen Bathyll gefunden. Auch die Karſchin wurde trotz aller Unähnlichkeit zur Sappho ernannt. Gleim verſank indeſſen nicht ganz ins Kleinliche. Sein feuriger Enthuſiasmus für Friedrich, den er ſogar in ſeine Anakreontiſchen Gedichte einzuflechten wußte, ſeine männlichen Kriegslieder, ſeine Fabeln und endlich ſein Halladat, die goldenen Sprüche des Pythagoras und Aehnliches zeigten, daß er auch für ernſtere Dinge Sinn hatte, und man mußte wol annehmen, daß unter den Spielereien ein tüchtiger Kern verborgen war, da Männer wie Leſſing und Klopſtock zu Gleim's Freunden gehörten. Nicht ſo gut kam Jacobi fort, der an Klotz und Gleim nur ſchwache Stützen hatte. An Jenem hielt er feſt, nachdem ihn Jeder aufgegeben, und der Anſchluß an Gleim half ihm wenig; ja er wurde im Gegentheil der Wehetäger deſſelben und mußte den Spott hinnehmen, mit welchem man Gleim ſelbſt verſchonte. Nicolai's Recenſenten, die nicht mit Wieland brechen wollten, ſtraften auch deſſen Sünden an Jacobi. In der That ver-

tiefte sich Jacobi weit mehr als Gleim in den Irrthum, daß der Anakreontismus das gesammte Leben trage. Wenn oben die Sympoſien als eine Schule der Weisheit und als die reinſte Blüthe des Lebens gepriesen wurden, so führt uns Jacobi noch einen Schritt weiter. Das griechiſche Hetärenweſen hatte ſich ohne beſondere Verſchiedenheit in den feinen Zirkeln von Paris erneuert. Hier wie in Griechenland emancipirten ſich geiſtreiche Frauen von der glanzloſen Würde der Häuslichkeit und verſammelten um ſich die Blüthe der feinen Weltmänner, der Gelehrten und Poeten. Man weiß, wie häufig Wieland den deutſchen Frauen zumuthete, die geniale Rolle der Hetären zu ſpielen, und daſſelbe finden wir bei Jacobi. Er betritt im Geiſte den Hain,

Wo den vertrauten Bachaumont,
Wo ihren Liebling Pavillon
Die Scherze Hand in Hand umringen,
Und bei der Huldgöttin Bouillon
La Fare noch und Chaulieu ſingen.

Indem er an dem Beifalle und der Bildſamkeit der kalten und verſtändigen Männer verzweifelte, wandte er ſich ſtets an die Frauen, deren Feinheit, Schönheit und Huld die Dichter zu witzigen Einfällen und geiſtreichen Scherzen begeiſtern ſollte. In den Häuſern der Bouillon und Mazarin, ſagt er, war die Poeſie eine von den vorzüglichſten Vergnügungen der Geſellſchaft. Gewiſſe kleine Umſtände gaben zu Liedern Gelegenheit; dieſe Lieder wurden beantwortet; in den witzigſten Verſammlungen gingen ſie umher; der Zeitvertreib einzelner Perſonen machte die Beluſtigung der großen Welt und ganz Paris nahm an den vertrauten Mahlzeiten ſeiner ſchönen Geiſter Antheil. Wenn wir noch keinen Chaulieu und Chapelle haben, ſo ſeien unſere Damen daran ſchuld. Es iſt gewiß, daß die Sprödigkeit der deutſchen Frauenwelt unſerer Poeſie höchſt bedeutende Opfer abgefordert, aber unbeſonnen war es, daß Jacobi ſich zu einem ſo einſeitigen Geſchmacke hintreiben ließ. Die lange Ilias ſchien ihm weit weniger ein Werk der Grazien zu ſein als etwa der junge Zelis im Bade, und über der witzigen Reiſebeſchreibung von Chapelle dürfe man Penelopens lieben Mann getroſt den Wellen überlaſſen. Beſtändig hatte er über den Kaltſinn der Nation zu klagen, welche ihre größten Geiſter, nämlich Gleim, Wieland und ihn ſelber, verkenne, und es verdiene lauter Leichenſänger zu haben, lauter ſchwarze Propheten, die man ohne Schaden ſteinigen könnte. Jacobi hat, namentlich in ſpäteren Jahren, auch manchen ernſten Gegenſtand behandelt und ſelbſt ein

wenig den Leichenſänger geſpielt. So wenig man dies überſehen muß, wenn es ſich um ein Urtheil über ihn nach dem ganzen Verlaufe ſeines Dichterlebens handelt, liegt doch ſein beſonderer Antheil an der Bildungsgeſchichte unſerer Poeſie in den Reformen, welche er mit Gleim und Wieland verſuchte. Sehen wir nun, wie er den ſinnlichen Anakreontismus mit ſentimentalen und ſittlichen Elementen in Verbindung ſetzte. Während bei Gleim nicht ſelten die kecke Natürlichkeit des munteren Junggeſellen durchklingt, finden wir bei Jacobi allenthalben etwas Südliches und weiblich Zartes. In der Uebertreibung wurde der Eine platt und der Andere verirrte zu einer ſüßlichen Verzärtelung. So waren Thränen und Quellen und Herzen für Jacobi nicht zart und innig genug; er verwandelte ſie in Zährchen, Quellchen, Herzchen und ſang anderwärts von Kränzchen, Nymphchen und dergleichen, ſo daß Gleim ſich angeregt fühlte, ihn ſelbſt zu ſeinem Jacobitchen zu machen. Dieſe Empfindſamkeit brachte ihn auch mit Yorik in Verbindung. Während Gleim dann dem Anakreontismus durch die männliche Philoſophie des Horaz und durch die Moral des Koran, aus welchem ſein Halladat hervorging, eine Stütze zu geben ſuchte, vertiefte ſich Jacobi in eine Verſchmelzung der ſinnlichen und der ſittlichen Schönheit, für die er mit Begeiſterung ſchwärmte. Er ſang mit Andacht von Rouſſeau's Manen und holte ſich aus Plato's poetiſchen Anſchauungen die Belege für ſeine Lehre von jener idealen Grazie. Schon in der helleniſtiſchen Erzählung Charmides und Theone (1773) unterſchied er die wollüſtigen Tänze an dem Roſenhügel der Paphiſchen Venus von der reinen Verehrung der Venus Urania, die thieriſch-ſinnliche Grazie von der ſittlich-ſchönen; dieſe war der Gipfelpunkt der weiblichen Bildung und ſo hoffte Gleim, daß Jacobi nebſt Heinſe und Kl. Schmidt durch die Iris, ein Taſchenbuch für das ſchöne Geſchlecht, Weisheit und Tugend bis nach Griechenland verbreiten würde. Eine ſolche Heiligung des lockeren Anakreontismus, verbunden mit der Begeiſterung für die urſprüngliche Reinheit und Grazie des weiblichen Gemüthes, führte zu der ungemeſſenſten Verehrung der Frauen und ſo zeigt ſich ſchon in Gleim und Kl. Schmidt, wenn ſie alte Minnelieder nachdichteten und mit Petrarch ſympathiſirten, hauptſächlich aber in Jacobi ein Uebergang von den anakreontiſchen Küſſen zu dem anbetenden Minnedienſte der neueren Romantik. Jacobi wünſcht ſchon das Lüftchen zu ſein, das ſeine Hirtin umweht, der Tropfen Thau, der um ſie die Blumen kühlt, nur das Bäumchen, das ſie ſchützet, nur die kleine Silberwelle, die ihren Fuß benetzt. Wie reizend

war es für die Frauen, welche Klopstock's gedankenvolle und von aller Sinnlichkeit befreite Zärtlichkeit genirte, diesen ungewohnten Ton zu hören, durch die Empfänglichkeit für den himmlischen Eros zu Grazien zu werden und mit einem Dichter zu den Hainen der Venus Urania zu wandeln, der sich nach den Zeiten sehnte, da jeder Weise voll Entzücken sagte: Amor ist ein Gott! Jacobi hatte die Genugthuung erzählen zu können, daß die Frau von La Roche sich seiner Gedichte bei der Erziehung ihrer Kinder bediene. Er selbst unterrichtete kleine Mädchen und billig war es, daß die Frauen ihren Dichter unter dem Gesange seiner Lieder zu Grabe geleiteten.

So finden wir denn den Anakreontismus an einem Ziele, welches Hagedorn gewiß nicht vorausgesehen. In der sittlichen Grazie hatte er ein folgenreiches Lebensprincip aufgestellt und auch innerhalb der poetischen Sphäre knüpfen sich an ihn bedeutende Erscheinungen. Die Sprache hatte an Wohllaut und Beweglichkeit gewonnen. Die altfränkische Ehrbarkeit der Gottschedianer war beseitigt. Die Lyrik erhielt neben dem erhabenen Schwunge und dem didaktischen Ernste der Horazianer, neben der Schwere und tiefen Innigkeit Klopstock's und neben dem Trübsinne der frommen Schweizer, dies weltfrohe, gesellige und sinnliche Element zu ihrer Ergänzung, und endlich war auch den rauhen Barden und den Cyklopen unter den Originalgenies die Erinnerung heilsam, daß es gut sei, den Grazien zu opfern.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Anhänger des Horaz. Nachbildung seiner Oden in Betreff der Form. Klopstock und Ramler gelingt es, den musikalischen Rhythmus der Ode, die Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Darstellung überhaupt aufzufassen. Auf welche verschiedene Weise Horaz benutzt wurde. Wie sich Ramler und Uz zu ihm verhalten. Klopstock als Lyriker. Die Lebensmoral der Alten genügt ihm nicht. Sein Christenthum war nicht immer mit Schwermuth verbunden. Seine Oden bilden fünf Gruppen; sie sind der Freundschaft und Liebe, dem Lebensgenusse, der Religion, der vaterländischen Kunst und der Freiheit gewidmet.

Bei der Prüfung des Verhältnisses, in welchem Horaz zu der Regeneration unserer Lyrik steht, müssen wir ebenfalls die beiden Momente der Kunstform und der Denkart auseinander halten. In Betreff der ersteren wären ohne Zweifel Klopstock's helleniſtische

Oden nicht nur als der Gipfel ihrer classischen Ausbildung, sondern auch als der Anfang derselben zu betrachten, da die frühesten dieser Oden, in welchen die griechische Form von Klopstock bereits nach ihrem Geiste aufgefaßt und erneuert wurde, aus derselben Zeit sind, wie die Oden von Lange und Ramler, welche nur selten über den Standpunkt der mechanischen Nachahmung hinauskamen. Man wäre demnach wol berechtigt, den langsamen Weg eines allmählichen Vorschreitens, welchen die Letzteren einführten, als etwas ganz Ueberflüssiges zu verwerfen, da der Zielpunkt, zu welchem sie von den ersten elementaren Versuchen hinstrebten, bereits von Klopstock erreicht war. Gleichwol müssen wir diese Vorübungen als nothwendig erkennen, denn nur Klopstock selbst wurde bei seiner genialen Reife über den Stufengang der Schule fortgehoben, und nur Wenige vermochten in seinen Oden einen inneren Zusammenhang mit Horaz zu sehen, da dieselben einen ganz abweichenden Inhalt zeigten und auch in der Form nicht unmittelbar die antike Darstellungsweise abspiegelten. Man mußte Horaz selbst erst in mechanischen Nachbildungen kennen lernen, bis man in Klopstock's Oden eine freie geistige Reproduction des römischen Vorbildes erkannte.

S. G. Lange (1711—81) und J. Pyra (1715—44) hatten sich schon zu Halle gemeinsam mit der Poesie beschäftigt. Der Erstere wurde 1737 Prediger zu Laublingen. Pyra, der zweimal eine längere Zeit hindurch sein Gast war, lebte mit ihm und Lange's gleichgestimmter Gattin Doris im Genusse der Freundschaft und der Natur. Alle Drei feierten ihre glücklichen doch engen Verhältnisse in Liedern, die eine arkadische Färbung haben. Bodmer, der ihre Gedichte 1745 herausgab, taufte sie daher passend in Damon und Thyrsis um, während Andere geneigt waren, in ihnen sogar Horaz und Pindar zu sehen. Pyra verräth einiges Feuer, Lange dagegen, der in Gottsched's Schule aufgewachsen war, ist durchaus matt und dürftig. Seine Horazischen Oden (1747) haben nichts mit Horaz gemein, als daß Einiges aus ihm aufgenommen und in besonderen Anwendungen und Umschreibungen verarbeitet ist. Auch in seiner Uebersetzung des Horaz (1752) gelang es ihm nicht, dem römischen Lyriker das zu sein, was Götz für Anakreon geworden. Dennoch sind diese Arbeiten, wenn man ihnen keinen Einfluß zugestehen will, wenigstens eine literarische Merkwürdigkeit. Man pflegte nämlich in den Uebersetzungen des Horaz noch immer den Reim beizubehalten und sich deshalb die willkürlichsten Veränderungen zu erlauben, wobei man immer eine

Annäherung an die eigentliche Form des Liedes im Auge hatte. Dies Verfahren war durch Hagedorn erneuert, und unter ſeinen Nachfolgern iſt namentlich Ch. F. Weiße zu nennen, der 18 Oden des Horaz (1763) übertrug und zwar mit ſpielender Leichtigkeit reimte, aber oft auch keinen Stein auf dem anderen ließ. Sämmtliche Oden überſetzte der Graf Solms (1756—60) und Breitenbauch (1769). Auch ſie gaben den Reim nicht auf und unterhielten den ewigen Rangſtreit zwiſchen Leichtigkeit und Treue. Ferner gab es eine ganze Reihe von Dichtern, welche ſich zu Horaz bekannten, aber hauptſächlich weil es ihnen an Kühnheit und Gewandtheit fehlte, ſich vor der reinen Form der antiken Ode ſcheuten. Sie entlehnten aus der Lebensphiloſophie des Horaz meiſtens die idylliſchen Elemente und benutzten bald einzelne Bilder und Sentenzen des Horaz, bald auch ganze Oden. Ferner fühlten ſie wohl, daß die deutſchen Maße zu einförmig ſeien, aber ihre Bewunderung der Horaziſchen Metra ermuthigte ſie doch nur, die Jamben und Trochäen mit Daktylen zu miſchen, Verſe von ungleicher Länge wechſeln zu laſſen und höchſtens das Alcaicum oder das Sapphicum zu imitiren, wobei in den meiſten Fällen der Reim immer noch ſein Anſehen behielt. Alle dieſe Vermittelungen verzögerten nicht nur die Einführung der Horaziſchen Maße, ſondern überhaupt die reine Auffaſſung der antiken Ode. Hier wären nun beſonders E. Schlegel, Giſeke, Cronegk, Kleiſt, Löwen ꝛc. zu nennen, doch blieben ſie eben wegen ihrer Unentſchiedenheit ohne Einfluß, denn nach dem Inhalte bilden ihre Oden nur einen Anhang zu denen von Hagedorn und Uz, und in Betreff der Form bewies ſchon Lange eine größere Kühnheit, der zwar die antiken Metra auch nur imitirte, aber der Erſte war, welcher ſämmtliche Oden des Horaz ohne Reime überſetzte, und während Ramler und Klopſtock noch in der Ferne ſtanden, wenigſtens an den Gedanken gewöhnte, daß auch im Deutſchen die rhythmiſche Strophe ohne den Reim eine muſikaliſche Wirkung hervorbringen könne. — K. W. Ramler in Berlin (1725—98) war ebenfalls in Halle gebildet und ging nicht von höheren Geſichtspunkten aus, doch ſpielt er eine weit bedeutendere Rolle. Ihm fehlte die poetiſche Schöpfungskraft, aber er hatte Geiſt genug, die edle und tiefe Seite Horazens, wie neben ihm Niemand außer Uz, zu erfaſſen und Alle überragte er an Schärfe des Formenſinnes, ſo daß er wie geſchaffen war, die antike Ode nach ihrem geiſtigen Gehalte und noch mehr nach weſentlichen Eigenheiten der Darſtellung in unſere Poeſie einzuführen. Noch hatte Niemand von der Eigenthümlichkeit der Horaziſchen Ode eine

Ahnung. Der Name hatte Opitz bestimmt, ihr Wesen in das Musikalische zu setzen. Allmählich bildete sich jedoch der Unterschied aus, daß die Ode, wenn sie nicht ein sogenanntes heroisches Lobgedicht war, einen höheren Gegenstand in oratorischer Würde und Farbe behandeln müsse; das Streben nach einem tieferen Gehalte gab ihr meistens eine didaktische Haltung und so schloß sie gerade das Musikalische aus, und alles Sangbare sammelte sich in den leichteren Liedern, Arien, Cantaten ꝛc.; höchstens behielt noch das feierliche Kirchenlied, welches ebenfalls zu den Oden gerechnet wurde, einen musikalischen Charakter. Ramler fühlte, daß der Ode, weil sie aus der bewegten Empfindung hervorgeht, die Verbindung mit der Musik unentbehrlich sei, und die musikalischen Eigenschaften ihrer Form suchte er in der besonderen Gedankenfolge, in dem Bau ihrer Theile, in der Verschlingung der Ideen und Bilder, und endlich auch in den Rhythmen. Wenn Ramler die alten Maße gebrauchte, so begnügte er sich nicht mehr damit, das Fachwerk des metrischen Systemes mit langen und kurzen Sylben zu füllen, sondern mit gebildetem Ohre erfaßte er das Steigen und Schweben und Sinken nach ganzen rhythmischen Perioden. Diese Feinheit des Gefühles wird ihm nicht abzusprechen sein, weil er an einigen prosodischen Fehlern mit wunderlicher Starrgläubigkeit festhielt, oder weil der Mangel an Inversionen, mit denen sich die Zeit noch gar nicht befreunden konnte, seiner Sprache den Anschein der Prosa gibt. Ramler's Freunde hörten in seinen Oden den Schritt des Horaz, wenn sich der Numerus auf ein mächtiges Wort, oft nur auf ein starkes Verbindungswort stützt; wenn sich die Perioden an einander drängen und durch Wiederholung eines Wortes gleichsam Hand in Hand schließen; wenn sich ein ganzer Sinn in ein einziges unerwartetes Beiwort zu lagern scheint; wenn sich die Bilder so in die Sprache hineinweben, daß sie bei der geringsten Trennung zu verschwinden scheinen [1]). Es ist auch gewiß, daß neben Klopstock Niemand mit solchem Glücke die kraftvolle Kürze, den glänzenden Aufschwung und die Anmuth der antiken Ode in unsere lyrische Sprache hinübergeführt. Seine Bilder, mögen sie hier und da gesucht erscheinen, sind stets bedeutsam und voll sinnlicher Bestimmtheit. Ja selbst der mythologische Apparat erhält wieder etwas Natur und man merkt, daß der Dichter in den antiken Anschauungen heimisch geworden. Was man bisher von dem kühnen Eingange der Ode, von dem raschen, lückenhaften

[1]) „Allgemeine Deutsche Bibliothek", VII, 1, 4.

Gange, von philoſophiſchen, hiſtoriſchen oder mythologiſchen Abſchweifungen, von den Parentheſen und gewichtigen Anſpielungen unzählige Male in den Rhetoriken nachgebetet, aber nicht einmal in den charakterloſen Ueberſetzungen des Horaz hatte anſchaulich machen können: dies Alles trat bei Ramler in klaren Geſtaltungen hervor. Wer zwiſchen Klopſtock und den übrigen Horazianern, bei welchen die Ausbildung der Ode nach ihrer formalen Seite ganz in der Kindheit blieb, eine Verbindung ſucht, der wird einräumen, daß Ramler als Techniker eine bedeutende Stellung einnahm, denn er allein hat jene ungeheuere Lücke ausgefüllt. Anders iſt es, wenn wir ihn als Dichter betrachten. Ramler war ein Mann von feſtem, doch ſanftem Charakter, einfach in ſeinen Sitten, harmlos und heiter im Verkehre, ein lauterer und treuer Freund, und man liebte in ihm einen ächten Zögling der Horaziſchen Muſe. Auch fehlte es nicht ſeinen Gedichten an feinen Gedanken, doch reichten alle dieſe Vorzüge allerdings nicht zu, um für die erhabene Ode, die ihn faſt allein anſprach, einen angemeſſenen Inhalt zu erſchaffen. Auf ſeinem Enthuſiasmus für den großen König beruht ſeine dichteriſche Exiſtenz; hier war nicht der Achill glücklich zu preiſen, weil er ſeinen Homer gefunden, ſondern es verhielt ſich umgekehrt. Doch hat Ramler dabei das ſittliche Verdienſt, daß er wie Gleim ſeinen Auguſtus aus freier Begeiſterung verherrlichte, worin man einen Zug von antikem Freiheitsſinne gefunden hat. Horaz ließ ſich durch die Gunſt des römiſchen Fürſten nicht hindern, dem geſunkenen Volke die alten republikaniſchen Tugenden vorzuhalten; dazu fehlten hier naheliegende Parallelen, doch entwürdigten ſich die antik gebildeten Sänger Friedrich's nie durch eine Bettelei, und es thut wohl, die Poeſie auf dieſem edeln Standpunkte zu finden, während die heroiſchen Oden des 17. Jahrhunderts ihren ekelhaften Lobqualm noch in die Gedichte mancher Niederſachſen fortpflanzten [1]). Prüft man Ramler's Oden nach ihrem dichteriſchen Gehalte, ſo

[1]) In einem vertrauten Briefe an Knebel (Nachlaß 1835, II, 39) entſchlüpft Ramler einmal ein Seufzer darüber, daß der ſo herzlich gefeierte Held kein Oel für die Lampe ſeines Dichters habe; ſeine Oden ſind rein von dieſer Menſchlichkeit. Friedrich's Nachfolger beeilte ſich, ihn für eine ſolche eigenſinnige Gleichgültigkeit zu entſchädigen. Gleim wurde bekanntlich durch einige Reliquien beglückt; er war ein großer Freund von ſolchen Dingen. Der Karſchin wird man in Rückſicht auf ihren Bildungsgang und ihre Schickſale es nicht anrechnen, daß ſie ihre patriotiſchen Gedichte zuweilen nach den Geſchenken abmaß. Einſt hatte ſie Veranlaſſung zu folgenden naiven Verſen:

ergibt sich, daß ihn nur Horaz auf einer künstlichen Höhe erhält und selbst wenn man den fremden Ursprung übersieht, wird man Goethe's Urtheil, daß alle seine Gedichte gehaltvoll sind, uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen beschäftigen und schon dadurch einen unzerstörlichen Werth behaupten [1]), nicht ohne Ausnahme unterschreiben. Handelt es sich indessen um die Ausbildung einer Kunstform, so ist namentlich in Zeiten, wenn das Urbild selbst erst in seinen Grundzügen aufgefaßt werden soll, eine mit Talent unternommene Reproduction nicht ohne Nutzen. Gerade der engste Anschluß an Horaz, der uns als eine Schwäche an Ramler misfällt, wurde damals für den Gipfel der Kunst gehalten. Doch schlug Ramler bei seinen Nachbildungen einen ganz besonderen Weg ein. Horaz wurde nämlich auf sehr verschiedene Weise benutzt. Zahlreich sind Anklänge an Sentenzen und einzelne Wendungen des Ausdrucks, die theils unwillkürliche Reminiscenzen sein mögen, theils auch eine bedeutsame Anspielung auf bekannte Stellen aus Horaz enthalten sollten. So hat Klopstock in seiner ersten Ode (Wen des Genius Blick ꝛc.), welche seine höhere Dichterweihe ausspricht, sich wol absichtlich an das Maecenas atavis und das Quem tu Melpomene angeschlossen. Er parodirt des Horaz Quod monstror digito praetereuntium; er kennt einen besseren Ruhm als die Ehre, daß ein bewundernder Thor ihn großäugichten Fremden zeigt. Das Quem tu Melpomene blickt auch aus dem Eingange der Ode auf Friedrich V. (Welchen König der Gott ꝛc.) hervor. J. F. Schmidt und Uz ahmten es nach, und auch Ramler dichtete nach ihm eine seiner schönsten Oden. In stolzem Bewußtsein stellte er sich gern neben Klopstock. Beide rühmen mit Pindar, daß ihnen der Adler Jupiter's zu kühnem Liederfluge erwacht und ihre Köcher sind voll von goldenen Pfeilen. Auch das Evoe! parce, Liber! verschmäht Klopstock

---

Zwei Thaler gibt kein großer König,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Auch ihr wurde jetzt ein altes Versprechen erfüllt und der Geheimrath von Wöllner verkündigte ihr die Gnade in diesen denkwürdigen Versen:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir!

[1]) XXI, 79.

nicht, mehrmals einzuflechten. Seine Lyäerin bedeckt den jungen Hagedorn mit Rebenlaub, wie die Tauben den ſchlummernden Horaz. Er bezeichnet ſeine Gedichte und die neuere deutſche Poeſie als ein Monumentum aere perennius in Bildern, die Horaz brauchte oder in ähnlichen (Ode 99, 109, 115). Ferner wurde aus einer Horaziſchen Ode ein Grundgedanke zum Thema gewählt, und wenn auch die Anordnung oder einige Bilder und Ausdrücke durchſchimmern, doch im Ganzen ſelbſtändig ausgeführt. Solche Oden gibt es von Cronegk, von Giſeke, Löwen ꝛc.; wir kommen auf dieſe Art der Nachahmung bei Uz zurück. Endlich liegen vor den eigentlichen Ueberſetzungen noch ſolche Nachbildungen, in welchen man die Gedanken des Dichters beibehielt, aber in der Sprache alles Alterthümliche vertilgte. Ein Beiſpiel aus Michaelis wird dieſe Umſchmelzung deutlich machen. Hor. II, 18 lautet bei ihm

Kein Porzellan, kein Atlas prahlt
An meines kleinen Zimmers Wänden!
Kein Oefer oder Dietrich mahlt
Für ſeinen Ruhm und mein Verſchwenden!
Mars hat mich nicht einmal im Grimm
Zum Grafen von Spion verwandelt:
Geſchweige denn Herr Ephraim
In Compagnie mit mir gehandelt!
Ein Herz noch nach der alten Welt,
Nebſt einer kleinen Dichtergabe,
Die meinem lieben Gleim gefällt,
Iſt aller Reichthum, den ich habe ꝛc.

Man ſetzte auch wol Stücke aus verſchiedenen Oden zuſammen. So nimmt z. B. Giſeke die Strophe

Mein Freund, was morgen wird geſchehen,
Verlange heute nicht zu ſehen ꝛc.

aus Hor. I, 9 und aus III, 29 die folgende

Das Schickſal der zukünftgen Zeit
Umhüllet Gott mit Dunkelheit ꝛc.

Andere unterdrückten, was eine Sacherklärung erforderte, veränderten den Gegenſtand, vertauſchten die Bilder und ſuchten der Ode möglicher Weiſe das Gepräge eines deutſchen Gedichtes zu geben. Solcher Art iſt das Meiſte in den Oden nach dem Horaz von Gleim (1796), der jedoch bei Weitem nicht ſo viel Gewandtheit beſaß wie Weiße. Von dieſem entlehnen wir ein kleines Beiſpiel. Hor. II, 12.

Num tu quae tenuit dives Achaemenes
Aut pinguis Phrygiae Mygdonias opes
Permutare velis crine Licymniae
Plenas aut Arabum domos;

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat,
Quae poscente magis gaudeat eripi,
Interdum rapere occupet?

Ich tauſchte nicht die Flotten aller Meere,
Und wenn auch jedes Schiff mit Gold beladen wäre,
Nicht Perus reiche Länderein
Für eine Locke Chloens ein.

Wie ſchön, wenn ſie, den Nacken abgekehret,
Mit leichtem Grimm den Kuß verſagt, den ſie begehret,
Den ſie ſich gern jetzt rauben ſieht,
Jetzt ſelbſt zu rauben ſich bemüht.

Viele Freunde gewann das liebliche Schmollduett Donec gratus eram, welches ehemals von Weckherlin, jetzt von Wilkens, Schönaich, Hagedorn, Kleiſt, Blum ꝛc. bald ſehr plump und bald mit großer Zartheit nachgedichtet wurde [1]). Die allgemeine Neigung zur idylliſchen Landluſt führte auch jetzt wieder zu dem Beatus ille, welches ſchon Fiſchart und Opitz angeregt. Bei Kleiſt finden wir es als Sapphiſche Ode, C. A. Schmid benutzte es zu einer Viſion an Ebert, Gleim zu ſeinem Lobe des Landlebens, Uz vergleicht ſich im zweiten Briefe mit dem Wucherer Alfius, der die Landluſt ſo reizend ſchildert und ſchnell zum Wechslertiſch zurückkehrt. Auch Klopſtock's Ode Der Kamin iſt eine Nachahmung des Beatus ille, jedoch nur gelegentlich für eine metriſche Abhandlung verfaßt [2]). An allen dieſen Entlehnungen und Imitationen hat nun auch

[1]) Roſenheyn („Des Horatius Werke in gereimten Ueberſetzungen", 1818) hat ſieben Nachbildungen abdrucken laſſen und erwähnt noch neun andere. Hinzuzufügen wäre eine Nachahmung von Leſſing, bei dem ſich der weinluſtige Bruder und die verliebte Schweſter in ähnlicher Weiſe zanken und verſöhnen. So machen auch bei Hagedorn die Kritikaſter Bavius und Mävius in zartem Tone einander Vorwürfe, bis jeder die Trefflichkeit des anderen erkennt. Wer ſolche freie Bearbeitungen und Nachahmungen des Horaz näher kennen lernen will, dem iſt jene fleißige Sammlung von Roſenheyn zu empfehlen.

[2]) In den meiſten Nachbildungen fehlt natürlich die ſatiriſche Wendung, mit welcher Horaz ſchließt. Die Nachweiſungen bei Roſenheyn ſind hier nicht vollſtändig und laſſen ſich aus dem Obigen ergänzen.

Ramler Antheil. Zunächſt iſt es ihm aber eigenthümlich, daß er nicht blos gelegentlich Horaziſche Blumen ſammelt, ſondern Alles, was ihn poetiſch anregt, mit dem Auge des Horaz betrachtet, ſo daß die neue Welt ſich ihm ſtets in antike Anſchauungen verwandelt. Vieles iſt kleinlich und die Erhabenheit macht eine komiſche Wirkung, wie wenn er die Erfindung des Punſches beſingt, zu welchem Achelous das Waſſer, Bacchus den Wein und Vertumnus die Citrone liefert. Hauptſächlich unterſcheidet es ihn von allen Nachahmern des Horaz, daß dieſe die Oden ſtets in materieller Beziehung ausbeuten, Ramler dagegen vorzugsweiſe die Form im Auge hat. Gefliſſentlich entlehnt er daher von Horaz den ganzen Bau der Ode, die Anlage und den lyriſchen Gang der Entfaltung, und ferner die Sprache mit ihrem geſammten glanzvollen Apparate. Freilich hatte mit ſo viel Sinnigkeit und Kunſtgefühl bisher Niemand den römiſchen Dichter in das Deutſche oder ein deutſches Gedicht in das Römiſche überſetzt, doch iſt es natürlich, daß manche Gedichte Ramler's bei dieſem Verfahren faſt zu bloßen Parodien wurden, und nur daraus, daß die Lyrik des Horaz, mit der man doch eigentlich erſt jetzt bekannt wurde, einen blendenden Zauber ausübte, kann man es erklären, daß ſelbſt Herder, der doch ſo ſcharf die Nachbildung rein localer Schönheiten bekämpfte, dieſe Gedichte als ächte Erzeugniſſe der Horaziſchen Muſe rühmte. Viele Oden Ramler's ſind bereits von Jördens mit ihren Originalen, denen ſie ganz oder theilweiſe entſprangen, zuſammengeſtellt. Dahin gehören die Wiederkehr und das Parcus deorum cultor, die Ode auf ein Geſchütz und das Ille et nefasto, die an Lycidas und das Quem tu Melpomene, die an Krauſe und das Scriberis Vario; ferner entſpricht die Ode an die Göttin der Eintracht dem O diva, gratum quae regis Antium, jene auf die Wiederkehr des Königs dem Herculis ritu; die Ode an die Muſe iſt dem Quem virum aut heroa, Glaucus' Wahrſagung dem Pastor cum traheret, die Ode an ſeinen Arzt dem Persicos odi puer apparatus nachgebildet. Hierzu kommt als eine Nachahmung Catull's die Nänie auf den Tod einer Wachtel. Vorzüglich bewährte ſich Ramler's reproductives Talent, als er 15 Oden des Horaz (1769) in ihrem Sylbenmaße überſetzte. Es galt für ausgemacht, daß er nicht zu übertreffen ſei und nur J. F. Schmidt ihm allenfalls nahe gekommen. Seine Nachfolger entſchuldigten ihr Unternehmen daher gewöhnlich mit der Bemerkung, daß Ramler nur wenige Oden überſetzt und doch ein vollſtändiger deutſcher

Horaz wünſchenswerth ſei [1]). Catull in einem Auszuge (1793), ſämmtliche Oden des Horaz (1800), Anakreon's auserleſene Oden und die zwei der Sappho (1801) waren dagegen größtentheils ein Werk des müden Alters. — Ramler hat für die Huldigungen, welche ihm dargebracht wurden, ſchwer büßen müſſen. Seine Oden gehörten zu den erſten, welchen man einen wahrhaft claſſiſchen Werth zuerkannte. Die Kritik beſchäftigte ſich mit ihnen, wie mit Horaz ſelbſt. Viele erſchienen einzeln und ſo hat beinahe eine jede ihre kleine Literatur von Beurtheilungen und Interpretationen aufzuweiſen; ſelbſt die Lesarten wurden mit philologiſchem Ernſte ſtudirt. Man war überzeugt, daß Ramler kein Wort ohne Ueberlegung ſchrieb. Er ſelbſt galt für den feinſten Kenner und ſogar Leſſing übergab ihm ſeine Epigramme und Dramen zur Verbeſſerung. Die Schlegel vernichteten ſeinen Ruhm und in der That hatte Ramler von jener höheren Kritik, welche ein Ganzes und ſeinen organiſchen Gliederbau nach dem Weſen der Dichtart unterſucht, noch keine Ahnung, ſondern er beſchäftigte ſich nur mit der Diction und dem Verſe. Seine Verbeſſerungen waren auch nicht immer angemeſſen, da er in Alles den Glanz der höheren Odenſprache hineintrug, wodurch naive und heitere Gedichte oft verdorben wurden [2]). Doch hat er vorzüglich durch ſein Beiſpiel die Dichter genöthigt, in Ausdruck und Versbau von der leichtſinnigſten Nachläſſigkeit abzugehen und mit Sorgfalt auf Präciſion und Adel, Correctheit und Wohllaut zu achten, worin doch die Anbahnung einer claſſiſchen Vollkommenheit nicht zu verkennen iſt. Ihm iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß die Lyrik der Göttinger von der wildſchönen Natur auf die ſtrenge und reine Kunſtform zurückging, und Voß iſt als Ueberſetzer, als Metriker und als Dichter durch ihn beſtimmt und gefördert worden.

Während Ramler ſich hauptſächlich mit der Ausbildung der Horaziſchen Dichterſprache und der Odenform beſchäftigte, ſehen wir in Johann Peter Uz zu Anspach (1720—1796) den reifſten Zögling der Sokratiſchen Lebensweisheit. Seine Jugendgedichte 1749, in ſpäteren Ausgaben das erſte und zweite Buch der Oden, enthalten mei-

[1]) Bis 1800 erſchienen noch ſechs Ueberſetzungen, theils in ſchlichter Proſa, theils in numeroſer, theils in Verſen (ſ. Degen und Ebert). An einer proſaiſchen Ueberſetzung 1773 hatte Uz Antheil.

[2]) Das herbe Urtheil von A. W. Schlegel ſteht in ſeiner Abhandlung über Bürger. Dagegen ſuchten Prutz („Göttinger Dichterbund", 1841, S. 141) Ramler's Kritik und H. Kurz im Commentar zu ſeinem Handbuch (1842) ſogar ſeine Poeſien wieder zu Ehren zu bringen.

ſtens heitere Anakreontika. Sie waren es, die Wieland, welcher damals Pietiſt war, gegen ihn in Harniſch brachten; doch hatte ſich Uz dieſe Händel wol nicht ohne Schuld zugezogen, da er eines Theils ſelbſt mit Eifer an den Herametriſten und an Klopſtock häkelte, für deſſen Verſtändniß weder ſein Geiſt, noch ſeine Phantaſie ausreichte, und anderen Theiles, wenn er von den Lilienhügeln der Mädchen dichtete, oder die Vorhänge an den Ehebetten zurückſchlug, doch wol den Grazien zu viel zugemuthet wurde[1]). Gefliſſentlich wich er den Milton'ſchen Homeriden aus, weil raſend zu ſein nur die Engländer kleide; dagegen führten ihn die ſüßen Lieder ſeines Chaulieu nach Frankreich und zu Anakreon. Neben dieſem feſſelt ihn Pindar, deſſen Auge in heiliger Wuth rollte, ferner Flaccus' ſatiriſches Lächeln und ſein geflügelt Lied, das ſich prachtvoll, doch leicht erhebt. In ſeinen Oden, den Epiſteln und dem kleinen Lehrgedichte, die Kunſt ſtets fröhlich zu ſein, zeigt er ſich von jenem reineren Epicureismus durchdrungen, wie ihn Cicero ſchildert und Horaz ſich aneignete. Die Weihe Melpomenens lehrt ihn den greiſen Geiz, den Sommertraum der Ehre, das Joch der Würden und die Sorge verſcheuchen, im Schoße der Natur ſich ſelber und den Muſen leben. Doch über den bloßen Lebensgenuß hinaus erſtrebt er auch jene männliche Weisheit, jenes Ideal reifer Humanität, welches ſich die Zeit aus den Alten und namentlich aus Horaz ableitete und als den ächten Kern der Bildung betrachtete. Das Gefühl ſeines geiſtigen und ſittlichen Werthes erhebt den Weiſen über die Schwankungen des Geſchickes, über die Drohungen und die eitele Gunſt der Mächtigen. In edler Freiheit lebt er ſich ſelber genug; ſeinen Werth und ſein Glück kann ihm Niemand weder vermehren noch rauben, denn den wahren Adel gibt ein edler Geiſt und das reinſte Glück beruht auf einem reinen Leben. Bisweilen ſchreitet Uz von dem moraliſchen Freiheitsſinne zum patriotiſchen vor. Er zürnt im Tone des Alcäus auf den Uebermuth der Großen, auf Krieg und Zwietracht; er führt den politiſchen Verfall

[1]) Man kann dies nicht verſchweigen, da die Angriffe der Gegner ſonſt zu ſinnlos erſcheinen, beſonders da Uz ſelbſt ſich ſtets auf die Unſchuld ſeiner Scherze beruft. Er ſchreibt z. B. nach Marot,

Allzujung taugt nur zum Spielen!
Fleiſchigt ſei ſie anzufühlen
Und gewölbt die weiße Bruſt.
Die Brunette ſoll vor allen
Mir gefallen:
Sie iſt dauerhaft zur Luſt!

auf den Mangel an Zucht zurück und erinnert mit Horaz die entarteten Enkel an Germaniens kernhafte Vorwelt. Die beiden Oden, das bedrängte Deutschland und an die Deutschen (auch lateinisch von Klotz), gehören zu dem Besten, was Uz gedichtet hat. Sein Verhältniß zu Horaz beschränkt sich darauf, daß er in seinen Gedichten dieselbe Moral ausbreitet. Daß er bei manchem eine bestimmte Ode des Horaz vor Augen hatte, ist bei der Gleichheit des Inhaltes natürlich, doch pflegt er sein Thema selbständig auszuführen und neben der Gedankenfolge verrathen nur einzelne Anklänge und Wendungen eine nähere Verwandtschaft. So vergleiche man seine Ode die Zufriedenheit und Hor. II, 16; die Wünsche und I, 31; das bedrängte Deutschland und II, 1; die lyrische Muse und III, 25; Ermunterung zum Vergnügen und II, 25; der Weise auf dem Lande und III, 16; Silen und II, 19; der Winter und I, 9; an die Musen und IV, 3; die Trinker und I, 27; an die Deutschen und III, 6. Gerne wird man bestätigen, daß Uzens Lyrik an der Weisheit der Griechen und an der Tugend der Römerseelen Antheil hat, dagegen sind die Oden nach dem rein poetischen Werthe gewiß nicht bedeutend, denn sie haben nur eine moralische Wärme und die Phantasie beschränkt ihre Thätigkeit auf den Schmuck der Diction. Die Theodicee wurde als die Krone der philosophischen Oden betrachtet. Dies kann man heute wol noch anführen, um an einem berühmten Beispiele zu zeigen, daß die Zeit noch immer den dichterischen Gehalt mit dem didaktischen verwechselte, aber es gehört viel Ehrfurcht vor dem Herkommen dazu, um dieses logische Schlußgebäude noch jetzt auszuzeichnen, da es von poetischen Zugaben doch nur den Reim und einen frostigen Bilderprunk besitzt. Uz fühlte, daß er alt wurde, und nahm zeitig von den Musen Abschied. Er selbst sah sich nicht mit der Zukunft, sondern eher mit Haller und Opitz in Verbindung, und wie Horaz in Betreff der Kunstform seinem Hagedorn verschlossen blieb, so waren auch ihm Correctheit, Klarheit und Prägnanz die höchsten Forderungen. Ebenso belebt er, einen einzigen Versuch ausgenommen, die alten schwerfälligen Odenmaße nirgends durch einen Dactylus.

Wenn wir die lyrischen Dichtungen von Klopstock (1724—1803) mit den Oden des Horaz zusammenstellen, so fühlt man wohl, daß so manche Aehnlichkeit anklingt, doch aber auch, daß sich etwas Fremdes dazwischenschiebt, und Klopstock ist wirklich in dem Sinne wie Ramler und die Anderen niemals ein Schüler des Horaz gewesen. Jene Aehnlichkeit besteht darin, daß sowol die sittliche Seite

des Horaz, als auch ſeine Darſtellungsweiſe in ihren Grundlagen wiederkehrt, jenes Fremde aber, welches der freie und reiche Geiſt des neuen Dichters hinzuſetzte, gibt ſich darin zu erkennen, daß der ſittliche Gehalt tiefer und lauterer geworden, und daß die Darſtellung ſich von allen localen Eigenheiten des antiken Vorbildes losmacht. Erſt gegen Ende des Jahrhunderts betrachteten unſere großen Kritiker und Dichter die Verbindung des romantiſchen Inhaltes mit der antiken Form als die höchſte Aufgabe der neuen Kunſt. Faſt 50 Jahre früher erfaßte Klopſtock in genialer Ahnungsgabe daſſelbe Ziel, indem er auf die beiden großen Quellen der Romantik, auf das Chriſtliche und das Vaterländiſche zurückging und aus der eigenen Fülle einen dichteriſchen Lebensgehalt erſchaffend, ſich nur in Betreff der Darſtellung von der antiken Kunſt beſtimmen ließ. Mit dieſen Sätzen knüpfen wir an jene Abſchnitte an, in denen wir die Regeneration des Epos behandelten, um nun Klopſtock in derſelben Weiſe auch für die Lyrik thätig zu ſehen. Was wir als den Kern jener alten Weltweisheit erkannt haben, die freie Selbſtändigkeit, das friſche Lebensbewußtſein, die maßvolle Haltung, die reine Kraft der Sittlichkeit, dies Alles findet ſich bei Klopſtock wieder; doch ruht es nicht, wie bei jenen Anakreontikern und Horazianern, auf den gebrechlichen Säulen einer durch fluctuirende Gefühlsrichtungen beſtimmten Kalokagathie, und auch nicht auf der berechnenden Klugheitsmoral epikureiſcher Eudämoniſten, welche das Gute lieben und jede Tugend nur ſchätzen, weil man ohne ſie nicht froh ſein kann, ſondern Klopſtock ſchöpfte unmittelbar aus der reinen Lebensquelle, von der auch jede Moralphiloſophie der Alten erſt Lauterkeit und neue Jugend erhält. Denn immer wieder muß man ſich an dies Verhältniß des Chriſtenthums zu der Weltweisheit der Heiden erinnern, daß jenes die Anſichten und Grundſätze der Alten zur Klarheit und Feſtigkeit erhebt und wiederum das Alterthum uns das Göttliche in das Menſchliche überſetzen lehrt und jenes reine Licht in tauſend farbigen Radien durch den großen Kreis unſeres Daſeins ausbreitet. Mehr noch als der Meſſias widerlegen die Oden jenen alten Irrthum, der ſich nicht allein bei gebildeten Leſern, ſondern auch in den Geſchichten der Literatur fortpflanzt, daß in Klopſtock's Dichtungen der religiöſe Sinn in ſich ſelber ruhet, ohne ſich an realen Verhältniſſen zu entfalten, und daß er darum zu einer trübſinnigen Mortification erſtarrt ſei. Dieſe Anſicht können nur Die theilen, welche nichts beachten, als was er etwa von 1748 bis 1753 gedichtet, als ihn theils die unerwiederte Liebe zu Sophie Schmidt, theils die unabſehbaren Entwürfe zum

Messias zu einer schwermuthvollen Resignation hintrieben. Klopstock hat aber bis 1802 fortgedichtet und zwar meistens in einer ganz andern Stimmung. Nun ist es an sich natürlich, daß jedes Volk sich nach den ersten und mächtigsten Eindrücken das Bild seines Dichters zeichnet, und jene Zeit, die einen so wunderbaren Reichthum an productiver Kraft besaß, mochte berechtigt sein, Klopstock auf dem Wege zu seiner reiferen Entwickelung nicht mehr mit so frischer Theilnahme zu begleiten, da im letzten Drittel des Jahrhunderts sich in rascher Folge andere und größere Bestrebungen vor seinen Blicken entfalteten. Aber die dürftige Nachwelt hat Ursache, ihr Besitzthum zusammenzuhalten, und immer ist der Unwahrheit zu begegnen, daß wir einen Dichter nur nach den Eigenthümlichkeiten beurtheilen, welche ihm vorübergehende Schicksale aufzwangen. Wir wollen daher zunächst die Lyrik Klopstock's nach ihrem Inhalte überblicken.

Die in der Ausgabe von J. G. Gruber (1831) enthaltenen 222 Oden [1]) zerfallen in 5 Gruppen, die sich theils nach dem äußeren Lebensgange des Dichters, theils damit im Zusammenhange nach den vorwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens absondern. In die Jahre 1747—52 fallen die frühesten Jugendgesänge; sie sind, wenn auch andere Gegenstände bereits angedeutet werden, vorzugsweise der Freundschaft und der Liebe gewidmet. Aber die Trennung von den Freunden und Fanny's Abneigung, welche des Dichters heiße und reine Wünsche vernichtet, rauben ihm den freudigen Lebensmuth und er weilt mit seinen Hoffnungen in dem Lande, wo die Zweifel und Klagen schwinden. Dies sind jene unsterblichen Dichtungen, welche durch die naturgetreue Sprache eines edeln Herzens die tiefsten Empfindungen aufregten, und ebenso durch die geistvolle Ausführung und die reine Anmuth der Form eine neue Epoche in dem deutschen Leben und Dichten begründeten. Während nun Andere den Grundton dieser Stimmung aufnahmen und einseitig zu der schwermüthigen Thränenlust und zu dem asketischen Welthasse ausbildeten, brachte die Verbindung mit Meta (1752—58) Klopstock's eigenste Empfindungsweise zur Geltung. Dem schönen Bewußtsein, daß das Himmlische und das Irdische einander durchdringen, und daß er selbst von diesem Bunde umschlossen sei, entsprang jene stille und tiefe Freudigkeit der Seele, die nach innen den Frieden, nach außen Kraft und Sicherheit

[1]) Bei No. 151 ist eine Ode nicht mitgezählt.

verbreitet. In den Gedichten aus dieſer Periode trifft Klopſtock mit den Anakreontikern zuſammen. Schon hatten manche Freunde in der Schweiz die prachtvolle Ode an den Zürcherſee (1750) zu weltlich gefunden, die in jenen umwölkten Stunden nur ein heiterer Sonnenblick geweſen, jetzt hielt Klopſtock dieſen Frohſinn feſt und ſang von Wein und Liebe, „trotzdem, daß gewiſſe Leute forderten, er ſolle nichts ſingen, was man beim Weine wiederholen könne". Freilich aber konnte er ſich nicht in den flachen Ton der gebräuchlichen Tändeleien finden. Einmal hatte er ſich Knidia's Götterchen genahet, aber Urania hielt ihn von dem zurück, was ſeiner Natur nicht gemäß war. Ihn reizte nicht „das leichte Volk roſenwangichter Mädchen, die gedankenlos blühn, leer an Empfindung und Geiſt," und dieſem wahrſten aller Dichter hat niemals eine bloß fingirte Poetenliebe ein Gedicht entlockt. Dagegen athmen ſeine Oden an Cidli die reinſte Heiterkeit und vergleicht man zum Beiſpiel mit den Liedern, welche die Anakreontiker an ihre ſchlafenden Chloen zu richten pflegten, ſeine Ode Ihr Schlummer (33), ſo kann man bei dem zarten Hauche dieſer Seelenliebe nur ſchwer an die Berechtigung jener ſinnlichen und plumpen Scherze glauben. Wie er indeſſen einſt Hagedorn im Wingolf gegen die Waſſertrinker vertheidigt, war er auch jetzt nicht ſo engherzig, Gleim zu den leeren Lachern und Flatterern zu zählen (34). Seine Weinlieder ſtehen denen der Anakreontiker nicht nach an fröhlichem Jugendſinn, und unterſcheiden ſich von ihnen nur durch den Reichthum an feinen Beziehungen. Wie heiter verwickelt er die Sinne in einen Zank darüber, daß das äſthetiſche Urtheil dem Geſchmack, ihrem materiellſten Gefährten, übertragen worden, bis der Schmecker ſich auf ſeine Herrſchaft über den blinkenden Saft beruft, durch welchen der Trinker Anakreon attiſche Worte ſprach (Ode 167, vom Jahre 1795). Höchſt zierlich und doch wie von Orphiſchem Taumel erregt, weiß er es bei dem deutſchen Johannisberger zu entſchuldigen, daß ihm der fremde Kapwein beſſer mundet (170—1795). Beide Oden ſchrieb er über 70 Jahr alt und er ſcheut ſich nicht, auch jetzt noch ſeinen Gleim daran zu erinnern, wie er mit ihm und Schmidt den Trinktiſch mit Roſen überſchüttet und in tollem Jugendmuthe dem desipere gehuldigt (190—1796). Die Freuden des Eislaufs verſagte er ſich ebenfalls erſt im hohen Alter und mit Wehmuth ſah er den Stahl roſten, der ihm einſt den Frühglanz der Tage und die Mondnacht ſo genußvoll gemacht (196—1797). Um dieſelbe Zeit ſchrieb Klopſtock an Gleim: warum unterſtehen Sie ſich denn, daß Sie ſo lange leben, da Sie doch nicht

reiten? — Sie erinnern sich, daß Juba noch in seinem 95. Jahre ritt ꝛc. Allgemein im Gedächtnisse sind einige Oden auf den Eislauf, aber ebenso verdienen es die ähnlichen von der Reitkunst zu sein (105 und 106—1781), nicht nur weil sie von demselben unverwüstlichen Frohsinne zeugen, sondern auch weil wir wenige Gedichte besitzen, in welchen höchst malerische Schilderungen mit so sicherer Leichtigkeit und Anmuth hingeworfen sind. Schon diese Beispiele beweisen hinlänglich, daß man äußerst unrecht daran thut, aus Klopstock's Frömmigkeit seinen Trübsinn zu folgern. Wir wissen, daß er im Verkehre bis in sein hohes Alter ein heiterer Gesellschafter war; immer sah man ihn von Jugend umringt, weil sein Geist nicht alterte. Auch die Dichtungen des Greises sind von dieser tiefen Freudigkeit erfüllt und er beklagte die Herzlosen, welche von so viel Lockungen umlächelt, sich nicht zu freuen vermögen. — Eine dritte, nicht unbekannte Gruppe entstand in den Jahren 1758 — 66. Sie enthält die prachtvollen religiösen Oden Klopstock's. Niemals hatte noch ein Dichter die Glanznacht der Gestirne, die geheimnißvolle, stille Erhabenheit jener unzählbaren Welten mit solcher Wahrheit gezeichnet, theils um das Gemüth zu der Feier des Unendlichen zu erheben, dessen Ehre die Himmel erzählen, theils um die gebeugten Herzen mit der Gewißheit der Unsterblichkeit zu erquicken. Diese Gesänge sind Meta's Todtenfeier, die 1758 gestorben war. — Inzwischen hatte Klopstock sich angelegentlich mit Forschungen über unsere Sprache und Poesie beschäftigt. Dazu leitete ihn theils sein vaterländischer Sinn, theils die geniale Eigenheit, in der Poesie nur dem aus selbständiger Kraft und aus der reinen Volksnatur Entsprungenen den Preis zu ertheilen. Stets ging er deshalb darauf aus zu erweisen, daß unsere Nation in ihrem höchsten Alterthume eine ursprüngliche Poesie besessen, und ferner ihr für die Zukunft eine solche zu sichern. Daher sein tiefer Schmerz, daß die Norne des Todes jene Bardenlieder verwehen ließ, wie die Blätter des Haines. Mit einer rückwärts gekehrten Divination suchte er jene Urdichtung zu erneuern, und wenn es gewiß ist, daß Ossian ihm eine Welt vorspiegelte, die bei uns nie gewesen, so bleibt es nach dem rein poetischen Momente immer bewundernswerth, daß er sie mit solcher Schöpferkraft ausbildete. Wen versetzten nicht jene Schlachtgesänge und selbst jene Ode auf die Kunst Tialfs (79), welche uns die Barden beim Eislaufe zeigt, in ein magisches Zauberland, von dem man wünschen möchte, daß die poetische Wahrheit durch die historische unterstützt würde. Wenn nun aber dieser Bardengesang nebst der Erneuerung der nordischen

Mythologie doch nur ein Irrthum war, ſo ſchön und rein ſein Urſprung iſt, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß Klopſtock ſelbſt ihn ſchneller als ſeine Nachahmer aufgab und zu ſeiner früheren Darſtellungsweiſe zurückkehrte, und anderen Theiles, daß in dieſem nationalen Enthuſiasmus doch manche geſunde Elemente lagen.

Schon haben wir oben nachgewieſen, daß dieſe Bardendichtung trotz der phantaſtiſchen Form ihrer Symbolik in der That dazu beitrug, in der deutſchen Jugend den vaterländiſchen Sinn zu entflammen, und ſo hat A. W. Schlegel hervorgehoben, daß es ein ſchöner Gedanke war, Züge altdeutſcher Treue, Gerechtigkeit, Großmuth, jeder Heldentugend aus jenen Zeiten zuſammenzuſtellen: dieſe ſittlichen Einflüſſe gewannen eine lebendige, dauernde Wirkſamkeit, wenn auch das fingirte Urdeutſch der Bardenſprache keine Wurzel ſchlug. Klopſtock wollte indeſſen nicht bloß Reſtaurator ſein, ſondern der Schöpfer einer neuen Poeſie, die alle ihre Lebenskraft aus nationalen Eigenthümlichkeiten holte. Selbſtändigkeit und die freie Entwickelung eigener Anlagen waren daher ſein ſtetes Ziel. Bisher hatte er den Griechen den Vorrang zugeſtanden und auch ihre Darſtellungsformen benutzt; jetzt galten ſie ihm nicht mehr für Vorbilder zur Nachahmung, ſondern er beſchränkte ihren Einfluß darauf, daß ihre Selbſtändigkeit und ihr Werth den deutſchen Dichter antreiben ſollte, in ſeinen Schöpfungen zu gleicher Originalität und zu gleicher Vollendung hinzuſtreben. Er begann zwiſchen den antiken und den nationalen Eigenthümlichkeiten ſcharf zu unterſcheiden, und ermunterte auf das, was in den letzteren ſich als Vorzug herausſtellen würde, eine ſelbſtändige Dichtung zu gründen. Während alle anderen Dichter den größten Ruhm darin ſetzten, ihren Horaz ſo treu wie möglich in ſeiner Denkweiſe und in der Darſtellung zu copiren, ſehen wir Klopſtock nicht zufrieden damit, daß ſeine Nachbildungen auf einem inneren Erfaſſen des Geiſtes beruheten, ſondern er iſt der erſte deutſche Dichter, welcher neben den Alten von dem kühnen Gedanken einer Congenialität erfüllt iſt. Darum ſind ihm die Nachahmer ein Greuel; er fragt die Helleniſten, welche ihre Vorbilder ſelten erreichten und durch eine falſche Interpretation entſtellten, ob ſie nicht für das Geſetz der weſentlichen Schönheit blind, die mechaniſche Manier, die Art zur Ausart machten und doch von griechiſchem Geniusfluge träumten (122—1782). Die meiſten Oden, welche Klopſtock zwiſchen 1766 und 1789 verfaßt hat, beſchäftigen ſich mit der Sprache und der Dichtkunſt und auch in dieſer Klaſſe erſcheint nicht nur die Vielſeitigkeit ſeiner Lyrik, ſondern es zeigt ſich auch, wie er mit jugendlicher Kraft an den

gewaltigen Reformen mitarbeitet, welche in den achtziger Jahren unserer Poesie einen neuen Geist einhauchten. Wenn Klopstock auf eine ursprüngliche, sich allein aus der nationalen Lebenskraft erzeugende Naturpoesie hinweist, und wenn ihm bald Homer, bald die Propheten und bald wieder Ossian eben wegen der Ursprünglichkeit ihrer Dichtungsweise als die Führer vorschweben, deren großes Beispiel die Geister zur schöpferischen Erfindung erwecken müssen, wem entginge hier wol die innigste Verwandtschaft mit Hamann und Herder? Und achten wir wieder darauf, daß Klopstock diese Dinge nicht allein in Abhandlungen erörterte, sondern auch in lyrischen Gedichten behandelte, so werden wir unmittelbar auf Schiller hingeführt und trotz vielfacher Abweichungen sehen wir beide darin verwandt, daß sie es vermochten, den abstracten Sätzen der Kunstphilosophie einen poetischen Gehalt zu verleihen, da die Sache ihr ganzes Herz erfüllte und dieser persönliche Antheil den Gedanken in das bewegte Gemüth verlegte. — Die 5. Gruppe der Oden (von 1789—1802) beschäftigt sich vorzugsweise mit der französischen Revolution. Auch hier werden wir vor Allem an den herkömmlichen Irrthum erinnert, daß der Patriotismus des Dichters sich nur in eine altersgraue Traumwelt verloren. Schon jene ernsten Bemühungen um die nationale Sprache und Poesie zeigten uns den Dichter in seinem eigensten Berufe für die Mitwelt thätig und wenn das politische Moment den Maßstab hergeben soll, wem könnte es verborgen sein, daß Klopstock mit der feurigsten Beredtsamkeit die Regeneration der Gesellschaft begrüßte. Sein persönlicher Freiheitssinn verband sich auch hier mit dem Interesse für das Vaterland, und er bedauerte tief, daß die Deutschen, welche ihren Luther und Leibnitz gehabt, in dieser wichtigen Bewegung von den Franzosen überflügelt wurden. Schon hoben wir hervor, daß die Dichter Friedrich's sich ihre republikanische Unabhängigkeit zu wahren wußten, Klopstock gelang es nicht einmal, gegen diesen undeutschen König gerecht zu sein. O Freiheit, Silberton dem Ohre! Licht dem Verstand und hoher Flug zu denken! Dem Herzen groß Gefühl! Dies hat außer Schiller kein Dichter so tief empfunden. Die Proclamation der Menschenrechte, das Decret, hinfort keinen Eroberungskrieg zu unternehmen, ließen ihn glauben, daß die Menschheit plötzlich die unbenutzt gebliebene Bildungskraft ganzer Jahrhunderte zusammenraffe. Es ist wenig, wenn man weiß, daß auch Klopstock sich von dem allgemeinen Enthusiasmus hinreißen ließ, man muß seine Oden aus dieser Zeit mit Dem vergleichen, was unsere neuen politischen Lyriker gedichtet, und man

wird über den Schwung und die Macht der Anſchauung erſtaunen. Dies Alles war nun keine leere Abſtraction; denn beſtändig ermunterte er die Deutſchen, aus ihrem müden Kummer ſich aufzuraffen und an Reformen zu denken. Seit 1792 verzweifelte Klopſtock mit den Meiſten an der Revolution. Wer ihm den Abfall verargt, der erinnert an jene berüchtigte Hottentottade (156—1793). Allerdings ſind einige dieſer Oden nicht von der Muſe dictirt, ſondern ein Schrei des Entſetzens und der Erbitterung. Doch die meiſten anderen hat der Wink der Grazie gezähmt, wiewol jener furchtbaren Grazie, welche die Griechen neben den zarten Schweſtern verehrten, woran Klopſtock einmal ſeine anakreontiſchen Freunde erinnerte. Die bittere Täuſchung drohte den Greis aufzureiben. Es iſt ergreifend zu ſehen, wie er die ganze Kraft ſeines Glaubens zuſammennimmt, um den Menſchenhaß niederzukämpfen. Indeſſen gelang es ihm auch jetzt wieder, Ruhe und Heiterkeit zu gewinnen, und ſo ſchlummerte er mit ungebrochener Kraft zu den Bewohnern der Sterne hinüber, die er in ſeiner letzten Ode begrüßt hatte.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Klopſtock's Anſichten von dem Weſen der Poeſie. Er verkennt nicht die Wichtigkeit der Form. Der antike Charakter ſeiner erſten Oden. Später dichtet er im Tone der Pſalmen und das Symboliſche tritt an die Stelle des Plaſtiſchen. Uebergang von der orientaliſchen zur nordiſchen Romantik. Angriffe auf die griechiſche Kunſtpoeſie und Verſuch, eine nationale Naturdichtung zu erſchaffen. Rückkehr zum claſſiſchen Alterthum. Gedichte nach Pindar, Catull und Tyrtäus. Nachbildung des Hexameters. Einfluß des Rhythmus auf die Sprache. Mängel der antiken Proſodie. Horaziſche und neue Metra.

In jeder von den fünf Gruppen dieſer Oden ließen ſich nun wieder theils nach den Modificationen des Grundgedankens, theils nach der Verſchiedenheit der Auffaſſung, Stimmung und Anſchauungen mehre Abtheilungen unterſcheiden, doch werden wir davon abſtehen, weil ſich der Reichthum und die Mannichfaltigkeit dieſer Lyrik ſchon deutlich herausgeſtellt hat.

Wir wenden uns nunmehr zu Klopſtock's Anſichten von dem Weſen der Poeſie und zu ſeiner Darſtellungsweiſe, wobei wir denn vorzüglich ſein Verhältniß zu den Alten berückſichtigen. Er findet den höchſten Zweck der Kunſt und Poeſie darin, daß ſie das Gemüth zu freier Heiterkeit erhebt. Dabei dachte er jedoch nicht an die leeren Spiele eines blos vergnügungsſüchtigen Zeitvertreibs, welche ihm eine Entweihung der Kunſt ſchienen; unter der Heiter-

keit verstand er vielmehr die tiefe Ruhe, Freiheit und Freudigkeit der Seele, welche dem Menschen auch unter den Stürmen des Lebens unverlierbar bleibt, wenn er sich mit den idealen, geistigen Mächten der Erscheinungswelt im Zusammenhange fühlt. So begegnen wir schon hier einem denkwürdigen Versuche, die Streitfrage, an deren Lösung Kant, Herder, Schiller, Humboldt und die Romantiker arbeiteten, dadurch zu beseitigen, daß der Lehrzweck der Kunst in Wirkungen gesucht wird, welche nur der freien Darstellung des Schönen möglich sind, und umgekehrt von der Darstellung des Schönen Wirkungen erwartet werden, die der Kunst unmöglich sind, wenn sie nicht die Ideen des Wahren und Guten in sich aufnimmt [1]). Erst die Verbindung der sinnlichen mit der geistigen und sittlichen Schönheit befähigt die Dichtkunst, uns gleich einer lichten goldgesäumten Wolke in die Welt des ewig Heiteren zu erheben. Bei dieser Bestimmung des ideellen Inhaltes der Dichtkunst übersah nun Klopstock keineswegs die Forderungen der Darstellung; er erkennt sie nach ihrem ganzen Umfange und bezeichnet sie als die innerste Kraft der Dichtung (109—1781). Die Darstellung sei aber weder allein eine Gabe der Natur noch der Kunst. Der wahre Dichter bilde sich für seinen hohen Beruf nicht durch Nachahmungen und nicht durch ästhetische Satzungen. Hat ihm die Muse mit einweihendem Blicke gelächelt, so erhebt sich seine Erfindung in frischer Naturkraft. Aber ihr Schaffen bleibt nicht regellos; denn jedem ächten Genius ist der große geduldige Sinn, die Lust der Forschung und Bildung eigen. Nur der Halbdichter schnitzt nach Regeln; erst wenn sich Natur und Kunst vermählt, wird Pygmalion's Statue zu der beseelten Geliebten. Unermüdlich ringt der Dichter danach, die Idealanschauung zu läutern und die mitgeschaffene Form zu erfassen. In einer herrlichen Ode denkt Klopstock daran, wie er mit seinen Jugendfreunden, während von Gottsched mit zerplaudertem Munde Geist gelehrt wurde, in glühender Liebe zu der Göttin aufgeblickt. Sie erschien und schwand wie ein Blitz, doch unvergeßlich blieb ihr Bild, höherer Schönheit Gefühl, Durst ihr zu ähnen und — Schwermuth zurück; denn von zehn Gedichten gibt die Norne doch nur einem die Unsterblichkeit. Nach diesen hohen Ansprüchen an den Dichter bestimmte sich auch der Werth, den Klopstock auf die Poesie legte. Es ist hier unmöglich, nicht an Schiller zu denken. Wie dieser stellte schon Klopstock den Dichter an die Spitze derer, welche das

[1]) Vgl. hierüber besonders Ode 101—1778 mit der Anmerkung Gruber's.

Edelſte in dem Menſchen ausbilden. Dieſer innere Beruf erhebe über alle weltliche Hoheit, und es war ihm eine Genugthuung für die Kälte Friedrich's, daß ohne eines Mediceers Güte im Haine der deutſchen Dichtkunſt neue Sproſſe von Frühlingslüften rauſchten [1]).

Nachdem wir dieſe allgemeinen Anſichten vorangeſtellt, wollen wir nun Klopſtocks Oden nach der Darſtellung näher betrachten. Sie ſondern ſich nicht allein nach dem Inhalte in beſtimmte Gruppen, ſondern auch nach der Form, wobei es natürlich iſt, daß beide Momente meiſtens zuſammentreffen. Klopſtock legte ein großes Gewicht auf den ideellen Gehalt der Poeſie, und wir erkannten ſchon bei dem Epos, daß ihm in dieſer Beziehung die alten Dichter nicht genügten; dagegen überließ er ihnen in Betreff der Darſtellung gerne den Vorrang und jeder Wettſtreit ſchien ihm ein Wagniß. Als er ſeine erſten Oden verfaßte, folgte er harmlos den antiken Vorbildern. Er ſcheute ſich beinahe, ſeine erſten Verſuche bekannt zu machen, um nicht mit dem gedemüthigten Lange zuſammengeſtellt zu werden. Dieſe Scheu hatte aber vielleicht ſchon damals einen tieferen Grund. Offenbar hielt er es überhaupt nicht für eine Auszeichnung, zu den Nachahmern des Horaz gezählt zu werden. Schon damals war weniger Horaz als Homer ſein Ideal, in welchem er den Erfinder verehrte. Seine Oden hatten daher auch dem Inhalte nach gleich anfangs nichts mit Horaz gemein und das Metrum abgerechnet zeigten ſich auch nur wenige Spuren von einer techniſchen Nachbildung. Gleichwol hat man recht daran gethan, die Oden, welche bis 1758 verfaßt ſind, helleniſtiſch zu nennen. Denn das, was dazu beiträgt ihnen einen ewigen Werth zu ſichern, die einfache Anlage, die klare Bildlichkeit, der Adel und die Anmuth der Sprache deuten auf eine innere geiſtige Verwandtſchaft. Was kann, um etwas zu nennen, antiker ſein als die beiden Muſen? Nicht oft iſt ein Gedanke ſo zur plaſtiſchen Anſchauung gekommen, wie in dieſem Bilde des olympiſchen Wettlaufes; welche kernhafte Jungfräulichkeit in dieſen Atalanten, zugleich welche zarte Weiblichkeit! Bei dieſen Jugendgedichten merkt man wohl, daß Klopſtock mit Bewußtſein von Horaz rühmte, er habe alle Schönheiten, deren die Ode fähig ſei, erſchöpft, und daß er oft ſich ſelbſt mit ernſtem Kunſtſinne gefragt

[1]) Es iſt in dieſem Abſchnitte auf folgende Oden Bezug genommen: die Aeſthetiker 120—1782; Beide (Genie und Kunſt) 116—1782; Hermis und Telon 137—1789; die Vortrefflichkeit 126—1783; Skulda 68—1766; die Verkennung 103—1776.

haben mag: wie würde heute Horaz diese Materie ausführen? [1]). — Von 1758 ab war für Klopstock der Naturgesang der Griechen nicht mehr allein das Urbild des Schönen. Er wandte sich zu religiösen Gegenständen, und es war natürlich, daß ihn mit der Sache auch die glanzvolle Diction der Propheten fesselte. Noch sagte er sich nicht von den Griechen los, doch ordnete er sie den Orientalen unter und räumte dem Symbolischen, wozu er ohnehin geneigt war, den Vorrang vor dem Plastischen ein. Dies Verhältniß wird am Besten durch die Gegensätze in der Naturanschauung erläutert, welche uns auch schon früher bei ähnlichen Erscheinungen Aufschluß gegeben haben. Der Orientale liebt in der Natur nicht die sinnliche Schönheit der Gestalten, sondern ihre Bedeutung. Er erfaßt die Dinge nicht mit dem Auge, sondern er will das Wehen des verborgenen Geistes erlauschen und hebt nur das Moment hervor, welches zum mystischen Symbole tauglich ist. Die Macht und die Liebe des Weltenvaters, die furchtbare Erhabenheit und das unendliche Erbarmen, welches auch über dem kleinen Leuchtkäfer und der bewußtlos träumenden Blume wacht, bringt auch einen extremen Gegensatz in die Naturbilder des Dichters, indem das dynamisch Machtvolle beständig mit dem Zartesten wechselt. So sind in den religiösen Oden und auch in dem Messias Donner und Sturm, Bergströme, stürzende Felsen, aufsteigende und versinkende Berge Klopstock's liebste Symbole, und auf der anderen Seite verliert er sich in das leiseste Säuseln und Rieseln, in das kaum erfaßbare Dämmern und Schimmern. Der Ocean der Welten und der Tropfen am Eimer liegen bei ihm dann ohne Mittelglieder neben einander. Mit dieser Vergeistigung der Natur war aber überhaupt ein Abfall von der strengeren Plastik der Alten verbunden. Der Dichter legt weniger Werth auf die Anschauung als auf den abstracten Sturm des Gedankens und der Empfindung. Damit hing denn auch zusammen, daß für diesen überfluthenden Strom die Horazischen Metra ein beengender Damm wurden und die meisten dithyrambischen Oden aus dieser Periode sind daher in regellosen Zeilen geschrieben. Sonderbarerweise fehlt eine bewußte Aufnahme des Parallelismus der hebräischen Poesie. So wichen denn für einige Zeit die heidnischen Reune. Klopstock verließ die Lorbeerwälder Apollo's und betrat den heiligen Palmenhain. Ueber der Quelle des Jordan schwebte Sulamith-Siona, die Rose Sarons im Haar, und ihr Gewand umfloß sie wie Ge-

[1]) Werke (1844), X, 219.

wölk, das des Tages Frühe gefärbt (55—1764). — Noch hatte der Dichter ſich nicht genug gethan; er hoffte der deutſchen Poeſie eine ganz nationale Form zu erſchaffen und ſeinem bis zur Schwermuth angeſtrengten Nachſinnen kam endlich die Bekanntſchaft mit Oſſian zu Hilfe. In Klopſtock's poetiſcher Natur durchkreuzten ſich mannichfaltige Richtungen und die antike war im Grunde nicht vorherrſchend. Wie mit Heimatklängen lockte es ihn, das Frühroth der ſüdlichen mit dem nächtlichen Silberſchein der nördlichen Romantik zu vertauſchen, und dieſer Uebergang war deſto leichter, weil das Orientaliſche und das Nordiſche außer dem gleichen Abſtande von dem Antiken auch in poſitiven Eigenſchaften eine große Verwandtſchaft haben. Dahin gehören der pathologiſche Grundton, die elegiſche Sehnſucht nach einem Unendlichen, die Abwechſelung des Heroiſchen mit der weichſten Sentimentalität, die Verſchmelzung des Epiſchen und des Lyriſchen, die Unklarheit der plaſtiſchen Begrenzung. Nunmehr war es Klopſtocks Sehnen, daß das gereifte Culturleben der Nation ſich nicht mehr in entlehnten, ſondern in urdeutſchen Anſchauungen abſpiegelte, und dazu mußte auch die ausgeſtorbene nordiſche Mythologie ihre Sinnbilder hergeben. Die antike Poeſie, welche durch ihr tauſendjähriges Anſehen ſolchen Neuerungen entgegenſtand, unterwarf Klopſtock daher einer ſtrengen Prüfung. Es that ihm wehe, daß die blinde Ergebung an die Weisheit der Heiden das chriſtliche Bewußtſein trübte, indem man ſich zu ſchämen ſchien, mit dem ungelehrten, nicht philoſophirenden Volke daſſelbe Evangelium zu beſitzen. Der tiefere und reichere Ideengehalt, welchen die religiöſe Durchbildung der Erkenntniß entwickelt, mußte die Neueren, wenn ſie ſich ihres Vortheils bedienten, über die Dichter an den ſieben Hügeln und an des Hufes Quell erheben, da dieſe zu der Lebenswahrheit nur ahnungsvoll aufgeſchaut. Die Neueren, heißt es weiter, ſehen heller im Sittlichen; ſie dürfen voll Zuverſicht mit den Kalokagathen kämpfen, denn wo der Sinn höher zu dem Unendlichen aufſteigt, da ſchaut man auch höhere Schönheit. Dieſe Sätze führen uns abermals zu Schiller, welcher in Betreff des Ideengehaltes dieſelben Vorzüge für die ſentimentalen Dichter der neueren Zeit in Anſpruch nahm. Daß aber Klopſtock dabei nicht die ſinnliche Seite der Kunſt überſah, ergibt ſich aus dem Zuſatze, daß gleichwol der Kampf um das Kleinod heiß ſei, denn die höhere Erkenntniß helfe nicht zum Siege über den Griechen, wenn nicht die Darſtellung hinzutritt, die erſte Zauberin in des Dichters Hain. Doch auch hier glaubte er etwas zu entdecken, was dem neueren Dichter einen

Vorzug vor den Alten verschaffen könnte. Er fand nämlich in der Beseelung einen neuen Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Celtischen und auf sie baute er weiter die selbständige Entwickelung unserer Poesie. Was er unter dieser Beseelung verstand, ist schwer zu bestimmen, weil er sie in den verschiedensten Beziehungen forderte. Zunächst sollte der Dichter selbst von seinen Ideen im innersten Gemüthe erfüllt sein. Ebenso sollte der Darstellung in Bildern, Rhythmen, Sprache und in jeder Weise die Kraft der Beseelung beiwohnen, um den Ideen eine ergreifende Wirkung zu sichern. Man merkt wohl, daß er es vorzüglich auf die Innigkeit der Empfindung und auf mächtige, leidenschaftliche Bewegungen absah. Wie alles Denken und Handeln erst dann mit unserem wahren, persönlichen Sein verschmilzt, wenn es von dem Gefühle erfaßt wird, so muß auch die Dichtkunst ihre Ideen in das innerste Gemüthsleben dringen lassen und aus ihm schöpfen. Diese Innerlichkeit ist nun allerdings der antiken Poesie nicht in gleichem Grade eigen und noch mehr mochte sie Klopstock bei den Nachahmern vermissen. Er sah in der antiken Poesie das Thatsächliche und den Gedanken vorherrschen, die objective Darstellungsweise ließ die innersten Quellen der Erscheinungen verdeckt, die gemessene Haltung und die kunstvolle Gesetzmäßigkeit der Form verrieth zu viel Bewußtheit in der Behandlung und die Ruhe mochte ihm als Kälte erscheinen. Solche Wahrnehmungen verleiteten ihn, die griechische Poesie als ein Werk der berechnenden Kunst anzusehen, während ihm die celtische als der Ausdruck der lebendigen Natur vorschwebte. Der Grieche stammelte nur die Stimme der Natur, der Barde tönte sie laut in das erschütterte Herz. Die seelenvolle Grazie der Natur macht sich die Kunst dienstbar, der Grieche ließ die letzte herrschen. Der Grieche schildert die Welt der Erscheinungen, der Barde zeichnet die Gestalten mit wenigen kühnen Zügen; aber wahr und heiß, ein Taumel, ein Sturm, entströmen ihm die Töne für das vielverlangende Herz! (Hügel und Hain 80—1767.) Solche Gegensätze, der höhere Ideengehalt, die reinere Sitte, die lyrische Beseelung, sie waren es, weshalb Klopstock die antike Poesie für unzulänglich erachtete und für unsere poetische Bildung einen neuen Anfang suchte. Mit glühendem Wetteifer unternahm er es daher auch der Sprache und den Rhythmen eine Vollendung zu geben, welche das Vaterland dem bewunderten Hellas ebenbürtig zeigte. Zwar verfuhr er bei seinen Sprachreformen nicht ohne Gewaltsamkeit, doch wie weit übertraf er die älteren Sprachkünstler an historischem Blicke,

da z. B. noch Leibnitz auf den Einfall kommen konnte, daß es möglich ſei, eine allgemeine Weltſprache zu erfinden und einzuführen. Klopſtock erkannte, daß er nicht ein Syſtem willkürlicher Tonzeichen vor ſich hatte, ſondern er geſtand der Sprache ihr eigenes elementariſches Leben zu [1]). Er erhob ſie weit über die Farbe des Malers und den Stein des Bildners, denn welches Darſtellungsmittel erreichte die Gewalt der Menſchenſtimme! Was auch vorher geleiſtet war, indem z. B. Drollinger den Ausdruck der Erhabenheit, Brockes beſonders das zarte Arioſo ausbildete, Klopſtock, der ſich weniger an ſie als an Luther's Bibel anſchloß, wird immer als der Schöpfer der neueren lyriſchen Sprache zu betrachten ſein. Die brauſende Leidenſchaft, die tiefſte Ruhe, Zorn und Liebe, Schmerz und Freude durchlaufen die ganze Tonleiter des Gefühles. Er handhabte nicht nur die Zuſammenſetzung und Ableitung zur Erfindung neuer Ausdrücke, ſondern Bilder, Conſtructionen, Wortfolge, Satzgefüge, rhythmiſche Einheit und Gegenbewegung mußten, während Andere meiſtens nur an die Bereicherung des materiellen Wortſchatzes dachten, die geiſtige Kraft der Formverhältniſſe entfalten. Einen vorzüglichen Werth legte er darauf, daß die Beweglichkeit der Sprache es geſtattete, Metra mit vielen Kürzen anzuwenden. Die Horaziſchen Maße ſchienen ihm durch ihre größere Einfachheit von ſelbſt zu zeigen, daß das Latein ſich ſchwerfälliger bewege, und die Griechen, glaubte er, verdankten die Häufung der fliegenden Kürzen nur der regelloſen Wortfolge, bei welcher man den Kranz des Satzes auseinanderriß und die Blumen willkürlich umherſtreute. Ferner wollte er zeigen, daß mit dieſer größeren Beweglichkeit nicht ein Mangel an nachdrücklicher Kürze verbunden ſei. Um dies zu beweiſen, überſetzte er wetteifernd in ſeinen Abhandlungen Stellen aus lateiniſchen und namentlich aus griechiſchen Dichtern, wobei er oft kürzere Maße wählte oder gar weniger Verſe brauchte, ohne etwas Weſentliches von dem Inhalte aufzugeben. Fragen wir nun, ob Klopſtock durch alle dieſe Vergleiche berechtigt war, bei der Ausbildung der nationalen Poeſie das antike Element zu umgehen, ſo läßt ſich zunächſt nicht leugnen, daß die Vorzüge, auf welche er ſich ſtützt, dieſelben ſind, welche Schiller und die Romantiker ſpäter mit tieferer Begründung und einer umfaſſenderen Anwendung der neuen Dichtung beilegten. Aber jene ſchwierige Aufgabe, den reicheren Ideengehalt und die tiefer bewegte Gemüthswelt mit der objectiven

[1]) Mundt, „Kunſt der d. Proſa" (1843), 13.

Veranschaulichung und den plastischen Darstellungsformen der alten Kunst zu verbinden, wurde damals von Klopstock nicht nach ihrer Wichtigkeit gewürdigt. Er selbst hat in einer Abhandlung [1]) das zusammengestellt, was er von der Darstellung fordert. Der wichtigste Satz ist der, daß der Dichter das Leben des Gegenstandes fühle und ihn in diesem Leben zeige. Diese Forderung kommt wesentlich mit dem überein, was wir vorhin von der Beseelung mitgetheilt. Dagegen fehlen die Bestimmungen, daß der Gegenstand selbst in objectiver Sinnlichkeit sein geistiges Leben entwickeln soll, und so blieb bei Klopstock im Ganzen die Veranschaulichung bei dem rhetorischen Bilde, bei dem Gleichniß und der malenden Schilderung stehen, und vornehmlich war Klopstock in dieser Periode des Bardenstyles, eben weil er jetzt hauptsächlich die Natur in der unmittelbaren Sprache des Affectes fand, selten auf eine deutliche und scharf begrenzte Gestaltung bedacht. Die nordischen Götter schweben gleich riesenhaften Nebelgebilden in der Ferne, und diesem Dunkel scheinen sich Gedanken, Sprache und Rhythmus anzupassen. Die Bardenpoesie wurde auch von anderen Dichtern aufgenommen, wie man von dem großartigen Gedanken an eine originale Natur- und Volksdichtung erwarten muß. Vornehmlich reizte das leidenschaftliche Pathos und die willkürliche Behandlung in der Form zur Nachahmung. Damals sprach auch Wieland ein gesundes Wort gegen die Ausschweifung. Er fühlte sich als Vertreter des französischen Hellenismus vorzüglich berufen, an das Maß der Grazien zu erinnern. Er schalt auf den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserem Glücke längst verloren. Bisher hätten die Musen noch stets den heiligen Zweck verfolgt, ungestüme Leidenschaften durch Harmonie zu besänftigen, nicht aber zu entflammen. Er fragte, warum man die Griechen aus der deutschen Poesie wegweise, da man doch fortfahre und unmöglich aufhören könne, die ganze übrige Kunst und Wissenschaft von ihnen zu empfangen. Er wollte nachgiebig und friedlich, wie er war, den Werth der neuen Barden selbst auf ihren Abwegen nicht verkennen, aber er wollte zwischen ihnen und den anderen deutschen Dichtern nur dasselbe Verhältniß feststellen, welches in Griechenland etwa spätere Homeriden zu den übrigen Dichtern ihres Volkes gehabt, und man sollte nicht Alles unpoetisch nennen, was nicht im Bardenstyle gedichtet sei. Das große Wort von einer Naturdichtung ging nicht verloren, doch lenkte man ein, in-

[1]) Werke X, 193.

dem die Göttinger wieder Homer zu Ehren brachten. Gerstenberg, Denis, Kretschmann stehen an der Spitze vieler Skalden und Barden, welche die Telyn in der Hand und mit Eichenlaub bekränzt, in den Wäldern um die Altäre schwärmten, alte und neue Helden in stürmischen Rhapsodien feierten, oder auch im einsamen Stübchen sich von Braga zu Geburtstagswünschen und einem Leichencarmen begeistern ließen. Gewöhnlich nimmt die Literaturgeschichte von Klopstock Abschied, nachdem sie ihn noch als den Anstifter dieses Unheiles getadelt, und sein Einfluß auf die Göttinger wird dann auf die hellenistische Dichtungsweise, die ihm in früheren Perioden eigen war, zurückgeführt. Indessen gab Klopstock selbst, während das Geniefeuer Anderer forttobte, die Bardendichtung auf. Außer dem, was in den Dramen enthalten ist, findet sich nämlich in seinen Oden nur noch Weniges der Art und bereits um 1780 ist wieder eine Annäherung an die antike Weise kenntlich. Es ist wunderbar, daß man die letzte Periode seiner Lyrik (1780—1802) so flüchtig betrachtet. Wir verdanken ihr gegen 100 Oden, beinahe die Hälfte der Gesammtzahl, und schon diese Masse sollte die Aufmerksamkeit festhalten, käme nicht dazu, daß der Dichter in diesem Zeitraum bestrebt war, den ächten Kern der verschiedenen Bildungselemente von allem Uebermaß zu läutern. Das, worin Klopstock einen wahren Vorzug des Modernen und eigenthümlich deutsches Wesen erkannt, gab er darum nicht auf, sondern Natur und Kunst, die neue Welt und das Alterthum traten nur in ein reineres Verhältniß. Die Lerche mit ihren fröhlichen Naturlauten ist durch die Verfolgung eingeschüchtert; die kunstverständige Nachtigall hat wieder ihr Ansehen erhalten, doch spricht sie zu jener mit freundlicher Duldung ermuthigende Worte (179—1796). So gibt Klopstock der Kunst ihre Rechte zurück, doch bleibt er bei der Ansicht, daß nur aus ihrer Verschmelzung mit der Natur das Vollendete hervorgeht. Wenn er vorhin den Werth des Gedichtes in der Gewalt des Affectes sah, so läßt ihn jetzt ein geniales Werk unbefriedigt, wenn die Maßbestimmung vernachlässigt ist (112—1781); doch stellt er immer noch die Poesie deshalb über die verschwisterten Künste, weil sie die volle Gluth in das Herz gießt und am lebendigsten darstellt (281—1801). Noch ist er stolz auf die lebendige tiefe Kraft der Sprache, auf ihre reiche Bildsamkeit, aber er zürnt, daß die Uebersetzer durch willkürliche Verrenkungen sie verbritten und gallicismen, ihr den Mund zum Maule dehnen und nicht das erhabene Beispiel der hellenischen beachten, die sich durch sich selbst bildete (188, 189—1796). Mehrmals erwähnt er, daß

die Lectüre der Alten zu den Dingen gehörte, welche ihm, als seine Hoffnungen auf Frankreich fehlschlugen, Kraft und Beruhigung gaben. Sprechender als diese Bekenntnisse zeugt seine Dichtungsweise selbst von einer neuen Befreundung mit dem Alterthum. Die nordische Mythologie ist fast gänzlich verschwunden, dagegen benutzt Klopstock häufiger die antike. Niemals läßt er sich jedoch herab, mit ihren klangvollen Namen nach Art der anderen Dichter blos die Diction zu schmücken, sondern die Sagen dienen ihm wie Beispiele aus der Geschichte zu Vergleichungen. Auch die Metra nimmt er wieder von Horaz und die erfundenen sind meistens einfach. Ebenso ist die Sprache klarer, die Stimmung gemessener, und wenn es bisweilen nicht an Erschütterungen fehlt, doch bald wieder ein ebener Wasserspiegel. Selbst die Bilder erweitern sich zu umfassenden Anschauungen, und wie in den besten Zeiten dringt die sinnliche Lebendigkeit der Darstellung bis zur Plastik des Dramas vor, indem die Situation und der Dialog einander durchdringen. Man erinnere sich z. B. an das Gespräch des Fürsten und seines Kebsweibes (141—1789). So athmet das Bild des segensreichen Friedens, nachdem die Wetter der Revolution ausgetobt, den Hauch des frischen Lebens (140—1789). Mit welcher Wahrheit stellt sich (144—1790) der Volksriese dar, welcher nach langer Kerkerhaft im Wollustrausche der Freiheit taumelt: hier ist überall unmittelbares Naturleben fühlbar. Später werden wir die Principien, von denen Klopstock ausging, in den großen Reformen des Jahrhunderts wiederfinden. Hier heben wir nur noch hervor, daß er bei der Nachbildung des Antiken bereits von den technischen Formeln zur Erfassung des Kunstschönen vordrang. Noch haben wir von Klopstock's Bemühungen um die Einführung der antiken Metra und die Zubereitung der Sprache für die mannichfaltigsten Rhythmen zu berichten, doch mögen zuerst noch einige andere Erscheinungen folgen, die mit der antiken Richtung unserer Lyrik zusammenhängen.

Schon in der Bardendichtung lag das Streben, über Horaz hinauszugehen und diesem maßlos gesteigerten Odenschwunge entsprang die Erneuerung der Dithyramben. J. G. Willamow aus Morungen (1736—77) bestätigte indessen Horazens Wort, daß, wer den Pindar zu erreichen strebe, nur auf Dädalus wächsernem Flugwerk zu gefahrvollen Höhen steige und stürze. Er versuchte es, den Griechen eine Dichtung nachzubilden, auf deren Wesen wir nur aus zerstreuten Nachrichten schließen können, da keine alte Dithyramben auf uns gekommen sind. Willamow selbst kam bei sei-

nen Vorſtudien nicht zum Abſchluß, und dieſelben Gedichte erſcheinen daher in den verſchiedenen Ausgaben (1763, 1766, 1779) immer in einer anderen Geſtalt; nur die allgemeinſten Züge blieben dieſelben. Pindar mußte die Eigenthümlichkeiten der Diction hergeben: ſo die logiſchen und ſprachlichen Anakoluthien, die Parentheſen, Digreſſionen und Anderes, womit ſich die Begeiſterung zu ſchmücken pflegt. Ueberall ſind volltönende Wörter, ungewöhnliche Compoſita und die kühnſten Metaphern gewählt. Doch wer ſich nicht gedankenlos dem betäubenden Getöſe des Redeſtroms überläßt, der wird bald empfinden, daß der Dichter nur dunkel und gelehrt iſt, wo er tief zu ſein glaubte, und durch grelle Steigerung der Diction den Mangel an wahrem Feuer verdeckte. Man wird keine andere Begeiſterung wahrnehmen als die philologiſche, mit welcher der Verfaſſer ſeinen Pindar ſtudirte. Die meiſten Gegenſtände, die er beſang, können kein natürliches Intereſſe erwecken und die Anknüpfung an die griechiſche Mythologie macht ſie uns noch fremder, indem wir nicht ſelten mittels eines groben Anachronismus genöthigt werden, Vorgänge aus der Gegenwart ſo anzuſehen, als ob ſie zur griechiſchen Sagenwelt gehörten. Die Erfindung iſt durchweg matt und die Gedichte werden dadurch arm an Facten, weshalb ſie gewöhnlich in den trivialen Ton der Lobreden übergehen. Willamow bedient ſich bald des Reimes, bald hat er die dreitheilige Ode Pindar's, doch iſt der Strophenbau weder kunſtvoll noch correct, und endlich wählt er auch kurze Zeilen ohne beſtimmtes Metrum. Die erſte Ausgabe enthielt 10 Dithyramben, die zweite 13. Die Stoffe waren theils der antiken Sage entlehnt: ſo beſingt er die Niederlage der Himmelsſtürmer, bei der ſich Lyäus auszeichnete, die Trennung Siciliens von Italien, die Atlantis, welche von Jupiter, damit ihre ſeligen Bewohner nicht einſt mit den verderbten Menſchen in Verkehr kämen, in den Ocean verſenkt wurde, wo ſie als Elyſium fortbeſteht, ferner den Rückzug des Bacchus aus Indien. Andere Gegenſtände gehören neueren Zeiten an: ſo der Sieg Hermann's über Varus, die Befreiung Wiens durch Joh. Sobieski, eine Verherrlichung Peter's des Großen, Friedrich's II. ꝛc. Die Kritiker wollten indeſſen nicht zugeſtehen, daß flammende und regelloſe Oden ſchon Dithyramben ſeien, da man dann auch die religiöſen Rhapſodien Klopſtock's ſo nennen müßte, und forderten, daß die Begeiſterung des Poeten ſowol wie der Gegenſtand ſelbſt mit Bacchus in beſtimmte Verbindung gebracht würde. Willamow war kein Dichter, ſondern nur ein enthuſiaſtiſcher Alterthümler. Die ſinnliche

Gluth einer dichteriſch aufgeregten Naturzeit und die wilde Schönheit einer wahrhaft bacchiſchen Trunkenheit ließen ſich nicht fingiren, doch gehorchte er. In der zweiten Ausgabe wurde die Amabilis insania von Bacchus abgeleitet und die Stoffe ſelbſt ſo weit möglich an Bacchus angeknüpft. Doch war auch dieſes Hülfsmittel unzulänglich und man fand das Gedicht auf Friedrich den Großen trotz der eingeſchalteten langen Rede des Bacchus weder göttlich noch königlich. In der letzten Ausgabe verwandelte der geplagte Dichter einige Dithyramben durch Weglaſſung des Bacchus in Enkomien, andere in Oden und nur ein kleiner Reſt von fünf Gedichten ſchmückte ſich noch mit dem ſtolzen Namen: 1) an den Bacchus (der Dichter feiert Orpheus, der ihn in die orgiſchen Reigentänze eingeweihet und miſcht ſich in das Gefolge des Lyäus), 2) die Himmelsſtürmer, 3) der Rückzug aus Indien, 4) der Burgunder (der verfolgte Bacchus kam auf ſeiner Flucht bis zu den Quellen des Rheins; drei Blutstropfen aus ſeiner Bruſt bewirkten, daß ſich die öden Hügel mit einem Rebenwalde bekleideten), 5) Bacchus und Ariadne (der Dichter feiert ihre Verbindung, da ihm jedoch Liebesgötter ſeine Daphne zuführen, will er nicht mehr durch die Welt ſchwärmen und gibt den Thyrſis zurück). Die Literaturbriefe verglichen Willamow im Allgemeinen mit jenen Kämpfern bei Pindar, die voll eiteln Selbſtruhmes nach Olympia zogen, aber auf einſamen Wegen den Spott der Feinde fürchtend heimgehen. Es gibt von ihm noch viele Oden, in denen der Standpunkt natürlicher iſt. Er gehörte zu Gleim, mit dem er befreundet war, und zu Ramler. Wie ſie die Herolde Friedrich's waren, ſo widmete er ſich Katharinen als kaiſerlicher Haus- und Hofpoet. Eine ganze Reihe von Oden feiert die Siege der Ruſſen und einige Kriegslieder tragen unverkennbar die Farbe der Gleim'ſchen. Willamow hatte Nachfolger, die ihn nicht einmal erreichten. Auch hier war es weder nützlich noch nöthig, bei der Nachahmung Pindar's den Buchſtaben heilig zu halten. Denn jenes orientaliſche Gepräge der Lyrik, das Schwungreiche, Glanzvolle, tief Gewaltige war dem Geiſte nach und in einer bildungsfähigen Geſtalt bereits in vielen Oden Klopſtock's zur Geltung gekommen, der mit einer ganz anderen Kraft ausgeſtattet, rufen konnte (Horat. II, 19):

Stürmend und ungeſtüm
Zittert die Freude durch mein Gebein dahin.
Evoe! mit Deinem ſchweren Thyrſus,
Schone mit Deiner gefüllten Schale!

Willamow's Verſuche mochten den Vortheil gebracht haben, daß man ſich angelegentlich mit Pindar beſchäftigte. Schon die gediegene Abhandlung Herder's, der jene Urtheile (Grillo's) in den Literaturbriefen beleuchtete, war eine ſchöne Frucht davon und ferner ſcheint der Streit, welchen dieſe deutſchen Dithyramben veranlaßten, die Studien des Pindar, welche mit Heyne und Schneider beginnen, gefördert zu haben. Vor Willamow waren auch nur fünf Oden von Steinbrüchel (1759) überſetzt. Jetzt folgte der ganze Pindar von Damm (1770), ferner von Gedike die olympiſchen Hymnen (1777) und die pythiſchen (1779). Auch Gedike überſetzte in Proſa, doch nicht ohne lyriſchen Glanz. In ſeiner Vorrede findet man die Uebertragung einzelner Oden von Anderen und die Verſuche der Franzoſen und Engländer beurtheilt. Auch Herder hat zehn Oden Pindar's überſetzt.

Wie man hier die erhabene Ode des Horaz zu ſteigern ſuchte, ſo erhielt er in ſeiner erotiſchen Manier neben Anakreon auch Catull zum Gefährten. Auch Gleim, Götz, Ramler, Leſſing haben Einzelnes benutzt; namentlich fand ſein Quaeris, quot mihi basiationes frühe und anhaltend Beifall. Auch die Nänie auf den Tod des Sperlings regte zu Nachbildungen an. So beklagte Ramler eine Wachtel, Gleim und Hölty eine Nachtigall, Götz ein Windſpiel, die Karſch einen Canarienvogel. Endlich gab Klamer Schmidt aus Halberſtadt (1746—1824) Hendekaſyllaben (1773) und catulliſche Gedichte (1774) heraus. Sein Vorbild wurde durch dieſelben jedoch nicht zum Beſten empfohlen. Denn nur auf den ſinnlichen Muthwillen Catull's konnte man allenfalls ſchließen, während das Lepidum und Venustum deſſelben verborgen blieb. Man vermißte die Urbanität, das Bilderreiche, Liebliche, Warme, Alles Eigenſchaften einer ſüdlichen Ueppigkeit, ohne welche die Sinnlichkeit cyniſch und die Munterkeit platt wird. Der keuſche Ramler erlaubte ſich nicht Alles aus Catull zu überſetzen (1793), obgleich er an Fr. Xav. Mayer (1786) einen minder bedenklichen Vorgänger hatte. Noch beſchäftigen uns einen Augenblick die Amazonenlieder von Weiße (1726—1804), welche mit Gleim's Kriegsliedern entſtanden und zu Tyrtäus führten. Einige jener Lieder ſind älter als die von Gleim; ſie wiederholen dieſelben aber doch nur in einer beſonderen Manier. Die Maske des Grenadiers war verbraucht, und Weiße legt deshalb ſeine Lieder einer Heldenbraut in den Mund, einer Tochter Thusneldens, die zwar nicht, wie eine ächte Amazone in den Krieg zieht, aber ihren Geliebten muthig genug aus den weichen Armen in die Schlacht ſendet. Sie be-

gleitet ihn mit ihren Wünschen und Schmerzen; wo sie weilt und wandelt, schweben ihr seine Gefahren vor oder Erinnerungen. Alles bezieht sie auf ihn. Kommt sie in einen Eichenwald, so sproßt derselbe zu Bürgerkränzen für ihren Jüngling; die hohe Fichte soll mit Tropäen geschmückt werden. Die Schilderung des Schlachtgetümmels und der Siegesfreude mit Allem, was sie begleitet, setzt sich hier nochmals unter einem besonderen Gesichtspunkte ab. An den Amazonenliedern hat die Phantasie mehr Antheil, die Sprache ist ungleich blühender und reicher, die Situation lyrischer gedacht und die Zeichnung hat mehr Besonderheit; doch hatte Gleim den Vortheil, daß seine Lieder mit dem frischen Interesse der Gegenwart zusammenfielen. Tyrtäus war bis dahin noch nicht übersetzt, jetzt bearbeitete Weiße die Elegien desselben (1762). Die Sprache ist lebhaft und malerisch, doch ist der Charakter der alten Gedichte verändert. Weiße vertauschte nämlich das elegische Maß mit gereimten Versen, und suchte im Tone der Gleim'schen Kriegslieder immer einen Sturm zu erregen, während Tyrtäus mit festem epischen Schritte auftrat. Da inzwischen Friede ward, beschloß dieser kriegerische Zweig der Lyrik seine kurze Blüthezeit.

Es ist nunmehr am Orte, auf die rhythmische Durchbildung der Sprache zu achten. Zunächst erscheint die Einführung des Hexameters als eine Sache von der größten Bedeutung. Der Alexandriner, welchen seine Einfachheit zu Opitzens Zeiten empfahl, blieb hinter der Entwickelung der Sprache zurück. Man fühlte, daß er in größeren epischen Gedichten das Ohr und den Geist einschläfere. Er übertrug dieses Uebel auch auf die lyrischen Gedichte und endlich auf die Sprache überhaupt, die durch ihn bei dem einförmigen jambischen und trochäischen Tonfalle zurückgehalten wurde. Seine Vertauschung mit dem Hexameter war daher eine Wohlthat, die nicht genug geschätzt werden kann. Jetzt erhob sich die lebendige Kraft der Sprache in freier und frischer Bewegung. Auch hier beschränkte sich nicht der Vortheil darauf, daß man für das Epos einen Vers erhielt, der durch seine Mannichfaltigkeit alle Abstufungen zwischen dem schweren Ernste, der erhabenen Pracht und der einfachsten Klarheit und Ruhe ausdrücken konnte, sondern es kam auch in die Lyrik ein neues Leben, indem die Odenstrophen der Alten, welche größtentheils aus Elementen des Hexameters zusammengesetzt sind, einen Wetteifer in der Nachbildung erweckten, und endlich entfaltete die poetische Sprache ihre ganze Biegsamkeit und Fülle, als ihr Reichthum an Partikeln, an Flexions- und Ableitungssylben nicht mehr durch die plumpe Eintönigkeit des Ver-

ſes zurückgedrängt und ganz andere Conſtructionen und rhetoriſche Wendungen möglich wurden. War die Sprache ſo weit, daß ſie einem Rhythmus von dieſer wunderbaren Schönheit folgen konnte, ſo gehörte viel Stumpfſinn dazu, den Vortheil nicht wahrzunehmen, doch braucht allerdings jede Entdeckung ihren genialen Columbus. Vor Klopſtock verfielen, wie bereits gezeigt, auch Andere auf den Herameter, doch fehlte das begeiſterte Heureka und neben ihm blieben wieder Andere ſchüchtern oder ungeſchickt auf halbem Wege ſtehen [1]). Klopſtock hat über den Herameter viele Abhandlungen verfaßt, die ein rühmliches Zeugniß von ſeinem Kunſtſinne und ſeinem ernſten Fleiße ſind. Wichtig war es, daß er zunächſt das Gelüſte, die antike Proſodie mit ihrer Rückſicht auf die Poſition feſtzuhalten, für immer beſeitigte, indem er in der Unfähigkeit unſerer Sprache, dieſem Zwange zu folgen, keinen Mangel, ſondern einen Vorzug erkannte. Iſt man im Stande ein Vorurtheil abzulegen, ſo wird man in der That es nicht naturgemäß finden, daß die Griechen und Römer der Bedeutung des Wortes keinen Einfluß auf die proſodiſche Geltung der Stammſylben beilegten. Eine innige Verſchmelzung des metriſchen Numerus und der Sprache, des Ausdruckes und des Begriffes iſt gewiß nicht möglich, wenn Nebenſylben durch ihren Klang oder ihre zufällige Stellung im Rhythmus Längen ſind, Schwere und Nachdruck empfangen, während Stammſylben, auf welche die Bedeutung den Ton legt, im Metrum als Kürzen dahingleiten. Der Inhalt und das Metrum gehen dann zu oft ganz geſonderte Wege, und eine lebendige Einheit, Zuſammenwirken und Ebenmaß ſind in der That nur denkbar, wenn wie in den deutſchen Maßen die Ausſprache, der Vers und die Bedeutung zugleich auf dieſelbe Sylbe den Accent legen. Ferner haben die antiquariſchen Sylbenſtecher an dem deutſchen Herameter gerügt, daß er ſo oft Trochäen ſtatt des Spondeus enthalte. Klopſtock ſuchte dieſen Vorwurf theils dadurch zu entkräften, daß uns reine Spondeen nicht fehlen, daß Trochäen wie „fürchtend, furchtbar", ſich dem Spondeus näherten, worauf der Dichter achten müſſe, und ferner ſah er in der Anwendung der Trochäen einen Zuwachs an Mannichfaltigkeit, da der deutſche Herameter nun auch alle mehrſylbigen Versfüße aufnehmen könne, welche eine Kürze zwiſchen zwei Längen haben. Endlich, und dies hat Leſſing nach Gebühr hervorgehoben, war Klopſtock der Erſte, welcher die Herameter nicht zeilenweiſe betrachtete und behandelte, ſondern

[1]) Jördens' Lex. III, 14.

ganze Reihen in ihrem fortlaufenden Steigen, Schweben und Sinken als rhythmische Perioden auffaßte, welche in harmonischer Uebereinstimmung mit den Wendungen der Sprache der Gedankenbewegung eine sehr zusammengesetzte Verschlingung und Entwickelung verstatteten, während, wenn der Satzbau seine Einschnitte mit dem Schlusse jedes einzelnen Verses zusammenfallen läßt, die größere Einfachheit leicht zur Dürftigkeit führt. Dies ist das Geheimniß, sagt Lessing, aus welchem sich erklärt, daß alle lateinischen Dichter in Ansehung der Harmonie so weit unter Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter für sich betrachtet ebenso voll- und wohlklingend ist. Klopstock wurde von Keinem erreicht; selbst Bodmer begnügte sich mit einer ungefähren Gleichmäßigkeit des Tonfalles und auch Ramler, der in seinem Batteux brauchbare Regeln zusammenstellte, gab ein schlechtes Beispiel. Nicht ohne Einfluß blieb es, daß ein so beliebtes Gedicht, wie der Frühling von Kleist (1749), in Hexametern geschrieben war. Mit der Vorschlagsylbe, die hier hinzugesetzt war, konnte indessen Klopstock nicht zufrieden sein. Man machte geltend, daß es der deutschen Sprache angemessen sei, wenn der Hexameter mit einer Kürze anfange, weil dem Substantiv der Artikel, dem Verbum das Personenwort vorangehe und auch die Conjunctionen, meistens einsylbige Kürzen, an der Spitze des Satzes ständen. Indessen konnte auf dies Alles nicht Rücksicht genommen werden, weil die Vorschlagsylbe mit dem letzten Fuße des vorangehenden Verses zu einem Daktylus verschmolz und somit der einzelne Hexameter gar nicht mehr als ein Ganzes gehört wurde. Bei den Epikern, welche Klopstock nachahmten, wurde der Vers so beliebt, daß man sie allgemein Hexametristen nannte. Man brauchte ihn oft, wo er kaum hingehörte. Gryndus bearbeitete Glover's Leonidas in dem Maße, Ramler 20 Idyllen von Geßner, Bodmer Abschnitte aus dem Epos des Mittelalters, Denis sogar Ossian, ja man erzählt, daß von der Kanzel in Hexametern gepredigt sei. Dagegen wurden auch manche Versuche gemacht, ihn zurückzudrängen. Man empfahl den trochäischen Versus Opitianus und suchte den Alexandriner durch einen Wechsel in der Cäsur und Reimstellung zu retten. Dies gelang indessen nicht und nur in den Lehrgedichten blieb er merkwürdigerweise gebräuchlich; Gleim macht im Halladat mit den fünffüßigen reimfreien Jamben bis auf Tiedge unter zwanzig Gefährten fast die einzige Ausnahme. Auch für das Epos wurde der englische Vers oder die fünffüßigen Jamben von den Gegnern des Hexameters empfohlen. Man weiß, mit welcher Heftigkeit sich Bürger gegen den letzteren erklärte, und

Klopſtock mußte noch ſpät eine Entgegnung ſchreiben. Endlich ſchadeten auch Dichter wie Geßner durch ihre ſogenannte rhythmiſche Proſa der Ausbildung ſtrenger Formen, und die Schwierigkeit des Verſes bewirkte, daß ſogar Virgil und Homer in Proſa überſetzt wurden, bis dann Voß durch ſein Beiſpiel von Neuem den Wetteifer anregte.

Als eine Erſcheinung, die mit dem engeren Anſchluß an das Antike zuſammenhing, bezeichneten wir bereits den hartnäckigen Kampf gegen den Reim. Zuerſt hatten ihn von Berg in ſeiner Ueberſetzung Milton's (1682) und Seckendorf in der des Lucan (1695) abgelegt. Dann machten die Schweizer mit Gottſched gemeinſchaftliche Sache. Endlich dachte man, wie wir bei Lange und Pyra erwähnt, ernſtlicher an die Herſtellung der ſtrengeren Odenform. Auch Uz beſchäftigte ſich mit Verſuchen, ließ jedoch nichts der Art drucken, als die berühmte Frühlingsode (1743). Sie iſt jedoch nicht nach den eigenen Regeln der lateiniſchen Proſodie abgefaßt, wie Gleim in der Vorrede zu Uzens Gedichten und nach ihm Andere angeben, denn ſie iſt nach dem deutſchen Accente zu leſen, ſondern ihr lateiniſcher Charakter beſteht nur darin, daß ſie ein altes Metrum imitirt und keinen Reim hat [1]). In der Strophe wechſelt ein Hexameter mit einer kürzeren daktyliſchen Zeile und beide haben bereits die Vorſchlagſylbe. Das Maß fand ſo viel Beifall, daß man es als Metrum Uzianum neben die Horaziſchen ſtellte; Cronegk, E. Schlegel, Löwen und Andere ahmten es nach, überſahen jedoch die Reinheit der Daktylen. Dieſe Anfänge berechtigten ebenſo wenig wie die ältern Hexameter zu der Erwartung, daß die antiken Maße in unſerer Poeſie bald eine ſo bedeutende Rolle ſpielen würden. Auch in dieſer Beziehung gilt, was man von Klopſtock's Verdienſten um die Sprache überhaupt geſagt, daß er die Stadt von Ziegeln als eine marmorne hinterlaſſen. Gleich in den erſten Oden bemerken wir ebenſo viel Sicherheit als Anmuth. Das einzige Ziel ſeiner Vorgänger, die proſodiſche Correctheit, galt ihm nicht für das höchſte. Die Ode ſollte ſchon in ihren Rhythmen als ein beſeeltes Tongemälde erſcheinen und die innigſte Verwebung des Gedankens mit den Bildern, den

[1]) Die erſte Strophe lautet:

Ich will vom Weine berauſcht die Luft der Erde beſingen,
Ihr Schönen eure gefährliche Luft,
Den Frühling, welcher anitzt durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unſre Gefilde beherrſcht.

Sprachlauten und der Musik des Rhythmus sollte das Gedicht nach allen Elementen der Darstellung wie in einem Gusse vollendet erscheinen lassen. Neben Klopstock verdient in dieser Beziehung nur Ramler Beachtung. Die Frühlingsode von Uz scheint ihn zuerst angeregt zu haben. Denn die Sehnsucht nach dem Winter (1744), eins seiner ältesten Gedichte, ist in dem Metrum Uzianum verfaßt. Er behielt übrigens gern den Reim bei, und von seinen 46 Oden hat kaum die Hälfte Horazische Maße. Der größere Theil ist ferner erst nach 1760 gedichtet, also in einer Zeit, als Klopstock die griechische Form der Ode bereits vollständig ausgebildet. Doch müssen wir auch hier darauf zurückkommen, daß Ramler neben Klopstock eine wichtige Stelle einnimmt, da die Zeitgenossen in ihm eine größere Verwandtschaft mit Horaz erkannten und seine Reproductionen zwischen Horaz und Klopstock gleichsam die Brücke bilden. Mochte er sich daher auch selten der Horazischen Metra bedienen und Klopstock weder in der prosodischen Correctheit noch in dem musikalischen Flusse des Rhythmus erreichen, so war seine Autorität für die Einbürgerung der antiken Metra von Bedeutung und namentlich beseitigte er jeden Widerspruch, als er das alte Problem löste, Horazische Oden in ihrem eigenen Metrum zu übersetzen. In seinen Oden [1]) hat er einmal das Asclepiadeum: Maecenas atavis nachgebildet, einmal das Alcmanium, zweimal das Archilochium: Diffugere nives, zweimal das Asclepiadeum: Quem tu Melpomene, einmal das Pythiambicum II, siebenmal das Alcaicum, einmal das Asclepiadeum: Quis multa gracilis, zweimal das Asclepiadeum: Scriberis Vario; dazu kommen noch imitirte Maße und einige Reden in Hexametern. Bei Klopstock war die Behandlung der Metra, wie wir schon angedeutet, in den einzelnen Perioden seiner Dichtungsweise verschieden. Bis 1754 brauchte er fast ausschließlich die Strophen des Horaz (Ode 1 bis 38). In die Jahre 1754—64 fällen die religiösen Rhapsodien, die wir, weil keine bestimmten rhythmischen Reihen wiederkehren, ametrisch nennen wollen (Ode 39—49). Von da ab bis 1773 ist fast Alles in frei erfundenen Strophen gedichtet; einzelne nähern sich dem antiken Tonfalle, die meisten sind jedoch der Art, die Herder gothisch nennt. In diesem ganzen Zeitraum findet sich nur einmal das Alcaicum, einmal das Elegiacum und einmal das Sapphicum (Ode 49—89). In den letzten 130 Oden ist die antike Form wieder vorherrschend, indem die Horazischen

[1]) Ausgabe von Göckingk (1800).

Metra äußerſt häufig wiederkehren und die erfundenen meiſtens eine ähnliche rhythmiſche Bewegung haben. Am meiſten liebte Klopſtock die Alcäen. Schon ihretwegen wollte er ſich nicht auf die farbloſen deutſchen Maße beſchränken, denn unſeren Jamben oder Trochäen ſei es nicht möglich, es der mächtigen alcäiſchen Strophe, ihrem Schwunge, ihrer Fülle, ihrem fallenden Schlage gleich zu thun. In ſeiner erſten helleniſtiſchen Periode hat Klopſtock das Maß 11mal gebraucht, ſpäter noch 23mal. Mit dem Sapphicum nahm er eine Veränderung vor. Er ließ den Choriambus nur in der dritten Zeile an ſeiner Stelle, in der erſten machte er ihn zum erſten, in der zweiten zum zweiten Fuße [1]). Dadurch ſollte mehr Mannichfaltigkeit in die Strophe kommen, doch war dieſe Verbeſſerung wol nicht glücklich, da die beiden Kürzen den trochäiſchen Gang der Reihe ſicher am zweckmäßigſten in der Mitte unterbrechen. Neun Oden haben das Metrum mit jener Aenderung, die 167ſte allein hat eine Strophe in dem reinen Maße. In dieſer Ode ſtreiten die Sinne um die Ehre, das äſthetiſche Urtheil zu repräſentiren. Das Gehör ſpricht in einem gothiſchen, die anderen Sinne in antiken Metren und dieſer ſtrengere Gegenſatz veranlaßte die Ausnahme. Auch Götz braucht niemals die reine Sapphiſche Strophe; er hat fünfmal die beiden Kürzen im erſten, und einmal im zweiten Fuße. Von dieſen Oden iſt eine nach Horat. 1, 38 gedichtet und mehre nach Sarbiewski, dem Nachahmer des Horaz, welchen er auch ſonſt oft benutzte. Das Asclepiadeum: Scriberis Vario hat Klopſtock allein in der Ode: Welchen König der Gott ꝛc. angewendet, das Asclepiadeum: Quis multa gracilis dagegen braucht er neunmal. Das Asclepiadeum: Quem tu Melpomene findet ſich in 11 Oden und zwar ſtets in der Weiſe, daß der kürzere Glyconiſche Vers nachfolgt; ſo ſchon in der erſten Ode: Wen des Genius Blick. In drei Oden iſt außerdem der Glyconeus um den letzten Jambus verkürzt. Das Archilochium I (Geh, ich reiße mich los) hatte Klopſtock anfangs nur dreimal gewählt, nach ſeiner Verſöhnung mit dem Alterthum kommt es dagegen noch 24mal vor. In der zweiten Zeile geſtattet er ſich eine große Freiheit, indem er beliebig einen Fuß wegläßt oder hinzuſetzt und zwar oft in derſelben Ode. Sonſt wäre von antiken Metren etwa

---

[1]) Z. B. Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauſchet,
Keine Lispel mehr wehn von dieſer Weide:
Dann ſind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

noch das Elegiacum zu erwähnen, welches zehnmal vorkommt. — Die erfundenen Maße sind äußerst ungleich nach ihrem Bau und nach ihrem Werthe. Von den einfachsten jambischen Reihen schreiten sie fort bis zu dem taumelnden Gewühle verschlungener Anapäste, Molossen, Joniker, Päone ꝛc. Auch die feurigsten Maße des Horaz waren dem Dichter noch zu sehr durch die bewußte Kunst gezügelt: er suchte Strophen, die „kühneren Schwunges mehr Wendung für das Herz enthielten", und so stürzte er sich mit seiner brausenden Empfindung nur zu oft in die Strudel der Charybdis. Herder bemerkt sehr richtig, daß in Sachen, wo es blos auf sinnliches Verhältniß ankomme, keine neuen Erfindungen ins Unendliche möglich sind. Die Strophe sei von Klopstock wie von Horaz richtig auf vier Zeilen beschränkt, weil nur das griechische Ohr einen längeren Gang der Töne behielt. Aber in dieser vierzeiligen Bahn gebe es vermuthlich auch nur eine gewisse Anzahl Bewegarten und Melodien, welche ausschließend die schönsten seien. Versuche man bei Klopstock's neuen Maßen die harten Contraste zu mildern, die Töne simpler in einander zu verflößen und das Ganze der Strophe runder zu machen, so bringe man stets mehr oder minder ein Horazisches Maß heraus. Wenn man vom verwickeltsten neuen Sylbenmaße (z. B. in Aganippe und Phiala) plötzlich zu einem rein griechischen (in Kaiser Heinrich) komme, ist es nicht, fragt Herder, als ob man aus einem allerdings erhabenen, aber zu künstlichen, dunkeln und ungeheueren gothischen Gewölbe in einen freien griechischen Tempel trete, und in der Melodie, wie in einem schönen regelmäßigen Säulengange wandele? — Neue Erfindungen dürften an sich nicht verwerflich sein, doch sprechen uns allerdings die Maße am meisten an, in denen der antike Grundton durchklingt. Dahin gehört z. B. folgende, mehrmals gebrauchte Strophe:

Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf Einzelnes eingehen. Hervorzuheben ist, daß Klopstock es in späteren Oden liebte, Strophen aus ganzen Herametern und daktylischen Zeilen zusammenzusetzen. Damit aber, daß man kurzweg alle von Klopstock erfundenen Maße als unharmonisch zusammengewürfelte Haufen von Versfüßen abfertigt, reicht man offenbar nicht aus. Bei

einer ſorgfältigen Durchforſchung würde man viel ächtes Gold entdecken, das jetzt glanzlos im Staube liegt. Dabei wären auch die in den Dramen und im Meſſias enthaltenen Oden nicht zu überſehen. Wir wählen zwei Beiſpiele, die uns geeignet ſcheinen zu beweiſen, daß Horaz der Erfindung noch freies Feld gelaſſen. Im Meſſias beginnt ein Chor der Engel:

Geh unter, geh unter, Stadt Gottes!
In Kriegsſchrein! in Rauchdampf und Gluthſtrom!
Verſink, ach! die des Herrn Arm von ſich wegſtieß,
Sei Trümmer, Stadt Gottes!

Lobsworte ſprach Jeſus, Rom thut ſie!
Zum Aas' eilt mit Gierblick der Adler!
Den Feldherrn, die ihr Gott ruft zu verderben,
Flammts ernſt vom Rachauge!

So ſtrömen dieſe Poſaunenklänge fort mit erſchütternder Gewalt, ohne daß eine ſchreiende Härte das Ebenmaß zwiſchen Aufſchwung und Senkung ſtörte. Der Preisgeſang der Natur, welcher aus Milton auch in Haydn's Schöpfung übergegangen iſt, wird in der Meſſiade ſchon durch die Rhythmen zu einer ſeelenvollen Muſik.

Ertönet ſein Lob, Erden, tönt's, Sonnen! Geſtirn!
Ihr Geſtirn hier in der Straße des Lichts, hallt's feiernd,
Des Erlöſenden Lob! ſiehe, des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

Lobſing, o Natur, dennoch dem, welcher dich ſchuf,
Dein Geſang ſtröm' in den Himmeln einher! Hochpreiſend
Von erbebender Höh' rufe des Strahls Gefährt
In Kidrona und dem Palmthal ihn herab! [1])

Ueber die ametriſchen religiöſen Oden Klopſtock's wurde verſchieden geurtheilt. Verſe ohne Reim und Metrum begünſtigten die Poeſie der Faulen. Herder erkannte in ihnen den dithyrambiſchen Charakter, die Literaturbriefe dagegen wollten nur eine künſtliche Proſa ſehen und in der That iſt, wo keine rhythmiſche Reihe wiederkehrt, auch von keinem Metrum die Rede. Natürlich wird man aber ſolchen Numeris lege solutis ihre Berechtigung zugeſtehen, wenn

[1]) Nach den einzelnen Versfüßen iſt das Metrum ſo zu bezeichnen:

⏑ – ⏑ ⏑ –, – ⏑ –, – ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑, – ⏑ – ⏑
⏑ ⏑ –, ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑, – ⏑ ⏑
⏑ ⏑ – ⏑, ⏑ ⏑ – ⏑, ⏑ ⏑ –.

die erschütterte Empfindung der Beruhigung entbehrt. Auch Goethe's dithyrambische Rhapsodien dieser Art z. B. Mahomet's Gesang, die Harzreise und ähnliche ertragen weder Reim noch Metrum[1]).

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Dramen, welche Gottsched vorfand. Ursprung und Blüthe der Oper. Ihr Zusammenhang mit dem griechischen Drama. Das Interesse für die Mythologie. Gottsched verdrängt die Oper durch das gräcisirende Drama der Franzosen. Ob damals ein Anschluß an Shakspeare möglich war. Weshalb nützte es mehr, daß man zuerst das französische Drama kennen lernte. Das Wesen desselben und sein Verhältniß zur griechischen Tragödie. Die deutschen Dichter, selbst Schlegel, blieben sogar hinter den französischen weit zurück, besonders im Lustspiele.

Wir haben längere Zeit an Gottsched nur gelegentlich erinnern dürfen. Er befand sich mit den Epikern und Lyrikern insofern auf demselben Boden als auch diese die alten Dichter und vornehmlich das antike Formprincip in Ehren hielten; dazu kam denn freilich der bedeutende Unterschied, daß sie die Form in poetischem Sinne behandelten, und in Darstellung und Inhalt einen Flug nahmen, welchem Gottsched nicht einmal mit dem Auge zu folgen vermochte. In dem Drama erneuert sich dasselbe Verhältniß, doch ist hier der Streit lebhafter und folgenreicher, theils, weil das Drama überhaupt bei der Formbildung, um welche sich zunächst die Regeneration bewegt, eine ungleich wichtigere Rolle spielt, theils weil Gottsched hier alle seine Kraft aufbot und in den französischen Dramatikern eine Hülfsmacht gewann, die ihm auf anderen Gebieten fehlte. Wir haben nunmehr zu zeigen, in welchem Zustande sich die dramatische Poesie befand, als Gottsched sich ihrer annahm.

Um den Anfang des 18. Jahrhunderts zeigt uns das deutsche Drama theils nur Trümmer eines Baues, der an sich nie bedeutend gewesen, theils neue Anpflanzungen, die gleich bei ihrem Entstehen der Entartung anheimfielen. Es scheint, daß Gottsched, wollte er consequent sein, sich bei seinen Reformen eigentlich an Gryph und Lohenstein hätte anschließen müssen, da diese bei der Ausbildung ihres Kunstdramas bereits von den antiken Principien der französischen Dichter ausgegangen. Er fand indessen namentlich

[1]) Man vergleiche hierüber die Bemerkungen Delbrück's zu der Frühlingshymne von Klopstock.

an Lohenſtein zu viele Eigenſchaften, die ihm nicht zuſagten. Volksmäßig war das ſchleſiſche Drama nie geweſen, und wenn in der Folge auch einzelne Dichter Manches von Gryph benutzten, ſo ſank es im Allgemeinen doch völlig in Vergeſſenheit. Dagegen vergnügte ſich die vornehme Welt an den berufenen Haupt- und Staatsactionen, einem Schattenbilde der politiſchen Paraden. Das Volk aber wurde durch wandernde Thespiden unterhalten, die in den Dorfſchenken bald haarſträubende Mord- und Spukgeſchichten, bald plumpe Späße zum Beſten gaben. Einige nicht ganz ungebildete Dichter wollten die antike Haltung der ſchleſiſchen Tragödie nicht völlig aufgeben, mußten ſich jedoch den Forderungen der Volksbühne fügen, und andere verirrten wieder gänzlich zu der Formloſigkeit der alten geiſtlichen Myſterien. Auch die Schulen hatten noch ihre theatraliſchen Actus. Oft wurden hiſtoriſche oder mythologiſche Stoffe gewählt, und die Schauſpiele mochten dann, wenn ſchon von dramatiſchen Erforderniſſen nichts vorhanden war, manchen poetiſchen Zug aus den alten Hiſtorikern und Dichtern, die ihre Quellen waren, beibehalten. Ganz unleidlich fielen aber dieſe Schauſpiele aus, wenn ein Satz aus der Moralphiloſophie durch allegoriſche Perſonificationen dargeſtellt wurde. Von dieſer Gattung finde ich in unſeren Literaturgeſchichten keine anſchauliche Schilderung und es mag daher ein ſolcher dramatiſcher Syllogismus in der Note ſtehen [1]). Allen dieſen Sachen ſcheint nun auch

[1]) „Der Mann ohne Sinn," welcher zu Ingolſtadt und Regensburg geſpielt wurde, war auf folgende Weiſe angelegt:

Erſter Auftritt. Da die ſchädliche Freiheit (Libertas erſcheint in Perſon) den Menſchen ſuchet in ihre Fall-Strick zu ſtürzen, bemühet ſich die Vernunft (Ratio in Perſon) ſelben, als gleichſam ein verirrtes Schäflein, auf den rechten Weg wiederum zu leiten.

Zweiter Auftritt. Der Menſch inzwiſchen laſſet ſeinen fünf Sinnen völligen Zügel und Zaum. (Die vermummten fünf Sinne werden dargeſtellt durch Midas das Gehör, Cupido das Berühren, Narcissus der Geruch, Ganymedes der Guſt, Actaeon das Sehen.)

Dritter Auftritt. Seiner Sterblichkeit ganz vergeſſen, ja des Todes nur ſpottend (dargeſtellt an den drei Parzen),

Vierter Auftritt. Weilen er von der Liebe zur Libertas ſchon ganz berthöret,

Fünfter Auftritt. Und von den verſtellten Geſellen der Freiheit (die vier Temperamente in Perſon) eines ſehr langen Lebens unfehlbar verſichert,

Sechster Auftritt. Schon alle Vernunft aufgegeben und in das ſinnliche und wollüſtige Leben bis über die Ohren verſenket,

Siebenter Auftritt. Zu allen ſowohl Ermahnungen als Drohungen auch felſenhart ſich erzeiget,

die Zeit selbst keine große Bedeutung beigelegt zu haben. Denn es verschwand mehr und mehr alles Interesse an dem recitirenden Drama, vorzüglich wol, weil der Genuß desselben, wie in unseren Zeiten der Menge zu beschwerlich war; dagegen zog man mit wahrer Leidenschaft Alles hervor, was zur dramatischen Musik und zur pantomimischen Darstellung gehört. In allen oben genannten Gattungen des Dramas pflegte man Arien und Chöre anzubringen, und die vollständige Ausbildung eines Singspieles erfolgte fast ohne äußere Anregung aus einer wahrhaft nationalen Neigung. Die vornehme Welt, welche die Mittel dazu besaß, bereitete ferner der Schaulust die glänzendsten Feste. Vorzüglich wurde der Hof zu Dresden in dieser Hinsicht durch seine Unersättlichkeit, wie durch seinen rücksichtslosen Aufwand berühmt. Bei den sogenannten höfischen Wirthschaften bildeten die Maskenspiele den vornehmsten Theil des Festes. Man scheute keine Kosten, um die allegorischen Aufzüge und Tänze prachtvoll auszustatten, und der Poesie ward schon hier, wie in der Oper, nur eine unbedeutende Nebenrolle angewiesen; denn in wenigen witzlosen Versen, welche die Hofdichter zusammenreimten, gab die Maske ihren Charakter an und die Hauptsache erwartete man von den bunten Kleidern. Endlich bemächtigte sich die italienische Oper der Höfe und der reichen Handelsstädte. Ihr gegenüber mußte das deutsche Singspiel unbeholfen und dürftig erscheinen, zumal da sich in der Oper mit der glänzenden Musik auch alle andern Künste verbanden, um die Sinne gefangen zu nehmen. Die Bühnen setzten ihre Ehre darin, den größten Vorrath von Decorationen und künstlichen Maschinen zu besitzen, und in beständigem Scenenwechsel ward dieser Reichthum zur Schau gestellt. Die hamburger Bühne machte die gewaltsamsten Anstrengungen und mußte trotz ihrer reichen Einnahme verarmen. Sie soll auf eine Decoration, den Tempel des Salomo, 15,000 Rthlr. verwendet haben und gab von 1678—1728 zwei-

---

Achter Auftritt. Bis er endlich von der Freiheit meineidig verlassen,
Neunter Auftritt. Und von seinen fünf Sinnen schändlich hinterlistet,
Zehnter Auftritt. In der Zeit noch seinen Fehler erkennet,
Eilfter Auftritt. Und sammt seinen aus der Flucht eingeholten Sinnen
Zwölfter Auftritt. Zur gebührenden Strafe seines Unverstandes und Muthwillens gezogen wird, auch mit seinem Schaden zwar spat, doch nit zu spat lernet, sowohl die so edle Zeit des Lebens (Tempus in Person) besser zu schätzen, als der Vernunft sich nicht mehr zu widersetzen (Gottsched „Neuestes" 1,775; Anderes im „Büchersaal").

hundert neue Opern [1]). Hieher wandten ſich auch die namhafteſten Componiſten und Operndichter, jene Poſtel, Feind, Hunold, Prätorius ꝛc.

Die Oper hat ſowol in ihrem muſikaliſchen, als auch in dem poetiſchen Theile antike Elemente. Offenbar iſt ſie mit dem Drama der Alten nahe verwandt, in welchem nicht der Dialog, ſondern die lyriſchen Sätze als der hauptſächlichſte Beſtandtheil zu betrachten ſind, und ſo ward man auch in Italien durch die antiken Dramen auf die Ausbildung der Oper hingeleitet. Die Dafne von Rinuccini, welche von Peri componirt, 1597 zu Florenz aufgeführt wurde, gehörte zu den erſten Verſuchen. Dies iſt dieſelbe Dafne, welche bereits Opitz überſetzte. Ihren antiken Charakter könnte man vielleicht in der ganz einfachen Haltung finden, durch welche ſie ſich von den ſpäteren Opern unterſcheidet; doch iſt an eine ernſtliche Zuſammenſtellung mit dem antiken Drama wol überhaupt nicht zu denken, da die deutſche Oper ſowol wie die italieniſche gleich ihren eigenen Weg ging, und nur das Recitativ möchte als eine antike Tradition zu betrachten ſein. Diejenigen, welche für die Geſchichte unſerer Oper einen anderen Anfang als Opitzens Dafne annehmen, beziehen ſich darauf, daß wir bereits im 16. Jahrhundert Singſpiele hatten, ja daß das geiſtliche Drama des Mittelalters gleich bei ſeiner Entſtehung, wie es vorzüglich aus dem muſikaliſchen Theile des Gottesdienſtes hervorging, ſo auch Geſangſtücke aufnahm. Nun haben wir, als wir von jenem Drama handelten, ſelbſt der Anſicht beigeſtimmt, daß Form und Vortrag auf die Einführung des Recitatives hinleiten mußten. Es bleibt aber doch wol gewiß, daß nur das melodiſche Element des eigentlichen Geſanges in den Liedern und in den mehrſtimmigen Sätzen als das ſelbſtändige Erzeugniß der neuen Welt zu betrachten iſt, während die Recitation, welche weder im Takte noch in der Harmonie ein gleiches Ebenmaß anſtrebt, vorzugsweiſe dem Alterthume angehört. Denn bezieht man ſich auch darauf, daß das Recitativ in jene Dramen aus den Liturgien und Geſängen der alten katholiſchen Kirche übergehen konnte, denen ebenfalls eine ſo freie Bewegung eigen war, ſo wird damit noch nicht ſein antiker Urſprung widerlegt, da es gewiß iſt, daß überhaupt die Einführung des Kirchengeſanges zum Theil durch die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Hymnen veranlaßt wurde. Endlich ſteht wenigſtens dieſes

[1]) Vgl. F. Steinmann, „Die deutſche Oper", in dem „Freihafen" von Th. Mundt, 1843.

feſt, daß das antike Drama vorzüglich die Begründer der italieniſchen Oper angeregt hat, das Recitativ auszubilden, und ſo wäre dieſer wichtige Beſtandtheil der Oper doch immer aus antiken Erinnerungen hervorgegangen. Auch der poetiſche Theil der Oper ſteht nur in einem lockeren Zuſammenhange mit dem Alterthume. Da man hauptſächlich ſich damit begnügte, nur die Sinne zu berauſchen, ſo war man gleich anfangs gegen die Texte gleichgültig und die Operndichter wurden ſofort von den dilettirenden Mäcenaten der Kunſt, ja von den Decorateuren, Balletmeiſtern ꝛc. abhängig. In einer Beziehung trat jedoch die Oper zu der alten Poeſie in ein nahes Verhältniß. Dahin gehört indeſſen nicht, daß Poſtel es einmal wagte, bei ſeiner Iphigenie in Aulis ſich an Euripides anzuſchließen; denn dieſer Verſuch hatte weder Werth noch Einfluß. Merkwürdiger Weiſe fand aber in der Oper, welche ſich ſo viele Licenzen geſtattete, die verfolgte Mythologie eine Zeit lang mehr als Schutz. In der Geſchichte der erſten ſchleſiſchen Schule berichteten wir, daß man ſich gegen ihren Gebrauch vornehmlich aus religiöſen Bedenken erklärte und ſie daher beſonders für geiſtliche Gedichte unpaſſend fand. Ebenſo mußten wir hervorheben, daß man ihren epiſchen Charakter weder recht erkannte noch benutzte. Vermehrten dagegen beſondere Zwecke das Bedürfniß der plaſtiſchen Geſtaltung, ſo blieben ihre Vortheile nicht verborgen. Schon J. Spreng hatte ſeine Ueberſetzung des Ovid (1564) nicht nur den Poeten, ſondern auch den Bildhauern, Malern und Goldſchmieden angelegentlich empfohlen. Dieſe Künſtler holten am liebſten ihre Erfindungen aus dem Ovid und vielleicht ſteht es mit der Abſicht, ihnen in die Hand zu arbeiten, im Zuſammenhange, daß faſt alle Ueberſetzungen der Metamorphoſen bis in unſer Jahrhundert hinein mit Bildern verſehen ſind [1]). So war auch für die Hofdichter, wenn ſie allegoriſche Tänze, Maskenzüge u. dergl. zu arrangiren hatten, Ovid ein Noth- und Hülfsbuch [2]). Aehnliches haben wir ſchon in der Geſchichte des Mittelalters berichtet. In England gab man unter Eliſabeth ebenfalls allen Feſtlichkeiten einen mythologiſchen Anſtrich [3]). Die Königin wurde von Penaten begrüßt, von Mercur in ihre Zimmer geführt. Die Teiche

[1]) S. Ebert, Bücher-Lexikon 15,555—60.

[2]) Ueber dieſe Feſte vergl. das Leben Beſſer's von König, oder den Auszug in Varnhagen's Biogr. Denkm. Band IV. — Ferner Plümicke, „Theatergeſchichte von Berlin" (1781), beſonders unter den Jahren 1689, 1700, 1706.

[3]) Flögel, „Geſchichte des Groteskkomiſchen" (1788), S. 215.

waren voller Najaden, Nereiden und Tritonen, die Gärten und Grotten voller Nymphen; ja ſelbſt die Conditoren arbeiteten nach Ovid. Dieſer Geſchmack übertrug ſich nun auf die Opern und ſtellte im Anfange des 18. Jahrhunderts alle anderen Stoffe in den Hintergrund. Wie man in der Mythologie recht eigentlich bis zur Ueberſättigung ſchwelgte, zeigen die Annalen Gottſched's: es kamen an 60 verſchiedene Fabeln zur Darſtellung, und viele wurden mehrmals, die beliebteſten, wie Amor und Pſyche, Medea, Andromeda, Ariadne, Daphne, Diana und Endymion, Venus und Adonis, vier bis ſechs Mal, Orpheus und Eurydice, Sagen von Hercules wol zwölf Mal von verſchiedenen Dichtern und Muſikern bearbeitet [1]). Indeſſen war dieſer Glanz nicht ächt. An eine poetiſche Auffaſſung und Behandlung der Sagen iſt nicht im Mindeſten zu denken und man benutzte die herrlichen Schöpfungen, welche ein dichteriſches Volk in ſeiner kräftigſten Blüthezeit hervorgebracht, nur zur Unterhaltung für eine unerſättliche Schauluſt. Die Oper war, mit Wieland zu reden, eine Art von Raritätenkaſten, worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde zu ſehen iſt, in der ſchönſten Unordnung vor den Augen der Zuſchauer vorbeizog, wo alles Natürliche durch Wunderwerke geſchah, wo die Sinne immer auf Unkoſten des Menſchenverſtandes beluſtigt und das Wahrſcheinliche, Anſtändige und Schickliche ſorgfältig vermieden wurde. Rochus Pumpernickel tragirte neben Apollo und Diana, denn man ſchrieb die Opern nicht „für moroſe und ſtoiſche Köpfe, ſondern für Leute, die Scherz lieben" [2]). Decorationen, Maſchinen, zumal Flugwerke, waren der Gipfelpunkt der Kunſt. In König's Alceſte ſah man Folgendes: Eine Brücke, worüber man zu Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem Wagen von Seepferden, nebſt den Nordwinden, welche einen Seeſturm erregen. Aeolus in der Luft mit den Weſtwinden. Des Lycomedes Reſidenz, ſo beſtürmt und eingenommen wird. Pallas in ihrer Maſchine von Trophäen. Diana in einer feurigen Kugel, welche ſich

[1]) Wenn Peucer („Die hamburger Oper", in der Theater-Revue von Aug. Lewald, 2. Jahrg. 1836, S. 6.) mit Recht erinnert, daß Vieles, was Gottſched unter den Opern aufzählt, nur ein Ballet oder eine Cantate geweſen, ſo iſt dies für unſere Rechnung faſt gleichgültig, Gottſched hat in ſeinen Verzeichniſſen Manches übergangen und überdies iſt bei der obigen Zählung auf ſolche Stücke, in welchen zwar mythologiſche Perſonen vorkommen, jedoch nicht der ganze Stoff aus den alten Sagenkreiſen entlehnt iſt, nicht Rückſicht genommen.

[2]) Vgl. Wieland, „Ueber einige ältere deutſche Singſpiele ꝛc.", und Anderes in Gervinus, III, 470.

theilt und einen halben Mond vorstellt. Mercurius fliegend. Des Charon's Kahn, worin er die Seelen überfährt. Des Pluto und der Proserpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, so Feuer speit. Des Pluto Wagen, worauf Herkules und Alceste wegfahren. Niemand hatte eine Ahnung von dem Adel dieser Sagen. Bei Zesen erschienen einst Jupiter und Juno neben Hans und Grete [1]) und bei den Anderen agiren jetzt Amor und Bacchus neben Indianern und Zigeunern: aller Enthusiasmus für die Mythologie brachte im Grunde nichts hervor, als eine Travestie derselben. Wunderbar ist dabei nur, wie sich mit dieser Entartung eine so große Ausbreitung verbinden konnte. Denn damals wurde wahrscheinlich die Sitte, daß man Schiffe, Gebäude, Zimmer mit mythologischem Schmucke versah, eingeführt oder erneuert; noch jetzt entdeckt man selbst in kleinen Städten etwa einen Mercur am Kaufmannsladen, einen Neptun am Gasthause, wie es ohne Zweifel eine Nachwirkung von der Vorliebe der Cavaliere für die Opern ist, daß man noch heute mit Hercules und Nestor, Kastor und Pollux, Hektor und Diana das edle Waidwerk betreibt. — Des Zusammenhanges wegen erinnern wir hier an neuere Versuche, die Mythologie modern und national zu machen. Gottsched hielt die Personificationen für einen hinreichenden Ersatz. Auch Klotz empfahl den Dichtern, die Tugenden und Laster, die Affecte ꝛc. nach Art der Artisten mit Leibern und charakteristischen Attributen auszustatten, obgleich doch schon eine Jahrhunderte alte Erfahrung gezeigt, daß diese Art von gemalten Göttern, welchen mit den Mythen jeder epische Reiz fehlte, nur eine sehr langweilige Rolle spielte. Das ut pictura poesis wollte nicht weichen. Klopstock wieder bemühete sich, die nordische Mythologie in Aufnahme zu bringen. Es ist interessant zu beobachten, wie er selbst diese nationalen Gottheiten mehr und mehr nach griechischen Vorstellungen ausbildete und umschuf, damit sich an ihre Namen deutlichere Begriffe, eine festere Gestalt und einiges Leben knüpfte. Er that später recht daran, daß er wieder zu den griechischen Göttern zurückkehrte. Nicht der fremde Ursprung war es, was die Mythologie allmählich aus der deutschen Poesie verbannt hat, sondern das Unvermögen, sie richtig und schön zu gebrauchen, wozu freilich noch der wichtige Umstand kam, daß überhaupt seit dem Aufblühen der neueren Romantik der antike Charakter in unserer Dichtung zurücktrat. Herder forderte, daß der Dichter bei ihrer Anwendung nicht

[1]) Gervinus, III, 285.

blos entlehnen, ſondern ſelbſt eine ſchöpferiſche Erfindungskraft zeigen ſollte. Die Götternamen genügten nicht, ſondern die Fictionen müßten an epiſchen Handlungen wieder belebt werden; bedeutungsvolle Nebenzüge und die Hineinbildung eines tieferen Sinnes ſollten jene wunderbaren Erzeugniſſe der poetiſchen Heuriſtik verjüngen und nicht aus dem Bewußtſein der neueren Zeit ſchwinden laſſen [1]).

Der Zuſammenhang der Oper mit der antiken Poeſie liegt alſo im Allgemeinen nur in dieſer materiellen Benutzung der Mythen, wie man, als die hiſtoriſchen Opern den Vorzug erhielten, wieder auch viele Stoffe aus der alten Geſchichte entlehnte. Endlich wiederholte ſich hier im Drama derſelbe Bildungsgang, welchen unſere Poeſie in ihrem großen Ganzen zeigte; man ſchritt von den Stoffen zur Form vor, indem die Oper geſtürzt und das antik gebildete franzöſiſche Drama eingeführt wurde. Dieſer wichtige Uebergang knüpft ſich bei uns an den Namen Gottſched's. Bei ſeinem Kampfe gegen die Oper muß man zunächſt den richtigen Geſichtspunkt feſthalten. Es iſt gewiß, daß die Oper, wie ſie war, in keiner Weiſe auf Schonung Anſpruch machen konnte. Scheinen aber deshalb Gottſched's Angriffe gerechtfertigt, ſo verfah er es wieder darin, daß er die ganze Dichtungsgattung auch nach ihrem Weſen nicht achtete, weil er keine Ahnung von ihren ideellen Grundlagen hatte. So iſt das Märchenhafte und Phantaſtiſche das wahre Element der Oper. Gottſched verwarf es und doch war nur zu rügen, daß die damalige Oper dies Element in der roheſten Geſtalt des Abenteuerlichen vorführte und gleichzeitig nicht den Gegenſatz der gemeinſten Wirklichkeit ſcheuete. Berüchtigt iſt in dieſer Hinſicht „das Ochſenſchlachten", eine Oper von dem Hamburger Prätorius, welche für ein Beiſpiel der allgemeinen Verderbtheit gelten kann, da ein ſo berühmter Muſiker, wie Reinhardt Kayſer († 1739) nicht Anſtand nahm, ſie zu componiren. Die Bühne zeigte den Hamburger Pferdemarkt, ferner den Rathskeller, den Hopfenmarkt und eine Diele zur Schlachtfeſtfeier. Es traten 17 redende und über 30 tanzende und ſingende Perſonen auf, Hamburger Bürger mit Frauen und Töchtern, Juden, Hausmägde, Ochſenhändler, Kammermädchen, Hausknechte, Bauern, Nachtwächter, Fiſcherjungen, Wurſtmacherinnen, welche hochdeutſche und plattdeutſche Charakterverſe ſangen. Der Magiſtrat ließ, als dies Machwerk zum zweiten Male aufgeführt werden ſollte, die Anſchlagzettel

[1]) Vgl. Lit. und K., II, 214; XIV, 41.

abreißen, vermuthlich noch aus anderen, als aus ästhetischen Gründen. — In gleicher Weise hatte Gottsched keine Vorstellung von derjenigen lyrischen Höhe des Dramas, auf welcher sich die Rede in Gesang verwandelt. Er eiferte gegen den Gebrauch des Singens überhaupt, obgleich nur der Mißbrauch zu rügen war, daß sich die Leerheit und Rohheit der zartesten Form bemächtigt. Man hustete und schnupfte zwar nicht nach Noten, wie Gottsched angab, aber man sang allerdings die platteſten Dinge. Zum Beweise beruft er sich auf folgende Arie eines stoischen Weltweisen:

Wie Katzen und Hunde sich beißen,
Einander die Jacke zerreißen,
Bald aber sich wiederum lecken,
Und Junge zusammen wol hecken,
So machen die Menschen es auch.
Sie wollen selbst auf ganzer Haut nicht schlafen,
Sie machen sich muthwillig viel zu schaffen,
O schändlicher Gebrauch [1]).

Neben diesen ästhetischen Mängeln war es für die Zeit von Gewicht, daß das heidnische Götterwesen, namentlich in der Verbindung mit christlichen Stoffen, auch das religiöse Gefühl verletzte. B. Feind, einer der vorzüglichsten Operndichter in Hamburg (1678—1721), streitet sonst nicht ohne poetisches Gefühl gegen St.-Evremont, den Gegner der Oper, an welchen sich Gottsched vornehmlich anlehnt, aber in diesem Punkte theilt er die Bedenklichkeiten desselben, und es freut ihn berichten zu können, daß man in Hamburg die Götterfratzen nicht liebe. Endlich war Gottsched's Widerwillen gegen die Oper aus sittlichen Gründen zu entschuldigen. Denn trotz der glänzenden Ausstattung wuchs die Rohheit des dargestellten Lebens, zumal als die komische Oper an Stelle der heroischen trat. Prügelscenen und Eulenspiegeleien waren die beliebteste Unterhaltung, und man scheute sich nicht das entartete Publicum durch obscöne Dinge zu ergötzen. Dies geschah um so mehr, als die Banden der Schauspieler und Sänger in ihrem Privatleben sich ebenso von dem Geiste einer höchst unsauberen Kunst erfüllt zeigten. Man trägt sich noch mit den Anekdoten herum, daß der Kurfürst Georg Wilhelm den Schauspieler Laffenius eine Stunde lang liebreich ermahnte, das Theater aufzugeben, und daß Veltheim und seiner Frau in Berlin das Abendmahl verweigert wurde [2]), aber auch hier ist nicht zu verkennen,

[1]) „Neuer Bücherſaal", II, 201.
[2]) Blümicke, unter den Jahren 1620, 1690, 1703 ꝛc.

daß es damals schwer war, einen Beruf zu achten, dem sich meistens nur bankrotte Genies widmeten. Als die Italienischen Sängerinnen und Tänzerinnen mit ihren Freunden und Kunstgenossen über Deutschland herfielen und alle Höfe und Residenzen verpesteten, war der Kampf gegen die Oper selbst ein bedenkliches Unternehmen, da neben der Verdorbenheit die Intriguen zu einer furchtbaren Größe anwuchsen, wovon uns Casanova's Memoiren ein schauerliches Bild hinterlassen. Der Auswurf Italiens gelangte zu einer politischen Macht, und die Oper nebst dem Ballette war der äußere Anhalt. Dem gegenüber war natürlich der Widerstand Einzelner zu klein. Der sittliche Volksgeist mußte sich allmählich auch an den Höfen von einer so unwürdigen Herrschaft losmachen und hauptsächlich ward das Ansehen der italienischen Oper dadurch erschüttert, daß die großen sächsischen Musiker S. Bach, Händel, Graun ꝛc. sich den fremden Componisten gleichstellten. In Italien selbst war die Oper nicht allgemein beliebt; man beklagte, daß ihre laxen Formen das Drama vernichteten, und Muratori, Maffei ꝛc. versuchten hier an classischen Mustern den Geschmack zu reinigen. In Frankreich waren Racine, Boileau, St.-Evremont abgesagte Feinde der Oper. Mit ihren Ansichten ausgerüstet, trat Gottsched auf den Kampfplatz. Nun legt man zwar auf die eifrige Polemik desselben nicht viel Gewicht, da eine Sache, welche gleichmäßig den Geschmack, die Sitte und den gesunden Verstand beleidigt, in sich selbst zerfallen mußte; doch bleibt ausgemacht, daß Gottsched entschiedener als alle den wichtigen Gedanken verfolgte, das recitirende Drama wieder herzustellen.

Mit kluger Berechnung suchte er vornehmlich auf die Schulen zu wirken, denn diese konnten zuerst seinen Reformen mit Empfänglichkeit entgegenkommen. Die Gewohnheit, bei öffentlichen Festlichkeiten ein Drama aufzuführen, dauerte noch fort. Die Magistrate begünstigten diese Ergötzlichkeiten und gaben wol auch einen Saal auf dem Stadthause dazu her. Es wurden meistens mythologische Fabeln aufgeführt, etwa die Unschuld des Bellerophon oder ein Hercules auf dem Scheidewege, ferner auch historische Stücke, wie Miltiades damnatus, Alexander magnus etc. Daß die Technik dabei auf der untersten Stufe stand, darf nicht weiter erwiesen werden, wenn man z. B. erfährt, daß in einem Actus dramaticus de iudicio capitis in Epaminondam die Scenen dadurch verbunden und ergänzt wurden, daß man zwischen ihnen Capitel aus der Lebensbeschreibung ablas. Ueberdies waren solche Dramen wenigstens theilweise lateinisch. Das was die Rectoren selbst zu-

sammenstellten, hatte also gewiß sehr wenig Werth. Aber wichtig war es, daß man die alten Dramatiker selbst kannte und doch wenigstens einiges Gefühl für die Form hatte. Gottsched täuschte sich daher nicht in seinen Erwartungen, denn er hatte die Freude, berichten zu können, daß die Rectoren zu Annaberg, Camenz, Görlitz, Zittau seinen Cato und andere regelmäßige Stücke aufführen ließen. Seine theoretischen Lehrbücher wurden wegen ihrer schulmäßigen Anlage und weil sie sich, so viel die Poetik und die Redekunst angeht, auf die seit Opitz herrschend gewordenen Ansichten stützten, auf allen höheren und niederen Schulen als Compendien benutzt. Seine Zeitschriften brachten ihn mit unzähligen Gelehrten und schönen Geistern in Verbindung, welchen das Urtheil eines Mannes, den die Universität und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig lange Zeit ohne Widerspruch für ihre Zierde ansehen konnte, nicht gleichgültig war. Endlich wußte er auch den Adel zu gewinnen, indem er dessen Sympathien für Paris benutzte. Durch ganz Deutschland hin verzweigte sich sein Anhang, und auf diese Macht gestützt, unternahm er die Einführung des französischen Dramas, welches durchaus nur für eine Modification des antiken angesehen wurde und allerdings der ganzen Gottsched'schen Seite der Zeitbildung gemäß war. Vornehmlich suchte er seine Reformen durch zwei äußere Haltpunkte zu sichern: er bestimmte die Neuber in Leipzig, auf ihrer Bühne regelmäßige Stücke aufzuführen, und diesem Beispiele folgten alle Gesellschaften, welche einigen Werth auf sich legten, und ferner gab er als ein Musterbuch der dramatischen Poesie die Deutsche Schaubühne heraus, eine Sammlung von Uebersetzungen aus dem Französischen und von nachgebildeten Originalen (6 Bde. 1741—45, neue Aufl. 1746—50).

Eine Zeit lang gab man noch zu, daß Gottsched sich Verdienste um unser Drama erworben habe; seit Lessing es leugnete, zürnt man immer heftiger, daß er sich mit dem Theater befaßt [1]). Er hätte, sagt man, unsere Volksbühne durch die englischen Dichter fortbilden sollen. Indessen läßt sich trotz aller herkömmlichen Verachtung Gottsched's und der tiefsten Verehrung für Shakspeare die Sache doch wol milder beurtheilen. Wie viele Männer lebten wol um 1740, die auch nur entfernt im Stande waren, Shakspeare's Dichtungen zu würdigen? wie wenig haben unsere Dramatiker von ihm gelernt, auch nachdem die Romantik in Poesie und Leben einen verwandten Geist ausgebildet und ihre beste Kraft auf seine

[1]) XXX, 53.

Erläuterung verwendet? Wie ſollte wol Gottſched ſeiner Zeit eine Bildung geben, zu welcher alle Vorausſetzungen fehlten! Bis Klopſtock hin machte es den Poeten Mühe, ſich nur der erſten ſchleſiſchen Schule gleichzuſtellen und die begabteſten Dramatiker, ſelbſt El. Schlegel, blieben ſogar weit hinter den Franzoſen zurück. Noch hatte der moraliſch-didaktiſche Geſichtspunkt Nichts von ſeinem Anſehen eingebüßt, und nach ihm wurde auch das engliſche Drama beurtheilt. Franzöſiſche und ſelbſt engliſche Kritiker ließen keine freiere Anſicht aufkommen. Jene fanden zu ihrem Grauen, daß bei Shakſpeare ſich auch gebildete Perſonen zu Zänkereien hinreißen ließen, für welche in Paris die Sackträger zu artig ſeien. Ihnen ekelte vor den unzüchtigen Worten und Geberden. Collier machte der engliſchen Bühne die Unfläterei in den Ausdrücken zum Vorwurfe, eine unerhörte Ruchloſigkeit, den Spott auf die Geiſtlichen und die Sitte, die Hauptrollen Böſewichtern zu geben. In Double Dealer ſeien unter vier Frauen drei Metzen. Gegen das entſetzliche Fluchen und Schwören habe das Parlament ſich genöthigt geſehen, durch Strafen einzuſchreiten. Man ziere die Helden mit Laſtern; ſo ſei auch in Shakſpeare's (?) Liebe um Liebe der ehrliche Valentin ein ausgemachter Schurke. Endlich hätten ſelbſt die Heiden ihre Chryſes und Laokoon zu ehren gewußt, aber hier ſpotte man der Geiſtlichen, weil man die Religion verachtet [1]). Dieſe greuliche Zugabe konnte Gottſched unmöglich mit in den Kauf nehmen, da er ſich eben bemühte, durch die Moralität des Dramas die Geiſtlichen zu beſchwichtigen. Man erinnere ſich, wie viel noch Wieland an Shakſpeare zu entſchuldigen und zu vertuſchen für nöthig fand. In dem engen moraliſchen Bewußtſein der Zeit mochten viele Werke Shakſpeare's mit jenen engliſchen Luſtſpielen zuſammenfallen, von welchen Goethe urtheilt, daß ein wildes und unſittliches, gemein wüſtes Weſen bis zum Unerträglichen hindurchgehe [2]). War es nun unmöglich, Shakſpeare's Dramen nach ihrem Gehalte zu erfaſſen, ſo iſt der Vorwurf, daß Gottſched nicht ſeine freie Darſtellungsweiſe empfohlen, ohne Sinn; denn ihre innere Geſetzmäßigkeit beruht allein auf der Uebereinſtimmung mit der geiſtigen Bedeutung des Stoffes, während ſich die antike Kunſtform nach objectiven Geſetzen ausprägt. Leſſing ſelbſt erſchrak über den Ugolino, welchen Gerſtenberg in engliſcher

[1]) Gottſched, „Neueſtes", 1753, S. 132 fg., 213 fg. ꝛc.; „Neuer Büchersaal", VII, S. 213.

[2]) S. W., XXII, 147.

Manier verfaßt, und band sich deshalb in der Emilia an die strengste Regelmäßigkeit. Von Gewicht war es natürlich, daß die englischen Kritiker selbst sich damals auch in Betreff der Form zu den Ansichten der Franzosen bekannten. Addison, Dryden, Steele tadelten Shakspeare's bunte Compositionen, wie Pope, der die Werke desselben herausgab, bei seinen Emendationen von der Meinung ausging, daß die Zoten und Ungereimtheiten nur von den Schauspielern, um dem Pöbel zu schmeicheln, in die Stücke gebracht seien.

Wir brechen hier ab, da es uns auf eine Entschuldigung Gottsched's weniger ankommt, als auf eine Zusammenstellung der Thatsachen, ihrer Ursachen und Wirkungen. Schwerlich wird man leugnen können, daß die Einführung des französischen Dramas zu den Dingen gehört, die an sich verwerflich sind und die man doch wegen ihrer Folgen nicht fortwünschen kann. Schon mehrmals haben wir den Satz bestätigt gefunden, daß unsere Poesie gleichmäßig das Werk der reifen Kritik, wie einer genialen Production ist. Die Bekanntschaft mit Shakspeare konnte weder gründlich noch nützlich sein, ehe man das griechische Drama in seinem Wesen ergriffen. Mögen nun die Poeten Gottsched's durch die französischen Vorbilder um Nichts gefördert, ja mögen sie, was sich jedoch nicht durch ein einziges Beispiel beweisen läßt, durch dieselben aufgehalten sein; so gab doch gerade der Umstand, daß das französische Drama unser nationales Eigenthum werden sollte, die Veranlassung dazu, daß unsere kräftigsten Geister, indem sie jene fremden Bestandtheile wieder aus unserem Bildungskörper entfernten, sich lebhaft mit dem griechischen Drama beschäftigten, wobei die polemische Haltung der Kritik und die beständige Zusammenstellung des Antiken und des Französischen es ihnen erleichterte, zu dem unglaublichen Resultate zu kommen, daß man zwischen Euripides und Shakspeare die innigste Verwandtschaft entdeckte. Wir stellen nun, damit wir für die Geschichte unseres Dramas in diesem wichtigen Zeitraume eine feste Grundlage gewinnen, einige Hauptsätze über das antike Element in der französischen Tragödie voran, indem wir uns an Lessing's, Herder's und Schlegel's unübertreffliche Untersuchungen anschließen.

Der Abbé d'Aubignac brachte im Auftrage Richelieu's die Vorschriften und Urtheile der Alten, welche das Drama betrafen, in ein System von Regeln; nach diesem Gesetzbuche beurtheilte man die Werke der begabtesten Dichter und diese mußten jede Abweichung rechtfertigen. Nun waren aber jene Regeln zum Theil von den Alten weder klar ausgesprochen noch strenge beachtet; ferner

beruhten ſie oft auf Vorausſetzungen, welche jetzt wegfielen, und endlich waren die, welche man für die wichtigſten hielt, nicht aus dem Weſen der Sache genommen. Vornehmlich ward den Dichtern die Lehre von den ſogenannten drei Einheiten eingeſchärft. Schon die Forderung, daß das Drama nur eine einzige Handlung darſtellen ſolle, veranlaßte manche Verwirrung, obgleich ſie ſich am meiſten auf innere Gründe ſtützt. Die Dramen der Alten ſelbſt, namentlich die des Euripides, waren hierin nicht immer muſterhaft. Denn nicht einmal die Trilogien gaben ſtets ein ſo abgerundetes Ganzes, daß man Anfang, Mitte und Ende genau unterſcheiden könnte. Oft wurde aus dem Mythos ein einziges Moment zur Darſtellung herausgehoben, und man vertraute darauf, daß ſich Vorausſetzungen und Folgen in dem Bewußtſein der Zuſchauer aus der lebendigen Sage ergänzen würden. Die Dramen waren gleichſam nur die Blumenkrone des Epos, und deshalb durften weder die Charaktere in dem Drama ſelbſt erſt erſchaffen und beſtimmt, noch die Handlungen erſchöpfend motivirt werden. Alle dieſe Vortheile konnte das franzöſiſche Drama, mochte man griechiſche Mythen oder hiſtoriſche Stoffe bearbeiten, nicht benutzen; doch die Furcht, jene Einheit der Handlung zu verletzen, bewirkte gewöhnlich, daß der erſte Act ſich in undramatiſchen Referaten über die Facten und die Charaktere ausbreitete, während für das eigentliche Drama nur der dürftige Reſt der Auflöſung übrig blieb. Dazu kam noch eine übel angebrachte Ehrfurcht vor der Simplicität des griechiſchen Dramas. Die Einfachheit der Verhältniſſe, das zwar energiſche, aber von der pathologiſchen Verworrenheit noch wenig berührte Gemüthsleben und die lyriſche Haltung der dramatiſchen Darſtellung geſtatteten dem griechiſchen Drama jene Simplicität und Kürze. Die neue Zeit kann ſich nur in einem umfaſſenden, vielfach verſchlungenen Lebensbilde wieder erkennen. Die franzöſiſchen Dichter blieben bei der Einfachheit der Grundlage, ohne einmal die lyriſchen Beſtandtheile aufnehmen zu können. Sie durchflochten zum Erſatze die Handlung mit Intriguen und vertauſchten die gerade Bahn mit beſchwerlichen Umwegen, um nicht zu frühe an dem Ziele anzulangen. Mit derſelben unzeitigen Gewiſſenhaftigkeit beobachteten ſie die Einheit der Zeit, obgleich dieſe im griechiſchen Drama nur zufällig aus der Einfachheit der Handlung folgte und, wo es der Stoff erforderte, unbedenklich aufgegeben wurde. Dennoch machte man die Bemerkung des Ariſtoteles, daß ſich die Länge der Tragödie auf einen Umlauf der Sonne beſchränke, zu einem unverbrüchlichen Geſetze. Corneille

wagte bei aller Kühnheit für die Handlung nur 30 Stunden in Anſpruch zu nehmen, und Andere wollten ſich gar, um die Griechen zu überbieten, mit zwei bis drei Stunden, der Dauer eines Theaterabendes, begnügen. Dies hatte nun in Verbindung mit der Rückſicht auf die Einfachheit der Handlung die weſentlichſten Nachtheile zur Folge. Die Charaktere fanden keinen Raum ſich zu entwickeln, ſondern kamen fertig auf die Bühne. Man ſah nicht, wie die Handlungen dem Gemüthe entſprangen, wie die Entſchlüſſe ſich unter dem Zuſammenwirken der Umſtände und der Perſonen zur That bildeten; Alles war bereits geſchehen und das Drama enthielt gleichſam nur das letzte Verhör und die Execution. Von der Einheit des Ortes endlich ſpricht Ariſtoteles nicht einmal. Sie ergab ſich in dem griechiſchen Drama aus der Beſchaffenheit des Stoffes und der Bühne, iſt aber auch nicht immer vorhanden. Die franzöſiſchen Dichter verlegten die Scene gewöhnlich in ein Zimmer des Palaſtes. Daraus entſprang manche Ungereimtheit. Die Perſonen gingen nach Belieben aus und ein. Man ſtiftete eine geheime Verſchwörung in dem Hauſe des Fürſten. An demſelben Orte gab es jetzt ein zartes Rendezvous, jetzt eine geräuſchvolle Verhandlung. Die griechiſchen Heroen bewegten ſich, da man im Freien ſpielte und die Natur mit in die Scenerie zog, auf einem Schauplatze, der ihrer Perſönlichkeit entſprach. Mußten ſie hier ſchon hinter den Lampen agiren, ſo hätte man wenigſtens nicht durch eine ſo dürftige und einförmige Einrichtung der Bühne die Phantaſie lähmen ſollen. Andere Mängel erklären ſich daraus, daß man die Würde der griechiſchen Tragödie mit dem romantiſchen Geiſte des modernen Ritterthums vertauſchte. Noch huldigte man am Hofe Ludwig's XIV. der Ehre und der Liebe, der edelen und der ſchönen Paſſion. Jene Ehre äußerte ſich jedoch vornehmlich in dem Streben, der eigenen Würde nichts zu vergeben und im Verkehre die Feinheit der höfiſchen Sitte zu bewahren. Die Repräſentation und die Etikette halten aber ſtets das Bewußtſein wach. Es iſt der Geſinnung nicht genug, daß ihr erhabene Thaten entquellen; ſie will ſich genießen und dürſtet danach, daß auch Andere jeden Zug ihrer Erhabenheit erkennen. Daher die räſonnirende Selbſtbeſpiegelung, daher jene kühle Gebundenheit im Empfinden und Handeln. Die Grundſätze, die Sitten, die Sprache ſelbſt, Jedes will jene Erhabenheit zeigen und erhebt ſich gleichmäßig in die Sphäre, wo Alles licht iſt, aber eben deshalb die individuellen Farben und Geſtalten des natürlichen Lebens verſchwinden. Die griechiſchen und römiſchen Heroen ſpielten in dieſer Um-

gebung eine ſonderbare Rolle. Ihre Handlungen verriethen die ſtarken Leidenſchaften des Alterthums, aber in ihren Räſonnements waren ſie moderne Philoſophen und nach ihrem Betragen galante Ritter. Oft wurde ihnen ſogar noch eine Virtuoſität in der ſchönen Paſſion beigelegt, und dieſelben Griechen, welche in zarter Ehrfurcht dem weiblichen Geſchlechte huldigen, ſcheuen ſich dann nicht, eine Prinzeſſin zu ſchlachten. Endlich gelang es den franzöſiſchen Dichtern nicht, für den Fatalismus, welcher den eigentlichen Kern der antiken Tragödie ausmacht, einen Erſatz zu finden. Es ſtreiten bei ihnen nur Menſchen gegen Menſchen, Intriguen gegen Intriguen, und dem weiten Umkreiſe des menſchlichen Leidens und Treibens fehlt ſomit jener feſte Mittelpunkt, von welchem Licht und Ordnung ausgehen ſollten.

Wenn nun die franzöſiſche Tragödie nach ihrer ganzen Haltung nur für eine mißlungene Copie der antiken gelten kann, und die Feſſeln, welche ſie ſich angelegt, ihr jede freie Fortbildung erſchwerten, ſo fanden doch ſolche begabte Männer, wie Corneille und Racine, die ſich auch heftig gegen den Druck ſträubten, immer noch Raum genug, die Größe und Schönheit eines wahrhaft dichteriſchen Geiſtes zu offenbaren. Es war aber keiner von den Jüngern Gottſched's im Stande, ihre Vorzüge zu erfaſſen, ſondern alle achteten nur auf jene einſeitigen dramaturgiſchen Grundſätze. Dies zeigen die ſtumpfſinnigen und wüſten Stücke der Schwabe, Grimm, Pitſchel, Quiſtorp; dies zeigen aber auch ſelbſt die Dramen von E. Schlegel, der doch Alle an Gaben und Bildung überragte. Ein Blick auf ſeine Werke wird uns damit bekannt machen, in welchem Zuſtande Leſſing das deutſche Drama fand, und wie weit man hinter den franzöſiſchen Dichtern, welche gleich darauf von ihrer Höhe geſtürzt wurden, zurückgeblieben war. Johann Elias Schlegel aus Meißen (1718—1749) zeichnet ſich dadurch vor den Anderen aus, daß er mit einer tiefern Achtung vor der Poeſie ein ernſtes Nachdenken und fleißige Studien verband. Schon als Schüler der Pforta und vor ſeinem 20. Jahre verfaßte er mehre Tragödien, die ſpäter zu Leipzig aufgeführt wurden und ihn mit Gottſched in Verbindung brachten. Mit Eifer las er Plautus, Sophokles, Euripides und neben den franzöſiſchen Dichtern beſchäftigten ihn ſogar Shakſpeare und Gryphius. Er wußte an dem franzöſiſchen Drama Manches zu tadeln, z. B. die erzwungene Einheit des Ortes, die monotone Erhabenheit der Sprache ꝛc., doch hatten ſeine Anſichten im Ganzen keine tiefere Grundlage als Gottſched's kritiſche Dichtkunſt. So weit er nun auch die Anderen

überflügelte, so gibt es doch keinen Fehler, von dem sich in seinen Dramen nicht zahlreiche Beispiele fänden. Wir beschränken uns darauf, die Mängel anzugeben, welche schon bei einer flüchtigen Ansicht in die Augen fallen. Die frühesten Arbeiten sind, was den Plan angeht, wol die besten, weil Schlegel sich damals ganz an die Alten anschloß. Die Geschwister in Taurien, später Orest und Pylades, schon 1737 verfaßt und mehrmals umgearbeitet, sind nach des Euripides Iphigenia Taurica gedichtet. Iphigenie errichtet für den Bruder, den sie nicht mehr unter den Lebenden glaubt, ein Denkmal. Orest und Pylades finden es und sehen an der Aufschrift, daß Jemand in dem Lande der Barbaren mit Agamemnon's Hause bekannt ist. Schlegel knüpft wie Euripides die Erkennung der Geschwister daran, daß Iphigenie nur Einen von den Fremdlingen opfern und den Andern mit einem Briefe an Orest nach Argos zurücksenden will. Mit demselben Vorwande, daß der Muttermörder das Bild der Göttin durch seinen Anblick entweiht habe und daß man es deshalb ans Meer bringen müsse, wird in beiden Dramen Thoas getäuscht. Gegen Ende gebietet bei Euripides die Pallas, den Fremdlingen die Heimkehr zu gestatten; bei Schlegel holt der Hierarch einen alten Götterspruch hervor, mit dem er den verwundeten, racheschnaubenden Thoas bewegt, die Fremden zu entlassen. Die Trojanerinnen sind aus den Troades und der Hekuba des Euripides und aus den Trojanerinnen des Seneca entstanden. Ueber ihre Zusammensetzung gibt der Vorbericht Auskunft. Man merkt wohl, daß Schlegel es vornehmlich auf die Steigerung des Schrecklichen und des Rührenden abgesehen. Die Literaturbriefe [1]) zogen dies Drama mit Recht dem gepriesenen Canut vor, denn der Plan, die Wahl und Zeichnung der Charaktere sind dichterischer als in allen anderen Dramen, doch ist natürlich das Beste von den alten Dichtern entlehnt. Schlegel's ausschließliches Eigenthum ist fast nur die Diction. Er hat nämlich nicht übersetzt, sondern er behielt immer nur den Gang der Dialoge bei und reproducirte die Gedanken in freier Bearbeitung. Seine Sprache erinnert an Gryph. Sie ist gedrungen und hat den Vorzug, daß der Bilderprunk und die gesuchte Pracht vermieden sind. Im Ganzen aber ermüdet sie doch durch eine schwerfällige und einförmige Erhabenheit. Dies ist die allgemeine Ausdrucksweise sämmtlicher Dramatiker, welche Gottsched angeregt. Nirgends finden wir die Frische des natürlichen Lebens, nirgends

[1]) XXI, 109.

eine individuelle Schattirung, ſondern Alles ſchleicht unter der Bürde der Erhabenheit wie in tiefem Sande dahin. Schlegel ſelbſt erkennt es als einen Vorzug, daß die Griechen ihre Helden wie andere Leute reden ließen, während die Neueren nur bedacht ſeien, dieſelben in ihrer Sprache und ſonſt als ganz außerordentlich erſcheinen zu laſſen. Schlegel hat die Elektra des Sophokles überſetzt; ein Beiſpiel aus ihr wird zeigen, wie wenig man vor Klopſtock über Opitz hinauskam. Der Chor 472—488 lautet:

Kann ich des Schickſals Sinn erreichen,
Und ſchließ' ich nicht aus eitlen Zeichen,
So ſeh' ich itzt die Rache ſchon
Mit Strafen in den Händen drohn.
Sie rückt heran und wird nicht ſäumen,
Ich ſchöpfe Muth aus dieſen Träumen,
An denen ſich mein Ohr vergnügt.
Es denkt der mörderiſchen Streiche
Der Griechen Fürſt, der in dem Reiche
Der Höllen ungerochen liegt;
Und jenes Beil, deß Stahl vor Zeiten,
An zwoen Schneiden ſcharf gewetzt,
Mit Hieben voller Grauſamkeiten
Die Glieder ſchmählich hat verletzt.

Immer laſtete noch der alte moraliſche Ton auf der Sprache und ſo ging auch von den Tragikern nichts über als die ſpruchartigen Wechſelreden. Zu den Jugendarbeiten Schlegel's gehört noch die Dido (1739). Gottſched rühmte dieſes Drama, weil es nicht ſowol eine ſittliche Erhabenheit, als eine tiefere Leidenſchaft darſtelle. Indeſſen bietet der ganze Stoff, wie er behandelt iſt, nur ein widerwärtiges Schauſpiel dar. Ein Weib, das Kraft genug hatte zu einer weiten Seefahrt, zur Gründung einer Stadt unter feindlichen Barbaren, ſollte uns nicht die Hälfte des Stückes hindurch damit ermüden, daß ſie um die Gunſt eines kalten Feiglings bettelt und ſeinen Verluſt beſammert. Die letzten Acte ſind ganz voll ohnmächtiger Verzweifelung. Aeneas ſpielt eine ſehr traurige Rolle. Da iſt nichts von den Kämpfen der Liebe und der Sittlichkeit zu entdecken, ſondern die Berufung auf das Gebot der Götter beſchwichtigt jedes Bedenken, und er eilt nach einem kühlen Troſte aus einer Situation zu kommen, die den Zuſchauern ſo läſtig iſt, wie ihm ſelbſt. Die beiden letzten Tragödien ſind nach geſchichtlichen Quellen entworfen, doch ſonſt ſelbſtändigere Arbeiten. Ueber Canut urtheilten die Zeitgenoſſen ſehr günſtig und doch hat man ſich wol aus moraliſchen Rückſichten über ſeinen

Werth getäuscht. Der dänische König wird nämlich als ein Ideal von Nachsicht und Milde dargestellt; immer wird er gereizt und doch setzt er nichts als Güte dagegen. Manche vermißten jedoch auch Kraft und Würde und tadelten die Unthätigkeit des Königs. Sie wollten deshalb auch das Drama nicht nach Canut, sondern nach seinem Gegner Ulfo nennen, der allerdings durch eine gewisse Lebendigkeit und Energie einnimmt. Ehrgeiz und Trotz verleiten ihn, gegen Canut zu handeln, in welchem er nur den glücklicheren, nicht den besseren Nebenbuhler sieht. Aber er scheut auch keine hinterlistigen Bubenstücke und verhöhnt die Güte des Königs mit kindischem Trotze, so daß sein endlicher Untergang weder erhaben noch rührend erscheint; man sieht nur mit Befriedigung, daß diese Verstocktheit endlich ihren Lohn empfängt. Hermann (1743) war Schlegel's Lieblingsstück und dürfte auch uns deshalb am merkwürdigsten sein, weil wir hier manche schwierige Aufgabe behandelt sehen. Man muß indessen nicht glauben, daß hier Rom und Deutschland in scharfen Gegensätzen erscheinen. Varus tritt nur einmal zu einer kurzen Rede auf und andere bedeutende Römer fehlen gänzlich. Auch die Schlacht selbst ist so schwach angedeutet, daß Niemand eine Begebenheit vermuthen sollte, an welche sich jenes furchtbare redde mihi legiones anknüpft. Der eigentliche Gegenstand des Dramas ist der Verrath des Segestes. Immer erneuert er seine mit scheinbarem Patriotismus übertünchten Versuche, auch Andere zum Treubruch zu verleiten, und er wird dann bald mit Unwillen abgewiesen, bald in ausführlichen Entgegnungen widerlegt. Dies veranlaßt sehr dürre und schleppende Verhandlungen. Mehr beschäftigt uns Hermann's Bruder Flavius, dem Segestes seine Tochter Thusnelde zusagt, wenn er am Verrathe theilnehme. Hierin ist vielleicht der Schüler des Corneille zu erkennen. Dieser Dichter liebte es, Conflicte der Leidenschaften und der Pflichten zu behandeln, um dann den Sieg der sittlichen Größe zu feiern. So verdoppelte er die Verwickelungen in seinem Horaz, wo die Horatier und Curiatier mit einander befreundet und verschwägert sind, und der alte Horaz sich für jeden Einzelnen interessirt. Nun stellt das Schicksal der Liebe für edle Freunde und Verwandte den Patriotismus entgegen und es entfaltet sich ein erhabenes und wechselreiches Gemälde von tiefen Seelenkämpfen. Gleiche Collisionen rufen im Cid eine unruhige Brandung in allen Herzen hervor. Sie sind in den Dramen des Corneille nicht immer schicklich angebracht, aber seine Virtuosität in der Behandlung mußte für einen Anfänger äußerst lehrreich sein. Schlegel hatte

ſchon im Canut deſſen Schweſter Eſtrithe, welche die Frau ſeines Gegners geworden iſt, in einen ſchweren Widerſpruch verwickelt. So hat nun auch hier Flavius zwiſchen der Thusnelde und ſeinem Vaterlande zu wählen. Thusnelde ſelbſt muß in ihrem Vater einen Verräther ſehen. Aber alle dieſe Conflicte treten nicht recht heraus. Ja Flavius und Hermann, die Brüder, welche Beide Anſprüche auf Thusnelde haben, ſind in dieſer Beziehung einander gar nicht gegenübergeſtellt. Welcher Abgrund von leidenſchaftlicher Erregung hätte ſich hier einem Corneille eröffnet! Hieß dieſer Dichter bei uns deshalb vergebens der Erhabene, ſo hatte es auch keine Folge, daß man Racine den Zärtlichen nannte. Wo wäre in einem deutſchen Stücke der Zeit eine Andromache, eine Iphigenie, ja nur ein Weib zu finden, das nach Gemüth und Anmuth einige Züge ihres Geſchlechtes kundgäbe. Nur zu gern ſprach man es nach, daß in der griechiſchen Tragödie keine ſentimentale Erotik zu finden ſei, und Schlegel ſelbſt tadelt es, daß die Franzoſen ihre Helden zu Weiberknechten gemacht. Darum verunglückte hier die Darſtellung der ſchönen Paſſion, wie dort die der edeln. Welche Stumpfheit des Gefühles offenbart ſich z. B. in demſelben Hermann. Die Liebe zwiſchen ihm und Thusnelden hat weder etwas Erhabenes noch Trauliches, ſie iſt weder innig noch lebhaft, ſondern der Patriotismus ſcheint alle anderen Gefühle zu erſticken. Hermann hört z. B., daß Thusnelde in der Schlacht gefallen ſei; er tröſtet ſich, ohne eine Miene zu verziehen, mit dem Ruhme ihres Schickſales, und als die Todtgeglaubte unverhofft wieder zum Vorſchein kommt, nimmt er ſich wieder kaum Zeit, ſie zu bemerken.

Man wird nunmehr überzeugt ſein, daß die franzöſiſchen Tragiker für unſere Dichter keine zu kleine Vorbilder geweſen. Schlegel kannte auch Shakſpeare, aber ſeine Urtheile über ihn verrathen dieſelbe Beſchränktheit. Er hat ihn mit Gryphius verglichen und unterſcheidet ſo: die engliſchen Dramen ſtellen weniger Handlungen dar als Charaktere. In ihnen herrſche die Verworrenheit einer Baniſe. Die Zeit werde nach Monaten und Jahren gemeſſen, der Anfang ſpiele zu Rom, das Ende zu Philippi. Gryph baue ſeine Dramen weit regelmäßiger. Shakſpeare's Charaktere ſeien kühn und lebhaft, aber er folge nicht ſo treu der Geſchichte wie Gryph. In den Affecten ſeien Beide edel, verwegen und erhaben; Shakſpeare laſſe jedoch Pauſen eintreten, während Gryph beſtändig leidenſchaftlich male. Dafür falle jener aber wieder in den Fehler, daß er edle Eindrücke muthwillig zerſtöre. Beide Dichter ſeien bisweilen ſchwülſtig; Gryph öfter, Shakſpeare ſeltener,

doch dann in höherem Grade. Beide spielen mit verkünstelten Bildern und gesuchten Gedanken.

Im Lustspiele blieb man, obgleich hier an den Vorbildern weniger auszusetzen war, noch weiter zurück. Man übersetzte Manches aus Molière und mit noch größerer Vorliebe die dänischen Lustspiele von Holberg. Dieser wählte seine Stoffe meistens sehr glücklich und zu tadeln war nur, daß er in mehre Acte ausdehnte, was sich in raschem Gange hätte entwickeln sollen. Ferner hat er den Fehler Molière's, daß er gern moralisirt, aber er durfte doch auch in der komischen Kraft mit diesem einen Vergleich nicht scheuen, und seine Stücke hatten den Vorzug, daß sie deutscher waren. Sein Politischer Kannengießer und sein Deutschfranzose sind trotz der ungelenken Uebersetzung eine wahre Zierde der Gottschedischen Schaubühne. Leider wählte man auch schlechtere Muster und in der Uebersetzung wurden die Lustspiele eines Destouches so trocken und die von Dufresny so sinnlos, daß die Nachahmer leicht auf den Gedanken kommen konnten, sie zu übertreffen. Es herrschte in dem deutschen Lustspiele eine auffallende Planlosigkeit, die sich daraus erklärt, daß die Erfindung keinen Umfang hatte und nicht für die fünf Acte ausreichte. Nirgends bemerkt man den festen Zug der Entwickelung. Die Personen kommen und gehen, sie haben nur ihre Einfälle anzubringen und vielleicht veranlaßte ein einziges Wortspiel, welches dem Dichter einfiel, eine ganze Scene. Es treibt sich Alles wie auf einem Jahrmarkte herum; man spricht und zankt, man lacht und ärgert sich und immer geschieht nichts; es gibt allerlei Geschäftigkeit aus lauter Müßiggang. Zu den wesentlichsten Mängeln gehört es, daß den Thorheiten meistens auch die scheinbare Berechtigung fehlt, und daß sie als der Ausfluß des baaren Unverstandes behandelt sind, was nur Ekel erregen kann. Zum Ueberfluß wird dann nicht selten über die Verkehrtheit, welche sich selbst richtet, noch von einer der verständigen Personen ein moralischer Vortrag gehalten. Denn auch dieses weise Zeitalter, welches den Hanswurst verbannte, fand eigentlich das Behagen an den Plautinischen Scherzen des Molière und Holberg nicht löblich und rechnete darauf, daß Destouches, der neue Terenz, sie allmählich verdrängen würde. Um so mehr muß man sich über die Unsauberkeit und Plattheit so mancher Späße verwundern. Der Hypochondrist von Quistorp soll durch die Gesellschaft der Jungfer Fröhlich curirt werden, und diese lacht nun das Stück hindurch mit unausstehlicher Albernheit. In dem Nachspiel Herr Witzling von Mad. Gottsched, einer Satire auf die Verfasser der Bremischen Beiträge,

müſſen die ſchönen Geiſter immer mir und mich verwechſeln. In ihrer Hausfranzöſin erzählt Jungfer Luischen einem jungen Herrn, daß ein alter Franzoſe auf den Markt nach Schnepfen geſchickt wegen des ſauberen Mithridates, den ſie im Hintern führen; man habe ihn mit gewürztem Taubenmiſte betrogen; „ja aber auf die Nacht können Sie denken, wie dem alten Drachen zu Muthe geworden ꝛc.“ Später ſoll Luischen dem alten Hausfreunde Thee einſchenken; ſie gießt ihm die heiße Brühe über die Beine, worüber denn die jungen Leutchen unmäßig lachen. In einem Nachſpiele von Quiſtorp wird ein Geizhals von muthwilligen Mädchen mit faulen Auſtern tractirt; ſie ſchmecken ihm gut als ein Geſchenk der Mamſells, und man hofft, er werde einmal ſeiner Geliebten noch das Strumpfband und den Saum vom Hemde küſſen ꝛc.

So nun ſah die Bühne aus, als deren Schöpfer ſich Gottſched hinſtellte mit der beſcheidenen Andeutung, daß er in Deutſchland die Stelle Ludwig's XIV. vertrete. Eine Gallomanie kann man ihm jedoch nicht zum Vorwurf machen. Denn oft und gern ſpricht er von den Mängeln der franzöſiſchen Bühne. Die Abhandlung Fénélon's, in welcher die franzöſiſchen Dichter den Griechen gegenüber ſo ausgeſcholten werden, ſetzte er an die Spitze ſeiner Schaubühne. Man wiederholte, daß Racine durch ſeine Zierlichkeit die Affecte unterdrücke, daß die Verzweiflung bei ihm epigrammatiſch ſei. Gottſched ſah, daß der Sprache die edle Einfalt mangelte; er hoffte in das Drama einen anderen Ton zu bringen, wenn er gegen die franzöſiſche Sitte das Du der Alten einführte. Er ſpottete über den Regulus mit der Staatsperücke, über die römiſchen Conſuln in Fiſchbeinröcken und mit weißen Handſchuhen ꝛc. Sein Fehler war es, daß er in patriotiſcher Voreiligkeit eine ruhige Entwickelung hinderte. Dazu trieben ihn zum Theil auch die Schauſpieler. In allen Städten, wo ſie hinkamen, war man begierig, die neuen regelmäßigen Stücke zu ſehen, und die Directoren beſtürmten nun Gottſched, für ein ausreichendes Repertoir zu ſorgen, wenn ſie nicht wieder zu den alten Burlesken greifen ſollten [1]). Gottſched ließ daher fleißig überſetzen, doch war dieſe Abhängigkeit von den Franzoſen nicht nach ſeinem Geſchmacke. Kaum hatte man eine ungefähre Anſicht von dem Drama und einige Uebung in der Sprache, ſo trieb er unabläſſig zu Originalen und lobte Alles, um mit der Ausrottung des Unkrautes nicht zugleich die ſpärlichen

[1]) Vergl. den Briefwechſel Gottſched's mit Schönemann ꝛc. bei Danzel, S. 158 ꝛc.

Halmen des Guten zu vernichten. Auch ſeine Sammlungen zum Nöthigen Vorrath ꝛc. waren ein patriotiſches Unternehmen, denn er wollte dem Auslande beweiſen, daß auch unſere Bühne ihre Alterthümer habe. Wenngleich nun mit dem guten Willen allein wenig auszurichten war, ſo laſſen ſich doch einige Fortſchritte nicht verkennen. Denn von der älteren Bühne des 18. Jahrhunderts gilt völlig das

migravit ab aure voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana.

Gottſched bewirkte, daß das Drama nicht allein mehr für die rohe Schauluſt ſorgte, ſondern ein geiſtiges Element enthielt und den anderen Zweigen der Poeſie wieder beigeordnet wurde. Die Moraliſten ließen ſich beſänftigen. Die Schauſpieler wurden geſitteter und gebildeter, als ihr Tagewerk nicht mehr geradezu der Vernunft und der Schicklichkeit Hohn ſprach. Das Drama wurde wieder eine Angelegenheit der gebildeten Stände, ſo daß, als Leſſing ſeine Reform unternahm, wenigſtens ein Material da war, an welches er ſeine Kritik knüpfen konnte und ein Publicum, welches ſich für die Frage intereſſirte. Denn in den meiſten größeren Städten wurden ſeit dieſer Zeit feſte und ſtehende Theater eingerichtet [1]) und der lebendige Antheil ermunterte die Kritiker und die Dichter zu raſtloſen Anſtrengungen. Gibt man zu, womit ſelbſt Gervinus zufrieden iſt, daß Gottſched in der That einen beſſeren Zuſtand eingeleitet, ſo wird dies um ſo mehr für ein wirkliches Verdienſt gelten müſſen, als ſeine Gegner in der Schweiz das Drama faſt ganz vernachläſſigten und auch ſonſt alle begabteren Dichter ſeiner Zeit ihm die Sorge für daſſelbe allein überließen, indem ſie ſich faſt ausſchließlich mit den epiſchen und lyriſchen Dichtungen beſchäftigten. Endlich iſt die Ausdauer und die Klugheit, mit welcher Gottſched zu Werke ging, doch immer ein Zeichen ſeines Eifers für die Sache, muß man es auch tadeln, daß er ſo manches kleinliche Mittel benutzte. In Wien verſuchte Sonnenfels in den ſechsziger Jahren eine ähnliche Umwandlung des Geſchmackes, aber er richtete nichts aus, obgleich er ſich ſelbſt vom Hofe durch Machtbefehle unterſtützen ließ, weil er alle ſchwachen Anfänge durch

[1]) Die Theater hatten bis dahin eine unzweckmäßige Form. In Leipzig ſaßen die Zuſchauer in einem langen und tiefen Viereck. Erſt 1751 wurde nach dem Vorſchlage eines Gelehrten, der doch wol Gottſched war, eine amphitheatraliſche Form gewählt, und dieſe kam nun allgemein in Gebrauch.

seine übermäßigen und dennoch unklaren Forderungen erstickte und weil er die Menschen nicht zu behandeln wußte, sondern im Gegentheil durch seine zanksüchtige Polemik sich Alles entfremdete.

Dreißigstes Capitel.

Lessing. Die Verwandtschaft seiner Denkungsart mit dem Realismus der Alten und der antike Standpunkt seiner Kritik. Eintritt des Paganismus in das religiöse Bewußtsein der Zeit. Der Kampf gegen das Herkommen in Kunst und Wissenschaft. Lessing's Kritik geht stets auf die Grundbegriffe zurück. Die Literaturbriefe weisen nach, daß man die alten Dichter, mit denen man wetteiferte, gar nicht verstanden. Der Laokoon bestreitet den Lehrzweck der Poesie und trennt sie von der Malerei. Was Lessing in der Dramaturgie nach Aristoteles und den alten Dichtern über das Wesen der Tragödie und der Komödie lehrte.

Wir haben nunmehr die Geschichte unseres Dramas bis zu dem Zeitpunkte hingeführt, als Klopstock auftrat. Wie vor den großartigen Dichtungen desselben Alles, was unter dem Einflusse einer oberflächlichen und schwankenden Kritik im Epischen und Lyrischen bis dahin geleistet war, in Vergessenheit sank, so entwickelte sich das Drama, welches die Kräfte der Gottschedianer bald aufgezehrt hatte, ebenfalls seit 1750 in unglaublich raschem Wachsthume.

Gotthold Ephraim Lessing (geb. zu Kamenz 1729, gest. zu Braunschweig 1781) gehörte wie Klopstock zu den größten Bildnern seines Zeitalters. Der Einfluß Beider erstreckt sich weit über die Gattungen der Poesie, mit denen sie sich vorzüglich beschäftigten, und über die Dichtkunst überhaupt hinaus. Doch zeigen sich gleich auch Verschiedenheiten, die einander bald feindlich entgegentreten, bald ergänzen. Aber die Uebereinstimmung sowol, wie die Verschiedenheit gründen sich vorzüglich auf das Verhältniß Beider zum Alterthume, dessen Bildungskraft sie nicht verkannten. Klopstock's Bestrebungen richteten sich auf eine Verbindung des Romantischen und des Antiken. Die alte Literatur schätzte er weniger nach ihrem Inhalte, der ihm nach seiner geistigen und ethischen Seite hinter den Erkenntnißquellen der Offenbarung zurückstand, und von der Poesie entlehnte er nur die Darstellungsformen, die er jedoch mit so reinem Kunstsinne auffaßte, wie bis dahin Niemand. Dagegen erwuchs Lessing's Charakter und gesammte Geistesrichtung aus antiken Elementen. Doch sollte man ihn nicht so allgemein einen Repräsentanten des heidnischen Alterthums nennen, zumal da das Alterthum selbst bei seiner Vielseitigkeit Eigen-

thümlichkeiten darstellt, welche der Einzelne nicht vereinigen kann. Auch in Griechenland standen der Idealismus und der Realismus einander entgegen. Die ganze Platonische Richtung der alten Welt, die begeisterte Anschauung der dichtenden Vernunft, die liebevolle Hingabe an das Dauernde im Wechsel, womit die neue Zeit ihr tieferes und bewegteres Gemüthsleben und die Freude an dem prismatischen Farbenspiele der Erscheinungen in Verbindung setzt: dies Alles konnte Lessing nur in geringem Maße mit den Vorzügen vereinigen, welche für ihn aus der Empfänglichkeit für die Klarheit, Festigkeit und Selbständigkeit des antiken Realismus entsprangen. Klopstock ging vom Glauben aus. Wie von einem Sterne, der über der Erde schwebt, blickte er auf die Weltverhältnisse herab. Lessing stand auf der Scholle fest, die ihn erzeugt. Alles brachte er unter die Loupe der Reflexion, denn sein Geist lebte in der Erkenntniß und in der Forschung. Doch war ihm für jene jugendfrische dichterische Begeisterung die moralische Wärme zum Ersatz gegeben und sein durchdringender Verstand ließ ihn nicht Ruhe finden weder in der beschränkten Welt der sinnlichen Erfahrung, noch in der traurigen Sphäre der Negationen, sondern in unbefriedigtem Streben erfaßte seine Forschung nach und nach die tiefsten Fragen, welche den Menschen beschäftigen, und auf jedem Gebiete hat er Das, was dem Diesseits angehört, mit der vollen Kraft der Kritik gesichtet und beleuchtet.

Die größte Macht, gegen welche sich Lessing auflehnte und deren weit verzweigte Herrschaft einen ruhelosen Streit erforderte, war das Herkommen, die Tradition. Seit Jahrhunderten drückte sie das geistige Leben in allen Richtungen nieder. So pflegte sich die orthodoxe Theologie durch ein müheloses Bekenntniß in den Besitz der Wahrheit zu setzen, die ihr wie ein Erbe zufiel. Wie Wenige unternahmen es, zwischen dem scholastischen Wortkrame und dem reinen Evangelium zu unterscheiden, denn die Tradition heiligte das Schulsystem, und mit dieser Denkträgheit verbanden sich Hochmuth, Intoleranz, Liebloſigkeit und allerlei unlauteres Wesen. Dasselbe Herkommen beherrschte die anderen Zweige der Wissenschaft. Mit rastlosem Eifer sammelte man die Erfahrungen der Vergangenheit, namentlich was die Schriften des classischen Alterthums darboten, und Allem, so wenig es auch „nach den Quellen schmeckte", ward eine unbestrittene Autorität zugestanden. Die ganze Cultur ruhte auf der Ueberlieferung, und Niemand dachte daran, die Grundlagen zu prüfen, oder gar einen neuen Anfang zu suchen. Wie aber dort auf dem religiösen Gebiete, trotz der

Reſignation auf alle Selbſtändigkeit in der Erkenntniß, die Ueberlieferung verfälſcht wurde, ſo blieb auch in der weltlichen Wiſſenſchaft Alles planlos, lückenhaft, voller Irrthümer und Widerſprüche. Leſſing's Stellung zu dieſer Stagnation und Verworrenheit hat ſich mit beſonderer Schärfe in Bezug auf die Religion ausgeprägt. Der antike Sinn für Selbſtändigkeit und Klarheit trieb ihn dazu an, daß er die Offenbarung der menſchlichen, um nicht zu ſagen, ſeiner perſönlichen Kritik unterwarf und als ein Naturrecht die Freiheit in Anſpruch nahm, nur Das zu glauben, was ſich auf begreifliche Gründe ſtützt. Es ergibt ſich, daß er in anderem als in formalem Sinne ganz unpaſſend mit Luther verglichen wird, deſſen Triumph es war, daß die menſchliche Weisheit daſſelbe Wort, welches Leſſing jener Weisheit unterwarf, müſſe ſtehen laſſen. Während in England und Frankreich die Aufklärung unaufhaltſam vordrang, ſuchten unſere Mosheim und Spalding noch durch Ausgleichung der Extreme den Frieden zu erhalten. Bald jedoch brachten Leſſing's Streitigkeiten mit Götze auch in Deutſchland den erſchütternden, noch fortdauernden Kampf zwiſchen der Orthodoxie und dem Rationalismus zum Ausbruch. Die Vertreter der erſteren behaupteten, daß mit der objectiven Wahrheit des Chriſtenthums auch ſeine ſegensreichen Folgen gefährdet werden, daß ohne ein ſolches unantaſtbares Fundament keine Kirche ſich halten könne, daß die Menſchheit, und wenn ſie auch Griechen und Römer an geiſtiger Kraft überträfe, zum zweiten Male Schiffbruch leiden müſſe, wenn ſie wieder in das Meer der Meinungen hinausſchiffe ꝛc. Die Rationaliſten hingegen wollten nicht die Wahrheit als ein gegebenes Reſultat annehmen, weil damit das Denken überflüſſig würde. Nun hat der Menſch allerdings nicht mehr die Aufgabe, eine Religion zu erfinden. Wie aber die Kunſt nicht aufhört, wenn die Idee des Schönen entdeckt iſt, ſondern dieſer feſte Haltpunkt für die Einſicht ein neues Leben in die Forſchung, in die Erfindung und in die Darſtellung bringt, ſo ſoll die Menſchheit eben dadurch, daß ihr jene feſten Principien, welche das Alterthum vergebens ſuchte, gegeben wurden, befähigt und angeregt werden, dieſe Principien in ihrem innerſten Weſen zu erfaſſen und nach ihnen das geſammte geiſtige Leben und die äußeren Weltverhältniſſe auszubilden: dies iſt eine Aufgabe, welche ohne die ganze Macht der Speculation nicht zu löſen iſt, und Umfang genug hat, um die Menſchheit zu beſchäftigen bis an das Ende der Tage. Die Rationaliſten ſträubten ſich dagegen, die Wahrheit aufzunehmen und ihre Lebenskraft in ſich flüſſig zu machen; ſie wollten ſie auf dem

Wege der Kritik von Neuem erfinden, und ließen sich keine Schranken gefallen, da eine Anerkennung des subjectiven Standpunktes in der That nichts ausschließt, was sich dem Einzelnen nach seinem Belieben und Vermögen als Wahrheit darbietet. Vergebens erinnerten Lessing's Freunde daran, daß er nicht den positiven Glaubensinhalt des Christenthums, sondern nur die Beweiskraft der Schrift in Frage gestellt, daß ihm eine Verwechselung der vernünftigen Christen und der unvernünftigen Philosophen höchst widerwärtig gewesen, daß er eine Denkfreiheit, die sich die Freiheit nehme, gegen das Christenthum Sottisen zu Markt zu bringen, abgelehnt, daß er über die logischen Schlußfolgerungen hinaus neben der Speculation auch der Gefühlswärme und der inneren Anschauung eine Stelle eingeräumt, daß er blos mit dem gesunden Menschenverstande zu argumentiren nicht räthlich fand, sondern daß er selbst keineswegs die mühsamsten Studien gescheut, endlich daß nicht eine übermüthige Eigenweisheit ihn zu seiner Polemik geführt, sondern die tiefste Sehnsucht nach Wahrheit und Frieden: alle diese Einwürfe haben nicht gehindert, daß noch heute die Freidenker auch in ihren absurdesten Träumen bei Lessing's Geiste geschützt sein wollen. Es handelt sich hier nicht darum nachzuweisen, wie weit Lessing den Dogmen des Christenthums treu blieb, doch würden vielen seiner Verehrer, welche sich bei ihren Aufklärungsversuchen auf seinen Vorgang berufen, die Thesen in seinem „Christenthume der Vernunft" ein Aergerniß sein, wenn sie sie läsen. Sehen wir vielmehr, was die Forderung Lessing's, daß die Offenbarung ihre Gültigkeit nicht von den äußeren Zeugnissen der Schrift, sondern gleich jeder anderen Wahrheit von Vernunftgründen ableiten müsse, weiter für Folgen hatte. Für die orthodoxe Theologie war dieser Sturm insofern höchst heilsam, als sie aus ihrer müßigen Sicherheit aufgeschreckt wurde. Sie mußte sich der überlieferten Schätze in klarer Einsicht bewußt werden, sie mußte ihren Inhalt mit der Religionsphilosophie des Alterthums vergleichen und vor Allem dem Vorwurfe begegnen, daß sie die anderen bildsamen Elemente des geistigen Lebens vernachlässige, ja unterdrücke. Andererseits konnte es den Rationalisten, so nahe oder so fern sie dem Christenthume standen, nicht entgehen, daß das Glaubensleben, sobald man für dasselbe keine höheren Quellen annahm als die allgemeinen der menschlichen Erkenntniß, seine unerschütterlichen Grundlagen verlor. Dem peinlichen Unfrieden, welcher sich stets dem Zweifel zugesellt, wollte man dadurch entgehen, daß man sich einredete, der Glaubensinhalt der Religion sei gleichgültig, ihre wahre Lebenskraft liege

vielmehr in der Ethik, hier ſei der Beweis des Geiſtes und der Kraft zu ſuchen. Dabei rief man nun auch das claſſiſche Alterthum zum Beiſtande auf. Seine Philoſophie, ſeine Kunſt, die Kraft und Lauterkeit ſeiner Charaktere floſſen in ein Lebensbild zuſammen, welches man dem Chriſtenthum zur Seite, wenn nicht gegenüberſtellte. Im Denken ſahen Leſſing und Winckelmann die Spitze der griechiſchen Bildung; Uebung der Denkkraft bezeichneten ſie als die Seele jeder Schule. Wie in dem Zeitalter der Reformation trat der aus antiken Quellen abgeleitete Humanitätsbegriff wieder in die Mitte des Lebens, aber nicht immer wie damals, um mit dem chriſtlichen Principe zu wirken, ſondern Vielen lag daran, daſſelbe entbehrlich zu machen. Noch waren zwar die geiſtigen und ſittlichen Mächte der alten Welt zu wenig bekannt, als daß man ihren Werth ſchon in der Gegenwart an lebendigen Wirkungen hätte nachweiſen können. Aber mit raſtloſem Eifer begann man die Kunſt und Literatur der Alten zu ſtudiren, und gleich anfangs ſuchten Wieland und manche Moralphiloſophen die Aufmerkſamkeit auf den Zweck der Erziehung zu ſchärfen. Jene Studien, welche, auf ihre unermeßlichen Erfolge geſtützt, der claſſiſchen Literatur das Anſehen eines Orakels verſchafften, haben den Hellenismus wieder zur Grundlage der deutſchen Bildung gemacht; doch war eine Verſchmelzung des antiken mit dem nationalen und dem chriſtlichen Elemente, ſo weit ſie vorhanden iſt, faſt mehr das Ergebniß der Dinge, welche wie Gegenſätze in der phyſiſchen Welt eine Ausgleichung und Ergänzung ſuchten, als das Werk der Ueberzeugung und des einſichtsvollen Entgegenkommens, und ſo durchzieht auch unſere neuere Poeſie der antike Paganismus in einem breiten Strome.

Nicht minder nachhaltig war die Bewegung, welche Leſſing auf dem Gebiete der Poeſie und der Kritik hervorrief. Für die letztere ſind von ſeinen Schriften vorzüglich der Antheil an den Literaturbriefen, der Laokoon und die Dramaturgie bedeutend. Wir wollen, ehe wir auf ihren Inhalt näher eingehen, einige allgemeine Sätze vorausſchicken. Man rechnete damals zur Kritik nicht allein die Beurtheilung einzelner Kunſtwerke, ſondern auch die allgemeinen Unterſuchungen über das Weſen der Poeſie und die Darſtellungsformen. In beiden Beziehungen gab es bereits eine Unzahl kritiſcher Schriften, doch hat uns die Geſchichte der Schweizer und Gottſched's ihren Unwerth hinreichend kennen gelehrt. In den theoretiſchen Werken fand man meiſtens nur eine Zuſammenſtellung der aus dem Alterthume überlieferten Erklärungen und Vorſchrif-

ten, und ebenſo ſchädlich wie ſonderbar war die Gewohnheit, daß man bei der Beurtheilung der einzelnen poetiſchen Erzeugniſſe ſich jener Theorien dennoch kaum erinnerte. Man lobte und tadelte ohne leitende Grundſätze nach den Eingebungen eines willkürlichen Geſchmackes und unterwarf nur die Diction, die Metra und den Reim einer genaueren Prüfung. Dieſen beſchränkten Geſichtspunkt fanden wir ſelbſt bei Ramler noch vorherrſchend und ihm blieben auch ſpäter die meiſten belletriſtiſchen Journale getreu. Leſſing zeigte ſich zunächſt darin als Schöpfer der Kritik, daß er bei ſeinen Urtheilen ſtets auf das Weſen der Dichtungsgattung zurückging; doch war er dabei immer genöthigt, erſt ſelbſt die Grundbegriffe feſtzuſtellen und ſich von dem Wuſte traditioneller Vorurtheile zu befreien. So entſtanden ſeine Abhandlungen über das Epigramm, über die Fabel, über den Unterſchied der Malerei und der Poeſie, und auch die Dramaturgie führt ihre Urtheile über die mancherlei Vorzüge und Mängel der recenſirten Dramen ſtets auf allgemeine Sätze zurück. Dieſer Trieb zur Klarheit und Gründlichkeit ergab ſich unmittelbar aus Leſſing's Weſen, welches Wahrheit in allen Dingen forderte. Dazu geſellte ſich die Gabe eines bewunderungswürdigen Scharfſinnes und der unverdroſſenſte Fleiß. Auch Leſſing lehnte ſich an die kritiſchen Urtheile der Alten und zwar mit einer größeren Selbſtverleugnung, als er ſie den bibliſchen Schriften gegenüber bewies; denn Ariſtoteles, Homer, Euripides, Sophokles hielt er beinahe für unfehlbar; er ſuchte ſie nicht zu widerlegen, ſondern nur zu verſtehen, und eben dieſes war ihm bei ſeinen Forſchungen ſo förderlich, während die franzöſiſche Kritik daran zu Grunde ging, daß man die Alten, von denen man lernen wollte, belehrte. Wir können heute es kaum ermeſſen, welche Schwierigkeiten es machen mußte, ſein Urtheil nach jenen Autoritäten zu bilden, da ſelbſt bei einem Zurückgehen auf die Quellen ſich ſtets die Misverſtändniſſe und Vorurtheile der unkritiſchen Vergangenheit hinzudrängten. Bei der Reinigung dieſes Augiasſtalles bewies Leſſing eine wahrhaft bewunderungswürdige Ausdauer. Seine Bemühungen vereinigten ſich in dem Hauptzwecke, zu erweiſen, daß die neueren Dichter, Franzoſen und Deutſche, welche vorzüglich darauf ſtolz ſeien, daß ſie ſich an den antiken Dichtern geſchult, dieſe Dichter gar nicht gekannt. Ein richtiges Verſtändniß der alten Dichter herbeizuführen und darauf eine neue Epoche der Poeſie zu gründen, in dieſem Ziele liegt der Inbegriff ſeiner Thätigkeit und es bezeichnet den Standpunkt, welchen er unter den Reformatoren des Jahrhunderts einnimmt. Nichts war ihm daher ſo zuwider als

eine Verfälſchung der ächten Bildungsquelle. Er äußert gegen Nicolai: In Anſehung der alten Schriftſteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mishandelt. Seine kritiſchen Abhandlungen haben daher ſtets eine polemiſche Farbe, indem er es nicht nur mit den herkömmlichen Irrthümern, ſondern gewöhnlich mit beſtimmten Gegnern zu thun hat. Die Darſtellung ſpiegelt den Gang der Unterſuchung ab; wir ſehen, wie Leſſing ſelbſt ſich aus den verworrenen Anſichten der Tradition herausarbeitet, mit welcher Ueberlegung er vorſchreitet, bis er gewiß iſt, auf dem richtigen Wege zu ſein. Dieſe polemiſche Stellung nöthigte ihn, vor Allem auf Schärfe, Klarheit und ſtrenge Bündigkeit zu achten, denn ihm wurde kein Verſehen geſchenkt, und auch in ſeine Schreibart kam der Ausdruck einer unmittelbaren Lebendigkeit. Leſſing docirt nicht, ſondern er beſtreitet ſeine Gegner mit Widerlegungen und Deductionen, mit Gründen und Beiſpielen, bis unvermerkt das poſitive Reſultat hervortaucht. Zeigt uns Leſſing's Darſtellung, wie er ſuchte, ſo ſchrieb er doch nicht, während er noch ſuchte, ſondern wenn er bereits des Sieges gewiß war, und es iſt deshalb ſo erfriſchend, ihn ſtreiten zu ſehen, weil wir auch in den ſchwierigſten Dingen keine Anſtrengung wahrnehmen, ſondern eher ein muthwilliges Spiel. Ferner feſſeln uns Leſſing's Schriften deshalb ſo ſehr, weil ſich in ihnen nicht allein die Sache ausſpricht, ſondern auch ſein perſönlicher Antheil an derſelben. Er ſcheute ſich nicht, auch ſpöttiſche, bittere und harte Worte zu gebrauchen, aber er bittet zu glauben, daß ihn nicht Hitze und Uebereilung auf dieſen Ton ſtimmten, ſondern daß er jene Worte mit Vorbedacht wähle, um nicht ein Verräther an der Sache zu werden. Andererſeits ließ ihn ſeine urbane Beſcheidenheit weder von ſich zu groß denken, noch Anderen verweigern, was ihnen gebührte. Aber jene ſchleichende und ſchlaue Höflichkeit, welche Allen Alles gebe, um von Allen Alles wieder zu erhalten, welche unſere Schriften ebenſo ſchal und falſch zu machen drohe als unſeren Umgang, dieſe Höflichkeit war ein Ding, welches er nicht liebte, und welches die Alten auch nicht gekannt [1]).

In Berlin neigte ſich das neue literariſche Leben mehr zur Kritik als zur poetiſchen Production, doch erlangten die Beſtrebungen auch hier erſt durch Leſſing's Antheil Bedeutung, und als er ſich zurückzog, konnten ſelbſt ſeine näheren Freunde ihren Ruhm nicht behaupten. Ramler legte ſich mit ſeinem Batteur Feſſeln an

[1]) „Antiquariſche Briefe" in den S. W. (1828), XXXI, 4; XXXII, 159.

und trotz Lessing's Ermunterungen blieb sein eigenes Urtheil auf die bloße Technik beschränkt. Sulzer, der nicht zu Lessing's Freunden gehörte, zeigt wol am deutlichsten, was die berliner Kritik mit eigenen Mitteln zu leisten vermochte. In seiner Theorie der schönen Künste (1771 fg.) pflanzte er die vagen und seichten Ansichten der Franzosen fort, zu denen er nur den moralischen Gesichtspunkt hinzufügte, und ihm blieb schon der Aufschwung Klopstock's, den er gleichwol nicht übergehen konnte, unverständlich. Dieses sehr mühsame Werk und der Batteux von Ramler (1758) waren lange Zeit die beliebtesten poetischen Handbücher. F. Nicolai (1733—1811) sank in späteren Jahren zu dem Repräsentanten des poetischen Stumpfsinnes herab. Anfangs zeigt er sich bildsam und lebhaft. Daher ließen sich Lessing, nebst Mendelssohn, Abbt und Anderen von ihm zur Herausgabe der Briefe die neueste Literatur betreffend, (1759—65), bewegen. Mit dieser Zeitschrift begann die Kritik für die Entwickelung der Poesie fruchtbar zu werden. Die Briefe empfahlen sich schon durch ihre sittliche Haltung, welche auf das Bewußtsein einer gediegenen Bildung hinwies. Sie verbanden mit der unnachsichtigen Strenge gegen das Schlechte und Mittelmäßige die Achtung des Werthvollen, und den Tadel wie die Auszeichnung sah man durch Sachkenntniß und Gründe gerechtfertigt. Zwar traf man nicht immer das Richtige, und auch die Entwickelung allgemeiner Ansichten verrieth oft, daß die Verfasser sich selbst noch zu bilden hatten. So haben wir mehrmals Urtheile der Literaturbriefe angeführt und mußten meistens die Ergänzungen und Berichtigungen Herder's hinzufügen. Doch hat dieser selbst sich an ihnen geschult und es gern anerkannt, wie viel Deutschland ihnen schuldig wurde. Lessing's Beiträge überragten natürlich die Arbeiten der Anderen und sind auch der Zahl nach nicht unbedeutend. Er befolgte den Grundsatz, daß alles Geistlose verfolgt werden müsse, und der bekannteste Beleg hiezu sind seine Angriffe auf Dusch. Dagegen wußte er das Würdige zu achten, auch wenn es nicht in seiner Sphäre lag. So konnte ihn Klopstock's Sentimentalität nicht ansprechen, und doch wies er wiederholt auf die Bedeutung solcher Productionen hin, die auch in ihren Mängeln einen Dichter verriethen. Ebenso sucht er Wieland, dessen Genie er wohl erkannte, von Irrwegen abzubringen. Durch seine Urtheile hindurch zieht sich ein Gedanke, dessen Wichtigkeit nicht genug hervorgehoben werden kann. Während Dichter und Kritiker meinten, daß man mit der Nachahmung der Alten ziemlich den Gipfel erreicht und am Ziele sei, sah Lessing kaum den Anfang gemacht. Auch

Herder's Fragmente hatten vornehmlich die Beſtimmung, jenen Dünkel, der jede Fortbildung lähmte, zu zerſtreuen, und er unterſchied daher zwiſchen Klopſtock und Homer, Uz und Horaz, Gleim und Anakreon, Geßner und Theokrit. Von dieſen Namen erklärte ſchon Leſſing, daß ſie ſich nur, wenn man träume, zuſammenfinden, und Herder's Fragmente ſind größtentheils nur eine Ausführung und Begründung dieſer Anſicht.

Es gehörte zu den wichtigſten Folgen der Literaturbriefe, daß die überlieferten Kunſtanſichten, mit denen ſich auch die mittelmäßigen Poeten abzufinden wußten, ihr unbedingtes Anſehen verloren. Dichter und Kritiker geriethen in den unruhigen Strudel des Zweifelns und Sinnens, aber das endliche Reſultat wäre doch wol eine wüſte Rathloſigkeit geweſen, wenn nicht Leſſing mit ſeinem Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie (1766) neue und fruchtbare Haltpunkte dargeboten hätte. Was Klopſtock's Meſſias und ſeine Lyrik für die Poeſie, das wurde der Laokoon für die Kritik. Während noch die Literaturbriefe ihrer Beſtimmung gemäß meiſtens nur negirten oder ſich doch mit Einzelnheiten beſchäftigten, zeigte Leſſing hier den Punkt, von welchem alle Irrwege ausliefen. Schönheit ſei das höchſte Geſetz der Kunſt und der Dichter habe Handlungen darzuſtellen: dies ſind die beiden einfachen Sätze, welche in unſere Dichtkunſt einen völlig neuen Geiſt brachten. Wir haben uns daher an ihr Verhältniß zu den herrſchenden Anſichten zu erinnern und ihre nächſten Wirkungen anzugeben. Wenn wir von Gottſched ganz abſehen, finden wir vornehmlich drei Autoritäten, an die ſich die Zeit wandte, wenn man ſich über das Weſen der Poeſie belehren wollte. Breitinger forderte, daß der Dichter Phantaſie und Sinne durch die treue Nachbildung einer wunderbaren Wirklichkeit, und durch den ethiſchen Gehalt das Herz erfreue; er hatte nicht den Muth, die Belehrung, welche allerdings in gewiſſem Sinne von jedem ächten Kunſtwerke ausgehen wird, von den eigentlichen Zwecken der Kunſt abzuſondern. Ferner machte Gottſched 1754 auf Batteux durch einen Auszug aus deſſen Les beaux arts réduits à un même principe aufmerkſam. Ad. Schlegel überſetzte dieſe Schrift vollſtändig ſchon 1751, doch wurde Batteux vorzüglich durch die Erweiterung derſelben, den Cours de belles lettres, bei uns bekannt, welcher in Ramler's Bearbeitung 1758 erſchien und ſogar noch 1802 zum fünften Male herausgegeben wurde. Nach Batteux war es allen Künſten gemeinſam, daß ſie die Natur und die Wirklichkeit nachahmten und zwar „ſowol die Gegenwart nach ihren phyſiſchen,

moraliſchen und politiſchen Erſcheinungen, als die Vergangenheit, wie ſie durch die Geſchichte überliefert werde, und endlich auch die fabelhafte Welt, welche gleichſam das Nachbild der Wirklichkeit ſei." Doch aber ſollten Natur und Wirklichkeit nicht ſo nachgeahmt werden, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, ſondern in der Vollkommenheit, wie ſie ſein könnten und ſich denken laſſen [1]). Dieſe Sätze fanden wir ſchon früher einmal in Scaliger's Poetik. Baumgarten endlich beſtimmte das Weſen des Schönen nach ſeiner Wirkung auf das ſinnliche Gefühl, welches wieder nur durch die Anſchauung des Vollkommenen befriedigt werde. Ohne Zweifel liegen hier in der Verbindung des Poetiſchen mit der Idee des Vollkommenen ſehr bildſame Elemente und ſo beſchäftigten ſich auch mehre Denker, unter Anderen Sulzer und Moſes, mit der näheren Unterſuchung dieſes Vollkommenen. Im Ganzen wurde man jedoch wenig gefördert, weil es zu einer reifen Durchbildung des Gedankens an Kraft fehlte und eine ungeſchickte Anwendung noch die Unſicherheit ſteigerte. So viel war allerdings erreicht, daß man auf den Lehrzweck der Poeſie nicht mehr den Accent legte und die ſchönen Künſte von den nützlichen ſtreng abſonderte. Es ſcheint demnach, man iſt nicht völlig berechtigt, Leſſing als den Erſten zu nennen, welcher die Schönheit ihrer ſelbſt wegen als den erſten und letzten Zweck aller künſtleriſchen Production aufgeſtellt. Aber das bleibt ſein großes Verdienſt, daß er zuerſt dieſem Grundſatz Anerkennung verſchaffte, indem er in ſcharfſinniger Zergliederung und mit poetiſchem Takte an berühmten Beiſpielen nachwies, daß die alten Künſtler ſich allein von ihm beſtimmen ließen nicht nur bei der Wahl ihrer Gegenſtände, ſondern bei jedem Theile der Ausführung, und daß nichts gefährlicher ſei, als ihn gewiſſen Nebenzwecken aufzuopfern. Worin nun aber das Weſen des Schönen beſtehe, darauf blieb Leſſing ebenſo wie die Anderen eine beſtimmte Antwort ſchuldig, und noch lange drehte man ſich in dem Zirkel herum, daß die ſchöne Natur das Urbild des Künſtlers ſein ſollte, und doch wieder zur Unterſcheidung der ſchönen und der gemeinen Natur eine Kenntniß des Schönen vorausgeſetzt wurde, die man erſt aus der Betrachtung der Natur ſchöpfen wollte. Es iſt zu früh, die Unterſuchungen, welche Leſſing angeregt, hier weiter zu verfolgen, da ſie erſt in ſpätere Zeiten fallen. Die Sache ſtand nun ſo, daß man grundſätzlich von der Kunſt die Darſtellung des Schönen forderte, das Schöne ſelbſt aber als eine Sache der Empfindung behandelte.

[1]) Batteux von Ramler (1774), I, 18 und 28.

Die Unklarheit des Grundbegriffes hinderte jedoch nicht weitere Fortschritte, da in diesen Dingen ein richtiges Gefühl oft weiter führt als ein rathloses Brüten. So ergab sich Winckelmann in platonischer Begeisterung den Eindrücken der alten Kunstwerke, und die Erkenntniß ihrer Schönheit verdankte er nicht der Speculation, sondern sie war ihm wie eine Gabe von oben, die er in einsichtsvoller Benutzung flüssig machte. Auch Goethe finden wir späterhin auf demselben Bildungswege. Lessing selbst sehen wir gleich zu glücklichen Folgerungen schreiten. Seine Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet (1769), enthielt nicht blos die Berichtigung einer archäologischen Ansicht. Man sah mit Erstaunen, wie die Freiheit und Freudigkeit des griechischen Geistes den Tod selbst in ein schönes und liebliches Bild verwandelt, und war nahe daran, sich mit dem Knochenmanne des Mittelalters das ganze Christenthum aus dem Sinne zu schlagen [1]). — Leichter zu erfassen, doch nicht minder fruchtbar war die zweite Grundansicht im Laokoon, daß der Dichter Handlungen oder, wie es in den Nachträgen heißt, Bewegungen und Reihen von Bewegungen darstellen müsse. Die Geschichte der früheren Zeiträume hat uns gezeigt, daß alle Mängel der Poesie sich auf ihre Verwechselung mit der Malerei zurückführen ließen, denn die Beschreibung, die Schilderung, das Gleichniß, die Allegorie betrachtete der Dichter als sein eigentliches Gebiet. Nun hatte zwar ein glückliches Gefühl bereits zu dem Besseren eingelenkt; die Fabel, das Idyll und endlich das Epos traten allmählich hervor, doch war ein deutliches Bewußtsein jenes Grundsatzes nicht vorhanden und vielleicht wäre selbst Klopstock's Messias anders ausgefallen, würde der Laokoon vor ihm erschienen sein. Welche fruchtbare Folgen jene Entdeckung Lessing's hatte, wie sie mit einem Worte Licht schaffte, das Verlangen der Suchenden befriedigte und den Kräften Bahn und Ziel gab, wird uns ein Zeitgenosse lehren. Man muß ein Jüngling sein, schreibt Goethe [2]), um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange misverstandene Ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und der Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. — Die Herrlichkeit solcher Haupt- und

[1]) Goethe XXI, 125.
[2]) Daselbst.

Grundbegriffe erſcheine nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheine nur der Zeit, in welcher ſie erſehnt, im rechten Augenblick hervorzutreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient ſei, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums.

Die Hamburgiſche Dramaturgie (1767—68) zeigt uns Leſſing in derſelben Weiſe thätig, jedoch auf dem Gebiete, welches ihm die weſentlichſten Reformen verdanken ſollte. Die wandernden Truppen der Schauſpieler hatten das Drama Gottſched's durch ganz Deutſchland verbreitet. So wenig Werthvolles ſie gaben, kam man ihnen doch allenthalben mit gutem Willen entgegen. Wir erwähnten bereits den Uebelſtand, daß ſie nicht genug regelmäßige Stücke, wie man ſie nannte, beſaßen, um abzuwechſeln, weshalb ſie Gottſched fortwährend um neue Ueberſetzungen und Originale angingen. Dieſe Noth bewirkte, daß die Maſſe des Schlechten wuchs, und ſchon ward man durch Leſſing's gelegentliche Urtheile und durch ſeine eigenen Dramen zu der Ueberzeugung geleitet, daß ſelbſt das Beſte mangelhaft ſei. In Hamburg hatte man früher kein Geld geſpart, um die Oper auszuſtatten; hier dachte man jetzt ernſtlich an die Fortbildung des Dramas. Eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden übernahm die Leitung des Theaters und ſetzte ſich mit Leſſing in Verbindung. Er ſollte für die Bühne neue Dramen ſchreiben, und als er dies ablehnte, wenigſtens durch fortlaufende Kritiken die Schauſpieler und das Publicum bilden. Niemand vermuthete wol, daß ein Theaterblatt, welches aus ſo beſcheidenen Anſprüchen hervorging, eine ſolche Bedeutung erhalten würde. Die kleinen localen Abſichten traten bald in den Hintergrund. Die ungelehrigen Schauſpieler mußte Leſſing aufgeben, er blieb mit ſeinen Kritiken bald um Wochen und um Monate zurück und die Rückſicht auf das hamburger Publicum wich einem weitgreifenden wiſſenſchaftlichen Intereſſe. Es wäre unnütz, dieſer Dramaturgie in der Art ihr Recht widerfahren zu laſſen, daß wir Andere im Anpreiſen zu überbieten verſuchten; wir wollen nur einfach die wichtigſten Sätze aus ihr zuſammenſtellen. Leſſing brachte die franzöſiſchen Tragiker um ihr Anſehen, er lehrte das antike Drama richtiger auffaſſen und er ſtellte die Alten und Shakſpeare als die Vorbilder auf, an welchen ſich die deutſchen Dichter ſchulen müßten, wenn uns die Ausſicht auf ein Drama bleiben ſollte, welches dem Weſen der Kunſt und den ſubjectiven Bedürfniſſen der Nation entſpräche.

Man hat gefragt, ob es nicht bei den Unterſuchungen über das griechiſche Drama nützlicher geweſen wäre, ganz ſelbſtändig zu verfahren, als ſich an die Poetik des Ariſtoteles anzuſchließen. Die vieldeutigen Ausdrücke in derſelben haben eine Menge von Streitſchriften hervorgerufen, welche nur die Unſicherheit vermehrten, und das Richtige habe ſich endlich doch weniger aus den Beſtimmungen des Ariſtoteles ergeben, als in ſie hineingelegt werden müſſen. Dieſer Anſicht iſt nicht ſchlechthin zu widerſprechen, aber wenn man den ganzen philologiſchen Charakter des Zeitalters erwägt, ſo überzeugt man ſich leicht, daß es völlig unmöglich war, eine ſolche Autorität zu übergehen. Man benutzte bei uns den Ariſtoteles in der Bearbeitung von Dacier und in der Ueberſetzung von Curtius. Beide glichen einander darin, daß ſie über alle Klüfte und Berge mit ſpielender Leichtigkeit wegſetzten, indem ſie ſich neben der Verdrehung des Textes die willkürlichſten Auslegungen erlaubten. Auch Leſſing ging von Ariſtoteles aus. Nach den gründlichſten Studien kam er zu dem Reſultate, daß die Dichtkunſt des Ariſtoteles ein ebenſo unfehlbares Werk ſei, als es die Elemente des Euklid nur immer ſind [1]). Dabei legte er jenen Grundfehler der Zeit ab, von welchem wir bei der Kritik der Schweizer ſprachen, daß man meiſtens nur die Regeln der alten Theoretiker aufnahm und die Dichter ſelbſt vernachläſſigte. Wir ſehen in der Folge, wie Leſſing neben Ariſtoteles ſtets auch Euripides, Sophokles und Seneca, Terenz und Plautus zu Rathe zog. Indem nun Leſſing den franzöſiſchen Dichtern und Kritikern den ächten Ariſtoteles entgegenſtellte, wurden in Betreff der Tragödie folgende vier Hauptpunkte behandelt. Leſſing zeigte, daß man die Lehre von den Einheiten nur mechaniſch befolge, daß man Ariſtoteles' Anſicht von Furcht und Mitleid, und ſomit das Weſen des Tragiſchen nicht richtig auffaſſe, und daß die Charaktere nicht paſſend gewählt ſeien. Dazu kam denn noch der Vergleich der heroiſchen mit der bürgerlichen Tragödie.

Am liebſten beſchäftigte ſich Leſſing mit Corneille und Voltaire, denn Beide waren Dichter und Kritiker zugleich und ihre Verirrungen traten daher deſto deutlicher hervor. Ihm war jener gemeine Standpunkt zuwider, auf welchem man ſtets nur unweſentliche Dinge, ſo namentlich die Lehre von den Einheiten ins Auge faßte [2]).

---

[1]) XXV, 350.
[2]) XXIV, 320.

Ihre Befolgung verschaffte dem französischen Drama den Ruhm der Regelmäßigkeit und doch verfuhren die Dichter dabei nur mechanisch und ungeschickt. Die Einheit des Ortes erzwangen sie dadurch, daß sie das Stück in einer einzigen Stadt spielen ließen. Innerhalb der Mauern konnten nun Paläste, Höfe, Plätze, Tempel liegen, mit denen man zu wechseln für erlaubt hielt. Der Wechsel in einem so engen Umkreise verwirrte jedoch, während verschiedene Begebenheiten am besten dadurch auseinander gehalten werden, daß sie auch an ganz gesonderten Orten vorfallen. Denn die eigentliche Einheit besteht darin, daß an jedem Orte Das geschieht, was daselbst geschehen soll, nicht aber darin, daß man Alles und Jedes in denselben Raum zwängt. Ebenso verkehrt war es die Einheit der Zeit dadurch herzustellen, daß man, was seiner Natur nach sich nur in Jahren entwickelt, in die 24 oder 30 Stunden zusammendrängte. Ferner wurde auf die sogenannte Bindung der Scenen Gewicht gelegt, welche bewirken sollte, daß die Bühne in demselben Acte niemals leer blieb, und doch wurde weder das längere Verweilen der Personen noch ihr Abtreten von der Bühne richtig motivirt. Lessing zeigte diese Verkehrtheit ausführlich an der Merope des Voltaire, welcher vornehmlich die Kunst besessen, sich mit den Regeln der Alten abzufinden, statt sie zu befolgen. Die alten Dichter seien von der Einheit der Handlung ausgegangen; die Einfachheit derselben habe oft die Einheit der Zeit und des Ortes zur Folge gehabt; die französische Tragödie habe von der spanischen die wilden Intriguen angenommen und trotz der Verwickelung der Handlungen bringe man nun von außen mit der Zeit und dem Orte einen Zwang hinzu, mit dem man sich nur durch Ungereimtheiten abfinden könne [1]).

Wichtiger sind die Untersuchungen über Dinge, welche mehr zum Wesen der Tragödie gehören. Hiebei wählte sich Lessing den Corneille zum Gegner, der seines Ansehens wegen mehr Schaden gestiftet als Voltaire durch seine dreisten Behauptungen. Während die furchtsamen Deutschen Alles, was von Frankreich kam, zu bewundern gewohnt waren, scheute sich Lessing nicht den großen Corneille anzugreifen. So zeigte er in einer ausführlichen Analyse, wie fehlerhaft die Rodogune nach ihrer ganzen Anlage sei, die man seit 100 Jahren nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches auch die Schriften haben, als das größte Meisterstück des größten tragischen Dichters von ganz Frankreich und von ganz

[1]) XXIV, 320—334.

Europa bewundert habe [1]). Er wollte ihn einen witzigen Kopf und nicht ein Genie, eher den Ungeheuern als den Großen nennen. Denn das Genie liebe die Einfalt, der Witz unnatürliche Verwickelungen; bei Corneille sei auch das Laster heroisch und doch sei nichts groß, was nicht wahr ist. Corneille hatte gedichtet, ehe er Aristoteles kannte. Durch die wachsende Autorität des Letzteren wurde er später genöthigt nachzuweisen, daß seine Tragödien mit den Vorschriften desselben übereinstimmten, und dies war nicht möglich ohne gewaltsame Interpretationen. Aristoteles bestimmte das Wesen des Tragischen zunächst danach, daß es Furcht und Mitleid erwecke. Corneille erklärte, diese Bestimmung schließe nicht aus, daß die Tragödie auch entweder Furcht allein oder Mitleid allein erregen dürfe [2]). Lessing zeigt nun, daß Beides untrennbar, ja Eins durch das Andere bedingt sei, denn Niemand bemitleide einen Anderen, wenn er nicht von der Furcht erfüllt sei, daß ihm oder den Seinen Dasselbe begegnen könne, was Jenen unglücklich machte [3]). Andere wollten in die Furcht auch das Schrecken einschließen, um diejenige Gattung der Tragödie zu rechtfertigen, in welcher sich Crebillon den Beinamen des Schrecklichen erwarb, obgleich Aristoteles ausdrücklich vor einer solchen Ausschweifung gewarnt. Die Rodogune selbst stellte in der Kleopatra eine Furie auf, deren Frevelthaten man nur mit Empörung anstaune [4]). Einen zweiten Streitpunkt bildete die Vorschrift von der Reinigung der Leidenschaften. Corneille und mit ihm alle Anderen glaubten, die Tragödie dürfe jede Leidenschaft bekämpfen, die das Herz bethört. Lessing schloß sich enger an die Worte und behauptete, Aristoteles spreche nur von der Reinigung der Furcht und des Mitleidens; andere Leidenschaften zu läutern bezwecke die Tragödie nur mittelbar und nicht nach ihrem Wesen. Der Dichter müsse durch das tragische Mitleid unser Mitleid, aber durch die tragische Furcht unsere Furcht, ferner durch das tragische Mitleid unsere Furcht, oder endlich durch die tragische Furcht unser Mitleid reinigen und jeder dieser vier Punkte schließe einen doppelten Fall ein, da man jedesmal lernen müsse, weder zu viel noch zu wenig Mitleid oder Furcht zu empfinden, wenn sich die Leidenschaft in eine Tugend verwan-

---

[1]) XXIV, 233.
[2]) XXV, 207.
[3]) XXV, 162.
[4]) XXIV, 219.

deln solle [1]). Es ist möglich, daß dies die Meinung des Aristoteles gewesen, aber die Unterscheidung hat doch das Ansehen einer scholastischen Klügelei, wenn nicht näher bestimmt wird, welche Dinge würdig genug sind, in der Tragödie Furcht und Mitleid, wenn wir uns diese Affecte gereinigt denken, anzusprechen. Schlegel rügte schon die Ansicht, daß das Mitleid sich stets auf die Furcht für uns selbst gründe, da das Interesse an der Darstellung uns unsere persönlichen Stimmungen vergessen macht [2]). Augenscheinlich hätten die Bestimmungen Lessing's an Gehalt gewonnen, wenn er auf eine Nebenbemerkung des Aristoteles mehr Gewicht gelegt hätte. Dieser selbst erklärt nämlich, daß das Mitleid sich nicht immer auf die Furcht für uns gründen dürfe, sondern auch aus philanthropischer Theilnahme für den Leidenden hervorgehe [3]). Hiemit wird jener beengende egoistische Gesichtspunkt aufgehoben. Wir haben weder bei dem Mitleid noch bei der Furcht allein unsere Person im Auge, sondern im Allgemeinen die Stellung unseres Geschlechtes zwischen der Nothwendigkeit und der Freiheit, zwischen dem eigenmächtigen Gange der Leidenschaft und jener unsichtbaren Macht, welche über der Sittlichkeit wacht und die Schicksale der Menschen ordnet. Aus dieser Vorstellung entspringt die Furcht, das ist der heilige Schauer vor der Nähe des Ewigen, und das Mitleid, das ist die Trauer über den immer wiederkehrenden Conflict zwischen der Willkür der Leidenschaft und den unverbrüchlichen Geboten des Rechtes, und über die Leiden, welche aus diesem Conflicte erfolgen. Sehen wir dann aber, wie die Edelsten unseres Geschlechtes dennoch endlich zur Wahrheit und Freiheit vordringen, wenn auch durch Schuld und Unglück, so knüpft sich an jene Trauer die tiefe, stille Freude über die innere Erhebung und Läuterung des Menschen und seiner Versöhnung mit den unabänderlichen Gesetzen der sittlichen Weltordnung. Diese Wirkung, welche man stets als die schönste Frucht der antiken Tragödie geehrt hat, und welche Lessing selbst einmal mit so inniger Empfindung zeichnet [4]), könnte er wol auch bei jenen Sätzen der Dramaturgie im Sinne gehabt haben, doch sind die Mittelglieder nicht angegeben. Die vollständigen Ergänzungen findet man bei Hegel [5]). Auch dieser

[1]) XXV, 187.
[2]) „Vorlesungen über dramatische Kunst ꝛc." (1809), 1, 109.
[3]) Lessing, XXV, 173.
[4]) XXV, 193.
[5]) „Aesthetik" (1838), III, 531.

nimmt an, daß Aristoteles bei jener Reinigung nur an Furcht und Mitleiden gedacht. Die Tragödie zeige dem Menschen, was er wahrhaft zu fürchten habe, nicht äußere Leiden, sondern die unverletzliche Macht der Sittlichkeit, die er in blinder Leidenschaft gegen sich selber aufruft. Ebenso sollen wir das tragische Mitleiden von jenem Bedauern unterscheiden lernen, welches der Weichherzige bei dem bloßen Unglücke empfindet, möge es auch Lumpe und Schufte treffen und nur durch äußere Zufälligkeiten herbeigeführt sein. Die ächte tragische Rührung flöße nur ein Charakter ein, der gehaltvoll und tüchtig ist, und indem er mit seinem ganzen Selbst für eine schuldvolle That einzustehen habe, das Unglück als die Folge derselben übernimmt.

Ebenso wichtig für das ganze Wesen der Tragödie ist nun das, was Lessing in Betreff der Charaktere folgerte. Er erklärt es mit Aristoteles für untragisch, ganz tugendhafte Charaktere aufzustellen, und zwar deshalb, weil das Unglück des völlig Schuldlosen ein gräßlicher Anblick sei, die Vernunft und die Religion beleidige [1]). Es gibt noch andere Gründe. Schon in der ersten Nummer der Dramaturgie warnte Lessing bei Cronegk's Olint davor, fanatische Märtyrer darzustellen; denn da es für diese eine Wollust ist, sich in Schmerzen zu stürzen, so kann ihr Unglück kein Gegenstand des Mitleidens sein [2]). Zu den Märtyrern werden wir aber auch alle diejenigen zählen dürfen, welche in dem Unglücke nicht menschlich fühlen, sondern denen es erwünscht ist, weil es ihnen Gelegenheit gibt, durch eine stoische Unempfindlichkeit zu glänzen. Auch hier fällt mit der Ursache zum Mitleiden der Zweck der Tragödie fort. Diese Verirrung entsprang daraus, daß man allgemein den tragischen Helden mit dem epischen verwechselte und darauf ausging, Bewunderung zu erregen. So sahen wir schon, daß Gryphius gerne Tugendhelden zeichnete, die uns fremd bleiben, weil sie aus der menschlichen Sphäre hinausgehen, wozu der andere Fehler kam, daß er die Tugend auch redselig machte und mit pomphaften Tiraden ausstattete. Dasselbe gilt von Cronegk und Schlegel; in dieser Beziehung war das Beispiel des Corneille verführerisch, der bei seiner Vorliebe für das Erhabene ganz vorzüglich zu jenem Irrthume hinneigte. Uebrigens entsprang der Fehlgriff aus dem richtigen Gefühl, daß der tragische Charakter in sich gehaltvoll sein müsse; man wußte nur nicht die

[1]) XXV, 215.
[2]) XXIV, 16.

Größe der Gesinnung mit einer Verschuldung und mit der Empfänglichkeit für Schmerzen zu verbinden. Wie unendlich schwer es der Zeit wurde, sich über diese Dinge klar zu werden, sieht man am besten aus dem Briefwechsel Lessing's mit Moses und Nicolai, welche über Furcht, Schrecken, Bewunderung, Mitleiden, über ihr Verhältniß zu einander und zu Epos und Drama so lernbegierig und doch so ungelehrig disputiren. Endlich bezeichnete es Lessing als ebenso fehlerhaft einen ganz Lasterhaften zum Träger der Tragödie zu machen; er errege kein Mitleid, weil wir nicht fürchten ihm gleich zu werden, sondern nur Staunen und Abscheu. Corneille liebte grelle Contraste und so zeichnete er auch gerne moralische Ungeheuer, die er dann mit Muth, Energie, Klugheit und anderen formalen Vorzügen ausstattete, um ihnen den Schein der Erhabenheit zu geben. Lessing tadelte diese falschen Ideale heftig, da sich die deutschen Dichter, z. B. Cronegk und Weiße, auch von ihnen blenden ließen [1]).

Die französische Tragödie hatte auch in der Heimat Gegner. Zu diesen gehörte Diderot (1713—84), mit welchem Lessing so sehr zufrieden war, daß er ihm seine eigene Dichtungsweise und Belehrungen über das Drama schuldig zu sein bekannte. Diderot hatte es bereits gerügt, daß die Anlage in den französischen Dramen unnatürlich und zu verwickelt sei, daß man sie mit Episoden überlade, um die fünf Acte zu füllen, daß der Dialog mit gesuchtem Witze spiele, daß die Cinna, Sertorius, Maximus nicht als solche redeten, sondern immer wechselsweise das Sprachrohr des Corneille seien, daß Alexander's Schwert oder ein Wunder die Entwickelung bewirke, daß der Held gemeinhin eigentlich nur am fünften Acte sterbe. Diderot war sonst kein sicherer Führer. Sein Grundsatz, daß die Kunst dem Natürlichen getreu bleiben müsse, lehrte ihn das Verständige, Nüchterne, Alltägliche überschätzen und beraubte ihn der Empfänglichkeit für jeden idealen Aufschwung, an dessen Stelle wieder nur die moralische Würde trat. Vorzüglich einflußreich war es, daß er neben Marmontel statt der heroischen und historischen die bürgerliche Tragödie empfahl. Man thut dem menschlichen Herzen Unrecht, sagt Marmontel, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen

[1]) XXIV, 219; XXV, 156, 216 ff.

überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher als Alles. Dies war Leſſing aus der Seele geſprochen [1]). Er überſah, daß die Sage und die Geſchichte der Tragödie mehr gebe als Pomp und Schein, daß der Sturm auf dem Oceane ſich anders ausnehme als im Glaſe Waſſer, obgleich der Art nach die Bewegung der Wellen dieſelbe iſt. Wenn die Poeſie ihre vorzüglichſte Aufgabe in der Darſtellung findet, ſo kann es nicht gleichgültig ſein, ob ſie die ewigen Ideen, auf denen die Menſchheit ruht, in einem Wohnzimmer oder auf der Bühne der Weltgeſchichte zur Anſchauung bringt. Immer wird zwar das bürgerliche Drama ſeinen Werth behalten, denn es iſt des Menſchen Bedürfniß, ſich auch in ſeiner nächſten Umgebung zu betrachten, aber der Vorrang iſt ihm ſicher nicht einzuräumen. Nun lag aber die Sache ſo, daß eine Ausartung durch ihren völligen Gegenſatz zu beſeitigen war, und deshalb brachte die Einführung der bürgerlichen Tragödie große Vortheile. Das heroiſche und hiſtoriſche Drama der Franzoſen bot in der That nur Pomp und Schein dar. Ueber der äußeren Würde der Erſcheinungen vergaß man es, den Menſchen darzuſtellen. Man hatte ſich nicht von dem Alltäglichen zu dem Idealen erhoben, ſondern das Unnatürliche eingeführt, und ſo war denn in den Handlungen, in den Charakteren und ſelbſt in der Sprache nichts als eine hohle Erhabenheit zu finden. Dieſem Uebel konnte zunächſt nur durch einen Rückgang auf die Natur und das Leben des Menſchen in den einfachſten Verhältniſſen abgeholfen werden.

Auch über das Luſtſpiel hatte bis dahin Niemand ſo gründlich nachgedacht. Außer der weitläuftigen Abhandlung über den Satz des Diderot, daß das Trauerſpiel Individuen, das Luſtſpiel aber Stände und Gattungen darſtelle [2]), finden ſich über den Grundbegriff nur zerſtreute Bemerkungen und alle anderen zahlreichen Unterſuchungen beſchäftigen ſich mehr mit Einzelnheiten; doch ergibt ſich aus einer Zuſammenſtellung der Andeutungen, daß Leſſing das Weſen der Gattung wohl erkannt hatte. In der Dramaturgie und in dem Briefwechſel [3]) fordert er von der Komödie, daß ſie uns zu der Fertigkeit verhelfen ſoll, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen, und mit dieſem moraliſchen Zwecke verbinde ſie den poetiſchen, uns durch Anläſſe zum Lachen zu erheitern. Sie behandelt nun theils moraliſche Gebrechen, theils auch andere Thor-

[1]) XXIV, 103.
[2]) XXV, 247.
[3]) XXVI, 59.

heiten, jede Ungereimtheit, jeden Contraſt von Mangel und Realität [1]). Aber die Verkehrtheit, ſelbſt die moraliſche, iſt ſo darzuſtellen, daß wir ſie nur mit dem Verſtande, nicht mit der Sittlichkeit in Widerſpruch ſehen [2]). Hier könnte wol noch hinzugefügt ſein, daß dieſe Verkehrtheit weder dem Thoren noch Anderen weſentliche Nachtheile bereiten muß, denn ſie würde auch in dieſem Falle eine ſittliche Mißbilligung hervorrufen und dann nicht mehr Heiterkeit, ſondern Bedauern, Unwillen, Verachtung u. dgl. erregen. Von der Ausführung ſelbſt forderte Leſſing, daß das Komiſche aus der Handlung und aus der Situation der Perſonen entſpringe [3]). In den höchſt trivialen Komödien unſerer jugendlichen Dichter finde man aber meiſtens nur Wortſpiele, Sprüchwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug mache zwar das Parterre zu lachen, wer aber zugleich mit ſeinem Verſtande lachen wolle, der ſei einmal da geweſen und komme nicht wieder [4]). Soll etwas in dieſen Beſtimmungen Leſſing's als mangelhaft bezeichnet werden, ſo iſt es darin zu ſuchen, daß er für das, was man zu dem Humor des Abſurden zählt, wenig Sinn hatte. Er hielt zu ängſtlich an dem moraliſchen Zwecke der Komödie feſt. Er billigte es nicht, daß die meiſten Stücke mehr ergötzen als fruchten, und verlangte daher auch von dem komiſchen Dichter, er ſolle zeigen, daß das Laſter allezeit unglücklich, die Tugend am Ende glücklich mache [5]). Ueber dieſem Ernſte verliert das Luſtſpiel natürlich ſeine freie Heiterkeit und es muß eine gemiſchte Gattung zum Vorſchein kommen. Eine ſolche hat denn Leſſing auch ausdrücklich anerkannt, indem er die Einführung des rührenden Luſtſpieles begünſtigte. Schon in der Theatraliſchen Bibliothek (1754—58) nahm er eine Abhandlung von Gellert: De comoedia commovente (1751) in Schutz. Er unterſchied drei Arten des Luſtſpiels: die Poſſe, an welcher ſich der Pöbel ergötzt, ferner für Zärtlinge das weinerliche Luſtſpiel, welches nur darauf ausgehe uns weich zu ſtimmen, und endlich das rührende Luſtſpiel, dem er den Vorzug einräumte, weil in ihm wie im Leben ſelbſt Ernſt und Scherz abwechſelten und die Sitten auf negative und auf poſitive Weiſe gebeſſert würden [6]).

---

[1]) XXIV, 207.
[2]) X, 169.
[3]) XXIV, 108.
[4]) XXV, 308.
[5]) X, 286.
[6]) XI, 16.

Von den Franzosen schien ihm Destouches, der solche Lustspiele verfaßt, aller Auszeichnung werth und von Plautus' Stücken liebte er am meisten die Gefangenen. Die sittliche Rührung, welche mit Thränen lächelt, war ihm daher das Höchste, was die Komödie erreichen könne.

Neben Aristoteles benutzte Lessing zur Feststellung seiner Ansichten vornehmlich Euripides. Aeschylus stand damals noch ganz in der Ferne und auch Sophokles kam weniger in Betracht. Lessing hatte zwar einmal die Absicht, die Dramen des letzteren kritisch zu beleuchten, vielleicht sogar zu übersetzen; doch schrieb er nur zur Einleitung des Werkes ein Leben des Sophokles (1760) mit einem Aufwande von philologischer Gelehrsamkeit, der für jene versprochene poetische Analyse nicht entschädigt. Auch die Abhandlung von den Dramen des Seneca (1754) ist nicht beendigt. Vielleicht hatte Lessing im Sinne, durch einen Vergleich zwischen Seneca und Euripides auf die Fehler der französischen Dichter, welche zu Euripides ungefähr in demselben Verhältnisse standen, hinzuweisen. Daß er in der Dramaturgie sich vornehmlich auf Euripides bezieht, geschah theils deshalb, weil auch die französischen Dichter sich gerne mit diesem verglichen, theils weil Lessing selbst sich durch gründliche Studien mit dem Werthe desselben bekannt gemacht. Durch die ganze Dramaturgie hin zieht sich das Streben, zwischen Euripides und Shakspeare eine Verbindung herzustellen; es handelt sich gleichsam darum, die reine Kunstform und das beseelte Leben zu verschmelzen. Daher werden die Franzosen, wo es sich um den Plan der Tragödie und die technische Ausführung handelt, mit Euripides bekämpft; dagegen weist Lessing auf Shakspeare hin, welcher unter allen Dichtern seit Homer die Menschen vom Könige bis zum Bettler am besten gekannt, wenn er die Verschrobenheit und Dürftigkeit der französischen Ideale zeigen will. Diese beiden Vorbilder kamen einander entgegen; denn auch Euripides, der Freund des Sokrates, habe, wenn ihm nicht dieselbe reiche tragische Welt zu Gebote stand, doch den Menschen gekannt, das Natürliche geliebt und jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilt. Andererseits ehrte Lessing die strengen Formen, aber er wollte ihnen nicht das Wesen geopfert sehen. Darum war er zufrieden, wenn Shakspeare den Zweck der Tragödie auch auf dem verworrensten Wege erreichte, und er freute sich, bei Euripides Unregelmäßigkeiten zu finden, wo sie ein höherer Zweck erforderte [1]), während die Franzosen

[1]) XXIV, 353.

denſelben gegen ihre correcten Racinen herabſetzten, obgleich ihre regelrechte Tragödie ſtets das Ziel verfehlte. Keineswegs aber wollte Leſſing damit die formloſen Producte der Genies empfehlen, welche, nachdem ihnen gezeigt worden, daß manche Regeln unwichtig ſeien, in Shakſpeare's freieſtem Style ſchwärmten. Man prallte, ſagt Leſſing, gegen den Rand eines anderen Abgrundes und war auf dem Punkte, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verſcherzen, indem jeder Dichter die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſollte oder auch wollte [1]). Gleich den Tragikern liebte Leſſing Terenz und Plautus, die Gefährten ſeiner Jugend. Dem erſten rühmte er nach, daß er die griechiſche Komödie nicht kopflos, ſondern mit feinem Geſchmacke nachgedichtet, und er bedauerte den Verluſt Menander's, da nichts lehrreicher ſein könnte, als eine Vergleichung beider [2]). Von Plautus' Dramen, haben wir bereits erwähnt, zeichnete er beſonders die Gefangenen aus, welche der Dichter ſeinem Publicum nicht mit einem ridicula res est empfohlen, ſondern als eine Komödie, ubi boni meliores fiant. Uebrigens wußte Leſſing, wie ſeine Abhandlung über das Leben des Plautus nebſt der Kritik der Gefangenen (1750), manche Urtheile in der Dramaturgie und ſeine eigenen Luſtſpiele beweiſen, doch neben dem moraliſchen Nutzen der Komödie und dem urbanen Witze auch das Burleske zu ſchätzen; er mochte es wenigſtens zulaſſen und wollte dem Horaz, welcher Plautus zu roh fand, nicht einſeitig beiſtimmen. Ariſtophanes blieb noch unbenutzt.

Einunddreißigſtes Capitel.

Leſſing's Urtheile über Cronegk, Weiße und Romanus. Ueber die Nachbildung des antiken Luſtſpieles. Leſſing's erſte Dramen; Vorzüge des Miſogyn und des Schatzes. Die Minna als rührendes Luſtſpiel; Mängel des Planes. Der antike Heldenſinn im Philotas und in der Emilia. Weshalb die Geſchichte der Virginia nicht glücklich verändert iſt. Nathan als dramatiſcher Dialog; die Unklarheit der Tendenz. Weshalb Leſſing kein wahrer Dichter ſein ſoll. Seine Vorzüge. Die Charaktere. Die dramatiſche Oekonomie.

Wir haben im Vorigen zwar immer nur das Verhältniß Leſſing's zu den franzöſiſchen Dichtern und Kritikern angegeben, doch hat Alles zugleich Bezug auf das deutſche Drama, weil unſere Dichter mit den franzöſiſchen nach demſelben Ziele ſtrebten und

[1]) XXV, 351.
[2]) XXV, 332.

nur hinter ihren Führern zurückblieben. Dies gilt indeſſen nicht allein von Gottſched's unmittelbaren Anhängern, ſondern ſelbſt von Leſſing's Jugendfreunden. Wie die Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge und die halleſchen Dichter ſich von Gottſched losmachten und zu Klopſtock überleiten, ſo gibt es auch eine kleine Anzahl von Dramatikern, die über Gottſched hinauszukommen ſtrebten. Schon El. Schlegel, der es noch zuließ, daß die Schaubühne Dramen von ihm aufnahm, beunruhigte Gottſched mit ſeinen Anſprüchen auf Selbſtändigkeit. Gellert und Weiße wollten ihm nichts verdanken, der letzte verſpottete ihn und auch Cronegk ſchrieb auf den großen und die kleinen Chriſtophe Satiren. Alle dieſe Dichter nahmen nun zwar an der Erhebung Theil, welche ſich in der epiſchen und in der lyriſchen Poeſie kundgab, aber für das Drama fehlte es noch an einem Führer; denn Leſſing's reifere Arbeiten fielen in ſpätere Jahre und Die, welche ſie erlebten, vermochten es nicht ihm zu folgen. Trotz ihrer Abſonderung von Gottſched hielten ſie ſich daher an die franzöſiſchen Dichter und einige Selbſtändigkeit zeigte ſich nur darin, daß Jeder ſich die Elemente auswählte, welche ſeinen Neigungen beſonders zuſagten. Wie weit Leſſing, deſſen Jugendarbeiten noch auf derſelben Stufe ſtanden, ſie bald überflügelte, zeigt ſich am deutlichſten darin, daß alle jene Dramen uns heute nur inſofern intereſſiren, als ſich Urtheile von Leſſing an ſie knüpfen. So ſind die Luſtſpiele von Cronegk (1731—58) völlig vergeſſen; ſeine Trauerſpiele Codrus, Olint und Sophronia, das er ſelbſt nicht mehr beendigte, leben noch fort, aber nur in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie. Beide ſind ſchon nach ihrer Anlage verfehlt, da weder der patriotiſche Heroismus im erſten, noch der religiöſe im zweiten, welche nach dem Beiſpiele des Corneille die Bewunderung erhabener Geſinnungen bewirken ſollen, dem Zwecke der Tragödie entſprechen. Die Ausführung leidet an den hergebrachten Mängeln. Die Perſonen haben kein individuelles Leben, ſondern ſind Abſtractionen des Guten und des Böſen, und ſtellen ſich weniger in Handlungen dar, als in Reden, wobei der Effect vornehmlich von den eingeſtreuten Maximen erwartet wird und von Seitenſtücken zu dem berühmten qu'il mourût des Corneille. Ueber Ch. F. Weiße (1726—1804) kann man nicht ſprechen, ohne weitläufiger zu werden, als es die Sache verdient. Mangel an Selbſtändigkeit und einige Gewandtheit in der Nachbildung machten es ihm leicht, in allen Farben zu dichten. Seine Schriften geben in bunter Folge Luſtſpiele, Trauerſpiele, Opern, Singſpiele und Schauſpiele für Kinder. Sein Richard III.

ist nur wichtig, weil Lessing an die Beurtheilung dieses Charakters eine seiner umfassendsten Untersuchungen anschloß. Weiße mochte gerne abscheuliche Handlungen und moralische Ungeheuer darstellen, weil er in der pathologischen Malerei einige Stärke besaß und die Farben von Klopstock entlehnen konnte. Die Befreiung von Theben und Atreus und Thyest erhalten sich dadurch im Andenken, daß Weiße, nachdem nur Brawe im (Tode des) Brutus vorangegangen, in ihnen die Alexandriner mit den Englischen reimfreien Jamben vertauschte. Romeo und Julie endlich, worin er mit Shakspeare wetteiferte, sollte Lessing bei der Einführung der bürgerlichen Tragödie unterstützen und ward deshalb auch in Prosa geschrieben. Im Allgemeinen behielten diese Dramen den Ton der französischen Tragödie und Lessing mußte Weiße wie Nicolai, die an seinen Jugendarbeiten theilgenommen, ihrem Schicksale überlassen. Mit einigen Lustspielen war Lessing mehr zufrieden. Dahin gehören der Triumph der guten Frauen von Schlegel, die Amalie von Weiße und die Brüder von Romanus (1731—87), eine Umarbeitung der Adelphi des Terenz. An dieses letzte Stück knüpft Lessing eine Anmerkung, die wir hervorheben wollen, weil sie das Verhältniß der antiken Lustspiele zu der neueren Poesie betrifft. Der Anschluß an die französische Bühne bewirkte, daß unsere Dichter auch in ihren Originalen immer fremde Sitten schilderten und selbst bei deutschen Stoffen nicht deutsche Charaktere, Einrichtungen und Gewohnheiten dargestellt wurden. Nun kann der Dichter bei der Nachbildung der griechischen Tragödie wol fordern, daß man sich in eine fremde Welt versetzt; ganz anders verhält es sich jedoch mit der Komödie, theils weil die Stoffe aus dem täglichen Leben genommen sind, und weder die Sage noch die historische Begebenheit einen solchen Rückgang in das Alterthum erleichtert, theils weil die Komödie den allgemeinen idealen Boden des Trauerspiels aufgibt und sich in einer Wirklichkeit bewegt, welche der neuen Zeit ganz fremd und oft sehr anstößig ist. Wol mag es schon gefährlich sein, tragische Stoffe, wie man es nennt, zu modernisiren, aber das alte Lustspiel war mit seiner Gegenwart so verwachsen, daß ein Anschluß an seinen materiellen Inhalt oder eine Umarbeitung antiker Komödien die gewaltsamsten Veränderungen nöthig machten, und jede Veränderung hatte gewöhnlich zur Folge, daß das ganze Drama verdorben wurde. So verwandelte Romanus nur einen adoptirten Sohn in einen wirklichen und sogleich ging Alles aus den Fugen. Von Lessing an finden wir bis in die neuere Zeit hinein Bearbeitungen von Dramen des Terenz und

des Plautus, aber immer erweiſt ſich von neuem, daß eine materielle Benutzung der alten Komiker nicht heilſam war; denn weder die Charaktere noch die Sitten können uns verſtändlich ſein und uns anſprechen. Geizige und polternde oder ſchwache und verſchwenderiſche Greiſe, leichtſinnige Jünglinge, ein nichtswürdiger hungernder Paraſit, ein eingebildeter Kriegsheld, eine habſüchtige Kupplerin, Mädchen, die entweder ſelbſt verbuhlt oder wenigſtens die Waare einer Kupplerin ſind, endlich ränkevolle und verderbte Sklaven: dies ſind die ſtehenden Figuren der alten Komödie [1]). Die Intrigue beginnt ihr Spiel, bis entweder der Vater, die Kupplerin, der Nebenbuhler oder der Jüngling ſelbſt betrogen wird. Solche Häudel waren der neueren Bühne ſchwer anzupaſſen und auch die Charaktere mußten umgeformt werden. Doch ſtammen faſt unmittelbar von dem kecken, witzigen, ränkevollen und mit der Jugend gegen die Alten conſpirirenden Geſchlechte der Sklaven die neuen Antone und Liſetten her. Sie hatten der Menge für den Harlekin, welchen Gottſched abgeſchafft, Erſatz zu geben; ihnen mußte nach ihrer ganzen Stellung die Leitung der Intrigue zufallen und ihnen gehörte das ganze Gebiet des Komiſchen, da ſie wie die Franziska in der Minna bis an das Sentimentale ſtreifen und doch bis zum Burlesken hinabgleiten durften, während die Narrheit ihrer Herrſchaft meiſtens ernſter Natur war. Nachbildungen, welche uns fremd bleiben müſſen, weil ſie zu treu ſind, werden wir noch viele kennen lernen. Die antike Tragödie hatte Leſſing ſo ſehr im Geiſte erfaſſen gelehrt, daß man Euripides und Shakſpeare zuſammenſtellte, eine gleiche Durchforſchung der alten Komödie hätte zeigen können, daß der neuere Dichter auch in ihr nicht die Stoffe aufzuſuchen habe, ſondern allein das attiſche Salz.

Jener Vergleich der Brüder des Terenz und des Romanus beſchloß die Dramaturgie. Er gibt uns Veranlaſſung, unſeren Bericht über Leſſing's kritiſche Forſchungen mit folgender Bemerkung zu ſchließen. Wer alle jene allgemeinen Anſichten Leſſing's über das Weſen der Poeſie und ihre Hauptgattungen ſchwankend oder unzulänglich fände, der müßte doch aus Einzelnheiten erkennen, welcher ungemeine Reichthum von bildenden Elementen in jenen Schriften liegt. So zeugt auch jene Abhandlung über die Adelphi des Terenz nicht blos von philologiſcher Sachkenntniß, ſondern ſie iſt zugleich ein Werk des nachdichtenden Kunſtgefühles und des reinen Menſchenſinnes. Die Art und Weiſe, wie hier

[1]) Vgl. A. W. v. Schlegel, „Vorleſungen über dramat. Kunſt ꝛc.“, I, 370.

Terenz und anderwärts Homer, Seneca, Plautus interpretirt werden, lehrte die alten Dichter lieben und gab die erſte Anleitung zu ihrem Verſtändniß.

Wir betrachten nunmehr Leſſing's eigene Dramen. Als er 1746 nach Leipzig kam, zog ihn gleich das Theater an. Er lernte das franzöſiſche Drama auf der Bühne kennen, und alle Mängel deſſelben mußten ihm deutlicher entgegentreten als bei einer bloßen Lectüre. Sein Verkehr mit den Schauſpielern, mit der Neuber, mit Koch und Brückner, brachte es mit ſich, daß er vornehmlich darauf achtete, ob ein Drama bei der Darſtellung auf der Bühne ein natürliches Leben entfaltete. In der Regel iſt Alles, was nicht theatraliſch iſt, auch undramatiſch und leblos. Mit Weiße, Mylius und anderen gleichgeſtimmten Freunden begann Leſſing ſogleich in jugendlichem Eifer für das Drama thätig zu ſein. Neben Ueberſetzungen und Kritiken erſchienen bald auch eigene, zum Theil ſchon früher entworfene Dramen. Man pflegt gewöhnlich die Miß Sara Sampſon als das erſte wichtige Werk Leſſing's zu betrachten und ſchlägt jene Erſtlinge ſeiner Muſe, die ihr vorangingen, ſicher zu niedrig an. Nur Damon, ein mattes und unklares Product, und die alte Jungfer, eine lockere Zuſammenſtellung von Zerrbildern, verrathen den unbeholfenen Styl der Gottſchedianer. Ganz anders nimmt ſich jedoch ſchon der junge Gelehrte aus, der 1748 mit Beifall aufgeführt wurde. Man hält Damis für verzeichnet, weil er nicht gleich den alten Pedanten in einer todten Gelehrſamkeit lebt und glücklich iſt, ſondern ſich aus Eitelkeit den Schein der Gelehrſamkeit geben will. Unwahr iſt nun ein ſolcher Charakter wol nicht, aber der Flecken der Heuchelei nimmt allerdings dem Eindrucke die freie Heiterkeit der ächten Komik, und die lateiniſchen Brocken, mit welchen Damis' Vater um ſich wirft, ſind in ihrer Unſchuld ergötzlicher. Es ließen ſich viele Mängel rügen; wer aber die Luſtſpiele der Gottſchedianer geleſen, der wird ſich hier in einer neuen Welt fühlen, und der große Fortſchritt iſt da, daß ſich die Komik auch in der Erfindung von Situationen verſucht, während ſich dort meiſtens nur der Wortwitz breit macht. Von den folgenden Dramen ſind einige ſo wenig komiſch, daß das Weſen der Gattung nur ſchwach angedeutet wird. So hat das zweite Luſtſpiel, die Juden (1749), nach ſeiner ganzen Grundlage eher etwas Tragiſches und es hinterläßt einen ſchmerzlichen Eindruck, da wir einen edeln Mann unter dem ſocialen Drucke, welcher auf ſeinen Glaubensgenoſſen laſtet, leiden ſehen. Komiſche Momente finden ſich nur in einigen Nebenrollen; dahin gehören

die Dummheit des Vogtes, die Grobheit eines Bedienten und die Späße der Lisette. Sonst ist das Drama merkwürdig, weil Lessing sich in ihm die schwierige Aufgabe stellte, die Naivetät eines halberwachsenen Landfräuleins zu zeichnen. Unendlich höher steht der Misogyn, welcher 1748 verfaßt und später umgearbeitet ist. Die Wahl des Charakters, auf welchen Lessing durch Menander geführt wurde, war äußerst glücklich und die Ausführung beweist durchweg Talent und Einsicht. Dieser Weiberhasser, der von Vorurtheilen und einer einseitigen Erfahrung ausgeht, sich hartnäckig jeder besseren Ueberzeugung verschließt, doch aber so gutmüthig ist, daß er Niemand verletzt, vielmehr selbst eine befriedigende Lösung aller Verwickelungen herbeiführt und nun endlich, nachdem ihm die Vorurtheile entrissen sind, sich doch noch in seiner fröhlichen Narrheit behauptet, ist eine äußerst schöne Figur. Es ist sonderbar, daß man dieses kleine Gedicht, welches selbst unter Lessing's Werken eine wahre Perle ist, so wenig beachtet. Der Freigeist (1749) ist wieder nur dem Namen nach ein Lustspiel. Es versicht hier kein Scheinweiser mit einer belustigenden Unvernunft seine skeptischen Ansichten, sondern ein seelenkranker Menschenfeind hat sich den Glauben an die Tugend, besonders an die der Geistlichen ausgeredet. Nur Johann, die Caricatur seines Herrn, hat etwas Komisches; er selbst erregt mit seinen steifen, engherzigen Vorurtheilen nur Verdruß. Jener Unglaube wird auch nicht mit der innern Negation alles Nichtigen, mit dem Lächerlichen bekämpft, sondern mit Beweisen von Tugend, Großmuth und mit Gründen, welche keine Waffe der Komödie sind. Endlich gehört zu den Jugendarbeiten noch der Schatz (1750), eine vortreffliche Bearbeitung des Trinummus von Plautus, über welche Lessing selbst in der Dramaturgie sich erklärt. Alle komischen Scenen seien in einen Aufzug concentrirt und die Possen müßten auch bei der Darstellung Schlag auf Schlag einander folgen, damit der Zuhörer keinen Augenblick Zeit habe zu untersuchen, wie witzig oder unwitzig sie seien. Andere französische und italienische Nachahmungen hätten wegen einer gut gemeinten Erweiterung und Dehnung misfallen. Weit später, erst 1763 ist Minna von Barnhelm verfaßt, doch ziehen wir dies Drama hieher, weil es, wenn wir die Fragmente, unter denen auch eine Matrone von Ephesus, übergehen, die Reihe der Lustspiele beschließt. Auch hier fragen wir zuerst nach dem Verhältnisse des Werkes zu seiner Dichtungsgattung. Offenbar haben wir es nicht wegen der heiter gehaltenen Nebenrollen und auch nicht blos wegen einzelner munteren Scenen zur Komödie

zu rechnen. Es iſt ſchwer, das eigentliche Thema des Dramas herauszufinden; doch mögen Die, welche in ihm einen Wettſtreit der Großmuth ſahen, wol das Richtige getroffen haben; ein Ueberſetzer nannte es daher Les Amans généreux. Der heitere Charakter des Ganzen ſoll ſich vielmehr auf das moraliſche Wohlgefallen an dem Edelmuthe gründen, wozu ſich die Freude geſellt, daß das Schickſal nach mancher Verwickelung endlich den duldenden Perſonen das Glück gewährt, welches ſie verdienen. Es könnte genug ſcheinen darauf hinzuweiſen, daß Leſſing das Drama nach ſeinem oben erwähnten Grundſatze von dem rührenden Luſtſpiele entwarf; doch deutet Manches darauf hin, daß der Plan urſprünglich ein anderer geweſen. Tellheim will die Verbindung mit Minna auflöſen, weil er arm geworden und an ſeiner Ehre gekränkt iſt. Minna hat ihm zu beweiſen, daß ſeine Armuth gleichgültig, die Schmach nur eine eingebildete iſt. Darum ſucht ſie die Rollen zu tauſchen, indem ſie vorgibt, daß der Oheim ſie enterbt, daß darauf Alles ſie verlaſſen und verachtet habe. Eine ſolche Verirrung des überreizten Ehrgefühles läßt ſich ohne Zweifel auf komiſche Weiſe behandeln und dies war vielleicht die urſprüngliche Aufgabe des Luſtſpiels. Nun gelang aber jener Beweis nicht, denn Tellheim erwidert mit Recht, daß die Frau dem Manne Alles verdanken dürfe, aber nicht umgekehrt. Es blieb alſo hier kein Wahn zu widerlegen. Sieht man nun darüber weg, daß für eine Komödie kein Gegenſtand da iſt, ſo wäre immer noch ein anderes Bedenken zu beſeitigen; man vermißt eine eigentliche dramatiſche Entwickelung. Tellheim iſt nicht überzeugt und die Auflöſung geſchieht durch äußere Motive. Wäre nicht das königliche Handſchreiben eingetroffen, ſo hätte die Komödie gleich wieder beginnen mögen. Um die Mängel der erſten Erfindung zu verdecken, ſchloß Leſſing an jene erdichtete Enterbung die ſimulirte Zurückgabe des Ringes, aber das Stück gewann nicht. Trotz der Verſicherungen Minna's, daß ſie dem Major die Prüfung nicht erſparen könne, fühlen wir nicht die Nothwendigkeit derſelben. Das Ergötzen an der Pein eines geliebten Mannes, ſelbſt wenn es ein moraliſcher Genuß ſein ſoll, bleibt widerlich und wirft auf Minna den Schein einer eigenſüchtig berechnenden Klugheit. Die ausgeſponnenen Verhandlungen über einen Conflict, der nur fingirt iſt, müſſen trotz der ſcharfſinnigen Disputationen ermüden und jeden Unbefangenen unwillig machen, weil ſie wirklichen Schmerz erregen. Man fürchtet als einen naturgemäßen Abſchluß die Worte zu hören: den Dank, Dame, begehr' ich nicht!

Leſſing's Trauerſpiele, Miß Sara Sampſon (1755), Philotas (1759) und Emilia Galotti (1772), werden wegen ihres Reichthums an neuen und bedeutenden poetiſchen Momenten immer für wahrhaft geniale Schöpfungen gelten müſſen, ſelbſt wenn man ſie zum Theil als Werke der Kritik betrachtet, die ihre Theorie durch Beiſpiel rechtfertigt und veranſchaulicht. An jedes dieſer Dramen knüpfen ſich Reformen und dieſe hiſtoriſche Bedeutung konnten ſie nicht erlangen, wäre ihr poetiſcher Werth ſo gering, daß ſie nur den Künſtler belehrten und nicht auch den Menſchen anſprächen. Man wird ſich überzeugen, daß ihre Mängel meiſtens aus Urſachen entſprangen, welche zugleich einen Fortſchritt bewirkten. Mit der Sara ſetzte ſich Leſſing dem franzöſiſchen Geſchmacke entgegen. Die heroiſche Tragödie ſollte der bürgerlichen weichen, ſtatt der Masken ſollte man Menſchen ſehen, ſtatt des Geräuſches der Rhetorik die Stimme der Natur vernehmen. Die Fabel des Dramas verſetzte den Zuſchauer nach England. In einer verwandten Umgebung ſollte der Deutſche ſich wieder ſeiner Denkungsart und Gefühlsweiſe bewußt werden, nachdem ihn die ganz abweichenden Elemente des franzöſiſchen Dramas verwirrt. Shakſpeare hatte Leſſing dabei weniger im Auge. Damals begannen die Richardſon'ſchen Romane ihren Einfluß zu entwickeln. Das Familienleben mit ſeinen ſittlichen Grundlagen machte ſich geltend. Man zog ſich in die Enge zurück, aber jedes Ereigniß, jede Handlung ſpiegelte ſich in dem leicht erregbaren Gemüthe. Dieſen Romanen entſprachen die bürgerlichen Dramen, von denen beſonders Lillo's Kaufmann von London in England und bei uns ſo viel Beifall fand, wie in ihrer Sphäre die Klariſſa. Die weſentlichſten Mängel, welche an der Sara gerügt werden, erklären ſich aus ihrem Zuſammenhange mit jenen Romanen. Der kleine Umkreis des Familienlebens konnte nicht gut eine weitgreifende Handlung aufnehmen. In der Regel kam man nicht über eine Verführungsgeſchichte hinaus, die dann allerdings ſehr verſchiedenartig behandelt wurde. So iſt es in der Klariſſa ſelbſt, ſo im Kaufmann von London, wo ſich noch ein Diebſtahl dazugeſellt; ſo auch hier in der Sara und endlich ſelbſt in der Emilia Galotti. Die Armuth an Facten bewirkte, daß das Gemüthsleben in breiter Dialektik und mit pſychologiſchen Analyſen geſchildert wurde, wozu man ohnehin geneigt war, und der moraliſche Endzweck hatte zur Folge, daß die Charaktere in ganz einſeitiger Haltung nur eine Stufenleiter zwiſchen der eigenſüchtigen Bosheit und der leidenſchaftsloſen reſignirenden Tugend bildeten. Die eigentlichen Helden des Dramas ſtanden meiſtens in der

Mitte; ſie fehlten aus Schwäche und bereuten aus Schwäche, wobei ihr Unglück und ihre Reue die Herzen erweichen und wo möglich beſſern ſollten. Jene weinerliche Rührung und die kränkelnde Tugend, welche in der Sara zum Vorſchein kommen, entſprachen nicht Leſſing's geſunder Natur und waren ihm nur durch die Vorbilder aufgedrungen, an welche er ſich, um das bürgerliche Drama einzuführen, anſchließen mußte. Er pflegte ſeine Ideale nach dem Maßſtabe der antiken Geſinnung zu beſtimmen. So erklärte er ſpäter den Werther für ein kleingroßes, verächtlich ſchätzbares Original, weil nie ein römiſcher oder ein griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen, und weil man zu Sokrates' Zeiten die That kaum einem Mädchen verziehen haben würde. Lange wirkte die Sentimentalität der engliſchen Romane fort, zumal da Klopſtock ſie begünſtigte, und erſt die Uebertreibungen im Werther und im Siegwart mahnten zur Beſonnenheit. Inzwiſchen waren Friedrich's Kriege ein Schauſpiel, welches doch auch zu anderen Empfindungen anregen mußte. Leſſing benutzte ſogleich die männlichere Stimmung und zeichnete, zum Theil nach Plutarch und Xenophon, in ſeinem Philotas (1759) mit einigen kräftigen Zügen das Bild der antiken Heldenſtärke und Vaterlandsliebe, um den blaſſen Tinten der Mondſcheingemälde einige Haltung zu geben. Getadelt iſt, daß jene Geſinnungen an einem Knaben dargeſtellt werden, der unkindlich und unnatürlich erſcheine; doch mochte ſich Leſſing zur Wahl eines ſo jungen Helden entſchloſſen haben, weil er das Drama für die Jugend ſchrieb. Aehnliche Stoffe beſchäftigten ihn oft; in dieſe kriegeriſchen Zeiten fallen das befreite Rom (durch den älteren Brutus), Kodrus, Kleonnis (aus der Geſchichte Meſſeniens), Spartacus, Alcibiades in Perſien. Es blieb bei Entwürfen und Fragmenten, doch machte Leſſing endlich, als er die Emilia ſchrieb, den alten Odoardo zum Repräſentanten römiſcher Manneskraft und Freiheitsliebe. Daß aber dieſer Stellvertreter des alten Virginius nun doch nur eine Nebenrolle erhielt, und überhaupt die hiſtoriſche Tragödie in ein bürgerliches Drama verwandelt wurde, kann man wol nur bedauern, obgleich wir früher zugaben, daß eine ſolche Herabſtimmung der Stoffe für die Tragödie nützlich war. Leſſing nahm die Geſchichte der Virginia aus ihrer hiſtoriſchen Umgebung heraus und verlegte ſie in die beſchränkte Sphäre des Hauſes. Es blieben aber zu viele Anklänge, welche nun die hiſtoriſche Größe des Stoffes vermiſſen laſſen, und der Erſatz, welcher für dieſelbe geboten wurde, iſt an ſich nicht befriedigend. Emilia's ſittliche Größe ſoll darauf beruhen, daß ſie den Tod der Schande vorzieht; dies iſt

auch der ideelle Mittelpunkt des ganzen Dramas. Offenbar aber iſt die Entwickelung unklar geblieben, weil die Anlage fehlerhaft war. Man fragt ſich unwillkürlich: was iſt eine Tugend werth die ſich nur durch die Flucht aus dem Leben zu retten weiß? Wie klein wird die Heldin, wenn jene Schande nicht wegen einer äußeren Gewalt unabwendbar iſt, ſondern weil Emilia ſelbſt, was ihrem frommen Sinne, ihrem ſchüchternen oder auch ſtarken Weſen ganz zuwiderläuft, nur ihr eigenes warmes Blut fürchtet; ja ſie hat ſolche Beſorgniſſe an dem Todestage ihres Verlobten, und noch mehr, es iſt der Mörder deſſelben, durch den ſie fürchtet verführt zu werden. Dies bleibt trotz der künſtlichſten Motivirung unbegreiflich und der alte Matthias Claudius ſagt wol mit Recht, Emilia hätte unter ſolchen Umſtänden nackt durch ein Heer der wollüſtigſten Teufel gehen mögen und keiner hätte es wagen ſollen, ſie anzurühren. Endlich von dieſem Allem abgeſehen, widerſtreitet es durchaus dem Bewußtſein der neueren Zeit, daß man die Ermordung des eigenen Kindes mit freier Erhebung anſehen ſoll. Von allen ſolchen Widerſprüchen iſt die Geſchichte der Virginia frei. Der römiſche Vater hat nach den Geſetzen und nach der moraliſchen Anſicht ſeiner Zeit Gewalt über das Leben ſeiner Tochter; er ſieht ſie geſchändet und in den Sklavenſtand verſtoßen; ſie iſt dem allmächtigen Decemvir nur durch den Tod zu entreißen. Wie verſchieden iſt endlich der Eindruck, den die Geſchichte hinterläßt, von dem, was wir beim Schluſſe des Dramas empfinden. Virginia ſtirbt durch das Meſſer des Vaters; aber wie grauſam wäre die Vorſehung, wenn ſie ohne wichtige Zwecke ein ſolches blutiges Opfer forderte. Doch im Volke und im Heere erhebt ſich ein furchtbarer Sturm, die Gewalthaber fliehen, Rom iſt frei und der vernichtete Appius tödtet ſich im Gefängniſſe. Hier iſt Religion, Geſchichte, tragiſcher Schauer und tragiſche Verſöhnung! An Emilia's Leiche ſtehen wir in dumpfer Betäubung; wir ſind nicht der Beſſerung eines einzigen Menſchen gewiß, denn ſchon im erſten Augenblick wird der Prinz, durch das Entſetzen und die Verzweiflung nicht gehindert, ſein Theil an dem Verbrechen dem Marinelli zuzuſchieben [1]). Ein kleines vor 1758 verfaßtes Bruchſtück zeigt, daß Leſſing anfangs nicht an eine Veränderung des Stoffes dachte; aber ſeine Vorliebe für das bürgerliche Drama verführte ihn. Es iſt wahr, daß die Weltgeſchichte Vieles ohne Auflöſung hinſtellt,

[1]) Vergl. hierüber die ſchönen Bemerkungen Herder's, Literatur und Kunſt, XV, 113.

was die Poeſie dann abzuſchließen hat; wo ſie aber einmal mit einer ſolchen eiſernen Conſequenz wie in dieſer Virginia die Charaktere, die Sitten, die äußeren Verhältniſſe, die Schickſale und die Handlungen zu einem Ganzen zuſammengeſetzt, da bleibt jede poetiſche Erfindung hinter ihr zurück und jede Abweichung wird ein Fehler. Endlich haben wir Nathan den Weiſen (1779) zu erwähnen, der zu dem Bedeutendſten gehört, was Leſſing hinterlaſſen. Mit dem Alterthume ſteht das Werk nicht unmittelbar im Zuſammenhange. Nach ſeiner Form gehört es zu keiner der überlieferten Gattungen des Dramas. Es enthält kaum eine Handlung, ſondern nur ein geiſtreich erfundenes und anziehendes Geflecht von Begebenheiten, welches den Perſonen Veranlaſſung gibt, ihre religiöſen Anſichten und ihre ſittliche Denkungsart darzulegen. Alles vereint ſich in dem Zwecke, einen theoretiſchen Satz zu erweiſen und zu veranſchaulichen. Man kann in dem Drama zwei Elemente unterſcheiden, eine Reihe von Disputationen und ein Gleichniß; unter dem letzteren wäre dann aber nicht allein die Parabel von den Ringen zu verſtehen, ſondern die ganze Fabel des Dramas. Dieſe Elemente ſind nun ſo verwebt, daß das Gleichniß ſich ſelbſt auslegt; denn die Perſonen, über welche wir urtheilen ſollen, ſind belebt und entwickeln ſelbſtredend vor unſeren Augen, was ſie bedeuten. Das Gedicht wird dadurch kein eigentliches Drama; es bleibt ein Dialog, doch hat dieſer in die Darſtellung alle Mittel des Dramas aufgenommen, und von dieſem Geſichtspunkte angeſehen, möchte das Werk in keiner Literatur ſeines Gleichen haben. Die Benutzung jener Mittel bekundet überdies ſo viel Sinn für die innere Geſetzmäßigkeit der dramatiſchen Form, daß in dieſer Beziehung auch kein Werk von Leſſing höher zu ſtellen iſt, und wenn ſich hier ein directer Einfluß antiker Studien wahrnehmen ließe, ſo gäbe es nichts, was dieſe Studien mehr empfehlen könnte. Mit größerer Aufmerkſamkeit als die Form hat man von jeher die Tendenz des Dramas, ſeinen ſittlich-religiöſen Inhalt betrachtet. Nach dem allgemeinen Urtheile, welches wir über Leſſing's religiöſen Standpunkt oben aufgeſtellt, wird man nicht erwarten, daß wir der Anſicht, welche im Nathan ausgeführt iſt, beiſtimmen, und der Erfahrungsbeweis, auf welchen ſich das Gedicht ſtützt, iſt nicht überzeugend. Das Judenthum und der Islam werden dem Chriſtenthum gleichgeſtellt, zum Theil übergeordnet, weil Nathan und Saladin in ihrer ſittlichen Denkungsart höher ſtehen als der ſtolze und ſelbſtſüchtige Tempelherr, als der Patriarch, welcher zur Ehre Gottes Meuchelmörder ausſchickt und Juden verbrennt ꝛc., woraus

ſich denn ergeben ſoll, daß der Glaubensinhalt der Religionen gleichgültig, die wahre Religioſität des Menſchen in ſeiner ſittlichen Reife zu ſuchen ſei. Dieſer Trugſchluß darf uns nicht täuſchen. Elend wäre der Menſch, wenn ihm ſeine Religion nichts gäbe als eine Sittenlehre, und eine ſolche Religion findet ſich auch in der ganzen Welt nicht. Ferner folgt aus der ſittlichen Rangordnung der Perſonen in dem Drama nichts für die Rangordnung der Bekenntniſſe, da ſich weder in Saladin noch in Nathan der ſittliche Inhalt ihrer Religionen darſtellt, und die Chriſten, welche uns das Drama vorführt, geradezu unchriſtlich handeln. Nach demſelben Schluſſe müßte auch die Religion der Huronen höher ſtehen als das Chriſtenthum, wenn wie in Seume's Gedicht der Canadier den Chriſten bewirthet, der ihn lieblos in das Unwetter hinausgeſtoßen. In Leſſing's Schriften finden ſich Sätze, die mit dem Judenthume unvereinbar ſind, auch wenn man zu unbegrenzten Abſtractionen ſeine Zuflucht nimmt, aber es war allerdings eine Lieblingsmeinung von ihm, daß Juden und Chriſten ſich brüderlich vereinigen könnten, wenn ſie von den bibliſchen Grundlagen ihrer Religionen ſich einen allgemeinen Deismus ableiteten und das Uebrige der Menſchenliebe überließen. Eine ſolche Vereinigung iſt nun allerdings möglich und nicht allein in der Geſellſchaft der Freimaurer, worauf in den Dialogen Ernſt und Falk hingedeutet wird; das richtige Mittel iſt aber nicht die Verdunkelung des Chriſtenthums, ſondern die Toleranz gegen die Perſonen, welche der wahre Chriſt mit der ſchärfſten Sonderung der Bekenntniſſe zu verbinden weiß, während ihm eine Verwechſelung der Toleranz mit dem Indifferentismus als ein Verrath an ſeiner Religion, ja an dem Geiſte der Weltgeſchichte erſcheinen muß. Reiner als im Nathan ſpricht ſich Leſſing's Abſicht in den Juden aus; denn dieſes alte Luſtſpiel verwirrt nicht die confeſſionelle Frage und fordert nur Gerechtigkeit und Liebe. Mit dieſer Einſchränkung muß man wünſchen, daß der Geiſt des Gedichtes ſich immer weiter ausbreitet. Es wird die Chriſten lehren, daß das Lippenbekenntniß ſie nicht zu Kindern des Reiches macht, und daß das lebendige Rechtsgefühl, welches Leſſing auszeichnete, zu den ſchönſten chriſtlichen Tugenden gehört. Er konnte ſich keine angenehmere Beſchäftigung denken, als große Männer, welche die Verleumdung beſchmutzt, von ſolchen Flecken zu reinigen. Deshalb ſchrieb er ſeine Rettungen des Horaz, des Lemnius ꝛc. und in dieſem Sinne nahm er ſich auch der gemishandelten Juden an, welchen ſelbſt die Gebildeten, wie die Streitſchriften über die beiden hieher gehörigen Dramen zeigten, jede

edlere Sittlichkeit absprachen, obgleich der Mosaismus selbst auch in dieser Beziehung so viele treffliche Grundlagen enthält und obgleich es unmöglich ist, daß die christlichen Elemente der Cultur, welche von allen Seiten in das Judenthum eindringen, auf dasselbe ohne Einfluß bleiben sollten.

Wir haben bisher angegeben, welche Stoffe und Ideen Lessing in seinen Dramen behandelte, und schließen hieran einige allgemeine Bemerkungen über den poetischen Werth der Ausführung. Lessing's dichterische Anlagen pflegt man zu niedrig anzuschlagen, weil er selbst so bescheiden von ihnen dachte. Wir dürfen ihn jedoch nicht strenger beurtheilen als Andere. Man redet sich ein, daß Lessing keine erfinderische Phantasie gehabt. Dagegen zeugen schon die großartigen Charaktere, eine Orsina, ein Marinelli, und die umfassenden Lebensbilder, welche er in seinen größeren Dramen entwirft. Vergleicht man auch nur die Emilia Galotti mit der alten Erzählung, so ist es schon ein wahrer Genuß, die geschäftige Erfindung zu belauschen, welche das Material umbildet, und im Nathan, dessen Stoff eine ganz selbständige Schöpfung ist, finden wir, von der symbolischen Bedeutung ganz abgesehen, eine Kraft der Fiction, welche selbst die Romantiker zur Bewunderung nöthigte. „Eine merkwürdige Erzählung des Boccaz ist mit wunderbaren, jedoch nach den Zeitumständen nicht unwahrscheinlichen Erfindungen eingefaßt; die erdichteten Personen sind um einen berühmten historischen Charakter her gruppirt, um den großen Saladin, der ganz der Geschichte gemäß gehalten ist; die Kreuzzüge im Hintergrunde, der Schauplatz zu Jerusalem, das Zusammentreffen verschiedener Nationen und Religionsverwandten auf diesem morgenländischen Boden, das Alles gibt dem Ganzen einen romantischen Anstrich, womit die jenem Zeitalter fremden Gedanken, die der Dichter seinem philosophischen Zwecke zu lieb sich erlaubt hat einzustreuen, einen zwar etwas gewagten, aber anziehenden Gegensatz bilden. Die Form ist freier und umfassender als in den übrigen Stücken Lessing's, sie ist beinahe die eines Shakspeare'schen Schauspiels" [1]). Lessing's Phantasie schien nur deshalb minder reich, weil er sich niemals in das Phantastische verliert, sondern seine Schöpfungen stets mit Klarheit und Besonnenheit ordnet, was wir, seitdem uns die Ausschweifungen der Romantiker verwöhnten, zu schätzen verlernt haben. Begründeter ist die Behauptung, daß Lessing weder Anlagen noch Sinn für ein lyrisches Gemüthsleben

[1]) A. W. v. Schlegel, „Vorles. über dramatische Kunst ꝛc." I, 392.

beſaß. Die neuere Dichtung beſchäftigt ſich weniger mit Anſichten und Grundſätzen; ſie leitet auch die Handlungen weniger von ihnen ab als von pathologiſchen Motiven. Alle Zuſtände zwiſchen dem idylliſchen Frieden des Lebens und ſeinen rauhen Conflicten bezieht ſie auf die Empfindung. Daher die lyriſche Schwärmerei der Seele, der ideale Schmelz, die ſinnliche Gluth der Leidenſchaften, die Heftigkeit der Affecte und Alles, woran ſich eine Zeit erbauen wollte, die mit Schrecken an die greiſenhaften Poeten der älteren Schule zurückdachte und im Frühlingsalter ihrer Erneuerung ſtand. Solchen Bedürfniſſen ward in Leſſing's Dichtungen, die keine muſikaliſche Elemente haben, wie er ſelbſt die Muſik nicht liebte, nur ſehr dürftig entſprochen. Daher konnte ſich Schiller nicht mit ihnen befreunden und die Romantiker klagten über Kälte, über Mangel an Schwung und Beſeelung. Der antike Realismus, der Leſſing eigen war, bewirkte, daß ſeine Phantaſie ſtets in den Grenzen der Wirklichkeit weilte, und der Widerwille gegen die franzöſiſche Bühne, welche ſich dem Leben entfremdete und von der Phantaſie doch nur einen hohlen Schein borgte, beſtärkte ihn noch mehr in dem Grundſatze, daß die Dichtung ſich an die Natur halten müſſe. Dieſe Abſtumpfung des Idealismus ließ ihn allerdings hinter Anderen zurückbleiben, doch hatte er poetiſches Gefühl genug, um nicht auch die geiſtloſe und gemeine Seite der Wirklichkeit in ſeine Dichtungen aufzunehmen. Dagegen hatte der Anſchluß an die Natur die ſchöne Folge, daß ſich in ſeinen Luſtſpielen und in der Tragödie ſtets ein wahres und friſches Leben ausſpricht, während man bis dahin in der That nur redende Perſonen kannte. Jenes Leben war nun außerdem ein eigenthümlich deutſches Leben. Die älteren Luſtſpiele ſchmecken allerdings noch nach der Schule. In einem wunderlichen Gemiſche erſcheinen die alterthümelnden Namen der Lelio, Hilaria, Chryſander neben neueren, und nicht blos der umgedichtete Trinummus zeigt, daß Leſſing ſich hier noch in der Welt des Plautus bewegt. So iſt es merkwürdig, daß er, ſicher durch Erinnerungen an das römiſche Luſtſpiel geleitet, in ſeinen kleineren Dramen faſt ohne Ausnahme einen Geldhandel unter die Motive aufnimmt; dieſe Gewohnheit ſpielt ſogar in die Sara, die Minna und in den Nathan hinüber. Die Minna iſt das erſte Werk in unſerer Literatur, welches den ſchönen Namen eines Nationaldramas erhalten hat. Denn in ihm ſind nicht nur die Verhältniſſe deutſch und ſogar nach örtlichen Beziehungen individualiſirt, ſondern auch die Sitten und die Perſonen, welche alle Beſonderheiten des nationalen Charakters darſtellen, und wenn uns

nun auch die Emilia nach Italien, der Nathan nach dem Oriente führt, so blieb doch jenes Moment unverloren, denn alle Personen und Sachen stehen unter dem Richtmaß der deutschen Gesinnung, worin die Poesie weit mehr ihre nationale Eigenheit zu suchen hat als in den Stoffen. Jener Anschluß an die Wirklichkeit veranlaßte endlich auch, daß Lessing sich bei seinen Darstellungen stets von besonderen Beziehungen auf die Gegenwart leiten ließ, und vielleicht tadelt schon das alte Lustspiel, der junge Gelehrte, die Absonderung der Bücherwelt von dem Leben. Der Freigeist bekämpfte die Verblendung einer leichtfertigen Skepsis, welche sich aus der religiösen Zeitfrage entwickelte. Nathan suchte auf demselben Gebiete aufzuklären und zu versöhnen. Die Juden hoben zur Einleitung künftiger Reformen ein sociales Misverhältniß in schneidender Wahrheit hervor. Die Begünstigung der bürgerlichen Tragödie hängt mit der Erhebung des dritten Standes zusammen. In der Emilia stellte sich der Bürgerstand mit seiner Sittenstrenge einem verderbten Hofleben entgegen, der freie Mann den Werkzeugen der Machthaber. Die feindselige Auffassung der höheren Stände, welche von jetzt ab dem bürgerlichen Drama ausschließlich die Bösewichter lieferten, war das erste Aufblitzen der demokratischen Bewegung [1]). Der kriegerische Aufschwung der Zeit ward durch Philotas, durch Tellheim und seinen Wachtmeister vertreten; die sittliche Haltung des deutschen Soldaten bildete einen schönen Gegensatz zu der übertünchten Lüderlichkeit und Flachheit eines Riccaut. Ja vielleicht hat Lessing wirklich, wie Goethe annimmt, die Absicht gehabt, in der Minna auf eine Versöhnung zwischen Preußen und Sachsen hinzudeuten, indem der preußische Offizier sich mit einer sächsischen Familie verbindet, welcher er durch ein edles Verhalten im feindlichen Lande werth geworden.

Auch die Personen, welche Lessing darstellt, bleiben der Natur getreu und sind durch die Kunst nur zu allgemeinen Charakterformen ausgebildet, wie an ihrer Wahl und Gestaltung die dichterische Anschauung und die Ueberlegung einen gleichen Antheil haben. Die Bemerkungen des Aristoteles und die trefflichen Vorbilder in Euripides lehrten ihn, wie in der Sprache und in den Affecten, so auch bei den Charakteren die scharfen Kanten alles Extremen abzuschleifen. Dahin gehört die sogenannte Mischung der Charaktere. Wie schön weiß er jene Werner und Just, welche als Personification der Dienstreue sich in das Abstracte verlieren möchten, mit

[1]) Goethe XXII, 149.

derben Zugaben von ſoldatiſcher Hölzernheit und Ungeſchliffenheit in ihrer natürlichen Sphäre zurückzuhalten. Jene Marwood wüthet gleich einer Medea, aber ſie wird durch Verachtung wild gemacht und wenn in der Sittlichkeit ein völliger Bankrott zum Vorſchein kommt, ſo ahnen wir doch, daß ihr feuriges Weſen, die natürliche Armuth an gemüthlichen Anlagen, während der Verſtand einen großen Reichthum von trügeriſcher Dialektik entfaltet, endlich daß Erfahrungen, welche ſie zu dem troſtloſen Glauben brachten, die Tugend ſei ein Hirngeſpinnſt, welches weder ruhig noch glücklich mache, es ihr erſchweren mußten, dem Abgrunde auszuweichen. Wie ſchön ſteht auch dem ſchwachen Mellefont die Vaterliebe. Wie menſchlich iſt es gedacht, wenn jener Miſogyn bei den Schmähungen auf ſeine verſtorbenen Weiber gutmüthig abbricht, als ihn der Sohn erinnert, daß eine von ihnen ſeine Mutter war. Solche Moderationen werden wir überall entdecken, und ſie ſind das Mittel, den dramatiſchen Figuren ein natürliches menſchliches Weſen zu ſichern. Es iſt nun aber nicht ein geringes Zeichen von ſchöpferiſcher Kraft, daß Leſſing Charaktere aufſtellte, welche bis dahin dem Drama völlig fremd waren. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Bramarbas der alten Bühne und einem Tellheim, zwiſchen den türkiſchen Potentaten und dieſem modernen Prinzen, zwiſchen den einfältigen Vertrauten und dieſem Marinelli! Die Perſonen, welche uns das Drama Leſſing's vorführt, ſondern ſich nach gewiſſen Grundformen. Eine ſorgfältige Charakteriſtik der einzelnen Gruppen wäre an ſich intereſſant und würde darüber, welche ſittliche und dichteriſche Urbilder in Leſſing's Seele lagen, einen ſehr erwünſchten Aufſchluß geben. Ein heller Verſtand, ein mildes, freundliches Gemüth, Nachſicht gegen Schwächen, Feſtigkeit in ernſten Dingen, Achtung des eigenen Werthes, ein gemäßigtes Streben nach Glück und eine tief empfundene, aber geräuſchloſe Reſignation, dies ſcheinen die Züge, mit denen Leſſing ſeine Lieblingsfiguren ausſtattet. Der Reiſende in den Juden, Theophan im Freigeiſte, die Jünglinge im Miſogyn, Anſelmus und Philto in dem Schatze und Tellheim: Alles ſind verwandte Geſtalten. Dieſe Charakterform iſt nun, moraliſch angeſehen, gewiß ſehr reſpectabel und liebenswürdig, aber im Drama ſtumpft ſie durch die Klarheit und Ruhe, welche von ihr ausgeht, die Affecte ab. So konnte Leſſing ſeinen Liebhabern keine Jugendfriſche geben und ſie ſprechen ſämmtlich, was er bei Voltaire tadelte, in dem Kanzeleiſtyl der Liebe. Sein Mellefont wird, nachdem ihn die Begierden aufgerieben, einmal durch ein reines Weib gerührt. Seine Zärtlich-

keit gegen Sara äußert ſich jedoch nur in moraliſchen Kämpfen, da er den lüderlichen Abſcheu vor der Ehe überwinden will. Auch Minna hat einen ſehr ehrbaren Bräutigam, den erſt ſittliche Motive in Bewegung ſetzen, und doch wäre hier vielleicht ein wenig Jugendfriſche ganz am Orte geweſen, da die Reizbarkeit des Ehrgefühles und jene Wuth, ſich für die Geliebte zu opfern, einem jungen Sprudelkopfe natürlicher ſtünden als einem Manne in gewiſſen Jahren, an dem dergleichen leicht nach hypochondriſchen Grillen ausſieht. Aus dem Grafen Appiani iſt noch Niemand recht klug geworden, und Marinelli durfte ſich nach ſeiner Weiſe fragen: ein Träumer in der Welt mehr oder weniger; was liegt daran? Wäre die Liebe des klügelnden Prinzen zur Emilia mehr eine Verirrung des Herzens und der Sinne als des Verſtandes, bewegte ſich neben der wilden Orſina ſtatt des Appiani ein feuriger, blühender Icilius und ſtünden hinter Odoardo nicht blos ſeine Grundſätze, ſondern das bewaffnete Rom, ſo käme ein Geiſt in das Stück, für welchen dieſe zierliche dramatiſche Villa zu enge wäre. Mit wahrer Freude wird man in Leſſing's Dramen die Frauen betrachten. Die damalige Poeſie hatte zwei Hauptformen ausgeprägt. Sie waren empfindſam, wie bei Richardſon und Klopſtock, und dann meiſtens ohne Geiſtesfriſche, ohne energiſche Züge; es fehlte ihnen der heitere Weltſinn, die blühende Sinnlichkeit, in deren Verbindung mit der Reinheit und Tiefe des Gemüthes die Kraft und Anmuth ihres Geſchlechtes liegt. Ferner hatte das Luſtſpiel ſeine Jungfer Fröhlich, ſein munteres Lieschen, aber ihre unſauberen Späße und ihr albernes Lachen beweiſen nur, wie ſchwer es war, das Aufblühen eines heiteren Temperamentes zu zeichnen. Auch Leſſing hat natürlich dieſe beiden Hauptarten; der Freigeiſt zeigt ſie in Juliane und Henriette neben einander, jedoch in welcher feſten und reinen Geſtaltung! Von den ernſten Charakteren unterliegt die Sara allein jener ſtumpfen und trübſinnigen Sentimentalität. Die Anderen haben nach Frauenart ein leicht erregbares Gemüth, aber ſie können auch denken und handeln. Minna, Emilia, Recha, wozu noch Andere aus den Luſtſpielen, ſehen wir immer bemüht, das ſchöne Ebenmaß zu behaupten, welches die herrlichſten Frauen Goethe's auszeichnet, und dieſer rühmt es, daß Leſſing ſeine Frauen mit der ſchönſten Eigenheit ſeines Geiſtes, mit hellem Verſtande ausgeſtattet. Die Klaſſe der munteren Frauen wird am beſten durch die Hilaria aus dem Miſogyn vertreten. In fröhlichem Leichtſinne ſpielt ſie mit den Schwierigkeiten, welche ihren Freund ſo beſorgt machen, ja ihr lebhafter

Geist unterhält sich noch nebenbei mit einer Intrigue. Sie ist ihres Werthes und ihrer Anmuth so gewiß, daß sie auch der Schicklichkeit einmal ein Schnippchen schlägt. Mit keckem Schritte geht sie auf das Ziel los, und wenn Alles mislingt, wird sie weder gleichgültig sein noch verzagen. Welche frische Keckheit zeigt jene Lucinde aus dem Schlaftrunke, die das Zuckerwasser der Damenweine verbittet und Champagner fordert. Hier möchten sich nun die Lisetten anschließen. Auch sie erhielt unser Drama erst durch Lessing und nur wenige seiner Nachfolger haben es vermocht, den gewandten Witz, die Freude an Neckereien und Intriguen, die moralische Leichtfertigkeit, welche sich durch Gutmüthigkeit entschuldigt, als natürliche Ergebnisse des Charakters und ihrer Stellung zu behandeln und mit jener Munterkeit Geist und Anmuth zu verbinden. Die bedeutendsten Figuren, die Lessing geschaffen, sind Marinelli, Odoardo und die Orsina. Die Conception der Letzteren allein wird beweisen, daß Lessing nicht nur der Kritik Etwas verdankte, was der ächten dichterischen Begabung sehr nahe kam, sondern daß seine Phantasie auch einmal vermochte, eine wahrhaft dichterische Gestalt ins Leben zu rufen. Hier ist ein unübertreffliches Beispiel von jenem Düsteren, Melancholischen, Dämonischen, worin Lessing unsere Verwandtschaft mit den Engländern sah.

Wir haben noch einige Worte über die technische Seite der Darstellung hinzuzufügen. Lessing hatte bei seinen Entwürfen neben Aristoteles die alten Dramatiker und Shakspeare im Auge. Die französischen Dichter machten ihn gegen die strenge Regelmäßigkeit der ersten argwöhnisch und die völlige Ungebundenheit des letzten konnte er nicht durchweg billigen. Dort sah er einen erstarrten Mechanismus, hier Natur und Leben, doch oft in unorganischer Gliederung. Er liebte die Regel, aber er gestattete sich auch eine freie Bewegung. Hamlet disputirt mit den Höflingen; er vergleicht sie mit Leuten, welche die Flöte spielen wollen, ohne die Griffe zu kennen. Allein dieses Vergleiches wegen muß bei Shakspeare Jemand zufällig mit einer Flöte auf die Bühne kommen. So scheut sich Lessing nicht, um die Stimmung seines Prinzen zu veranschaulichen, den Maler mit seinen Bildern, den Minister mit einem Todesurtheile einzuführen, zwei Personen, die in dem Drama weiter nichts zu thun haben. Welcher Dichter hätte vorher zu einer solchen Exposition Muth gehabt. In einem französischen Drama würde der Prinz mit einem Vertrauten auf der Bühne erschienen sein; er hätte ihm erzählt, daß es mit der alten Liebe aus sei, und daß eine neue Flamme, die Liebe zu der bewußten Emilia,

ihn im Denken, Regieren und Schlafen störe, und mit diesem Kunststücke würde man sich eingebildet haben, den Euripides an Regelmäßigkeit zu übertreffen, da dessen Prologe eigentlich ein Anfang vor dem Anfange seien. Andererseits bewies Lessing auch durch seine Dramen den Genies, daß die Meisterschaft des Dichters sich in der dramatischen Construction bewähren müsse. Auf einem Gebiete, wo der überlegende Kunstverstand recht eigentlich zu Hause ist, konnte Lessing nur selten fehlgehen. Doch ist z. B. in der Sara zu rügen, daß die Vergiftung derselben in den Zwischenact fällt.

Den Grundideen, über welchen Lessing seine Dramen aufbaute, haben wir nicht durchweg beistimmen können; gibt man aber seine Voraussetzungen zu, so entwickelt sich Alles in festem und lückenlosem Gange. Nichts geschieht ohne Vorbereitung, Jedes hat seine Folgen, bis sich alle Strahlen in einem Punkte sammeln. Diese Klarheit und Bündigkeit des Entwurfs, das berechnete Eingreifen der Motive läßt sich so wenig verkennen, daß man im Gegentheil gewünscht hat, die Aeste und Zweige wären mit einem volleren Laube bekleidet, damit die Phantasie nicht durch Beobachtungen zerstreut würde, zu welchen jenes Durchscheinen des Grundrisses auffordert. Das größte Meisterwerk in dieser zergliedernden Darstellung, die Emilia Galotti, wollten die Romantiker deshalb nur frierend bewundern. Wie dem auch sei, diejenige Form, welche Lessing dem Drama gab, ist die eigenthümliche deutsche geblieben und namentlich war es Schiller, welcher, durch Lessing geleitet, unser Drama wieder zwischen das Antike und das Englische in die Mitte stellte, nachdem die Originalgenies versucht, sich durch die Verschmähung alles Gesetzmäßigen zu Shakspeare zu erheben. So viele scheinbare und wirkliche Mängel man auch an Lessing's Dramen entdecken mag, wenn man sie nach den Forderungen einer vorgeschrittenen Kunstbildung beurtheilt, man darf nie vergessen, daß seine leichtesten Jugendarbeiten Alles überflügeln, was man bis dahin kannte, und daß die aufstrebenden Talente der nächsten Periode ihm eine vielseitige Anregung und Bildung verdankten. Sie wußten mit ihren Gaben nichts anzufangen und selbst Goethe gesteht, daß ihnen aus der Gottschedischen Wasserfluth die Emilia Galotti wie die Insel Delos aufgestiegen, um barmherzig die kreisende Göttin aufzunehmen [1]).

[1]) Briefwechsel mit Zelter (1833), Nr. 719.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Wieland. Wie er das Alterthum auffaßte. Platonismus der erſten Periode. Die Vorliebe für die alte Literatur trotz des chriſtlichen Standpunktes. Der Pythagorismus des Agathon und die Philoſophie der Grazien als die richtige Mitte zwiſchen Plato und den Materialiſten. Darlegung der neuen Moral in romantiſchen und griechiſchen Dichtungen. Der poſitive Gehalt und die ächte Sokratiſche Ironie in den Werken der dritten Periode. Ueberſetzungen und Lucianiſche Dialoge. Religionsphiloſophie in griechiſchen Romanen. Neue Angriffe auf Plato und Abfall zu den Cyrenaikern. Wieland als Vermittler zwiſchen Schule und Leben. Die Grazie als Kunſtprincip. Antikes in Wieland's perſönlichem Charakter. Nachahmung ſeiner griechiſchen Romane. Das Sinnliche als das Schöne bei Heinſe.

Zu Klopſtock und Leſſing geſellte ſich Chriſtoph Martin Wieland (geb. bei Biberach 1733, geſt. zu Weimar 1813) als der dritte Träger der poetiſchen Erhebung. Wenn auch eine ſtrenge Kritik und der raſche Fortſchritt der Zeit ſeinen Namen beinahe vertilgt haben, ſo forderten doch die Dinge ſelbſt, daß die Richtung, welche er einſchlug, vertreten wurde. Klopſtock ſah ſeine Heimat in dem Reiche der Geiſter und betrachtete auch die irdiſchen Dinge aus einem überſinnlichen Geſichtspunkte; in Leſſing ſtellte ſich die Klarheit und Tüchtigkeit des Weltverſtandes dar und nun ſtrebten auch Phantaſie und Sinne zur Geltung zu kommen. Allen Dreien war es gemeinſam, daß ſie bei ihren Beſtrebungen einen Anhalt in dem claſſiſchen Alterthume ſuchten. Eine Kunſtbildung im engeren Sinne hatte jedoch Wieland weniger im Auge als die Anderen. Wir ſahen Klopſtock damit beſchäftigt, ſich über die Idee des Schönen klar zu werden und mit ſinniger Beobachtung die lyriſchen und, ſo weit es gehen wollte, auch die epiſchen Darſtellungsformen der antiken Poeſie in die deutſche Dichtkunſt einzuführen. Leſſing ſuchte bei den Alten Belehrung über die allgemeinen Erforderniſſe der poetiſchen Darſtellung und über das Weſen des Dramas. Wieland vertheidigte zwar auch mit Leſſing die Unabhängigkeit der Poeſie von äußeren Zwecken; er ließ jedoch Alles, was die plaſtiſche Seite der Darſtellung betrifft, völlig unbeachtet und glaubte außer dem Sinne für die Grazie der antiken Kunſt nichts entnehmen zu dürfen. Dagegen legte er auf die Lebensphiloſophie der Alten noch mehr Gewicht als Leſſing, wobei er freilich ſich auch zu größeren Einſeitigkeiten verleiten ließ. Er erhob das Wohlgefallen an dem Schönen zum Moralprincipe und führte die Würde und den Reiz des Lebens auf die Forderungen

des ästhetischen Gefühles zurück. Hierin mochte er sich und manchem Anderen als ein vollkommnerer Zögling der Griechen erscheinen. Leider aber verfuhr er bei der Bestimmung dessen, was nun das Schöne sei, so sehr nach einem subjectiven Belieben, daß man in seiner Philosophie wol griechische Elemente wiederfinden kann, keineswegs aber diejenigen, durch welche Hellas groß geworden. Denn er behielt, nachdem er sich immer weiter von Plato entfernt, zuletzt nur für das System der Cyrenaiker Empfänglichkeit, indem er sich verwandten Einflüssen der modernen französischen Philosophie überließ. Hiebei ist es nun anziehend zu beobachten, wie er die griechischen und die französischen Elemente vereinigte. Kaum kann man unterscheiden, ob er von der französischen Philosophie ausging und, da die ganze Zeit ihre Bestrebungen an dasselbe knüpfte, nun auch in dem Alterthum nur das Aehnliche aufsuchte, oder ob er bei seiner enthusiastischen Hingabe an das Alterthum eigentlich in Griechenland zu Hause war und nur durch die Bekanntschaft mit der modernen Philosophie zu einer solchen Einseitigkeit verführt wurde; der späteren Kritik genügte er in keiner Beziehung, und während Klopstock und Lessing durch die jüngeren Generationen fortwirkten, schloß sich an ihn nur ein kleiner Anhang, der sein trauriges Schicksal theilte. Klopstock lebte in der kräftigen Jugend der göttinger Dichter fort, ja seine schönen Grundsätze von der Würde der Kunst und dem Berufe des Dichters wurden, nachdem Schiller und die Romantiker sie geläutert und befestigt, die Seele der deutschen Poesie. Ferner sind Lessing's Worte noch heute durchzuhören, wo sich die Kritik auf eine redliche, sachgemäße und eindringende Weise ausspricht und was ihn die Alten in Betreff der Lebensauffassung und der Charakterbildung lehrten, das ging in Herder's Ansichten von der Humanität über. Klopstock gehörte von Anfang an zu den heftigsten Gegnern Wieland's, denn dieser wagte aus dem Begriffe des Schönen, welches doch für unser gesammtes Leben die Grundlage bilden sollte, das Erhabene und das Ideale auszuschließen. Außerdem blieben Wieland die Bestrebungen, unserer Dichtkunst einen deutschen Charakter zu geben, fremd, und während Klopstock und Lessing gegen den französischen Geschmack ankämpften, rechnete es sich Wieland zum Verdienste an, daß er den höheren Ständen dasselbe, was sie in der französischen Literatur suchten, in deutscher Sprache darbot. Wieland schien auch den Romantikern vorgearbeitet zu haben, nicht nur weil er epische Dichtungen des Mittelalters erneuerte, sondern vorzüglich weil er Poesie, Religion und Philosophie als Entfaltungen des Schönen

zu einer Einheit verband und durch das äſthetiſche Princip das Leben und die Kunſt in die engſte Wechſelbeziehung brachte, aber die Romantiker ſelbſt nahmen jene Angriffe Klopſtock's mit aller Leidenſchaftlichkeit auf; denn der Mangel an Ernſt, Kraft und Tiefe kam gerade in den Dingen zum Vorſchein, welche ihnen für die heiligſten galten.

Wieland's Jugendwerke ſind nur inſofern beachtungswerth, als ſie den ſeltſamen Gang ſeiner Entwickelung zeigen. In Tübingen, wo er ſtudirte, und ſpäter als Bodmer's Gaſt zu Zürich lebte er in einer träumeriſchen Einſamkeit. Obgleich er bereits Schriften der franzöſiſchen Skeptiker kannte, überließ er ſich jener religiöſen Sentimentalität, welche das bibliſche Epos ausgebildet. Indem er in höheren Sphären wandelte, verachtete er die Philoſophen de la Bande joyeuse und die Dichter, welche mit Anakreon ſcherzten [1]). Was er in dieſer ſogenannten Platoniſchen Stimmung verfaßte, ſteht mit ſeinen ſpäteren Werken völlig in Widerſpruch; doch hält man ſich berechtigt anzunehmen, daß Wieland's damalige Frömmigkeit und der Platoniſche Idealismus auch nur ein Rauſch der Phantaſie geweſen, wie ſpäter ſeine Lüſternheit. Auf jene Jugendſchriften ſelbſt wollen wir nicht weiter eingehen, da die Gedichte nach oder gegen Lucrez und Ovid, jene Briefe in dem Style des Horaz und andere voll Platoniſcher Phantaſien ihren Urbildern in jeder Weiſe zu unähnlich ſind. Es kann uns nur merkwürdig ſein, daß ſich bereits jetzt beſtimmte Beziehungen zum Alterthum kundgeben. Auf Wieland's lebhaften Geiſt mochte der philologiſche Schulunterricht einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben. Stets beſchäftigte er ſich mit den alten Schriftſtellern, von denen Xenophon, Euripides, Lucian und Horaz ſeine Lieblinge waren. Wie die feinen Weltleute ihre Briefe mit franzöſiſchen Phraſen ſchmückten, ſo durchflocht er ſeine Briefe und Abhandlungen mit Sentenzen und Phraſen der alten Schriftſteller, weil er bei ſeinem Sinnen und Treiben ſich ſtets mit ihnen im Zuſammenhange fühlte. Dieſer claſſiſche Zug bewirkte, daß er ſeine Dichtungen gern nach Griechenland verlegte und ſeine Unterſuchungen den griechiſchen Philoſophen in den Mund legte. Neben dem Dichten war es vorzüglich ein Bedürfniß für ihn, über Sätze der praktiſchen Philoſophie zu reflectiren, und es iſt bezeichnend, daß er ſchon in ſeiner erſten Periode, wie er trotz ſeines chriſtlichen Eifers von den bibliſchen Propheten zu Plato überging, ſich aus Xenophon's

[1]) Siehe beſonders „Briefe der Verſtorbenen", Nr. 5.

Memorabilien und Cicero's kleinen philoſophiſchen Schriften eine Weltmoral zuſammenſetzte. Sokrates war bereits damals ſein Held und er mochte doch wol von dieſem ſelbſt wie von den griechiſchen Sympoſien anfangs eine würdigere Vorſtellung haben, als die Anakreontiker. In dem Geſpräche mit Timoklea (1754) läßt er Sokrates den Grundſatz entwickeln, daß die Schönheit der körperlichen Geſtalt erſt eine bezaubernde Anmuth gewinne, wenn ſich zu ihr eine ſchöne Seele geſelle. Ebenſo vertauſchte er, als er die Grundzüge einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute entwarf (1758), die chriſtliche Moral mit der Kalokagathie der Griechen, doch verſtand er unter derſelben mehr die allſeitige liberale Bildung, welche Shaftsbury ſeinem Virtuoſen beilegt [1]). Auch ſein Heldengedicht Cyrus (1759), von dem nur ein Fragment erſchien, iſt ein ſolcher Gräcismus, indem Wieland eigentlich durch Friedrich den Großen angeregt wurde, aber wieder ein Seitenſtück im griechiſchen Alterthume ſuchte, und ferner ſollte auch dieſer Cyrus hauptſächlich das moraliſche Element darſtellen; denn er wollte weder mit der epiſchen Kunſt des Homer wetteifern noch das Heroiſche verherrlichen, ſondern er ſah in ſeinem Helden vornehmlich den Weiſen und den Menſchenfreund.

Auf dieſe erſte Periode, in welcher Wieland die Philoſophie des Sokrates nach Platoniſchen Tendenzen ſublimirte, folgte eine zweite, in welcher er ſich von Plato losſagte, und obwol er einen mittleren Standpunkt ſuchte, den ihm die Pythagoreer einzunehmen ſchienen, die Beute des frivolſten Hedonismus wurde, aus dem er ſich nur langſam emporarbeitete. Dieſen Wechſel bewirkten theils äußere Umſtände, theils war er eine Folge natürlicher Anlagen, die ſich jetzt erſt entfalteten. Wieland hatte ſich ſchon 1754 von Bodmer getrennt und als er 1760 nach Biberach kam, war jener chriſtliche Platonismus beinahe verraucht. Etwas Neues regte ihn nicht an und wie aus langer Weile unternahm er eine Ueberſetzung Shakſpeare's, die auf Andere weit mehr Einfluß gehabt als auf ihn ſelbſt. Doch bald gab ihm die Bekanntſchaft mit dem Grafen Stadion über ſein innerſtes Weſen Aufſchluß. Der Graf war, wiewol ihn ſelbſt ſeine Kälte und ſeine Erfahrung Mäßigung lehrten, ein Anhänger jener verweltlichten Weisheit, welche ſich von Allem losſagt, was jenſeits der Erfahrung liegt, welche in einem frohen Lebensgenuſſe den eigentlichen Zweck und Werth des Daſeins findet, Alles entfernt, was dieſen Genuß ſtören

[1]) Vgl. Herder, Lit. und Kunſt, II, S. 75.

könnte, und dagegen Alles pflegt, was ihn erhöhet. Auch Sittlichkeit und geiſtige Bildung waren davon nicht ausgeſchloſſen, doch wurden alle zu ernſten Anſprüche, welche die Volluptuarier in ihrem Behagen beunruhigen konnten, abgewieſen und man achtete ſie nur als die Quelle eines feineren Genuſſes. Wieland ließ ſich ſeine Ideale bald aus dem Herzen ſpotten. Seine unklaren religiöſen Phantaſien beſtanden nicht vor dem Witze des geſunden Menſchenverſtandes; der leichte, mit den Reizen der geiſtigen Bildung geſchmückte Weltſinn behagte ihm mehr als das ſchwermüthige Brüten über den erhabenen Zwecken des Lebens. Die engliſchen und franzöſiſchen Moralphiloſophen, Shaftsbury und Voltaire an der Spitze, lehrten ihn ebenſo die Forderungen des Chriſtenthums, wie alles Tiefe und Ernſte der griechiſchen Philoſophie, wenn es ſich um eine Aufopferung der Bequemlichkeit und des Genuſſes handelte, als eine Ueberſpannung betrachten. Daß eine ſolche Verwandelung eintreten könnte, hatten ſchon manche profane Stellen in ſeinen heiligen Poeſien angedeutet, und Vieles, was ſchon vor Wieland's Bekanntſchaft mit dem Grafen Stadion verfaßt iſt, ſtimmt nach den Gegenſtänden und nach der Art, wie ſie behandelt ſind, völlig mit den ſpäteren Schriften überein. So iſt Araſpes und Panthea, welches Wieland ſelbſt den Keim des Agathon nennt, bereits 1758 in Bern verfaßt. Dieſe Epiſode rühmt Wieland noch in ſpäteren Jahren als den Glanzpunkt der Cyropädie; ſie ſollte auch ſeinen Cyrus ſchmücken. Ihr Inhalt entſpricht völlig der Philoſophie des Agathon. Araſpes vermißt ſich zu behaupten, daß ihm der Umgang mit der ſchönen Panthea nicht gefährlich werden könne. Bald ergreift ihn jedoch die Leidenſchaft mit aller Gluth der ſinnlichſten Begierde. Die Vorwürfe, welche ihm ein Catoniſcher Freund macht, ſtürzen ihn in Verzweiflung; endlich tritt Cyrus auf, um ihn zu beruhigen, da er ſeinen Fall verzeihlicher findet als jene Vermeſſenheit. Ebenſo wird im Theages, einem Geſpräche über Schönheit und Liebe (1760), bereits über die geiſtige Erhabenheit des Chriſtenthums und des Platonismus geſpöttelt. Die frommen und ſentimentalen Frauen aus Richardſon's Schule genießen nur eine zweifelhafte Achtung und die Weltdame Aſpaſia gibt ihren Platoniſchen Freunden zu bedenken, daß der himmliſche Amor gar leicht nur der maskirte Sohn der lieben Venus ſein könne. Dieſen Andeutungen ließ Wieland die ſchmutzigen Griechiſchen Erzählungen (1762) und den Roman Don Sylvio von Roſalva (1764) folgen. Beide waren indeſſen mehr geeignet, die Welt über die Veränderung ſeiner Denkungsart in Erſtaunen zu

ſetzen als aufzuklären. Endlich erſchien der Agathon (1766), welcher ſein neues Moralſyſtem darlegte. Dieſer Roman gehört in mehr als einer Hinſicht zu den größten Merkwürdigkeiten unſerer Literatur. Man hatte wol noch kein Beiſpiel davon, daß eine Lebensphiloſophie in dieſer Form dargeſtellt wurde und ſich ſelbſt durch die Charaktere und durch die Facten auslegte. Hier ward bereits verſucht, was Goethe ſpäter im Wilhelm Meiſter vielſeitiger ausführte. Gemäß ſeiner Vorliebe für das Antike verlegte Wieland ſeinen Roman nach Griechenland [1]). Er verſchaffte ihm dadurch die Reize, welche ſich an die Geſchichte des Alterthums knüpfen, und über der romantiſchen Ausſchmückung vergaß man gern den Mangel an hiſtoriſcher Treue. Jene bewegliche griechiſche Welt bot überdies eine Menge von abenteuerlichen Erſcheinungen dar, und die Phantaſie bemächtigte ſich aller Mittel des alten griechiſchen Romanes. Das Zeitalter der Sophiſten lieferte ihm für die verſchiedenen philoſophiſchen Meinungen, welche er gegen einander halten wollte, berühmte Repräſentanten und überdies erlangte er den Vortheil, daß er einen unmittelbaren Streit mit der chriſtlichen Religionsphiloſophie vermied, indem ſeine Ueberzeugungen doch immer als ein Bericht von den Lehren des heidniſchen Alterthums betrachtet werden konnten, die man zu ergänzen oder zu entſchuldigen geneigt war. Wieland hat an ſeinem Agathon fortwährend nachgebeſſert und wenn die letzte Ausgabe (1794) ſeinen Standpunkt von 1766 nicht genau erkennen läßt, ſo zeigt ſie doch am vollſtändigſten, worauf er eigentlich ausging. Man wird nun dieſes Moralſyſtem in der That nicht ſo ſchlimm finden, daß man Wieland ohne Weiteres zu den Voltaire- oder Holbach zählen könnte, und Goethe behauptet nicht ohne Grund, daß Wieland nur necke, wo die Franzoſen zerſtörten [2]). Doch manche Dichtungen, die unter dem Einfluſſe des neuen Princips geſchrieben ſind, berauben Wieland auch wieder jedes Anſpruches auf Nachſicht, und dieſer Widerſpruch erklärt ſich daraus, daß er, von den Kritikern gedrängt, ſeine Grundſätze, wenn er philoſophirte, in die Höhe ſchraubte, daß aber ſeine Neigungen ſich einer ſtrengeren Zucht nicht fügen wollten. Daher kommt es, daß er oft wie Plato ſpricht, während ihn doch im Grunde das Princip der Cyrenaiker beherrſcht. Im Agathon werden drei Syſteme gegen einander abgewogen. Der Held des Romanes verlebt, wie der Jon des Euripides, eine unſchulds-

[1]) Ueber Quellen und Vorbilder gibt ein Vorwort Nachricht.
[2]) In „Makariens Archiv".

volle Kindheit in den delphischen Hainen. Die Orphische Theosophie erfüllt sein Herz mit den höchsten religiösen Ahnungen. Kein unlauterer Wunsch befleckt seine Seele. Er erstickt alle Regungen der sinnlichen Natur, um sein Wesen zu einer reinen Intelligenz zu erhöhen, und denkt sich als den beseligendsten Genuß einen unmittelbaren Verkehr mit den Geistern. Er liebt die junge Psyche wie ein Bruder und als er in die Welt tritt, arbeitet er im reinsten Enthusiasmus für das Wohl der Menschen. Diese idealistische Stimmung verwirft nun Wieland als ein Ergebniß der Schwärmerei. Jene hohen Ahnungen stützen sich nicht auf eine klare Einsicht, sondern sie seien ein Rausch der Empfindung und der Phantasie. Der Theosoph müsse endlich doch der Macht der Sinne unterliegen, und wenn er in der Gesellschaft zu handeln beginne, so zeige sich bald, daß in einer Welt des Eigennutzes und des Unverstandes mit jenem Enthusiasmus nichts auszurichten sei, wenn man nicht seine Grundsätze und Forderungen herabstimme und mit weltlicher Klugheit die Schwächen der Menschen benutze. Agathon's schöne Vorstellungen von der Kraft und dem Adel der Menschheit sollen zerstört werden. Schon in Delphi muß er in seinem Lehrer einen ruchlosen Betrüger, in der Pythia eine wollüstige Mänade entdecken. Er flieht und kommt nach Athen; die Volksluft überträgt ihm die höchsten Aemter und fordert bald seinen Kopf. Agathon wird verbannt, von Seeräubern gefangen und an Hippias zu Smyrna verkauft. Dieser Sophist ist nun der Repräsentant eines zweiten Systemes. Wieland entwickelt die krassesten Sätze des modernen Materialismus. Genießen sei einzig der Zweck des Lebens. Die Götter sind wenigstens für den Menschen nicht vorhanden. Gut und böse seien conventionelle Begriffe; selbst wenn der Mensch sich zu einer tugendhaften Handlung mit Neigung entschließe, so geschehe es doch nur, weil sie irgend einer sinnlichen Empfindung schmeichele. Der Weise habe nichts als sein Vergnügen im Auge. Die Menschen gelten ihm nur für Werkzeuge, und um sie zu beherrschen, müsse man vor Allem Reichthümer sammeln. Sonst habe man für nichts Sorge zu tragen, als für Abwechselung und für Sicherheit vor der Polizei ꝛc. Agathon hatte bisher nur Andere verachten gelernt, er selbst hielt sich noch über dem Wasser. Nun sollte er an seiner eigenen Schwäche die Nichtigkeit des Idealismus erkennen. Hippias führt ihn zu der Buhlerin Danae. Nachdem er überall betrogen worden, setzt er seine letzte Hoffnung auf den keuschen Sinn einer Hetäre! Sie sucht sich an ihm emporzurichten und er be-

lächelt seine vormaligen Illusionen, doch bleibt ihm jener griechische Voltaire verächtlich, und als er seine Danae genauer kennen lernt, hat er Kraft genug, sie zu verlassen. Er tritt nun unter den Philosophen und Staatsmännern am Hofe des jüngeren Dionysius auf. Dieser Theil des Romanes ist insofern müßig, als Agathon's Unternehmungen und Schicksale keinen wesentlichen Einfluß auf seine innere Entwickelung haben; vielleicht sollen wir ihn nur gemäßigter und klüger sehen. Ihm geht es endlich hier doch nicht besser als in Athen. Zuletzt finden wir ihn im Hause des Archytas zu Tarent. Hier lernen wir denn endlich in einem abgeschwächten Pythagorismus diejenige Philosophie kennen, für welche sich Wieland entschied. Sie soll in der Mitte stehen zwischen dem Materialismus der Sophisten und der hochfliegenden Speculation, die dem praktischen Leben keinen Gewinn bringe und das Gemüth blos in ein Labyrinth von Zweifeln führe [1]). Archytas lehrt, „die wahre Vollkommenheit des Menschen bestehe in der Harmonie des Geistigen und des Sinnlichen; sie sei erreicht, wenn die Sinnlichkeit sich einer weisen und gerechten Herrschaft der Vernunft willig unterordne. Der Geist erlange diese Herrschaft, wenn er das: kenne dich selbst! zur wichtigsten Regel mache. Bei dem Kampfe gegen die Sinne stähle nichts so sehr als die Ueberzeugung, daß man in einem Weltganzen, welches von einer ewigen geistigen Urkraft geordnet werde, an der Vervollkommnung, der gemeinsamen Aufgabe der Menschen, mitarbeite. Darin empfinde sich der Mensch als den Genossen einer höheren Ordnung der Dinge; er strebe die reinsten Ausstrahlungen der Gottheit in sich zu sammeln und auszubeuten, und diese Thätigkeit für die Brüder bewahre ihn vor der Schwärmerei, wie vor jeder Krankheit der Seele." Die Grundsätze dieser Orphisch-Pythagorischen Philosophie sind für eine Weltmoral gut genug, obgleich nicht einleuchtet, wodurch sie dem Christenthume imponiren könnten und weshalb sie aufgewärmt werden mußten. Gleichwol blieb Wieland ihnen nicht treu; denn auch der vielfach verbesserte Agathon enthält Dinge, die weder von Weisheit noch von Tugend zeugen. Die Sittenstrenge und die kraftvolle Strebsamkeit der alten Weisen und Helden belächelt Wieland, da sie doch nicht vor der Gewalt der Sinne bestünden und nur unliebenswürdig machten. Wer sich in seine Schwachheit fügte, die Schäden ausflickte und die Schwachheit der Anderen ertrug, wer lebte und leben ließ, der war ihm der wahre Weise, der wahre

[1]) Werke (1839), VI, S. 304.

Menſch, liebenswürdig, gut und glücklich. Er hatte die Ueberzeugung, daß im Grunde nur die Umſtände den Menſchen gut oder böſe machten. Daher war es ſein liebſtes Geſchäft, alles Erhabene auf einen Schein herabzuſetzen und das Schlimmſte ſo auszuputzen, daß man es für eine liebenswürdige Verirrung anſah. Deshalb ließ er Plato am Hofe des Dionyſius die Rolle eines unklugen, moroſen Pedanten ſpielen, obgleich ſein Agathon mit der Nachgiebigkeit eines Höflings doch auch nichts ausrichtete. Von Sokrates machte es ihm Freude zu berichten, wie er mit ſeinen Jüngern die ſchöne Theodote beſucht, und daß der Ruf ſeiner Mäßigkeit ſich auch darauf gründete, daß eine große Menge Wein ihn nicht trunken machen konnte [1]). Dagegen weiß die Hetäre Danae, welche von der Aſpaſia in den feinſten Buhlerkünſten Unterricht empfangen, ihre geheime Geſchichte ſo zierlich vorzutragen, daß der junge Pythagoreer dieſer ſchönen Seele in aller Ehrfurcht die Hand küßt. Wie ſollte er nicht, war doch die Unſchuld ſeiner Pſyche, mit der er einſt in den delphiſchen Hainen geſchwärmt, nur ein phyſiſcher Vorzug geweſen; denn das Kind war damals noch zu jung zu Ausſchweifungen [2]).

So oft auch Wieland damals und ſpäter den Namen des Sokrates im Munde führte, um ſeine Lebensphiloſophie nach ihm zu taufen, ſo ward er im Grunde doch von zwei anderen Vorbildern beſtimmt. Sein Syſtem entſprach den Grundſätzen des Ariſtipp und von der witzigen, lachenden Skepſis des Lucian, die er auch für die wahre Sokratiſche Ironie anſah, borgte er die Waffen, um den Idealismus zu bekämpfen. Größeres Aufſehen als der Agathon, den die Zeitgenoſſen nicht gleich billigten, machte ſeine Muſarion oder die Philoſophie der Grazien (1769). Das kleine Gedicht iſt wieder halb Erzählung, halb Reflexion. Phanias hat, weil ihn Muſarion kalt behandelt, ſich in eine abgelegene Hütte zurückgezogen, wo er in Geſellſchaft des Stoikers Kleanth und des Pythagoreers Theophron den Timon ſpielt. Muſarion ſucht ihn hier auf und bringt nebſt ihrer Dienerin die ſtrengen Philoſophen aus der Faſſung. Sie verlacht den Flitterkram von falſchen Tugenden und großen Wörtern. Kleanth betrinkt ſich und übernachtet in dem Stalle, Theophron geſellt ſich zu der Dienerin, und Phanias lernt von Muſarion

[1]) III, 279 auch im Ariſtipp.

[2]) V, 145.

Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedaurt und nur den Gleißner fliehet;
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
Und glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält ꝛc.

Eine solche Denkungsart mußte den großen Haufen der Weltleute durch ihre Heiterkeit und Harmlosigkeit anlocken. Es ist von Wichtigkeit, daß diese Philosophie in der Grazie, welche jetzt an die Stelle der Kalokagathie trat, eine neue Grundlage suchte. Ohne Zweifel war Wieland hier dem ächten Griechenthum insofern auf die Spur gekommen, als es in der That, wenngleich die Philosophen andere Principien aufstellten, der Sinn für das Schöne war, was die Nation zu allem Großen, Guten und Lieblichen in Wort und That geleitet hatte. Dagegen war es wieder mehr eine Eigenheit Wieland's als der Griechen, daß er jene sittliche Grazie und die Anmuth in einer Abstumpfung des Edlen und Großen fand, die er mit dem Maße verwechselte, und es ergibt sich leicht, daß jene honigsüßen Worte, wenn sie sich ein bequemer Weichling zurechtlegt, ebenso geeignet sind, der Genußsucht, der weichlichen Resignation, der nihilistischen Ironie, dem sittlichen Indifferentismus zu schmeicheln. An dem ästhetischen Lebensprincipe war, obgleich es die alten Griechen ganz anders auffaßten, schon einmal die Welt gescheitert und diese einseitige Anwendung mußte bewirken, daß Wieland auch das Leerste und Gemeinste mit der Grazie verträglich fand, wenn nur nicht die sinnliche Anmuth fehlte. Es ist natürlich, daß diese Philosophie der Grazien dazu beitrug, die Poesie von der Herrschaft der moralischen Lehrzwecke zu befreien. Denn da Wieland in umgekehrter Folge die Moral selbst auf das Geschmacksurtheil gründete, wie hätte er in der Poesie andere Gesetze als die der Grazien anerkennen sollen. Wieland hat über diese Dinge sich später mit größerer Bestimmtheit erklärt, und wir wollen seine Ansichten an einem geeigneten Orte zusammenstellen.

Hier geben wir nur an, daß er in dieſer Periode es als den Gipfel der Kunſt betrachtete, daß ſie mit der Anmuth der Form auch das moraliſch Häßliche reizend machte; daher erzählt er ſo gern, daß ſeine liebenswürdigen Hetären die wollüſtigen Fabeln von der Danae und von der Leda mit höchſter Anmuth getanzt, und es mochten ihm wol ſchöne Seelen und ſchöne Buſen „unter einem Kleide von gewebter Luft" ziemlich daſſelbe ſein. Fehlt es andererſeits ſchon nicht ganz an Verſuchen, die ſinnliche Grazie mit der ſittlichen zu verbinden, ſo ſchien ihm doch die letztere mit ſtrengen moraliſchen Forderungen unvereinbar. In dem Style Gleim's und Jacobi's ſchrieb er ſeine Grazien (1769), eine allegoriſche Erzählung in poetiſcher Proſa mit eingelegten Verſen. Die Grazien und Amor miſchen ſich in Arkadien bei einem Roſenfeſte unter die Kinder der Natur, denen es nicht an Schönheit fehlt, jedoch an Liebreiz und aufgeſchloſſenem Sinne. Sie gleichen den Statuen des Pygmalion und nur die Grazien ſind im Stande, ſolche lebloſe Bilder zu beſeelen. Sie ſind die Muſen der Philoſophie, ſie geben der Weisheit und Tugend den Glanz der Vollendung, indem unter ihren Händen ſich das Uebertriebene und Aufgedunſene, das Herbe, Steife und Eckige verliert [1]). Ihnen opferten daher die griechiſchen Künſtler, die Weiſen, ſogar die Feldherren. Die Grazie war das Einzige, was der Tugend des Cato von Utica mangelte, und damit man ſieht, wie weit die Grazien alles Strenge zu ermäßigen haben, kommt zuletzt ein allerliebſter kleiner Faun zum Vorſchein, zu dem ſich keine Mutter findet, worüber die Schweſtern einander in zierlichen Scherzen necken.

Die zahlreichen Dichtungen, welche nun Wieland folgen ließ, indem ſein Talent und ſeine Schreibluſt und Flüchtigkeit einander unterſtützten, tragen ſämmtlich das Gepräge jener Philoſophie und auch ihr poetiſcher Charakter zeigt ſich gänzlich durch dieſelbe beſtimmt. Nach dem äußeren Stoffe zerfallen ſie in zwei große Klaſſen. Wieland ſchöpfte eines Theils aus den romantiſchen Sagen des Mittelalters und ſowol die kleinen Erzählungen, die Schwänke und Feenmärchen, wie die größeren Epopöen, Entlehntes und Erfundenes, behandeln dann gemeinhin die Erotik der Romane von der Tafelrunde. Unzählige Male variirt er hier ſein Lieblingsthema, und ſo weit uns die phantaſtiſche Ritterwelt von Griechenland wegzuführen ſcheint, ſo kehrt in den ſittlichen Grundlagen der Charaktere, der Situationen, immer jene Philoſophie der

[1]) III, 126.

Grazien wieder. Das Heroische wird durchweg verspottet, da die Welt der alten und neuen Achille überdrüßig sei. Die Helden leben nur der Liebe. Bald hier, bald da muß ein jugendlicher unerfahrener Schwärmer in den Armen einer Nymphe sich davon überzeugen, daß die Weiber keine Engel sind und daß sein ritterlicher Platonismus nur eine Verirrung der Natur gewesen. Höchst selten schildert Wieland die Verstiegenheit einer phantastischen Idealität in einem anderen Verhältnisse, fast immer machen seine jungen Platoniker in der Liebe Bankrott, und diese Einseitigkeit, welche schon Schiller sehr rügte, erklärt sich natürlich aus Wieland's Vorliebe für üppige Schilderungen, die dann eine ehrbare Nutzanwendung rechtfertigen sollte. Denn in den Einleitungen und in einzelnen Digressionen gibt sich Wieland gern das Ansehen, als schreibe er nur, um mit seiner großen Menschenkenntniß die Unerfahrenen zu warnen, als wolle er nur auf eine anziehende Weise Tugend und Weisheit ausbreiten, und mit dem Spruche: sieh und folge mir — nicht nach! weiß er alle Unflätereien zu beschönigen. Menschenkenntniß hatte er in der That, aber er kannte nur die schwache Seite des Menschen und seine Erfahrungen beschränken sich meistens ebenso einseitig, wie seine ganze Dichtung, auf das Gebiet der Erotik. Er hat von seinem Ovid, den er auch oft nennt, gründlich gelernt, die geheime Dialektik der Sinnlichkeit zu schildern, den Selbstbetrug der Schwächlinge, die Verführungskünste der Buhlerinnen. Junge Hetären zu unterrichten, schien ihm eine eigene Aufgabe der praktischen Lebensphilosophie zu sein. Sokrates lehrte, heißt es im Aristipp [1]), einen Gerber besseres Leder machen, einen Tänzer gefälliger tanzen, einen Maler geistreicher malen, einen Hipparchen seine Reiter und Pferde besser abrichten, warum sollte er nicht auch eine unerfahrene junge Hetäre zur Virtuosin in ihrer Kunst zu machen suchen. Dieses Amt übernehmen denn auch seine Aspasia im Agathon, sein Diogenes, sein Ithiphall und Antiseladon; ja er scheut sich nicht, den Leser an einer solchen Lehrstunde, in welcher irgend ein Neuling für den Dienst der Venus präparirt wird, theilnehmen zu lassen. In Idris und Cenide (1768) und im neuen Amadis (1771) finden wir die Grundsätze wieder, welche uns der Agathon zeigte. Idris ist der ideale Schwärmer, Ithiphall spielt in der Liebe den Hippias, Zerbin dagegen vermittelt die Extreme wie dort Archytas. Die Liebe soll Diesem Auge und Herz zugleich rühren; sie ist ihm nicht der thierische Trieb. Der

[1]) XXIII, 123.

wahren Liebe ſei Keuſchheit keine Bürde und ein bloßer Blick ſei ihr mehr als dem Faun ein Kuß. Dagegen verſichert er, auch nicht zu den Weſen zu gehören, welche wir mit Weihrauch nähren. Die Sehnſucht hindert ihn nicht für ihrer Drei zu eſſen und er bittet Idris nicht auf den Platonismus zu trotzen, denn

ungeprüft gibt's tauſend Epikteten!
Der Stärkſte reize nicht die Rache der Natur!
Was unſern Fall verwehrt, iſt oft ein Zufall nur.

Dies kann man wol für die Grundlage des unvollendet gebliebenen Gedichtes anſehen [1]). Mehr ſcheint Wieland noch im Amadis der Seelenliebe das Wort zu reden; denn der Held entbrennt zuletzt für Olinde. Dieſe konnte,

um nur nicht gar ein Stachelſchwein
Und Seekalb vorzuſtellen, unmöglich häßlicher ſein;

„aber wenn ſie etwas Artiges ſagte, und ſo oft ihr Herz in einem ſchönen Gedanken ſich malte, traten dem Helden gleich die Thränen ins Auge.“ Olinden ſtehen die abgeſchmackten, aber leidlich ſchönen Töchter des Schach Bambo gegenüber, während die Rolle des Ithiphall vornehmlich dem Paladin Antiſeladon übertragen iſt. Dieſe Gegenſätze ſind aber in der That nur ein Spiel. Kann man im Idris noch annehmen, daß der Venus vulgivaga eine ſittliche Liebe entgegengeſtellt iſt, ſo ſcheint es hier, daß Wieland ſich mit ſeiner Olinde nur einen Spaß machen wollte. Denn jene ſchönen Töchter Bambo's ſind ſolche geiſtloſe, ungeſchickte und verbuhlte Geſchöpfe, daß an einen Wettſtreit nicht im mindeſten zu denken iſt, und vermuthlich hat Wieland in dieſem Romane nur ſeiner Neigung zu zuchtloſen Schilderungen ein Feſt bereiten wollen. Wie ekelhaft iſt es ſchon im Idris, wenn die Weiber in raſender Brunſt die Männer anfallen. Niemals entſchlüpft ihm über die Heldenthaten ſeiner Ithiphall und Antiſeladon eine Sylbe der Indignation, ſondern er ſchildert ſie mit Vorliebe; ja im Amadis erſcheint als der eigentliche Held des Epos dieſer Antiſeladon, der ſeinen Zauberfächer mit den Bildern von 99 Schönen, welche ſich ihm ergaben, beſetzt hat und den hundertſten Platz nur noch für ein recht pikantes Abenteuer leer läßt. Die Lehre des großen Ovid: omnes posse capi und ein Seufzer darüber, daß die Frauen den Sieg nur zu wenig erſchweren, ſind das eigentliche Thema dieſes Epos, welches ſo gemein, flach und langweilig iſt, wie nichts was

[1]) Vgl. beſonders Geſang III, Strophe 17, 38, 89, 107, 120.

Wieland geschrieben. Er wußte wohl, daß diese Dichtungen selbst für seine Grazien zu plump waren, und darum wählte er für sie den zügellosen Capriccio zum Symbol, der nur mutterhalb von einer Grazie stammte und dessen Vater ein Faun war. Sein Vorbild waren bei diesen Dichtungen die Feengeschichten des Grafen Hamilton,

dem Zärtlichkeit und Spott
Aus schwarzen Augen lacht, halb Faun, halb Liebesgott! [1])

Eine zweite Klasse von Wieland's Dichtungen versetzt uns nach Griechenland. Hier sind nun zwei Gattungen zu unterscheiden: eine Reihe von poetischen Erzählungen, die sich an die ähnlichen romantischen anschließen, und die Romane, welche meistens im Style des Agathon geschrieben sind. Die sogenannten Komischen oder Griechischen Erzählungen, deren wir bereits gedachten, Diana und Endymion (1762), das Urtheil des Paris nach Lucian (1764), Aurora und Cephalus (1764), sind die frühesten, in welchen Wieland die Platonische Liebe, den Glauben an Treue und Ehrbarkeit verspottete und sich an lüsternen Schilderungen erquickte. Uebrigens hat Alles mit den romantischen Gedichten der Art einen gleichen Inhalt und einen gleichen Ton, weshalb auch Fragmente von der Geschichte der Psyche, welche ihn lange beschäftigte, in Musarion und Idris, in die Grazien und den Amadis eingeschaltet werden konnten, wie die romantischen Gedichte selbst mit der scandalösen Chronik der alten Olympier verziert sind. Mehr war die Heiligkeit des sittlichen Gefühles nicht verhöhnt werden als im Combabus (1771), „der Frucht einiger genialischen Stunden". Den Ruhm muß man Wieland lassen, daß er schnell gelernt hatte, das Unsagbare zu sagen; denn in jenen ersten Erzählungen zeigen die Späße des Paris, die freche Sicherheit dieses Bruder Lüderlich und der Aurora noch eine cynische Rohheit und es ist nicht einmal den Forderungen der formalen Grazie genügt. Das Fragment Endymion (1771) oder das Leben ein Traum enthält nur eine Disputation über die Grundsätze Plato's und des Aristipp. Der verklagte Amor (1772—74) erzählt, daß Amor, um seine Ankläger zu bestrafen, sich aus dem Olymp verbannte und daß nun eine unbesiegbare Langeweile die Götter ergriff ꝛc.

Eine zweite Gattung von Griechischen Dichtungen bilden die Romane. Sowol jene poetischen Erzählungen als die romantischen

[1]) Idris 1, 4.

Gedichte zeigen auch in ihrem Versmaß einen Gegenſatz zu Klopſtock, dem bei ſeiner Meſſiade die ſtrenge Form des antiken Epos vorſchwebte. Wieland hatte mit ſeinem chriſtlichen Platonismus zugleich den Hexameter verabſchiedet, und während er vorher in ſeinem Cyrus einen griechiſchen Roman in ein Epos umwandeln wollte, fand er nunmehr den Roman ſeinen Abſichten am meiſten angemeſſen. Denn er wollte ſein Moralſyſtem auf die Wirklichkeit anwenden; die Neuheit deſſelben machte es nöthig, daß die Erzählung ſtets durch Reflexionen unterbrochen wurde, und überdies lag ihm daran, ſein ſubjectives Verhältniß zu Dem, was er darſtellte, anzugeben. Gern behandelte er einzelne Abſchnitte in Dialogen, wozu ihn theils die fortdauernde Beſchäftigung mit Plato und Xenophon, theils das Beiſpiel Lucian's veranlaßte. Daß Wieland ſeinen griechiſchen Romanen durchaus eine moderne Färbung gab, entging ihm ſelbſt gewiß nicht; ſeine Schilderungen waren ihm nur das Gefäß für die moderne Philoſophie und an eine hiſtoriſche Treue dachte er ebenſo wenig, wie Ovid bei ſeinen Heroiden oder wie alle Nachahmer Wieland's von Meißner bis Bulwer hin. Dies iſt nun an ſich auch nicht zu tadeln, da es allein darauf ankommt, ob ſich die Abweichung durch poetiſche Gründe rechtfertigt. Die Griechen in Goethe's Iphigenie gehören der antiken Welt ebenſo wenig an, wie die in Wieland's Alceſte oder die in der franzöſiſchen Tragödie, und mit Recht gilt dieſelbe Modernität einmal für ſchön und einmal für fehlerhaft. Allerdings durfte man aber inſofern eine größere Treue von Wieland fordern, als er oft den Anſichten und Richtungen des Alterthums, welche er gleichwol nach ſeinem Geſchmacke umwandelte, eine hiſtoriſche Beweiskraft beilegte, und darum iſt zum Beiſpiel die höchſt feindſelige Auffaſſung Plato's eine wirkliche Verfälſchung. Ferner hat er nicht immer darauf geachtet, daß das Moderne hier als eine Fortbildung griechiſcher Elemente erſcheinen ſollte, und manche directe Widerſprüche ſtören alle Illuſion, worauf er in ſeinen komiſchen Dichtungen aus Muthwillen gefliſſentlich ausgeht.

Die Dialogen des Diogenes von Sinope (1770) führen uns zum Agathon zurück, da Wieland ſeine Denkweiſe wieder von einem griechiſchen Philoſophen darſtellen läßt. Das Werk iſt jedoch kein eigentlicher Roman, ſondern mehr theoretiſcher Art. Diogenes entſchließt ſich, ſeine Gedanken über Manches, was er erlebt, und über das Thun und Treiben der Menſchen aufzuſchreiben, wobei er bisweilen die Form des Dialoges wählt. Vermuthlich wurde Wieland durch Lucian, der gerne die verwöhnten Sterblichen von dem

beißenden Hunde belehren läßt, auf diesen Charakter aufmerksam gemacht, doch mußte ihm der Verächter der Grazie und des Lebensgenusses, wie er war, höchst zuwider sein. Er beschloß ihm daher eine andere Rolle zu geben. Sein Diogenes bekennt sich zu den Grundsätzen des Aristipp, und seine abweichende Lebensweise wird dadurch mit jenen Grundsätzen in Uebereinstimmung gebracht, daß der Weise einmal nicht an dem Genusse, sondern an der Entbehrung Gefallen findet, womit sich denn manche würdigere Neigungen und Ansichten verbinden. Folgende Hauptpunkte, welche der Roman nachlässig durcheinander wirft, bilden seinen wesentlichen Inhalt. Diogenes rechtfertigt zuerst seine sonderbare Lebensweise. Er meide die Welt weder aus Eitelkeit noch aus Verachtung, sondern er gebe die Vortheile der Gesellschaft auf, weil die Ansprüche derselben ihn hindern möchten, ein Mensch zu sein. In seiner kosmopolitischen Unabhängigkeit dürfe er Jedem die Wahrheit sagen. Die Freiheit von Bedürfnissen setze ihn in Stand, das Gute ohne Eigennutz zu thun, und weil er Keinem bei seinen Interessen im Wege stehe, hasse ihn Niemand. Alle Anderen müßten Rücksichten nehmen, was die freie Menschlichkeit von allen Seiten einschränke. Er sei keineswegs ein Feind der Freude. Weisheit und Tugend fordern, daß der Mensch nach ihr strebe, und selbst ein frohes Volk sei leicht zu regieren, denn es habe keine Zeit, in Religion und Politik zu schwärmen. Zwar müßten die Freuden unschuldig sein, aber Kleinigkeiten, wie eine Zerstreuung mit den Schönen, seien verzeihlich und sogar nützlich als ein Schutzmittel gegen die Ausschweifungen der rohen Bosheit. Hätte Griechenland nicht seine Hetären, so würden die Staatsmänner nicht so klug und beredt, die Philosophen nicht so vernünftig, die Werke der Künstler nicht so schön sein, Korinth wäre nicht der Sammelplatz der Fremden. Die Bürger würden sich durch scythische Gelage entschädigen, sie möchten in ihren Klubs conspiriren ꝛc. Er selbst liebe die Mäßigkeit theils aus Gewohnheit, theils weil es ihm mehr Freude mache, sich an Leib und Seele gesund zu fühlen als zu schwelgen. Zu diesen Ansichten ist nun Einiges von den Handlungen und Schicksalen des Diogenes als Beleg hinzugefügt. Die schöne Frau eines Verklagten suchte einen Vertheidiger für ihren Mann und gerieth an einen Wollüstling; Diogenes entschloß sich aus reiner Menschenliebe für ihn aufzutreten. Eines Abends läuft ihm die verstoßene Glycerion in die Arme. Er tröstet sie und zeigt ihr, wie sie sich künftig gegen ihre Liebhaber verhalten müsse, um ihre Zärtlichkeit nicht umsonst zu verkaufen. Die Scene endigt damit, daß

ſie an Diogenes ihr Herz verliert und mit ihm in die Einſamkeit zieht. Nach drei glücklichen Jahren ſtarb ſie. Niemand weiß den Ort, wo ſie ruht. Alle Jahre pilgert der Weiſe zu ihrem Grabe, zerpflückt eine Roſe und weiht dem geliebten Schatten eine Thräne. Andere Abſchnitte ſind ſatiriſcher Art. Die verſtiegene Philoſophie wird durch eine Rede von dem Manne im Monde verſpottet. Ferner greift Diogenes die Reichen an, welche Tauſende für ſich arbeiten laſſen, während ſie ſelbſt der Geſellſchaft weniger nützen als jeder Waſſerträger und die Armen herzlos darben laſſen. Natürlich darf auch ein Ausfall auf die Sittenrichter nicht fehlen, auf dieſe Heiligen, die Buße predigen und Orgien feiern. Zuletzt wird der Beſuch Alexander's beleuchtet und ein Anhang enthält luſtige Sticheleien auf die Platoniſche Republik. Ueber dieſen Diogenes wird ſehr ungünſtig geurtheilt. Gervinus nennt ihn Wieland's albernſte Compoſition, Hillebrand findet den Weiſen zum bettelmönchiſchen lüſternen Weiberpfaffen und abgeſchmackten modernen Süßling verzerrt. In der That haben die Dialogen keinen poetiſchen Werth und der hiſtoriſche Charakter des Cynikers iſt in ihnen nicht wiederzuerkennen. Dennoch bleibt der Roman deshalb merkwürdig, weil Wieland offenbar bemüht iſt, ſeiner Freudenlehre durch einen Zuſatz von Kraft und Adel aufzuhelfen. Noch findet er in dem Vergnügen den Zweck des Lebens, in der Freude liegen die Motive zu allen Handlungen. Aber wie nachſichtig er auch über die ſinnlichen Gelüſte urtheilt, ſo lenkt er doch im Allgemeinen zu dem Satze ein, daß die wahre Lebensfreude nicht von ſittlichen Bedingungen abzulöſen ſei. Die Enthaltſamkeit des Diogenes erſcheint zwar zum Theil als die Reſignation eines alt gewordenen Lebemanns, aber ſie bildet auch ſo einen Gegenſatz zu der frivolen Genußſucht, welcher Wieland ſonſt huldigte. Deshalb werden auch die reichen Schlemmer nachdrücklich daran erinnert, daß ihnen das Leben ernſte Pflichten auferlegt. Wo wäre es Wieland ſonſt eingefallen, eine Gattin zu ſchildern, die lieber ihren Mann als ihre Keuſchheit verlieren will, oder edle Handlungen, die er ſonſt ſo gerne auf eigenſüchtige Beweggründe und zufällige Urſachen zurückführt, als das Ergebniß einer reinen Menſchenliebe darzuſtellen. Wenn Diogenes, der anfangs für Glycerion nur lüſterne Blicke hatte, durch ihren Verluſt mitbeſtimmt wird, den Freuden der Welt auf immer zu entſagen, ſo iſt dies allerdings ein Zug der modernen romantiſchen Sentimentalität, aber es deutet doch auf eine Achtung vor ernſten Empfindungen. Diogenes gehört nach ſeinem ganzen Charakter nicht zu den Geſtalten, welche

Wieland bis dahin gezeichnet; es sind auf ihn, wie schon Gruber angibt [1]), die Grundzüge der Figuren Sterne's übertragen, jene Mischung von Kraft und Weichheit, Frohsinn und Schwermuth, wozu auch seine Gutherzigkeit und seine Resignation passen. Man wird zugestehen, daß Wieland sich hier für Grundsätze, Ansichten und Empfindungen enthusiasmirt, die ihm bisher theils gleichgültig, theils lächerlich waren, und uns muß demnach der Diogenes als ein Versuch, sein System auszubessern, wichtig bleiben. Zwar folgten diesem Diogenes der Combabus und der Amadis auf dem Fuße nach, doch sehen wir gleich die besseren Regungen dauernder werden.

Denn es war der Zeitpunkt nahe, in welchem mit Wieland in Betreff seiner Ansichten und seiner Dichtungsweise eine große Veränderung vor sich gehen sollte. Dies hing zum Theil mit dem Wechsel seiner äußeren Verhältnisse zusammen. Er war von 1760 — 69 Kanzleidirector in Biberach gewesen. Die mechanischen Geschäfte seines Amtes ermüdeten ihn und er hatte keine andere Erholung als Lesen und Dichten. Er selbst bekennt, daß der erste mächtige Eindruck der französischen Philosophie und das Bedürfniß, seinen Geist durch scharfe Reize zu beleben, ihn zu jener leichtfertigen Selbstvergessenheit verleitet. Dann übertrug ihm der Kurfürst von Mainz die Professur der Philosophie in Erfurt. Er kam in die Nähe der Anakreontiker, welche ihn als ihren Führer begrüßten, und auch in Wien, dessen literarische Erhebung eine neue Zukunft erwarten ließ, dachte man Wieland an die Spitze zu stellen, da seine Romantik die deutschen Neigungen ansprach und seine französische Philosophie den Ansichten der Aristokratie gemäß war. Diese Huldigungen ließen Wieland nicht zur Besinnung kommen. Endlich berief ihn die Herzogin Amalie 1772 als Erzieher ihrer beiden Söhne nach Weimar. Dies war für ihn entscheidend. Denn bald trat er mit Dichtern und Denkern in Verbindung, welche ihn durch ihre reinen und energischen Principien aus der Täuschung weckten und auch an die poetische Darstellung ganz andere Forderungen machten. Wieland mußte von dem Principate abtreten und begann von Neuem zu lernen. Daß seine Philosophie der Grazien doch niemals eine Philosophie des deutschen Volkes werden könne, davon mußten ihn bald die lebhaften Protestationen überzeugen, welche dem ersten Beifalle folgten. Denn es regten sich bereits auf allen Seiten Feinde, die voll Haß waren gegen

[1]) „Wieland's Leben", 2 Bände, zuerst 1815.

die Sache und gegen die Perſon, und wenn er über ihren fanatiſchen Eifer ſpottete, ſo mußte es ihm doch bedenklich ſein, daß die Angriffe der jungen Dichter zu Göttingen und zu Straßburg gebilligt wurden, da man zu ihrer kräftigen Strebſamkeit und zu ihrer Begeiſterung für das deutſche Weſen ein größeres Zutrauen hatte. Sie ſtrebten, indem ſie auf die Kraft und Lauterkeit der Natur zurückgingen, jene Verdorbenheit auszurotten, welche Wieland nur durch äſthetiſche Bedingungen zügelte, denn er kannte kein anderes Mittel gegen die rohen Ausbrüche der Sinnlichkeit, als ſie mit geiſtigen Reizen zu ſchmücken. Seine eigenen Freunde warnten ihn und er hatte nun unabläſſig zu erörtern, zu entſchuldigen, in Nachträgen zu ermäßigen und über Mißverſtändniſſe zu klagen. Wie war es aber möglich, ihm beſſere Abſichten zuzutrauen, wenn er offenbar ſtets das Schlimmſte mit dem größten Behagen ſchilderte, wenn er in ſeinem Endymion oder das Leben ein Traum an der Stelle abbrach, wo Cato ein Donquixote und ſeine Tugend eine Dulcinea heißt [1]), wenn er ſelbſt im Agathon wenig Luſt zeigte, den Hippias zu beſtreiten und Das, was man für ſeine eigentliche Meinung anſehen ſollte, erſt 1794 hinzufügte. Seine Verehrer waren mit den Verbeſſerungen auch nicht zufrieden und kauften ſich die erſten Ausgaben zu erhöheten Preiſen; Gruber fand daher von dieſen im Buchhandel kein Exemplar. Die Sätze, durch welche Wieland ſich in den Unterredungen mit dem Pfarrer von * * (1775) und ſonſt zu rechtfertigen ſucht, verdienen kaum eine Widerlegung. Er beruft ſich unter Anderen darauf, daß der Dichter alle Charaktere nach der Natur zu ſchildern habe. Eine Sünderin bleibe tadelnswürdig, inſofern ſie eine Sünderin ſei, aber wenn ſie Witz, Geſchmack, feine Lebensart, Kenntniſſe, Talente, kurz tauſend Verdienſte habe, die ſelbſt auf ihre Sünden ein ſanft gebrochenes Zauberlicht werfen, ſo könne der Dichter ſie nicht mit ekelhaften Farben malen. Es hieß nun aber gewiß nicht nach der Natur und nach der Wahrheit ſchildern, wenn er die Sünden ſeiner ſchönen Sünder und Sünderinnen niemals tadelte, ſondern ſie immer bereitwilligſt mit zu ihren Verdienſten rechnete. Er forderte ferner, wie ſo viele Andere, daß man ihn nicht nach ſeinen Schriften, ſondern nach ſeinem Leben beurtheilen ſolle, und doch gehören die Schriften eines Autors nach ihrem Urſprunge und nach ihren Wirkungen zu

[1]) Dagegen hat das Trauerſpiel Johanna Gray (1758) noch das Motto:
— — Frustra leges et inania Jura tuenti
Scire mori sors optima! — —

den wichtigsten Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit. Andere Argumente sind noch schwächer und Wieland selbst kann sich unmöglich darüber getäuscht haben. Dagegen beklagte er sich mit Recht darüber, daß ihn Viele tadelten, welche so wenig Beruf dazu hatten. Er hielt ihre strenge Censur für eine Heuchelei und beschwert sich mit Horaz über den undankbaren Leser, welcher seine Opuscula

laudet ametque domi, premat extra limen iniquus.

Auffallend bleibt es immer, daß über Wieland ein so strenges Sittengericht gehalten wurde, während man bald z. B. gegen Goethe sich äußerst nachsichtig zeigte. Doch darf in Betracht kommen, daß Wieland seine Verirrungen zu Grundsätzen stempelte und dadurch die Kritik herausforderte; denn seine lüsternen Schilderungen sind hauptsächlich deswegen verwerflich, weil sie auf eine ganz faule Moral hinweisen.

Eine Wendung zum Besseren lag darin, daß Wieland sich nicht mehr ausschließlich mit erotischen Stoffen beschäftigte. Rousseau's Einfluß hatte auch ihn ergriffen und er begann über Staatsverhältnisse, Völkerglück und reine Menschlichkeit zu philosophiren. Nach seiner Weise wählte er wieder eine romanhafte Einkleidung, doch führt er uns diesmal nicht nach Griechenland. Hieher gehören besonders Der goldene Spiegel (1772) und Danischmend (1775). Die Darstellung bewegt sich um zwei Gegensätze. Bald zeigt er uns das Glück und die Unschuld eines Volkes in seinem Naturzustande, doch wendet er gegen Rousseau ein, daß Beides ebenso chimärisch wie leicht verlierbar sei, bald schildert er die Alles durchdringende Verderbniß einer ausgearteten Cultur, wobei die Schwäche und Despotie träger und launenhafter Regenten, die verkehrte Weisheit der Minister und die Herrschsucht der Pfaffen, die sich namentlich ihres Einflusses auf die Weiber bedienen, als die größten Uebel bezeichnet werden. Der poetische Werth dieser Schriften ist ebenso unbedeutend, wie sie auf Cultur und Politik ohne Einfluß blieben, weil die allegorische Einkleidung nur eine unbestimmte Anwendung auf die Zeitverhältnisse verstattete, und weil Wieland, nachdem er die ungebildete Natur und die Unnatur der modernen Bildung als zwei Extreme einander entgegengesetzt, auf die wichtige Frage, was nun zu thun sei, nur mit Gemeinplätzen und ironischen Vorschlägen zu antworten wußte; denn von den Vorzügen der Cultur, die er nicht aufgeben will, sieht er dieselben

Ausſchweifungen, gegen die man ſich wendete, unzertrennlich und ſeine Weisheit lief im Grunde auch hier auf den troſtloſen Satz hinaus, daß man die Dinge müſſe gehen laſſen, wie ſie eben gingen und daß dem Einzelnen nur übrig bleibe, ſich auf eine leidliche Art mit der Nothwendigkeit abzufinden.

Auch die Singſpiele, welche Wieland 1773 für das Hoftheater zu Weimar ſchrieb, deuten auf eine Aenderung ſeiner Grundſätze, wiewol ſie dem Autor ſonſt ebenſo wenig Ehre erwarben, wie andere dramatiſche Arbeiten aus ſeiner Jugendzeit. Den moraliſchen Hercules Prodicius hat ihm wol nur ſein pädagogiſches Amt dictirt. In der Alceſte hoffte er den Euripides verbeſſert zu haben, indem er das Drama deſſelben mit moderner Empfindſamkeit, zarter Moral und franzöſiſcher Grazie verſetzte. Goethe antwortete im Namen der Straßburger Societät mit der Farce Götter, Helden und Wieland (1774), dem ziemlich witzloſen und unklaren Producte weniger Stunden, welches jedoch Wieland mit Recht zum Vorwurf machte, daß er über dem Zierlichen und Zarten den Sinn für die geſunde Naturkraft verloren. Wieland ſelbſt bequemte ſich, ein wenig in den Ton der Kraftgenies und der Barden, welche ſich um dieſelbe Zeit regten, einzuſtimmen; doch hatte er im Grunde einen inneren Abſcheu vor dieſen Poeten, welche nur die wilde Erhabenheit koloſſaler Granitfelſen bewunderten und die zierlich geſchnitzten Marmorbilder ſeiner Grazien verachteten. Goethe kam 1775 nach Weimar, Herder ward 1776 berufen. Jener hatte ſich ſelbſt noch aus dem Wuſte eines unreifen Naturalismus herauszuarbeiten und auch Herder ſuchte noch die Vermittelung zwiſchen ſeinem Naturevangelium und den Rechten der Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber auch ſo imponirten ſie Wieland; er verehrte ſie mit Enthuſiasmus, doch ohne Freude, und ſchloß ſich lieber an die kleineren Geiſter, an Knebel, Einſiedel, Muſäus, Bertuch ꝛc. Indeſſen lehrte ihn die neue Umgebung von den Menſchen und von dem Leben würdiger denken. Er fühlte, daß er mit ſeiner Grazie auch in der Poeſie nicht ausreiche, daß die Dichtkunſt auch einen inneren Gehalt darbieten müſſe, daß die Darſtellung mehr erfordere als eine fließende, bilderreiche Sprache und ungezwungene Reime. Die nächſten zehn Jahre zeigen Wieland's Talent in ſeiner reifſten Entfaltung. Er mußte ſich ſelbſt überbieten, denn als die neuen Sterne aufgingen, ſah er alle ſeine Verdienſte in Frage geſtellt. In ſeiner Angſt bittet er (1779) Merck, ihn brüderlich herauszuſtreichen. Was helfen mir, ſchreibt er, etliche wenige gute heilige Frauen, die mir überall nachfolgen und meine Füße ſalben.

Ich werde darum nicht weniger von den Phariſäern und dem blinden Judenvolke gekreuzigt werden.

Zwiſchen 1774 und 1784 ſind Gandalin, Geron, das Wintermärchen, das Sommermärchen und andere romantiſche Erzählungen verfaßt, deren glänzenden Mittelpunkt der Oberon (1780) bildet. Hier unterbrach Wieland endlich einmal ſeine Negationen durch die Schilderung einer kräftigen und edelen Denkungsart, und wenn es ihm auch mehr zuſagte, komiſche Stoffe zu behandeln, ſo haſchte er doch nicht danach, mit ſchlüpfrigen Gemälden Effect zu machen. Wieland nahm die Sage von Huon de Bordeaux wie viele andere Stoffe aus der Bibliothèque universelle des Romans. Das Gedicht durchläuft nach ſeinem äußeren Inhalt die reizendſten Gebiete der Romantik. Abenteuer an dem Hofe eines Sultans, in den orientaliſchen Wildniſſen, auf der See, auf dem einſamen Eilande, Trennung der Liebenden, Beſchwerden und Verſuchungen, ein wunderbares Wiederfinden wechſeln in bunter Folge. Als ein antikes Element könnte die Verwandtſchaft dieſer Abenteuer mit denen der griechiſchen Romane angeſehen werden, doch gehört eine ſolche Aſſimilirung, wenn ſie ſtattgefunden, alten Zeiten an. Wieland brachte die Sage mit dem altromantiſchen Mythus von der Elfenwelt in eine engere Verbindung, und wenn man will, mag man darin einen Anſchluß an die Form des antiken Epos finden; denn es war bis dahin eine allgemeine herrſchende Anſicht, daß ein rechtes Epos ſeine Maſchinerie haben müſſe, doch boten bereits die Feenmärchen und die Geſchichte Hüon's ſelbſt jenen natürlichen Erſatz für die Homeriſchen Götter dar. Nie hat unſer Volk die Forderung, daß die romantiſchen Abenteuer und ſo wol alle Poeſie von ernſten Gedanken getragen werden müſſe, mit größerer Uebereinſtimmung ausgeſprochen, denn der ſittliche Gehalt des Oberon iſt es, was dem Gedichte einen dauernden Beifall verſchafft und Wieland's Andenken unvergeßlich macht. Selbſt jene Keuſchheitsproben, zu deren Schilderung Wieland immer einen vollen Farbentopf bereit hatte, ſind minder anſtößig, weil hier doch einmal Tugend und Treue ſiegt. Neben der Anſicht, daß der Menſch fallen, aber ſich wieder aufrichten und im Gefühle ſeiner Würde ſelbſt auf dem Scheiterhaufen einen freudigen Muth beweiſen könne, feſſelt ein zweiter Grundgedanke die Aufmerkſamkeit. Wieland zeigt uns, was ihm nicht oft kommt, einmal den Menſchen in einem ernſten Leiden. Da ſpricht der troſtvolle Glaube:

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns feſt an dieſem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten!

Dieſe köſtlichen Verſe, deren Bedeutung man durch die Situationen empfinden lernt, ſind ein allgemein bekannter Sinnſpruch geworden. Der gemüthvolle, aufſtrebende und fromme Sinn des Gedichtes beweiſt, daß die herzloſen Sophismen der franzöſiſchen Weltbildung den ehrlichen Schwaben doch nicht gründlich verderben konnten. Selbſt der Form nach ſind die Dichtungen dieſer Periode ausgezeichnet. Eine Zeit lang ließ man Wieland das Verdienſt, daß er der eigentliche Schöpfer unſerer poetiſchen Erzählung ſei, und man glaubte es ihm ſchuldig zu ſein, wenn wir in dieſer Gattung nicht zu weit hinter den Franzoſen und Italienern zurückblieben. Die Romantiker ſpotteten über die ſchlaffen Rhythmen, über die ſchleppenden Perioden, über die Vermiſchung des romantiſchen Styles mit den witzigen Einfällen und Wendungen der modernen Geſellſchaftsſprache. Von allen dieſen Fehlern finden ſich zahlloſe Beiſpiele, doch bleibt ausgemacht, daß Wieland, wenn er ſich einmal aus ſeiner Nachläſſigkeit aufraffte, auch in Sprache und Vers und in die ganze Compoſition Feſtigkeit und Rundung zu bringen wußte. Namentlich zeigt ſich in manchen ſeiner kleineren Erzählungen nicht nur ein reicher und gewandter Geiſt, ſondern auch eine ausgezeichnete Darſtellungsgabe. Den angenehmen Eindruck erhöhet, ſo lange die Scherze harmlos bleiben, der beſtändige Frohſinn, ſollte man auch Anſtand nehmen, in dieſer Stimmung, wie Wieland gerne wollte, die Laune des Lucian oder die Heiterkeit des Sokrates wiederzufinden. Der ſchlimme Gebrauch, den Wieland oft von ſeinen Gaben und ſeiner Bildung machte, ſollte uns daher nicht verleiten, dieſelben ihm abzuſprechen, und nun, da man faſt nichts als Anklagen hört, dürfte es an der Zeit ſein zu bedenken, daß Goethe ſchon an früheren Dichtungen, wie an Idris und Muſarion, eine Plaſtik, eine Präciſion und Anmuth bewunderte, die damals ganz neu waren, und daß ihm überhaupt Wieland's Talent und Naturell beneidenswerth erſchienen. In der Erzählung Pervonte oder die Wünſche (1778) fand er die Plaſtik, den Muthwillen einzig, muſterhaft, ja völlig unſchätzbar. Alles ſei Fluß, alles Geiſt, alles Geſchmack! Eine heitere Ebene ohne den geringſten Anſtoß, wodurch ſich die Ader des Witzes nach allen Richtungen ergieße, der, je nachdem die Capricen ſeien, wovon ſein

Genius befallen werde, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschone [1]).

Aus der griechischen Mythologie hat Wieland nach dem verklagten Amor nichts mehr poetisch behandelt, dagegen führen uns seine Romane und Dialogen wieder in die antike Welt. Unendlich höher als Alles, was wir bisher in dieser Art kennen gelernt, stehen die Abderiten (1774—81). Sie zeigen, was Wieland mit seinem Talente vermochte, wenn er sich nicht in die Schlingen eines Systems verwickelte, welches er weder aufzugeben, noch durchzuführen das Herz hatte. Die Erinnerung an die Händel und Ungereimtheiten, welche ihn einst in seiner Heimat verdrüßlich machten, gab höchstens einen Anlaß zu dem Romane; die Geschichte spielt weder zu Biberach noch zu Abdera, sondern wie im Reineke und im Don Quixote ist ihr Schauplatz die Welt. Denn Wieland hat das Volk und die Einzelnen so gezeichnet, daß vor unseren Augen allgemeine menschliche Charakterformen entstehen und die Dinge, um welche sich die Satire bewegt, sind gleichfalls nicht localer Art, sondern sie ereignen sich allenthalben und, was die Hauptsache ist, man legt ihnen stets und überall eine hohe Bedeutung bei. Manches könnte allerdings tiefer gefaßt sein, doch vertrug sich dies nicht gut mit der kleinstädtischen Umgebung und das Meiste grenzt doch an die Sphäre der wahrhaft poetischen Satire. Damit verbinden sich große Vorzüge der Darstellung. Die Erfindungen sind anziehend, sie entsprechen ebenso der Oertlichkeit wie den Tendenzen. Nicht Alles ist gleich fein und ungezwungen, doch hat auch der Don Quixote des Abgeschmackten genug und man wird nur selten an die faden Anekdoten der Volksbücher von Schilda erinnert. Die Ausführung gibt überdies so viel Detail, daß sich jene allgemeine Charakteristik des Abderitischen Theiles der Menschheit in ein höchst klares und bestimmtes Localbild verwandelt. Die Darstellung gewinnt an Interesse durch das schöne Verhältniß des Dichters zu seinem Stoffe. Er schildert die thörichte Welt nicht so ernst, daß er über ihre Verderbtheit jammert, nicht so lechtsinnig daß er über Alles nur lachte, sondern mit jener ächten Heiterkeit, die einem überlegenen und gebildeten Geiste eigen zu sein pflegt, und hier möchte Wieland in Wahrheit der Sokratischen Ironie nahe gekommen sein. Er erzählt mit köstlicher Ruhe, oft in dem naiven Tone eines Herodot, und wenn es schon nicht an Digref-

[1]) Werke XXI, 66 f.; Falk „Goethe aus näherm Umgange dargestellt" (1832), 156.

sionen fehlt, so bezeichnen doch meistens nur leise Winke den Schalk; bisweilen scheint er selbst warm zu werden und die Thorheit will ihn anstecken, was denn die Täuschung noch erhöhet. Die ersten beiden Bücher machen uns mit dem Charakter des Volkes bekannt. Wieland gibt seinen Abderiten geistige Lebendigkeit, Scharfsinn, Phantasie, Gefühl, nur nicht gesunden Verstand. Stets treffen sie das Richtige nicht, ihr Gedankengang ist ein Spiel aller Winde und sie sublimiren das Einfältige zum Absurden. Der ächten Komik angemessen ist es, daß man ihnen nicht böse werden kann, da sie so lernbegierig, enthusiastisch, gutmüthig sind und da ihre Verworrenheit als eine dämonische Erbkrankheit erscheint, und ferner, daß ihre Narrheit auch nicht das Gefühl verletzt, denn ihnen ist äußerst wohl in ihrer Haut. Dieses Abdera ist ein Athen in Thracien, wie es sich überall findet. Um den Charakter des Volkes zu entwickeln, führt Wieland den Demokrit ein, der von Reisen nach seiner Vaterstadt zurückkehrt. Wieland läßt ihn nicht Klagen und Satiren schreiben wie Diogenes. Demokrit weiß, daß seinen Landsleuten nicht zu helfen ist; er bringt ihnen daher niemals seine Lehren auf, und wenn sie ihn durch ihre Absurditäten zu Entgegnungen nöthigen, so gelingt es ihm doch meistens, sich und sie selbst durch ihre Narrheit zu belustigen. Mit schönem Takte hat Wieland ihnen nicht eine zu plumpe Einfalt beigelegt. Denn es hat etwas für sich, wenn sie sich nicht denken können, daß man in Aethiopien eine schwarze Schöne für eine Helena halte, oder wenn sie nicht glauben wollen, daß es keine Menschen mit Hundsköpfen gebe, da es doch so vortreffliche Historiker erzählen. Das Verhältniß der Abderiten zu Demokrit ist daher ganz leidlich. Sie halten ihn in Ehren, denn er ist vornehm, reich, ein gereister Mann und ein gefälliger Wirth, den sie daher gerne besuchen. Bald verliert sich Demokrit aus seiner Heimat und aus dem Romane. Nach dieser allgemeinen Charakteristik bezeichnen die folgenden Bücher den Abderitischen Gesichtspunkt in Betreff der Kunst, des Staates und der Religion. Das dritte Buch, Euripides unter den Abderiten, schildert den ungebildeten Kunstenthusiasmus, die Vorliebe für das Extreme, für das Manierirte, Unwesentliche ꝛc. Es mag hier das Abderitische Nationaltheater, mit welchem sich die Satire beschäftigt, einen zu tiefen Standpunkt haben, doch waren wol auch in Deutschland um 1775 die Ansichten von dramatischer Poesie und Darstellung nicht mehr gereift. Der Gipfel des Romans ist das vierte Buch, der Prozeß um des Esels Schatten. Ein Streit um zwei Drachmen wird, indem sich die Sykophanten

einmischen, allmählich zu einer Angelegenheit der Stadt; die Weiber und die Priester bringen ganz Abdera im Aufruhr; es handelt sich endlich um den Supremat der Patricier oder des Volkes, und so entbrennt ein Feuer, welches der Stadt den Untergang droht. Der Eigensinn, der Parteihaß, die feinen Ränke, die dumme Wuth sind mit unübertrefflicher Lebendigkeit und Treue geschildert. Welche Wahrheit zeigt sich auch in den Charakteren der Parteiführer, z. B. in dem Erzpriester des Jason, der seinem Tempel Unabhängigkeit, Glanz und reiche Einkünfte verdankt und keinen Beruf kennt, als vergnügt zu leben. Er ist ein Beschützer der Künste, ein Freund der Weiber, unterhaltend, heiter, freigebig und mithin das Haupt der guten Gesellschaft; auch dem Pöbel macht er sich durch Pomp und Spenden angenehm und nie fällt es ihm ein, Jemand durch dogmatische oder moralische Scrupel lästig zu werden. Einen ganz anderen, doch nicht minder wahren Charakter hat sein Gegner, der Priester der Latona. Er verachtet Bildung und gute Lebensart, er ist dummstolz, eigensinnig, rachgierig und mit seiner cynischen Sittenstrenge und hohlen Gravität verträgt es sich sehr wohl, daß er sich in der Stille zu jeder Niederträchtigkeit erkaufen läßt. Ein zweiter Vertreter der Ochlokratie ist der Zunftmeister Pfriem, der eifersüchtig auf die Rechte des Volkes, stets argwöhnisch und leidenschaftlich opponirt, seine verworrenen Reden mit verdorbenem Latein verziert, immer zu Nebendingen verirrt und in der Hauptsache betrogen wird. Das letzte Buch erzählt, daß die Abderiten auswanderten und ihre Stadt den Fröschen der Latona überließen, die sich zahllos vermehrt hatten. Die Satire beleuchtet hier eine religiöse Streitfrage. Der gegenwärtige Latonenpriester ist ein Metaphysiker und Alterthümler, dem bei seinen Studien die Welt ganz fremd geblieben. Er weist in dicken Büchern nach, daß die Geheimnisse der Religion mit der ächten Philosophie und Wissenschaft sehr wohl übereinstimmen. Ihm widerspricht eine weltliche Akademie mit völligem Unglauben und leichtsinnigem Spotte. Sie behauptet, daß die gegenwärtigen Frösche der Latona, wenn auch ihre Voreltern verwandelte Bauern gewesen, doch nichts mehr von der Menschennatur an sich haben und nur gewöhnliche Frösche seien. Die ganze Stadt stimmt dieser aufgeklärten Ansicht bei, aber als die Akademie nun vorschlägt, man möge, um diese entsetzliche Menge von Fröschen zu verringern, ihre Keulen als eine Eßwaare betrachten, wendet man sich mit Abscheu von dieser Gottlosigkeit und es bleibt beim Alten. Dies ist der Plan der Dichtung und die Ausführung, welche in solchen Schriften die Haupt-

sache ist, mochte Wieland wol noch mehr dazu berechtigen, seine Abderiten einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes zu nennen. Auf diesen Roman konnte sich Wieland berufen, wenn er sich für einen Menschenkenner ausgab, denn die Schwächen des Herzens und des Verstandes, welche er sonst immer an Verliebten schildert, kommen hier in ganz anderen Verwickelungen zum Vorschein.

Bis zu den neunziger Jahren hin enthielt sich Wieland fast gänzlich der poetischen Production. Er war theils mit der Redaction seiner kritischen Zeitschrift, des Deutschen Merkur, beschäftigt, der seit 1773 herauskam, theils mit Uebersetzungen. Zu freien Schöpfungen hatte Wieland nicht die Kraft eines Schiller oder Goethe, dagegen verstand er es sehr wohl, sich in einen gegebenen Stoff hineinzuversetzen, ihn nach seinen Eigenheiten auszubilden und ihm eine gefällige Form zu geben. Er übersetzte die Episteln des Horaz 1782 und dessen Satiren 1786, ferner die Werke Lucian's 1788. Alle diese Schriften waren ihm von jeher lieb gewesen. An Horaz fesselte ihn die populäre Philosophie, welche einst zu Rom die Unterhaltung der feinen Gesellschaft belebt, an Lucian besonders der gewandte Witz und die skeptische Lebensansicht. Wieland übersetzte nicht in dem Schultone; er hatte die gebildeten Laien im Auge, nicht die Philologen. Daher band er sich nur an den Inhalt und ließ die Autoren sprechen, als ob sie ursprünglich deutsch geschrieben, indem er nur darauf bedacht war, daß sich Alles mit derselben Lebendigkeit und Feinheit darstellte. Diese Nachschöpfung, von deren Möglichkeit man damals keine Ahnung hatte, gelang ihm außerordentlich und seine Einleitungen und Erläuterungen waren ein rühmlicher Beweis von seiner ernsten Beschäftigung mit der alten Literatur. Eine ebenso werthvolle Arbeit ist die Uebersetzung der Briefe des Cicero (1809—12). Nicht ohne Grund hatte Cicero es als sein Eigenthum bezeichnet, daß er mehr als alle Redner und Philosophen auf die Schönheit des Ausdruckes geachtet, und diese Ciceronität zu erfühlen und auf die deutsche Sprache zu übertragen, fehlte es Wieland weder an Talent noch an ausdauerndem Fleiße.

Die Uebersetzung des Lucian hatte zur Folge, daß Wieland sich seitdem gerne der Einkleidungen desselben bediente. Eine unmittelbare Nachahmung waren die Gespräche im Elysium und die Göttergespräche. Sie sind indessen in keiner Beziehung werthvoll und waren auch keine neue Erfindung, man hatte vielmehr diese Form der Satire bereits abgenutzt. Wie Boileau zu Horazischen Episteln und Satiren angeregt, so hatten Fenelon und Fontenelle,

deſſen Todtengeſpräche auch Gottſched (1726) überſetzte, ſolche Lucianiſche Dialogen bei uns beliebt gemacht. So berichten auch Gottſched's Zeitſchriften von einer umfaſſenden Dichtung dieſer Art, dem verwirrten und wieder beruhigten Reiche der Todten, einer Lucianiſchen Satire (1746). Es treten hier die Führer der religiöſen, philoſophiſchen und poetiſchen Parteien verſchiedener Zeiten gegen einander auf und bereiten ſich, indem ſie mit aller Leidenſchaftlichkeit ihre extremen Anſichten verfechten, einen Vernichtungskrieg. Die Anwerbung der Truppen gibt beſonders Gelegenheit, ihre Eigenthümlichkeiten zu zeichnen. Schon wollen die Philoſophen auf des Kayſerberger's Schiff über den Styx ſetzen und die Theologen angreifen, da bringt ein gewaltiger Donnerſchlag die Gemüther wieder zur Ruhe, und es wird in einem Vertrage feſtgeſetzt, daß Niemand forthin ſeine Anſicht für die einzig richtige erklären ſoll, wenn er nicht, gleich Tantalus und Siſyphus, verdammt ſein wolle, ewig Wahrheit zu ſuchen und nichts zu finden. Der Mangel an epiſchem Detail und die Abſichtlichkeit der Allegorie bewirkten, daß auch dieſer Verſuch keinen Beifall fand. Sehr beliebt waren dagegen eine Zeit lang die Geſpräche im Reiche der Todten von David Faßmann, die 1718—39 erſchienen und 16 Bände umfaſſen. Generale, Staatsmänner ꝛc. unterhalten ſich hier über ihre Thaten, berühmte hiſtoriſche Ereigniſſe, politiſche Geheimniſſe u. dgl. Ein Beſtreben im Style Lucian's zu ſchreiben liegt jedoch hier ganz fern und von den Todtengeſprächen des Letzteren unterſcheiden ſich dieſe und faſt alle Nachahmungen dadurch, daß in ihnen die Gegenſtände der Unterhaltung willkürlich gewählt ſind, während bei Lucian der Tod ſelbſt ein Moment der Geſpräche iſt, indem die Geſtorbenen, ſobald ſie in der Schattenwelt ankommen, gewöhnlich klagen, daß ihnen der Tod Alles entriſſen, und nun über die Nichtigkeit ihrer Beſtrebungen und Beſitzthümer belehrt werden. Unzählige Nachahmungen folgten; man erhielt ſogar ein Geſpräch im Reiche der Todten über die Arten des Buchhandels (1770). Außerdem gibt es Geſpräche im Reiche der Lebendigen, der Weiſen, der Kranken ꝛc. Wieland hoffte, man würde ſich nicht verwundern, wenn etwas von Lucian's Geiſt und Laune in ſeine (13) Götter-geſpräche (1789—93) übergegangen ſein ſollte. Die wichtigſten derſelben enthalten Urtheile über Chriſtenthum und Kirche, von denen uns andere Schriften gleich genauer unterrichten werden, und endlich ſeine Anſichten von der franzöſiſchen Revolution, die auch nicht Epoche gemacht haben. Den Witz, welcher in dieſen Dialogen ſteckt, muß man übrigens theuer genug bezahlen, denn es wird We-

nigen gegeben sein, es natürlich zu finden, daß Jupiter, Juno und andere Götter über das Papstthum, über die erste Feier des 14. Juli disputiren, oder mit dem heiligen Ludewig und Elisabeth von England über Autokratie und Constitutionen verhandeln. Die drei Gespräche im Elysium, welche etwas früher verfaßt sind, schließen sich nach ihrem Inhalte mehr an Lucian und sind eigentliche Todtengespräche. Einmal wird Diokles in der Unterwelt von Lucian belehrt, daß sein ganzes Leben ein Fratzenspiel von Täuschungen gewesen und daß er für das, was er seine Tugenden nannte, zu büßen habe. In dem zweiten Dialoge erkennen Lucian und Panthea, daß sie im Leben auch nur Schauspieler gewesen, er selbst, indem er alle seine idealen Vorstellungen auf die Panthea übertrug, und sie, weil sie zu sein glaubte, wie er sie schilderte. Ein Anhang macht der ächten Platonischen Liebe und der künstlerischen Begeisterung ganz ungewöhnliche Zugeständnisse. Mehr überrascht noch der dritte Dialog (1782). Phaon erfährt im Elysium, daß hier ganz andere Begriffe von der Schönheit herrschen. Er trifft die Sappho an, welche sich seinetwegen einst vom Felsen gestürzt. Jetzt wird ihr bei dem Anblick seiner Schönheit ernstlich übel. Denn zur Strafe für ihre ehemalige Thorheit umflattern sie in der Schattenwelt beständig sieben junge Herren, alle so schön wie Phaon und mit ebenso wenig Seele; und es erquickt sie nur, daß sie alle sieben Tage einmal den eisgrauen Nestor, den weisen Solon, den kahlköpfigen Anakreon zu sehen bekommt. Hier sind die Aesope die Lieblinge der Schönen und dem goldgelockten Phaon ist zu Muthe, als wäre er in einen Affen verwandelt. Wenn dieser Dialog keine bloße Tändelei ist, so mochte Wieland wol auch bei der Erinnerung an seine schönen Helden und Heldinnen ernstlich übel werden. Bisweilen scheint er wirklich den Moralisten zu Liebe für schöne Seelen mit häßlichen Gesichtern geschwärmt zu haben. Dieses Abenteuer des Phaon ruft uns die Olinde aus dem Amadis ins Gedächtniß. Ganz ähnlich wird in einer Novelle seines sonst langweiligen Hexameron (1805) die schöne Rosalie von einer Fee auf einige Zeit mit Leberflecken und Narben verunstaltet, damit sich herausstelle, welchen von ihren beiden Verehrern ihr schönes Herz und welchen ihre Gestalt und ihr Geld anziehe. Im Aristipp erinnert Sokrates die Lais, daß sie mit ihren Geistesgaben zu einer hohen Bestimmung berufen sei; doch erlangt er nichts weiter als einen Kuß und eine Thräne auf seine Hand.

Endlich sammelte Wieland seine Kräfte wieder zu größeren Productionen. Neben der politischen Frage beschäftigte *ihn* beson-

ders der Kampf zwischen der Orthodoxie und dem Rationalismus. Seine Ansichten zusammenzustellen wäre überflüssig, weil sie im Wesentlichen der Richtung angehören, welche von Herder mit größerer Klarheit und Tiefe vertreten wurde. Peregrinus Proteus (1791) läßt uns im Stoffe, in der Denkungsart und auch in der Einkleidung den Verehrer Lucian's erkennen. Dieser selbst hatte ein Leben des Peregrinus geschrieben, der seinen Verkehrtheiten damit die Krone aufsetzte, daß er sich zu Olympia verbrannte. Wieland's Roman ist nun ein Todtengespräch in großem Style. Peregrin trifft in der Unterwelt mit Lucian zusammen und erzählt ihm, da er in der Biographie ganz falsch beurtheilt sei, die wahre Geschichte seiner Verirrungen. Lucian selbst mischt seine Urtheile ein; er betrachtet die Empfindungen, Grundsätze und Handlungen des Schwärmers mit der Ueberlegenheit des gesunden Verstandes, tadelt aber nur mit leichtem Spotte. Wieland selbst erklärte (Brief an Reinhold 1792), Peregrin sei mit Bezug auf Lavater geschrieben; er habe psychologisch nachweisen wollen, daß ein Mann, den Lucian für einen Bösewicht, Schurken und Narren zugleich hielt, gleichwol ein guter und liebenswürdiger Mensch gewesen sein könne. Er habe in dem Züricher Propheten zu viel Widersinniges gesehen, um ihn für weise zu halten, und zu viel Methode und Absichtlichkeit in der Tollheit, um ihn für einen ehrlichen Mann zu halten. Dieser Zweck ist nun wol in dem Romane so wenig erreicht, daß man eher glauben sollte, er sei zur Entschuldigung Lavater's geschrieben; denn Peregrin soll uns trotz seiner namenlosen Verblendung eben als ein guter, liebenswürdiger und ehrlicher Mensch erscheinen. Wieland wiederholt hier vielmehr das Kunststück, mit welchem er sich so gern sehen ließ. Nach seiner Ansicht war nichts so schlimm, daß es sich nicht als eine unschuldige Verirrung, die zuletzt wenn nicht dem Verstande so doch dem Herzen Ehre machte, auslegen ließ, und wieder war ihm auch nichts so edel, daß es nicht als das Werk einer exaltirten Einbildungskraft erscheinen konnte oder sich doch aus minder hochherzigen Motiven erklärte. Diese Grundsätze schien Wieland mit solcher Menschenkenntniß zu rechtfertigen und ihre Anwendung galt so sehr als ein Beweis von wahrer Menschenliebe, daß die Kurzsichtigen, welche durch keine Ideale genirt werden und trotz ihrer Entartung für gute und liebenswürdige Menschen passiren wollten, ihn als den wahren Priester der Sokratischen Weisheit und Humanität betrachteten. Natürlich kann diese Verwirrung des sittlichen Gefühles, namentlich wenn das ebenso oft empfohlene: erkenne dich selbst! zugleich zum Selbst-

betruge auffordert, nur geeignet sein, den Menschen in den Abgrund der Verzweiflung oder der völligen Gleichgültigkeit gegen das Gute zu stürzen. Die anziehendsten Theile des Romanes sind die, in denen gezeigt wird, wie das Christenthum, welches wir mehr gewohnt sind, nur mit dem Judenthume in Conflict zu sehen, sich in der griechischen und römischen Welt mehr und mehr ausbreitet. Offenbar waren auch in den ersten Jahrhunderten nach Christus noch mächtige Nachwirkungen der griechischen Philosophie, der Künste und der Geschichte vorhanden, welche dem Christenthume eine Weile imponiren konnten. Wieland läßt jedoch die Gegensätze durch keine Celsus und Origenes vertreten. In den Göttergesprächen werden einmal die Christen als die Freunde alles Unförmlichen, Verschrobenen, Ungeheuren und Mißgestalteten, als die fanatischen Zerstörer des Schönen von Jupiter abgekanzelt, worauf denn mit Triumph eine Zukunft angekündigt wird, in welcher die römischen Pontifexe selbst den heidnischen Göttern Altäre errichten werden und die Stimme der griechischen Philosophie in Germaniens Wäldern erschallen wird. Gemeinhin läßt jedoch Wieland nur die orphische Theosophie der heidnischen Neuplatoniker und Pythagoreer mit den ebenso unklaren und ausschweifenden Träumereien der Gnostiker zusammentreffen; geheime Orden benutzen die Religion zu politischen Zwecken und so entwickelt sich vor unseren Augen das unerfreuliche Schauspiel eines Wetteifers in Täuschungen und Ränken. Peregrin glüht vor Sehnsucht nach einer Theophanie, schon glaubt er des Anschauens der absoluten Urschönheit gewürdigt zu werden, doch Wieland läßt in gewohnter Weise diese geistigen Entzückungen mit cynischen Orgien enden. Später wird Peregrin die Beute christlicher Sekten, die ihn um sein Geld und um seinen Verstand bringen, bis er seiner selbst und der Welt überdrüßig, als misanthropischer Asket völlig vereinsamt dasteht und zuletzt sich zur Selbstverbrennung entschließt, um eines höheren Lebens theilhaft zu werden und seine Zeitgenossen durch ein erschütterndes Beispiel von heroischer Kraft anzuregen.

Der Agathodämon (1799) behandelt denselben Gegenstand mit größerer Klarheit und schließt mit einer reiferen Ansicht. Der hochbetagte Apollonius von Tyana, von den Landleuten der gute Genius genannt, welcher sich in die Einsamkeit zurückgezogen, erzählt einem jungen Freunde seine Lebensgeschichte. Die ersten Abschnitte schildern den tragischen Verfall der alten Welt und die ohnmächtigen Versuche der heidnischen Priester, ihr wieder zu einer religiösen und sittlichen Haltung zu verhelfen. Die alte Religion habe

entarten müſſen, da man in Rom und in Athen, wie die Vorſtellungen von den Göttern immer mit dem Bildungsſtande eines Volkes ſteigen oder ſinken, die unwürdigſten Menſchen unter die Götter verſetzte, da man den Dichtern geſtattete, die Götter zu verſpotten, da ihre Bilder nicht mehr fromme Empfindungen erwecken konnten, ſeitdem ſie die Reichen als einen Theil ihres glänzenden Hausraths betrachtet ꝛc. Nun bleibe die Volksmenge ſtets ein Kind an Einſicht; man könne nur durch Wunder auf ſie wirken und deshalb hielten ſich die geheimen Geſellſchaften berechtigt, ihre Thaumaturgen umherzuſchicken, welche den nothwendigſten Wahrheiten Geltung verſchaffen ſollten, wenn ſie dabei auch die Neigung zum Aberglauben benutzen und ſich frommer Betrügereien bedienen müßten. Apollonius widmet ſich demſelben Berufe. Endlich wird er mit den Chriſtianern bekannt und nun lernt er einſehen, daß er ohne alle Geheimanſtalten, Kunſtgriffe und Blendwerke durch die einfachſten Mittel Das erreichte, was er verfehlt hatte. Mit Begeiſterung entwickelt er die großen Wahrheiten des ſogenannten Vernunftglaubens und den reinen Gehalt der ſittlichen Principien. Dagegen zählt er die wunderbaren Facta in den Evangelien zu den Verdunkelungen und Verunſtaltungen der Geſchichte Chriſti. Er beruft ſich auf Hermes, Zoroaſter, Orpheus, Minos, deren ſich ebenſo die Mythe bemächtigt. Er ſtellt, wie die franzöſiſchen Skeptiker, in dieſer Beziehung Apollonius und Chriſtus neben einander. In langen Capiteln wird nachgewieſen, daß die Wunder, welche Damis von Apollonius erzählt, ſich in ganz natürliche Dinge auflöſen und von dieſem Damis ſoll man die Anwendung auf die Evangeliſten machen. Nur Chriſtus ſelbſt ſpricht er von jeder abſichtlichen Täuſchung frei, doch ſchon die Apoſtel hätten, als ſtumpfſinnige Leute, angefangen, die einfache Wahrheit mit Wundern zu garniren. Dem prophetiſchen Geiſte des Apollonius enthüllt ſich nun die Geſchichte des Chriſtenthums und der Kirche bis zu den ſpäteſten Zeiten. Er ſieht Alles voraus, was die Hierarchie im Laufe der Jahrhunderte für widerſinnige Anſichten ausbreiten werde, um ſich die Welt zu unterwerfen; er traut jedoch dem Chriſtenthume zu, daß es ſich durch ſeines Geiſtes Kraft in fleckenloſer Reinheit herſtellen und die Menſchheit zu einer Familie verbinden werde.

Wieland befand ſich nunmehr auf einem Standpunkte, welcher erwarten ließ, daß er nicht mehr Neigung haben werde, ſich in größeren Productionen zu verſuchen. Er hatte ſein Syſtem vollſtändig dargelegt und daſſelbe theils durch die Aufnahme tieferer

idealiſtiſcher Elemente, theils dadurch, daß er es nach der Reinheit und der Wärme ſeiner eigenen beſſeren Natur aufzufaſſen nöthigte, ſo weit geläutert, daß der nächſte Schritt zu einem förmlichen Widerrufe führen mußte. Ausgezeichnete Dichtungen, die ſich gleichmäßig durch Gehalt und Form empfahlen, hatten ſeinen dichteriſchen Ruhm gerechtfertigt, und zu einem nochmaligen Streifzuge in das romantiſche Land fehlte es wol an jugendlicher Kraft. Schon die letzten Romane enthalten mit Ausnahme einiger Abenteuer Peregrin's, die in dem alten erotiſchen Style geſchrieben ſind, faſt nichts, was eine Regſamkeit der Phantaſie zeigte. Dem entſprechend war es, daß Wieland ſich auch vornehmlich mit antiquariſchen Abhandlungen und Ueberſetzungen beſchäftigte. Dahin gehören unter anderen die Ritter, die Wolken und die Vögel des Ariſtophanes, der gefeſſelte Prometheus und die Perſer des Aeſchylus, der Jon und die Helena des Euripides, welche im alten und im neuen attiſchen Muſeum 1796—1809 erſchienen. Doch unternahm er es noch einmal, in einem didaktiſchen Romane ſeine Lebensphiloſophie zu entwickeln und wie zum Schluſſe theils ihre Berechtigung zu zeigen, theils ihre Ausbildung zu vollenden. Sein Ariſtipp 1800—1802 ſoll zwar nach Gruber mehr eine objective hiſtoriſche Darſtellung ſein, aber auch dann hindert nichts anzunehmen, daß Wieland ſelbſt durch ſeinen Helden ſpricht und befremdend bleibt es immer, daß er wieder von den Pythagoreern, die er in den neuen Ausgaben des Agathon zu den Repräſentanten ſeiner idealen Richtung machte, zu den Cyrenaikern zurückkehrt. Sicher hat ihn die Polemik gegen Plato weiter geführt, als er eigentlich wollte. Wieland ſchildert in dem Romane das Zeitalter des Sokrates und ſeiner nächſten Schüler. Zwar berührt er die wichtigſten politiſchen Momente und vornehmlich beſchäftigt ihn der Volkscharakter der Athener, von welchem er die traurige Wendung ihres Schickſals herleitet; wir hören auch von Jaſon von Pherä, von der Erhebung Macedoniens, von dem Feldzug der Zehntauſend, von der Revolution in Cyrene, doch iſt dies und Anderes meiſtens nur flüchtig angedeutet. Mit größerer Vorliebe beſpricht er die Werke und den Styl der berühmteſten Bildhauer und Maler. Als den eigentlichen Kern des Romanes hat man jedoch die Beurtheilung der Schüler des Sokrates anzuſehen und, will man es noch ſchärfer bezeichnen, die Kritik der Platoniſchen Philoſophie aus dem Geſichtspunkte des Ariſtipp. Sokrates ſelbſt zeigt uns der Roman noch unter ſeinen Schülern; ſeine Charakteriſtik ſoll uns vorbereiten. Sein Tod wird als ein erſchütterndes Ereigniß bezeichnet,

doch nicht ausführlich behandelt. Nunmehr beginnt der eigentliche Roman, indem sich die Sekten sondern und entgegentreten. Aristipp zerfällt mit Antisthenes, dagegen mag er Diogenes leiden, dessen Cynismus auch hier nur als die Laune eines witzigen und gutherzigen Sonderlings betrachtet wird. An Xenophon hätte er nur die abergläubische Beschränktheit zu rügen. Plato's Richtung dagegen ist sein Kummer und sein Aerger, da er dessen Talente bewundern muß und die Anwendung derselben unmöglich billigen kann. Sokrates habe nach seiner einfachen und verständigen Art die Weisheit zu den Menschen herabgebracht; Plato versetze sie durch seine sophistischen Distinctionen wieder in das Wolkenkuckucksheim, in das Land der unbegreiflichen Undinge: dies ist der Gegensatz, welcher in tausend Beziehungen erörtert wird. Eine weitläufige Kritik des Phädon, des Sympostons, der Republik, die gegen 200 Seiten einnimmt, zeigt, daß Wieland den Sturz des Idealismus für sich selbst als eine Lebensfrage betrachtete. Aristipp dagegen, der Mann mit dem warmen Herzen und dem kalten Kopfe, gilt ihm für den ächtesten Schüler des Sokrates; er, der die Menschen und das Leben nimmt, wie sie sind, nicht wie sie eine phantastische Ueberschwenglichkeit erdichtet; der die Eudämonie als den wahren Lebenszweck aller Wesen betrachtet und in der Weisheit nur das Mittel sieht, dieses Glück mit möglichst wenigen physischen und moralischen Uebeln zu erkaufen; der in seinem Hedonismus sich nur dadurch von Sokrates zu unterscheiden glaubte, daß diesen der Mangel an Reichthümern zu Entbehrungen nöthigte, was seine Anhänger nicht hätte veranlassen sollen, aus der Noth eine Tugend zu machen [1]). Der epische Theil ist auch in diesem Romane äußerst dürftig. Jördens rühmt den Scenenwechsel. Alles Merkwürdige, alles Schöne und Große des alten Griechenlands in jener Periode, so reich an Genie, Cultur und Schönheit, von den Tagen des Perikles an bis auf die Dionyse herab, werde uns in der Correspondenz des Aristipp mit den berühmtesten Männern und Frauen seines Zeitalters, vornehmlich mit seiner Freundin Lais, lebendig dargestellt. Bald führe sie uns in die Rosenlauben von Aegina auf das Landgut der Lais, bald in den Kerker des sterbenden Sokrates, bald in die Werkstätte der größten Künstler, bald nach Sardes an den üppigen Hof eines persischen Satrapen ꝛc. Niemand darf sich jedoch von diesem Scenenwechsel einen Reichthum an bedeutsamen Ereignissen und Unter-

[1]) XXIII, 220.

nehmungen verſprechen; ſchon die Briefform verwandelt Alles in dürftige Referate, und den ziellos umherſchweifenden Reflexionen fehlt es durchaus an concreten Grundlagen, oft ſogar an philoſophiſcher Bedeutſamkeit. Anziehend iſt nur die Geſchichte der Lais, jenes weiblichen Alcibiades; ſie iſt mit Kenntniß des Herzens und auch mit moraliſcher Würde gezeichnet. Lais, die ſich aus Laune bald an einen perſiſchen Krösus verkauft, bald den Diogenes für ſeine Beſcheidenheit belohnt, meiſtens aus Männerhaß ihre Verehrer tyranniſirt, wird zuletzt, als die Roſen welken, die Beute eines Abenteurers, indem ſie ſich endlich einmal mit wahrer Leidenſchaft und zwar an einen Unwürdigen gefeſſelt ſieht, worauf ſie gebrochenen Herzens, nachdem ſie ihren guten Freunden ein ſentimentales Lebewohl zugeſchickt, verſchwindet. Wieland hat der ſinnlichen Schönheit, dem lebendigen Geiſte, der Grazie zwar nicht verſchmäht mit vollen Händen Weihrauch zu ſtreuen, aber er betrachtet doch die Herzloſigkeit der Lais und ihren Mangel an Familienſinn, wenn er Beides auch nur von natürlichen Eigenheiten des Genies und nicht von Verſchuldungen ableitet, als den Grund ihres Verderbens.

Ueberblicken wir nun noch einmal Wieland's Weſen und Wirken, ſo ergibt ſich wol, daß wir ihn nicht durchaus als einen Frevler an allem Heiligen behandeln können; wir dürfen auch nicht einmal mit Anderen behaupten, daß es ihm mit ſeiner Philoſophie und allen ſeinen Beſtrebungen nie Ernſt geweſen. Nur die Productionen der zweiten Periode ſind mit ſchonungsloſer Strenge zu tadeln. In dem Charakter Wieland's lag nichts Heroiſches, wie er denn auch ſeinen Ariſtipp ſagen läßt, die Tugend ſei ein Heldenthum, Niemand ſei jedoch verbunden, ein Held zu ſein. Gleichwol verdient er nicht den Namen eines deutſchen Voltaire, denn von dieſem unterſcheidet ihn durchaus die große Summe gemüthlicher Bedürfniſſe und die beſtändige Beſorgniß, in der Skepſis zu weit zu gehen, da ihm nur die meteoriſche Schwärmerei zuwider war. Deshalb brachte er mit ſeinen Ermäßigungen, Erklärungen und Nachträgen zuletzt in ſeine luftige Philoſophie der Grazien doch ſo viel Lebensernſt und poſitiven Gehalt, daß man nicht anſtehen darf, ihn in dem Sinne, wie Horaz es war, einen Sokratiker zu nennen. Es bleibt allerdings immer ein peinlicher Reſt übrig, doch ſind darum nicht andere große Verdienſte zu verkennen. Das alte Lob, daß Wieland unſer erſter geſellſchaftlicher Schriftſteller war, darf nicht zu niedrig angeſchlagen werden. Es iſt damit nicht gemeint, daß Wieland durch ſeine ſchlüpfrigen Erzählungen der vor-

nehmen Welt, welcher eine Ausgabe für 250 Thlr. nicht zu theuer war, den Uebergang von der französischen zu der deutschen Literatur erleichterte. Der gesellschaftliche Charakter seiner Schriften besteht vornehmlich darin, daß er Gegenstände der Philosophie, der Wissenschaft, der Religion, aus der Schule in die Gesellschaft hinüberleitete, der strengen Gelehrsamkeit eine Weltbildung an die Seite setzte, welche bedeutsame Momente der Cultur in weite Kreise ausbreitete, die Schule selbst vor schroffer Einseitigkeit warnte und sie nöthigte, auch praktischen Beziehungen Rechnung zu tragen. Dies gilt sogar von der Theologie, deren dogmatisches Lehrgebäude ausschließlich das Eigenthum des Klerus bleibt, wenn es nicht mit der weltlichen Cultur in Verbindung tritt, und was ist mehr geeignet, diese Wechselbeziehung einzuleiten, als eine Zusammenstellung mit den Richtungen der griechischen Philosophie, die das Christenthum nicht zu scheuen braucht. Solche Ausgleichungen sind vornehmlich mit Aristoteles und Plato früher und später versucht worden, aber sie gehörten stets der schulmäßigen Wissenschaft an. Wieland selbst bemerkt im Agathodämon, daß sich die christlichen Anschauungen so leicht in die Pythagorische, Platonische, ja sogar in die Sokratische und Epiktetische Sprache übersetzen lassen. Außerhalb der Schule war man bisher und zwar seit der Zeit der Humanisten sich nur des Zusammenhanges der christlichen Moral mit den stoischen Principien bewußt. Wieland lenkte jetzt die Aufmerksamkeit auf das Princip der Schönheit, und das Aufblühen der classischen Studien forderte nun auch in dieser Beziehung die christliche Theologie zum Kampfe heraus, der schon deshalb nicht ohne heilsame Folgen bleiben konnte, weil die Laien ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion aufgaben, als über diese Dinge aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Weltbildung verhandelt wurde. So hatten auch Lessing's religiöse Schriften die ganze Nation angeregt und mit Wieland strebten die Moralphilosophen, jene Garve, Platner, Feder, Mendelssohn nach demselben Ziele. Noch stehen die antike Welt mit ihrer Literatur und das Christenthum einander unversöhnlich gegenüber, und sie können nicht, wie sie sollten, mit verbundenen Kräften die Menschheit zu ihrer Bestimmung führen, weil man aus Eigensinn und Eifersucht jedes Element nur in seiner Schulsprache behandelt. Es ist von Klopstock und seinen Anhängern gesagt worden, daß sie die Schönheit des griechischen Lebens übersehen und nur die Werke der Dichter zur Nachahmung genommen, daß erst Andere, zu denen namentlich Herder gehöre, durch Winckelmann, in der Begeisterung für das griechische Leben,

auf dieſes als die Quelle jener Werke zurückgegangen [1]). Sicher gehört auch Wieland zu dieſen Anderen, mögen ſeine Darſtellungen auch flach und unrichtig ſein. Vornehmlich hatte er die feine Geſellſchaftsbildung der Franzoſen, von welchen ihre Literatur beſtimmt wurde, im Auge, doch bezog er ſich nach ſeiner Weiſe lieber auf die griechiſchen Sympoſien. Wenn er nun weiter mit der Schilderung ſeiner Hetären ſo gern die deutſchen Frauen anregte, ſo ſtellte er allerdings ein Vorbild von ſehr zweideutigem Werthe auf, aber auch hier iſt auf die Zeiten Rückſicht zu nehmen. Der treue und ſtille Familienſinn ſollte nicht vernichtet werden, aber es iſt doch auch nicht zu leugnen, daß die moraliſche Würde des Weibes nur der architektoniſchen Schönheit der ſtummen Bildſäule gleicht, und daß Geiſt und Anmuth, mit denen die Natur das Geſchlecht ausgeſtattet, erſt ihre Reize entwickeln, ſobald mit dem lebendigen Verkehre die Bewegung hinzutritt. Hier erinnern wir daran, daß auch das Drama nur die dumpfe Sentimentalität und die platte Luſtigkeit darzuſtellen wußte, und bis dahin erſchienen auch die Frauen in der Geſellſchaft ohne den farbigen, blühenden Weltſinn, in ſteifer Ehrbarkeit und prüder Männerſcheu befangen. Merkwürdig genug hat W. Menzel, der bei der Beurtheilung Goethe's ſich allein des moraliſchen Maßſtabes bedient, in dieſer Beziehung die Verdienſte Wieland's mit Beredtſamkeit geprieſen [2]). Auch die Sprache erhielt durch Wieland den geſelligen Charakter. Wie ſehr er ſich ſelbſt erſt aus der Schwerfälligkeit herausarbeiten mußte, erkennt man bei einem Vergleiche ſeiner ſpäteren Romane mit Araspes und Panthea. Hier wandelt Alles im gemeſſenen Schultone und die Perioden ſind wohl gerundet, jedes Subſtantiv hat ſein auszierendes Beiwort, die rhetoriſchen Wendungen formen ſich nach den Regeln der Styliſtik. Später ſchrieb er oft äußerſt nachläſſig und die Adelung haben das nach Gebühr gerügt. Aber der lebendige Fluß, welcher in den Gedanken ſelbſt Beweglichkeit brachte, und die friſche unmittelbare Natur des Ausdruckes laſſen ſich auch nicht verkennen, und da ſie damals noch eine große Seltenheit waren, hat Goethe mit Recht auch in dieſer Hinſicht Wieland's Verdienſte hoch angeſchlagen, indem er rühmt, daß eigentlich das ganze obere Deutſchland Wieland's ſchöner Sprache ſeinen Styl verdanke [3]).

---

[1]) M. von Collin, „Wiener Jahrbücher" (1824), XXVI, 256.

[2]) „Die deutſche Literatur" (1836), III, 268.

[3]) Eckermann, „Geſpräche mit Goethe" (1836), I, 195. Auch neuere gram-

Ebenso trug Wieland dazu bei, daß die neuen Ansichten von dem Wesen der Poesie immer mehr Raum gewannen. In der Abhandlung über das Verhältniß des Schönen und Angenehmen zum Nützlichen [1775, 1785] [1]) ist er damit zufrieden, daß Sokrates eine Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen gefordert. Er beruft sich darauf, daß es dem Menschen angeboren sei, an gewissen Dingen ohne Rücksicht auf ihren Zweck und Nutzen ein Wohlgefallen zu empfinden. Die natürliche Liebe zum Schönen reize ihn, seine sinnlichen Bedürfnisse zu veredeln und ebenso in dem Leben des Geistes und Herzens nach dem Vollkommenen zu streben. Schönheit und Grazie seien zwar mit dem Nützlichen verwandt, aber nicht deshalb begehrungswürdig, weil sie nützlich sind sondern weil es der Natur des Menschen gemäß sei, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen. Alle Künste und die Wissenschaften selbst wären nicht so weit vorgeschritten, hätte man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und Nützlichen eingeschränkt. Offenbar hatte Wieland diesen Grundsatz noch nicht klar aufgefaßt und die Verwechselung des Nützlichen mit dem Gehaltvollen brachte ihn wie früher und später viele Andere ins Gedränge, indem man leichtsinnig folgerte, die Poesie dürfe, wenn sie nicht zu nützen brauche, auch das Gehaltlose und Verwerfliche schildern, und es werde den Forderungen des Schönen bereits mit den Reizen der Darstellung, die man die formale Grazie nennen könnte, genügt. Diese weite Emancipation der Kunst ließ die Griechischen Erzählungen und Aehnliches entstehen, und erst in der Periode des Oberon sahen wir Wieland von seinem Irrthume zurückkommen. Auch im Aristipp werden ästhetische Fragen behandelt [2]). Wieland zählt die Urbilder Plato's oder die Idee des Schönen zu den unbegreiflichen Dingen und folglich zu den leeren Wortschällen. Er macht das Schöne zu einem Erfahrungsbegriff; schön sei, was uns gefällt; weiter könne man nicht gehen, sollte auch dasselbe, gemäß der verschiedenen Organisation der Menschen, Diesem für schön und Jenem für häßlich gelten. Als allgemeines Gesetz stelle sich nur heraus, daß uns Das, was mannigfaltig ist und sich zugleich harmonisch zu einem Ganzen verbindet, am meisten gefalle. Die Ideale der Künstler ent-

---

matische Untersuchungen bestätigen dieses Urtheil. „Wieland ist Meister in dem schönen Baue von Kettenperioden wie in jeder eigentlich periodischen Periode." Lehmann, „Mechanismus des Periodenbaues" (1833), S. 235.

[1]) XXXIII, 255.

[2]) XXIII, 91.

ſpringen nicht der magiſchen Gewalt einer in ihnen wirkenden Idee, ſondern ſie erzeugen ſich durch Gegenſtände der Wirklichkeit, die oft noch unſere Vorſtellungen an Schönheit übertreffen. Die Mängel dieſer Beſtimmungen liegen auf der Hand und wir hören hier nur den Gegner Plato's. In ſeiner Praxis verräth Wieland noch eine größere Unſicherheit. So iſt ſchon von Gervinus der arge Widerſpruch gerügt, daß er trotz jenes Proteſtes gegen die Verbindung des Schönen und Nützlichen in den meiſten ſeiner Productionen durchaus didaktiſche Zwecke verfolgt, doch dürfte es ihn entſchuldigen, daß dies bei der Aufſtellung eines neuen Principes kaum zu vermeiden war. Ferner haben wir ſchon bemerkt, daß Wieland von dem Schönen das Erhabene ausſchloß und daß er es nur in dem Gebiete des Reizes ſuchte. Demgemäß legte er auch in ſeinen Dichtungen allen Werth auf die blühende Diction, die Harmonie der Verſe, auf den Wohllaut und Fluß der Sprache. Die objective Entfaltung der Idee und die organiſche Compoſition ſcheinen daher in ſeinen Dichtungen, wo ſie ſich finden, doch mehr das Werk des Talentes als der Einſicht zu ſein. Trotz dieſer Irrthümer bleibt es jedoch eine Thatſache, daß man, während Klopſtock auf den Gehalt der Poeſie mit allem Nachdruck hinwies und dadurch immer noch den Anſpruch auf die Nützlichkeit der Dichtung in Schutz zu nehmen ſchien, namentlich durch Wieland's Verehrung der Grazien daran gewöhnt wurde, die Bedeutſamkeit der Darſtellung anzuerkennen, auf die künſtleriſche Behandlung und namentlich auf die Anmuth der Formen Werth zu legen. Wir ſehen den Zeitpunkt nahe, in welchem die Schönheit alle übrigen Lebensprincipien, die Kunſt alle Richtungen der Cultur beherrſchte. Sonſt brachte Wieland, ſo viel die Poeſie angeht, das Alterthum wol nicht weiter mit der neuen Zeit in Verbindung. Denn es war ihm mehr um das Leben als um die Künſte zu thun, und in dieſer Beziehung bleibt es wichtig, daß er das Ideal der feinen Weltbildung, welches man gewohnt war, nur in Paris zu ſuchen, aus griechiſchen Elementen zuſammenſetzte, und daß er, während dort die ſchönen Geiſter mit Witz, Geſchmack und Artigkeit ausreichten, die feine Urbanität ſeines Kalokagathos mit dem Sinn für das ſittlich Schöne und Humane verknüpfte.

Sein perſönlicher Charakter zeigt jene Miſchung von epikureiſchen und von ſtoiſchen Elementen, welche man ſich durch Horaz berechtigt glaubte dem Sokrates beizulegen. Die erſten waren eine Eigenheit ſeines Naturells, die anderen ein Ergebniß ſeiner Grundſätze. Mit der Liebe zum Genuſſe verband er Mäßigung; die Le-

bensfreuden sollten nicht den Adel der geistigen Reize entbehren. Es war ihm ein Bedürfniß, Freunde zu haben und zu bewirthen. Die, mit welchen er bei seinen kritischen Streifzügen in Zwiespalt gerieth, nöthigte seine Liebenswürdigkeit, sobald sie ihn sprachen, zur Versöhnung. Auch seine große Belesenheit und seine ausgebreiteten Kenntnisse beweisen einen Hedonismus edlerer Art. Obgleich er nicht ohne Ehrgeiz war, so söhnte er sich doch neben Goethe, Herder, Schiller allmählich mit der zweiten Rolle aus und mehr Werth legte er darauf, daß man ihn nach seinem Charakter schätzte und liebte. Mit Horaz hatte er die Abneigung vor dem Hofleben und dem Zwange eines Amtes gemein. Darin daß er den Adel ablehnte, liegt vielleicht ein Zug von antikem Bürgersinne. Immer pries er die unabhängige Stellung eines Weltbürgers und er beneidete seine Diogenes und Aristipp um ihre Freiheit. Der Kosmopolitismus hatte auch Lessing, Herder, Hippel, Jean Paul, ja die ganze Zeit ergriffen. Man fand es unnatürlich, daß die Erde durch politische Grenzen, die Gesellschaft durch Stammhaß, religiöse Dogmen, Standesunterschiede zerstückelt wurde, und sehnte sich nach einem Zustande, in welchem sich die reine Menschlichkeit darstellte und alle Völker der Erde sich als eine Familie fühlten. Diese Gesinnung, die mit ihr verbundene Toleranz, galt für die Blüthe der Humanität und ihre Ausbildung für die schönste Frucht der humanistischen Studien. Unmittelbar hing mit dieser Sympathie für das Weltbürgerthum auch die Neigung zum Landleben zusammen. Wieland glaubte, er fange nun erst recht an Mensch zu sein, als er sich auf seine Villa zu Osmannstädt, wo er 1798—1803 wohnte, zurückzog. In seinem idyllischen Otium erquickte er sich theils an der Natur, was allein ihn schon von den Franzosen unterscheidet, theils an seinen Studien, und wenn ihn philosophische Freunde besuchten, fühlte er sich glücklich wie die Alten auf ihrem Tusculanum und Sabinum. Auch die rusticalischen Beschäftigungen seiner Kinder erfreuten ihn durch das Bild des einfachen Naturlebens, welches er über Alles liebte. Daß der alte Gegner der Phantastik sich hier zum Theil in solche idealische Illusionen einwiegte, ist eine Inconsequenz, die ihm zur Ehre gereicht. In seinen späteren Lebensjahren trafen ihn herbe Verluste, doch ertrug er sie mit Fassung. Einst schrieb er an Merck (1783): Es ist Etwas in der Natur des Menschen, das mir seine Herrlichkeit vor allen anderen lebendigen Wesen mehr beweist, als alle seine übrigen gepriesenen Vorzüge, und dies ist, daß er, wie er auch gedrückt worden sein mag, sich immer wieder aufheben kann; daß er,

wenn's ja nicht anders möglich wäre, wie Milton's Teufel ſich aus dem Böſen ſelbſt eine Art von Glück ſchaffen kann [1]). Endlich läßt ſich wol ſchwerlich annehmen, daß Wieland an ſeinem Todestage, indem er ſeine Freunde verſammelte, ihnen ſeine Lehren empfahl und dieſen Tag für den vergnügteſten ſeines Lebens erklärte, den Sokrates auch nur ſpielte; die Aehnlichkeit befremdet jedoch und mag wol durch den Bericht vergrößert ſein [2]).

Wieland's Schriften haben nach ſeinem Tode weder im Guten noch im Böſen auf unſere Literatur bedeutend eingewirkt, wenn wir von jenen allgemeinen Einflüſſen, die wir eben nachgewieſen, abſehen und nur auf unmittelbare Nachahmungen Rückſicht nehmen. Das, wozu er angeregt, entwickelte ſich noch vor ſeinen Augen, wie er denn ſelbſt die meiſten ſeiner Nachfolger überlebt hat. Sein Einfluß iſt vorzüglich in drei Richtungen kenntlich. Seine Darſtellung des griechiſchen Alterthums pflanzt ſich in einer Reihe von Romanen fort, in denen Charaktere und Begebenheiten aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte behandelt ſind. A. G. Meißner (1753—1807) iſt als ſein unmittelbarer Schüler zu betrachten. In ſeinem Alcibiades (1781—88) erinnert nicht nur die Darſtellung an Wieland, indem jene Miſchung von Geſchichte und Dichtung, von Erzählung und Reflexion, von didaktiſchen Excurſen und Dialogen wiederkehrt, ſondern wir finden auch daſſelbe Schwanken zwiſchen glänzenden Fehlern und zufälligen Tugenden, wobei denn zuletzt die Bewunderung an den großen Naturgaben des Helden hängen bleibt und Alles durch den Satz abgethan wird, daß Niemand anders ſein kann als er iſt, wie denn auch Alcibiades eben Alcibiades geweſen. Die ähnlichen Romane von J. A. Feßler (unter denen eine Verherrlichung des Marc-Aurel 1790, des Ariſtides und Themiſtokles 1792) konnten durch ihre ernſtere Haltung für den noch bedeutenderen Mangel an poetiſchem Intereſſe nicht entſchädigen. Endlich reiht ſich hier Lafontaine an, der durch nichts weiter an Wieland erinnert, als durch die ganz moderne Färbung der Stoffe. Seine Romulus und Remus, ſagt A. W. Schlegel, ſind nicht von einer Wölfin, ſondern von einer Schafmutter geſäugt [3]). Seine Helden ſind den Feinden ſchrecklich, doch ebenſo gefühlvoll ſchwärmen ſie mit ihren ſympathetiſch geſtimmten Schönen und Alles athmet Sanftmuth, Liebe und Weisheit.

---

[1]) „Briefe an Merck" (1835), 402.

[2]) Knebel, „Literariſcher Nachlaß" (1835), III, 109.

[3]) „Kritiſche Schriften", I, 308.

Andere wie Nicolay und Alxinger suchten mit Oberon zu wetteifern. Sie blieben jedoch weit hinter Wieland zurück und haben nur das Verdienst, daß sie das Interesse für das romantische Epos rege erhielten und die Romantiker veranlaßten, die wahrhaft ideale Seite des Ritterthums aufzudecken. Bei weitem wichtiger waren die Folgen, welche sich an Wieland's Auffassung der Poesie knüpften, wiewol auch hier sein Einfluß sich darauf beschränkt, daß er große Entdeckungen nur veranlaßt hat. W. Heinse (1749—1803) übertraf Wieland an Geist, Phantasie und poetischem Schwunge. Die Anakreontiker sowol als Wieland selbst hatten, indem sie die Poesie von der Herrschaft moralischer und didaktischer Zwecke befreiten, zugleich die Emancipation der Sinne im Auge. Sie alle wurden jedoch theils durch wissenschaftliche Beschäftigungen, theils durch die stoischen Elemente des Horaz, theils überhaupt durch ein tieferes gemüthvolles Wesen in der kühleren Sphäre des Maßes zurückgehalten, ja es fehlte nicht an ernsten Bemühungen, die Verbindung zwischen der sinnlichen Grazie und dem sittlich Schönen zu befestigen. Heinse kannte kein solches Gegengewicht. Er verfolgte die sinnliche Richtung Wieland's bis zu ihrer äußersten Grenze. Um das Kunstgebiet völlig zu säubern, bot er den moralischen Forderungen Trotz und verwarf mit ihnen zugleich Alles, was uns sonst auf dem Wege zur Vernunftfreiheit vorleuchtet. Dagegen machte er das Sinnliche selbst zum Gehalte des Schönen und verwechselte das physische Leben der Gestalten mit dem Geistigen. Während Wieland bei seiner Liebe zur Natur nur den gewöhnlichen idyllischen Neigungen nachhing, betrachtete Heinse die Schöpfung in pantheistischer Weise. Ströme, Berge und Felsen, die aus verborgenen Tiefen hervorquellende, unbesiegbare und ewige Kraft der Elemente sind die Gottheiten, welche er anbetet. Hierin zeigt er sich von den Zeitideen ergriffen, welche Goethe in der Periode des Werther aussprach. In gleicher Weise betrachtet Heinse die Cultur als eine Verwahrlosung der reinen Menschheit, da sie mit dem Widerstande gegen die natürlichen Begierden und Leidenschaften alle Kraft und Wahrheit ausrotte. In Goethe's Briefen aus der Schweiz, dem Anhange zum Werther, wird der Anblick der nackten Gestalt des Menschen mit eben demselben Entzücken geschildert, welches Wieland den jungen Platonikern beilegt, wenn sie einer Theophanie gewürdigt werden, und dem entspricht es im Ardinghello (1787), dem wichtigsten Romane Heinse's, daß sich eine ganze Gesellschaft entkleidet, um im Anblicke der vollkommensten Schönheit zu schwelgen. Man sehnte sich nach jenem goldenen

Zeitalter der griechischen Dichter, in welchem sich alle Haine mit Adonis und Venus bevölkerten, keine Kleider die Erscheinung zur Lüge machten, keine Ehen den natürlichen Zug der Liebe unterdrückten und die Kinderzeugung der vornehmste, ebenso erhabene wie beglückende Beruf wäre. Dies Alles ist mit einer trunkenen Phantasie dargestellt, doch oft auch mit der keuschen Kälte der Kunstsprache und der Philosophie, wie Heinse denn auch Xenophon und Plato, Phidias und Prariteles zu seinen Heiligen zählte. Daß aber, selbst wenn diese Verehrung der Sinnlichkeit nur als eine begierdelose Anschauung des Schönen erscheinen will, doch die Quelle des poetischen Schwunges nur in der Begierde zu suchen ist, und daß die Sehnsucht nach der gesunden, reinen Natur nur eine Verhüllung der völligen inneren Fäulniß war, beweist schon Heinse's Wohlgefallen an Hoffmannswaldau und an Petronius, den er 1773 übersetzt hatte. Wieland erschrak über Folgerungen, welche weit über seine Absichten und Ahnungen hinausgingen; doch vermochte er nicht sein System, welches er nach dieser Seite hin mit aller Schärfe ausgebildet sah, zu läutern, sondern dies war den Romantikern vorbehalten, die anfangs in ihren Verirrungen oft mit Heinse zusammentrafen.

Verbesserungen.

S. 22 in der ersten Note lies sum für cum, die zweite Note ist zu streichen.
S. 31 Zeile 21 von oben lies Schwung für Sprung.
S. 41 in der Inhaltsanzeige des Capitels lies Subjectivität für Sentimentalität.
S. 303 Zeile 7 von unten lies Criginger für Cringiger.
S. 325 Zeile 21 von oben lies Finkelthaus für Finkelhaus.
S. 334 Zeile 16 von unten lies zugesellt für zugestellt.
S. 346 Zeile 8 von oben lies Hyeu für Hyen.
S. 479 Zeile 11 von unten lies unermüdliche für unvermeidliche.
S. 552 Zeile 17 von oben lies Goeze für Götze.
S. 561 Zeile 3 von oben lies hervortreten für hervorzutreten.
S. 565 Zeile 7 von unten lies seine für seiner.
S. 614 Zeile 19 von oben lies Absurditäten für Absurdidäten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SEP 1 7 1934